

Paul Cauer

Grundfragen der Homerkritik

2. Auflage

GRUNDFRAGEN

DER

HOMERKRITIK

VON

PAUL CAUER

ZWEITE, STARK ERWEITERTE UND ZUM TEIL
UMGEARBEITETE AUFLAGE

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL
1909

ADOLF KIRCHHOFF

ZUM GEDÄCHTNIS

VORWORT.

Im Sommer 1905 teilte mir der Herr Verleger mit, daß eine neue Auflage der Grundfragen notwendig geworden sei. Deren Herstellung ist dann dadurch, daß ich im Herbste desselben Jahres Wohnort und Amt zu wechseln hatte, länger als erwünscht gewesen wäre hingezogen worden. Die äußeren Schwierigkeiten, unter denen die neue Bearbeitung schließlich vollendet wurde, können kaum ohne Einfluß auch auf die Gestalt des Werkes geblieben sein. Es soll mir lieb sein, wenn hier und da hervortretende äußere Ungleichmäßigkeiten, unnötige Ausführlichkeit in der Mitteilung von Belegstellen und dergleichen die einzigen Spuren sind.

Der Umfang des Buches ist von 20 Bogen auf 34 angewachsen. Über das innere Verhältnis zur ersten Auflage ist im »Schluß« kurz berichtet. Auch die Inhaltsübersicht läßt erkennen, nach welchen Seiten die frühere Ausführung des Planes erweitert worden ist. Daß in dieser Beziehung immer noch manches zu tun bleibt, weiß ich selbst am besten. Vor allem hätte ich gewünscht, Metrik und Syntax mit hereinziehen zu können, für die durch Otto Schroeders »Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte« und Kurt Wittes »Singular und Plural« neue, zu Prüfung und Verwertung einladende Beiträge geboten waren. Aber die spärliche Muße, die einer doppelten Berufstätigkeit abgewonnen werden konnte, reichte dazu nicht mehr aus, so daß ich den Ausbau nach dieser Seite hin einer etwaigen dritten Auflage vorbehalten muß.

Mit großer Geduld hat der Herr Verleger die langsam vorschreitende Arbeit begleitet und, indem er niemals drängte, das Seinige getan, um dem Verfasser die Ruhe zu erhalten und so zum Gelingen mitzuwirken. Da während des letzten halben Jahres Ausarbeitung und Druck nebeneinander hergingen, so ergaben sich, bei einem ohnehin ziemlich bunten Manuskript, mancherlei Störungen, die der Druckerei und dem Setzer empfindlich sein mußten, von

ihnen aber mit rühmenswerter Sicherheit überwunden wurden. Es ist mir Bedürfnis den Dank dafür hier öffentlich auszusprechen.

Gern würde ich alle die nennen, teils befreundete Gelehrte teils auch fernerstehende, die in mündlichem oder schriftlichem Gedankenaustausch das Werk haben fördern helfen; doch müßte das Vorwort dann einen allzu persönlichen Charakter annehmen. Nicht schweigen aber darf ich von der starken und vielseitigen Anregung, die eine Reihe von Gesprächen mit Georg Loeschcke im Herbst 1907 mir geboten hat. Besonders trifft dies für die drei letzten Kapitel des zweiten Buches zu — womit jedoch nicht etwa irgend etwas von Verantwortung auf ihn abgewälzt, sondern nur der Wunsch begründet sein soll, daß die Verwertung, die manche Gedanken von ihm gefunden haben, ihn nicht enttäuschen möge. Dasselbe gilt in bezug auf die ausgedehnte und eindringende Hilfe, die mit unveränderter Freundschaft Ewald Bruhn geleistet hat. Wie vor 14 Jahren so hat er auch diesmal eine vollständige Korrektur gelesen und nicht nur im Kleinen vieles gebessert, sondern aus dem Reichtum eigenen Wissens und Denkens Wesentliches zur Berichtigung und Vertiefung beigesteuert.

In einer nicht unfreundlichen, in der Hauptsache allerdings widersprechenden Rezension der ersten Auflage war gesagt worden, meine Arbeit bleibe auch innerlich, wie Schwarz auf Weiß bezeugt sei, »Adolf Kirchhoff in dankbarer Verehrung gewidmet.« Keine Zustimmung hat mich so gefreut wie dieser Einwand. Daß von der Grundanschauung aus, zu der ich gelangt zu sein glaube, manche Resultate der Kirchhoffschen Kritik nicht festgehalten werden können, liegt auf der Hand. Wie sehr aber diese Grundanschauung selbst, auch da wo sie von der meines Lehrers abweicht, durch die Richtung des Forschens und Fragens, die er eingeschlagen hat, bestimmt ist, war mir selbst früher kaum so deutlich geworden wie jetzt. So kann ich dem Buche keinen besseren Wunsch auf den Weg geben, als mit dem ich es zum erstenmal hinaussandte: daß es dem Namen des Mannes Ehre machen möge, der erlaubt hatte es ihm zuzueignen.

Münster i. W., im Februar 1909.

PAUL CAUER.

INHALT.

GRUNDFRAGEN DER HOMERKRITIK.

»Du hast nicht recht!« Das mag wohl sein;
Doch das zu sagen ist klein.
Habe mehr recht als ich! Das wird was sein.

Goethe.

EINLEITUNG.

Homer ist das Problem der Probleme. Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seit Wolf seine Prolegomena schrieb, und noch will der Streit, den sie angeregt haben, kein Ende nehmen. Nicht einmal die Nebenfrage, von der Wolf ausgegangen war, ist entschieden, in welchem Verhältnis die homerische Poesie zur Schrift stehe oder, wie wir heute die Aufgabe stellen müssen, wann Ilias und Odyssee zuerst aufgeschrieben worden seien. Wenn wir aber weiter wissen wollen, ob denn nun die großen Epen die Schöpfung eines einzigen oder das Werk vieler sind, so drängt sich uns vollends eine Menge widerstreitender Antworten entgegen, von denen jede einzelne dadurch nicht viel an Zuverlässigkeit gewinnt, daß sie von ihrem Vertreter mit Zuversicht vorgetragen wird. Der Gelehrte strikter Observanz pflegt auf jeden herabzulächeln, der über Homer mitspricht und nicht erkennen läßt, daß ihm Voraussetzungen und Formeln der kritischen Analyse geläufig sind; die große Zahl aber der gebildeten Verehrer des Dichters, und unter ihnen doch auch mancher philologisch gebildete, läßt sich den Glauben an den einen schöpferischen Genius, Homer, nicht ausreden. Seitdem gar ein Forscher wie Erwin Rohde diese Partei durch das Gewicht seiner Stimme verstärkt hat, ist weniger als je zu erwarten, daß sie bald nachgeben werde. Dabei steht für den, der sich eine feste Meinung bilden möchte, die Sache jetzt nicht mehr so einfach wie vor fünfzig Jahren, wo noch die Schlagworte »Einheitshirte« und »Liederjäger« ihren Sinn hatten. Auch wer in der Schärfe auflösender Kritik an Lachmann sich anschließt und vielleicht über ihn hinausgeht, bemüht sich doch, was der Stifter der Schule nicht getan hatte, daneben der unverkennbaren Einheit im Epos zu ihrem Rechte zu verhelfen, die Frage zu beantworten, wie und wo und wann der durchgehende Plan entstanden sei, der trotz aller Widersprüche die Handlung zusammenhält. Und wer umgekehrt die

Einheit z. B. der Odyssee verteidigt, behauptet doch nicht, daß Homer nach Vollendung der Ilias mit α 1 angefangen und bis ω 548 die vierundzwanzig Gesänge in ihrer jetzigen Reihenfolge verfaßt habe. Auch er wird genötigt sein ältere und jüngere Bestandteile zu sondern, diese oder jene Partie dem eigentlichen Dichter abzusprechen, sei es daß er sie für unecht hält und einem Interpolator zuweist oder daß er annimmt, Homer habe hier aus älterer Poesie ein Stück aufgenommen und mit nur leiser Bearbeitung in sein eigenes Werk eingefügt. So haben sich die feindlichen Standpunkte einander genähert; jeder hat, indem er den andern zu widerlegen suchte, das Wahrheitsmoment, das auch drüben vorhanden war, mehr und mehr anerkennen müssen und es so unwillkürlich zu einem Teile der eignen Ansicht werden lassen. Wer heute mit unbefangenem Sinn etwa Rohde und Wilamowitz liest und die Art, wie sie die Entwicklung der homerischen Poesie sich denken, vergleicht, wird finden, daß beide der Sache nach keineswegs durch unversöhnlichen Gegensatz getrennt sind.

Danach könnte nun gerade jemand meinen, der Tag des Friedensschlusses nahe heran; doch hat das noch gute Wege. Und sollte wirklich einmal für Ilias und Odysse die homerische Frage »gelöst« und begraben werden, so würde sie auf anderen Gebieten lebendig bleiben oder von neuem erwachen. Lachmann war ja von den Nibelungen aus zu Homer gekommen; aber die klassische Philologie hat mit dem von ihm ererbten Kapital freier und selbständiger weiter gearbeitet als die deutsche, so daß diese in unsrer Zeit in der Lage war von der Schwesterwissenschaft etwas für die Anregung zurückzuempfangen, die sie ihr einst gegeben hatte. Das Gleiche gilt für das Verhältnis zwischen Homerkritik und Bibelkritik. In dem Vorwort zu seinen Homerischen Untersuchungen, das an Julius Wellhausen gerichtet ist, hebt Wilamowitz den Parallelismus der Aufgaben hervor und erneuert damit eine innere Beziehung, deren sich Wolf selber deutlich bewußt gewesen war. Der Analyse des Pentateuchs steht die der Evangelien zur Seite, für die sich allmählich doch die Grundanschauung durchsetzt, daß sie eine rein philologische Tätigkeit ist oder werden muß. Wieder in einen anderen Kreis versetzen uns die Forschungen, die man begonnen hat der juristischen Literatur der Römer zuzuwenden, um aus den Sammlungen und Aufzeichnungen der Epigonen die klassischen Werke der Blütezeit in Reinheit und Vollkommenheit

wiedererstehen zu lassen. Platon, Thukydides, Herodot haben heute jeder seine »homerische Frage«. Aber wir brauchen gar nicht im Altertum zu verweilen, wenn wir Beispiele finden wollen. Lehrs war wohl der erste, der die Homerforscher an den Faust erinnerte. Um gegen Lachmanns Kritik die Person des einen Dichters wieder glaublich zu machen, wies er auf die Widersprüche und Anstöße hin, die in Goethes Lebenswerk als Spuren seines allmählichen Wachstums stehen geblieben seien. Die Analogie hat allgemeine Anerkennung gefunden, aber sie wirkt in umgekehrter Richtung: Homer wird nicht wie Goethe, Faust wird wie die Ilias betrachtet. Mit Faust hat man Hamlet oft zusammengestellt; und er ist ihm gerade auch als Gegenstand der Kritik nahe verwandt. Die Untersuchung wird darauf ausgehen, die Elemente zu scheiden, die Shakespeares Genius in eins verschmolzen hat, aus ihnen frühere dichterische Bearbeitungen der Hamletsage in ihren Grundzügen wiederherzustellen und wird in der Verfolgung des poetischen Motivs vielleicht bis in die Gedankenwelt antiker Tragödien emporsteigen.

Überall haben wir, an mannigfaltigen Stoffen und in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Umgebungen, doch im wesentlichen die gleiche Sachlage: ein Werk der Literatur, das den Ertrag einer durch wechselnde Formen fortgeführten geistigen Tätigkeit abschließend darstellt, das nun nicht mehr, wie es von naiven Lesern geschah, bloß als ein fertiges genossen sondern als ein werdendes begriffen werden soll. Auch die Methode der Forschung ist, so ungleich nach Art und Menge die äußeren Hilfsmittel sind die in ihren Dienst treten, doch in der Hauptsache immer wieder dieselbe: das einzelne Werk muß aus sich heraus verstanden, in seinen Teilen geprüft und verglichen, nach dem Gesamtbilde dann, das man so gewonnen hat, wieder jeder Teil beurteilt und an seinen Platz gestellt werden. Bedenkt man, wie jung verhältnismäßig das Interesse für Arbeiten dieser Art ist, wie lange Zeit unsere Wissenschaft (und mit vollem Recht) fast ausschließlich mit der Vorarbeit beschäftigt war, den äußeren Bestand dessen was überliefert ist festzustellen, wie noch unter den jetzt lebenden Gelehrten die Ansicht nicht ausgestorben ist, daß diplomatische Kritik der eigentliche Inhalt der Philologie sei: so wird man geneigt sein zu glauben, daß die homerische Frage, als Typus eines methodischen Problems gefaßt, ewige Dauer besitzt. Alle jene innerlich

verwandten Aufgaben, von denen hier ein paar Beispiele genannt wurden, müssen mit dem Rüstzeug bearbeitet werden, das an Homer ausgebildet und erprobt worden ist; und jede wird dann wieder zu seiner Vervollkommnung etwas beitragen. Der Vergleich mit der Faustkritik lehrt, wie wenig im Grunde die Frage nach der Person des Autors bedeutet, die dort ja im voraus gelöst ist. Und wer sich einmal klar gemacht hat, was im Nibelungenliede aus historischen Verhältnissen und Personen der Völkerwanderung geworden ist, der wird vorsichtig werden in der Annahme bestimmter geschichtlicher Ereignisse, von denen in Ilias und Odyssee eine Kunde erhalten sein könnte. Der Gedanke an die Kodifikation des römischen Rechtes kann vor dem Irrtum warnen, der noch heute verbreitet ist, daß die Aufzeichnung des Epos gerade in der Zeit seiner Blüte habe erfolgen müssen. Und so werden von allen Seiten her, je weiter die Betrachtung sich vergleichend ausdehnt, neue Anregungen, neue Einsichten, neue Fragen sich ergeben.

Aber auch in einem andern Sinne trägt die homerische Forschung einen universellen Charakter: es gibt schlechterdings keinen Zweig der Philologie, den sie nicht mitpflegen müßte, um von ihm Nutzen zu ziehen. Homer steht am Eingang der griechischen Literatur; auf alle Späteren hat er eingewirkt, ist von jedem irgendwie verstanden oder mißverstanden worden; seit der Zeit der Ptolemäer hat sich dann eine fortlaufende gelehrte Arbeit seiner bemächtigt, der wir eine Fülle wertvoller Nachrichten verdanken: so wird, wer Homer ganz erkennen will, gezwungen alle Perioden des griechischen Geisteslebens bis in die spätesten hinab mit seinem Blicke zu umspannen. Doch auch abgesehen von dieser zeitlichen Ausdehnung, es ist als ob der alte Dichter eine ähnliche Vielseitigkeit, wie er selbst sie besessen hat, von seinen Erklärern verlangte; jedenfalls weiß er diejenigen zu strafen, die sich solcher Forderung entziehen. Welchen Schaden hat die Absonderung der sogenannten höheren Kritik gestiftet! Unbekümmert um Sprache, Versmaß, religiöse Anschauungen, Kulturverhältnisse suchte man allein durch logische Analyse die Fugen der Komposition aufzudecken und die ursprünglichen Teile herzustellen; dabei konnten keine richtigen Resultate gewonnen werden. Das ist kein Vorwurf für die großen Männer, die mit genialer Kraft diese Methode der Untersuchung begründet haben, nur für manche von den kleinen, die ihnen gefolgt sind, und namentlich für die, welche heute noch bei diesem

Verfahren beharren. Auf der andern Seite die Textkritik ist durch Ludwich entschieden gefördert worden; aber er selbst hat den Nutzen seiner mühsamen Arbeit schwer beeinträchtigt, indem er sich nicht entschließen mochte den Zustand der homerischen Sprache unbefangen anzusehen und aus ihm die oft unentbehrlichen grammatischen und metrischen Normen für die Beurteilung der einzelnen Lesarten zu entnehmen. Die zentrale Stellung des sprachlichen Problems wurde von Fick erkannt, der die sachliche Analyse des Inhaltes der Epen dadurch ergänzen wollte, daß er den mundartlichen Bestand in den verschiedenen Partien verglich. Aber die Art, wie er diesen vortrefflichen Gedanken durchführte, war nicht geeignet ihm bei Fernerstehenden Vertrauen zu erwecken. Er setzte eine bestimmte Theorie über die Entstehung von Odyssee und Ilias als diejenige voraus, die von der »höheren Kritik« bereits erwiesen sei, und beschränkte sich auf die Aufgabe, diese Theorie nun nachträglich auch durch sprachgeschichtliche Beweismittel zu stützen, wobei er denn, da die Rechnung nirgends recht stimmen wollte, gedrängt wurde der eigenen Logik wie dem Text der Gedichte Gewalt anzutun.

So einfach, wie Fick meinte, läßt sich die Verbindung zwischen den verschiedenen Zweigen der Forschung nicht herstellen: durch Anregung neuer Fragen können sie sich gegenseitig fördern, nicht durch Mitteilung fertiger Antworten. Dies gilt in allen Beziehungen. Auch die scharfsinnigste und besterwogene Hypothese, die durch Zerlegen der Handlung nach inneren Widersprüchen und Übereinstimmungen gewonnen ist, kann nicht beanspruchen, daß die von ihr gebotene chronologische Anordnung der Teile für den Metriker oder den Kulturhistoriker oder den Mythologen einfach maßgebend sei. Und umgekehrt: man kann versuchen, und man hat zum Teil versucht, nach metrischen Erscheinungen, nach den Verhältnissen der Kultur, nach der Art wie die Götter wirkend dargestellt sind, das Epos in seine älteren und jüngeren Lagen aufzulösen. Aber man soll nicht meinen mit einer einzelnen dieser Methoden das Gesamtproblem zu bewältigen, und etwa erwarten, daß die Schichten, die durch das Überwiegen älterer oder jüngerer Formen des Hexameters abgezeichnet werden, zugleich das reinliche Bild einer klar abgestuften Kulturentwicklung geben, oder daß die Stücke, die den religiösen Anschauungen nach die ältesten sind, auch den ursprünglichen Kern der Handlung hübsch abgerundet

und in sich geschlossen darbieten werden. Die Untersuchung muß auf jeder Linie besonders geführt werden. Getrennt marschieren und vereint schlagen, ist auch hier der richtige Grundsatz. Nur freilich muß, damit das zweite möglich werde, auch das erste von vornherein nach einem deutlichen und umfassenden Plane geschehen; und jede der einzelnen Kolonnen muß das Ihrige tun, um die Fühlung mit den neben ihr herziehenden zu erhalten.

Daß diese Pflicht oft versäumt wird, bedarf leider keines Beweises. Man braucht nur zu sehen, wie Männer, die auf benachbarten Gebieten arbeiten, also aufs beste einander ergänzen könnten, statt dessen in heftiger Polemik sich ereifern, einer dem andern das Recht und die Bedeutung der Aufgabe, die er gerade sich gewählt hat, abstreiten. Die persönliche Erbitterung, die dadurch genährt wird, ist nicht einmal die schlimmste Folge. Die Wissenschaft selbst muß leiden, indem sie durch Isolierung ihrer Zweige der befruchtenden Anregung verlustig geht, die herüber und hinüber wirken könnte. Diesem Übel entgegenzuarbeiten ist der Zweck, den ich dem vorliegenden Buche gesetzt habe. Indem ich darin einige der wichtigsten prinzipiellen Fragen erörtere und entweder zu entscheiden oder der Entscheidung zu nähern suche, will ich zugleich den Zusammenhang deutlich machen, der zwischen scheinbar getrennten Aufgaben der Homerkritik besteht, und die Wege bezeichnen, auf denen die von verschiedenen Seiten her geführten Untersuchungen sich gegenseitig fördern können.

Erstes Buch.

Textkritik und Sprachwissenschaft.

Wo der Herstellung eines Textes wissenschaftliche Arbeit gewidmet wird, da ist immer das natürliche Ziel, ihn so zu drucken, wie der Verfasser selbst ihn niedergeschrieben hat. Für Schriftsteller der neueren Zeit läßt sich das mit ziemlicher Vollkommenheit erreichen; aber auch für alte und älteste schwebt es doch als Aufgabe vor, die überall den entscheidenden Maßstab abgibt, und deren Lösung eigentlich nur durch tatsächliche Schwierigkeiten oder praktische Rücksichten beeinträchtigt wird. Bei Homer ist es prinzipiell unmöglich die Aufgabe so zu fassen. Die Person des Dichters selbst ist in Dunkel gehüllt. Und wenn wir darauf verzichten es zu durchdringen und in unbestimmter Mehrzahl von den Verfassern sprechen, so bleibt doch die Frage: haben sie überhaupt geschrieben, oder war es ihnen genug zu sinnen und zu sagen? Irgend einmal sind ja die beiden Epen aufgeschrieben worden: waren die, welche das taten, selbständige Dichter oder nur die Ordner des Überkommenen? Und was war auf sie gekommen: schon unsere Ilias und Odyssee in ihren Hauptteilen, oder zerstreute Elemente älterer Poesie, aus denen etwas Zusammenhängendes erst geschaffen werden mußte? Im Grunde ist das eben jene Frage, ob die Dichter geschrieben haben, nur in anderer Wendung. Sie wird uns später um ihrer selbst willen beschäftigen. Hier sollte sie nur daran erinnern helfen, daß die Aufgabe der Textkritik bei Homer nicht nur schwer zu lösen sondern fast noch schwerer zu stellen ist. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie im Laufe der Untersuchung ihren Platz und ihre Gestalt ändert.

Erstes Kapitel.

Handschriften.

Für die Befestigung und Verbesserung der unentbehrlichen Grundlage, die alle Arten von Homerkritik in der handschriftlichen Überlieferung suchen müssen, haben die letzten Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Auf Arthur Ludwichs kritische Ausgabe der Odyssee ist neuerdings die der Ilias gefolgt. Unabhängig von ihm haben in England Walter Leaf und, in dessen Sinne weiter arbeitend, T. W. Allen die Handschriften der Ilias nach neuen Gesichtspunkten untereinander verglichen und zu gruppieren gesucht und haben damit, neben manchem Gewinn im einzelnen, die allgemeine Frage nach der Geschichte des Homertextes der Lösung ein gutes Stück näher gebracht. Endlich sind durch die Papyrusfunde unsere bisherigen Ansichten über diese Geschichte aufs schwerste erschüttert und, obwohl bald eine ruhigere Auffassung Platz griff, doch dauernd auf eine neue Grundlage gestellt worden, auf deren Verbreiterung und Befestigung wir noch hoffen dürfen.

Ludwichs Odyssee erschien 1889 und 1891; auf dem Titel stand: Recensuit et selecta lectionis varietate instruxit A. L. Der Herausgeber hatte einen Teil der von La Roche (1867) benutzten Hdss. wieder verglichen, außerdem aber mehrere, die bisher unbekannt oder wenig beachtet geblieben waren. Drei von ihnen erklärte er auf Grund sorgfältiger Prüfung, worüber die Praefatio berichtete, für älter als — von den Papyris abgesehen — alle übrigen Odyssee-Hdss.; nach ihnen im wesentlichen hatte er den Text hergestellt[1]. Es

[1]) Auf sie bezieht sich die Leydener Dissertation von P. C. Molhuysen, De tribus Odysseae codicibus antiquissimis (1896), deren Verfasser alle drei vollständig verglichen hat und manche Nachträge zu Ludwichs Apparat bringt. Allen hat dann für seine soeben (in der Bibliotheca Oxoniensis) erschienene Odyssee-Ausgabe weitere Hdss. in ansehnlicher Zahl herangezogen. In der Praefatio gibt er eine Einteilung aller in 17 Familien,

waren dies: ein Mediceus (Laur. 32, 24) des zehnten Jahrhunderts, ein Laurentianus (52) derselben Zeit und ein Palatinus (45) aus dem Jahre 1201. Danach sah die Varietas lectionis ziemlich anders aus als bei La Roche, der Text selbst war nicht wesentlich geändert. Wenn bis dahin Immanuel Bekkers Ausgabe von 1843 als beste Darstellung des überlieferten Textes gegolten hatte, so zeigte sich jetzt, daß sie dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gewesen war.

Die neu herangezogenen Hdss. waren den früher benutzten auch darin ähnlich, daß doch keine von ihnen eine Schreibweise zeigte, die im Druck einfach hätte beibehalten werden können. Im Laurentianus 52 (*F*), derselben Hds., der wir eine so wertvolle Lesart wie das später noch zu würdigende ὣς ἔφατ᾽, αὖτάρ οἱ αὖτις πόρον verdanken, ist zwar α 440 τρητοῖσι λεχέεσι in λέχεσσι, γ 84 δίου Ὀδυσσέως in Ὀδυσσῆος richtig korrigiert; aber α 225 hat dieselbe zweite Hand τίπτε δέ σε χρεώ in δέ σε χρειώ, σ 57 τούτῳ δέ με ἶφι δαμάσσῃ in τοῦτο δέ με verdorben; dicht beieinander stehen σ 294 ἐυγνάμπτοισιν ἀραρυῖαι und 296 ἠλέκτροις ἐερμένον. In den 331 Versen des Buches ζ hat *F* mehr als 30 unmetrische Schreibungen: ἀνέφελος 45, ἔριψε 115, δοάσατο 145; ἦε φιλόξενοι 121; χαίρουσι δὲ πατὴρ 30, κατέχευεν χάριν 235; ἀλλ᾽ ἐγὼν αὐτός 126, πὰρ δ᾽ ἄρ᾽ Ὀδυσσῆι θέσαν 248, δὸς δέ μοι ῥάκος 178, μιν λούσασθαι ποταμοῖο 216; Φαιήκων ἐς πόλιν ἴμεν (sic) 298. Diese Beispiele mögen genügen. Ludwich hat in den meisten Fällen die dem Metrum entsprechende Form oder Wortverbindung hergestellt: ἀλλ᾽ ἄγ᾽ ἐγὼν αὐτός 126, δὸς δὲ ῥάκος 178, λοῦσθαι 216, Φαιήκων ἴμεν ἐς πόλιν 298 usw., wobei er sich in der Regel auf das übereinstimmende Zeugnis der übrigen Hdss. oder doch der besten unter ihnen stützen konnte. Immer ging das nicht an: φιλόξενοι 121 haben die meisten und besten, χαίρουσι δέ 30 gar alle Hdss. Doch lassen wir die übrigen und begnügen uns für jetzt festzustellen, daß eine der ältesten und wertvollsten Urkunden der Odyssee an metrischen Anstößen reich ist, also, wenn danach ein lesbarer Text gedruckt werden soll, der emendierenden Hand des Herausgebers bedarf.

Für die Ilias steht es etwas anders; ganz ohne Fehler dieser Art ist jedoch auch der Venetus *A* nicht. Nur ein paar Proben:

---

in deren keiner mehr als eine der 5 teils bei La Roche teils bei Ludwich bevorzugten Hdss. erscheint. Eine Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses und des Wertes der angesetzten Gruppen kündigt er für später an.

Πηλέως υἱέ Π 21, τοῦ γ' ἰθὺς βέλος πέτετ(ο) Υ 99, ἀπ' ὀφθαλμῶν ἐκέδασ' ἀχλύν Υ 341, τεταρπώμεθα Ψ 10 (anders 98), ὅτι τάχιστα Ψ 11 (anders 403), Βορέῃ als Versanfang Ψ 195, παρὲξ ἐλάσσῃσθα Ψ 344, μέγα (für μέλαν) δέ ἑ κῦμα Ψ 693, οὔτ' Ὀδυσσεύς Ψ 119, αὖτ' ἔριψε Ψ 842 (anders 845), μύσαν ὅσσ' ὑπὸ βλεφάροισιν Ω 637. Man muß auch Αἶᾱν Ἰδομενεῦ τε Ψ 493 als unmetrisch rechnen; denn wenn hier vom Schreiber Länge des α ausdrücklich markiert ist, so geht daraus nur hervor, daß er selbst sich des Anstoßes bewußt war, ebenso wie in der zu Ψ 697 (κάρη βάλλονθ' ἑτέρωσε) beigeschriebenen Variante βᾱλόνθ'. Nicht immer war eine Korrektur glücklich. Λ 333 steht δουρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem ει, aber Κ 230 δουρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem υ. Δ 542 war die ursprüngliche Lesart des Venetus χειρὸς ἑλοῦσ' ἀτὰρ βελέων; daraus hat der Korrektor gemacht ἑλοῦσα αὐτάρ, also nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen einander aufheben. Der Syrische Palimpsest hat Ὀδυσσεύς statt Ὀδυσεύς Ψ 709. 719, 755, aber ποσί statt ποσσί Ψ 749, Ἀχιλῆος statt Ἀχιλλῆος Ω 309. — Das sind bekannte Erscheinungen, an die hier nur kurz erinnert werden sollte; sie zeigen, daß man auch der besten Überlieferung gegenüber nicht ganz ohne metrische Korrekturen auskommt und daß im Grunde nur über das Maß solcher Korrekturen gestritten wird.

Als beste Überlieferung erweist sich der Venetus *A* durch die Korrektheit des eigenen Textes; wertvoller ist er durch den Reichtum an Nachrichten über die Textkritrik der Alten. Daß beide Vorzüge innerlich zusammenhängen, möchte man annehmen; der Tatbestand spricht aber dagegen. Ludwich hat gezeigt (AHT. I 131—146), daß Text und Scholien in dieser Handschrift ursprünglich gar nicht zusammengehörten, vielmehr Randbemerkungen und beigeschriebene Varianten oft einen andern Text voraussetzen, als den dem sie jetzt beigeschrieben sind, und daß dieser letztere weit davon entfernt ist, selber die aristarchische Rezension darzustellen. Unter 104 Stellen im ersten Gesange der Ilias, für welche Aristarchs Lesart überliefert ist oder erschlossen werden kann, sind 32, an denen der Venetus *A* im eignen Texte diese Lesart nicht hat (AHT. II 177 ff.). Und unter den 72 Fällen, in denen er zu Aristarch stimmt, kommt es nur einmal vor, daß er mit dieser Übereinstimmung unter den Hdss. allein steht (A 241 τότε); in allen übrigen Fällen gibt es mehrere — meistens ist es die große Mehrzahl, oft die Gesamtheit —, die Aristarchs Lesart ebenfalls

in ihrem Texte haben. Man darf also schließen: wenn von der venezianischen Hds. nur der Text, ohne alle Scholien und beigefügten Varianten, erhalten wäre, so würden wir in ihr zwar eine brauchbare Vulgata, doch keinen Anhalt haben, um der alexandrinischen Textgestalt näher zu kommen.

Walter Leaf[2]) war es, der diesen Schluß zog, und aus ihm die Frage ableitete: gibt es andere Urkunden, die uns in dieser Beziehung bessere Dienste leisten? Er ging auf zwei untereinander nahe verwandte Codices zurück, deren hervorragenden Wert zuerst C. A. J. Hoffmann behauptet und begründet hatte[3]), Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, beide aus dem 14. Jhdt., und verglich sie mit denjenigen beiden, die in La Roches Apparat nächst *A* den ersten Platz einnehmen, Laurentianus 32, 3 (*C*) und Laurentianus 32, 15 (*D*), beide aus dem 11. Jhdt. Um einen sicheren Maßstab für die Schätzung einer Hds. zu gewinnen, suchte er jedesmal festzustellen, wie viele unter den ihr eigentümlichen Lesarten auf alte Überlieferung zurückgingen. Und hierfür gab es mehrere Anhaltspunkte. Eine Lesart konnte (1) durch Didymos oder Aristonikos als alt bezeugt sein, und zwar entweder so, daß sie einem der drei großen Alexandriner zugeschrieben war (1 *a*), oder so, daß sie nur irgendwie von Didymos oder Aristonikos erwähnt war (1 *b*); sie konnte aber auch auf andere Weise als alt erkennbar sein (2), indem sie z. B. mit ἐν ἄλλῳ oder γράφεται im Venetus *A* beigeschrieben war oder in einem Grammatikerzitat bei Eustathios vorkam. An dritte Stelle kamen dann Lesarten, die, an sich brauchbar, einer Hds. eigentümlich, sonst aber nicht bezeugt waren. Nach dieser Methode gewann Leaf in bezug auf 1 und 2 folgendes Bild:

	1 *a*	1 *b*	2	zusammen
C	2	3	2	7
D	10	5	13	28
Vind. 5 u. Lips.	42	12	37	91

Die Inferiorität von *C*, der Vorzug der beiden von Hoffmann empfohlenen Hdss. sprang in die Augen. Leaf hatte gewiß recht: die bisherige Überschätzung der Hds. *C* beruhte darauf, daß sie einen leidlich korrekten, bequem benutzbaren Durchschnittstext

2) Leaf, The manuscripts of the Iliad, Journal of Philology 18 (1889) S. 181 ff. und 20 (1892) S. 237 ff.

3) Hoffmann, Das 21. und 22. Buch der Ilias, nach Hdss. und Scholien herausgegeben. Clausthal 1864.

darstellt, während jene beiden durch eine Menge von Fehlern entstellt sind, zwischen denen man das Gute erst mühsam heraussuchen muß. Aber diese Mühe lohnt sich denn doch. Wenn ein Text unter den Lesarten, die er mit keinem andern gemein hat, so viele nachweislich alte enthält, so ist die Vermutung berechtigt, daß auch unter den übrigen ihm eigentümlichen Lesarten manche altüberlieferte versteckt sein werden. Dieser Gedanke trägt weiter: mit der von Leaf angegebenen Betrachtungsweise ist ein Mittel gewonnen, um überhaupt die Ilias-Hdss. auf ihren Wert und auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu prüfen.

Leaf selbst hat die Arbeit noch ein Stück gefördert. Er hat für sich alle Stellen gesammelt, an denen in den Scholien oder bei Eustathios eine alte Variante bezeugt ist — »rund 2000« —, und hat auf diese Stellen hin mehrere Hdss. durchgesehen, wobei besonders zwei Pariser (Grec 1805 und Supplément grec 144) als wertvoll anerkannt wurden. In großem Umfang hat dann Allen die Aufgabe ergriffen und hat 79 italienische Hdss. der Ilias nach der Leafschen Methode durchforscht und zu gruppieren gesucht[4]). Abgesehen von wenigen, die sich durch ungewöhnliche Selbständigkeit oder ungewöhnliche Kontamination der Einordnung entzogen, glaubt er 15 Familien unterscheiden zu können, und vermutet daß auch die außeritalienischen Hdss. unter eine oder die andere dieser Familien fallen werden. Insbesondere gilt ihm das (S. 112) von jenen beiden, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, die der von ihm angenommenen Familie *h* nahe stehen und wesentlich dazu beitragen können, deren gemeinsamen Charakter zu erkennen. Diese Gruppe — der Allen aus Italien 8 Hdss. zurechnet, unter ihnen als älteste einen Marcianus (458) des 12. oder 13. Jahrhunderts, mit Ξ 419 beginnend — überragt auch hier, wie früher bei Leaf, alle andern an altem Besitz; im einzelnen sind natürlich die Zahlen etwas verändert, da Allen eine viel größere Menge von Hdss. in die Vergleichung hereingezogen hat, so daß manche Lesart, die früher isoliert erschien, jetzt in mehreren Exemplaren auftritt. Auch in der Klassifizierung der Lesarten hat Allen etwas geändert, indem er die Kolumnen 1 *a* und 1 *b* zusammenfaßte und in Kolumne 2 als altbezeugt auch solche Lesarten rechnete, die in

4) T. W. Allen, The text of the Iliad, Class. Rev. XIII (1899) p. 110—116. Daran schließen sich weitere höchst wertvolle Aufsätze von ihm in demselben und in den folgenden Bänden der gleichen Zeitschrift.

einem Papyrus sich finden. Danach hatte die Familie *h* unter 184 ihr eigentümlichen Lesarten 49, die von Didymos und Aristonikos erwähnt werden, und 7, die durch die Randscholien in *A*, durch Eustathios oder einen Papyrus als alt erwiesen sind (etwas anders später; s. S. 24). Die vier an Wert zunächst stehenden Familien hatten zwar von der zweiten Art durchschnittlich ebensoviel, von der ersten aber, also Lesarten die als Bestandteile ältester kritischer Wissenschaft gesichert sind, zusammen nur 12, gegen 49 in *h*. Wir dürfen hoffen, daß auch unter den übrigen für *h* charakteristischen Lesarten, die durch kein Parallelzeugnis äußerlich gestützt sind, Brauchbares und Gutes sich finden werde.

Dieser Hoffnung widerspricht Arthur Ludwich, der aus den Vorarbeiten seiner eignen Ilias-Ausgabe heraus »Beiträge zur homerischen Handschriftenkunde« veröffentlicht hat[5]). Er rühmt die Verdienste der beiden Engländer, findet aber Allens Einteilung vorläufig nicht überzeugend und hegt namentlich Zweifel gegen die praktische Verwendbarkeit von *h*, weil in dieser Gruppe »die nichtsnutzigsten Fehler und abscheulichsten Interpolationen« in einer Üppigkeit wuchern, daß man »sich immer erst durch einen Wust »von offenkundigen Nichtsnutzigkeiten hindurchquälen müsse, ehe »man auf ein Goldkörnchen stoße, dessen Echtheit unbestreitbar »sei«. Von schlimmen Fehlern und Auswüchsen in *h* gibt Ludwich (S. 77—79) Proben — die sich leicht würden vermehren lassen[6]) —, durch die gezeigt werden soll, »daß oft hinter dem scheinbaren »Reichtum die sicheren Spuren des Verfalls und der Fäulnis zutage »treten«. So ist es freilich. Aber daraus folgt doch nur, daß es schwer ist den Archetypus von *h* wiederherzustellen; der Wert dieser Urhandschrift bleibt unberührt. Daß er bedeutend gewesen

5) In einer Festschrift für C. F. W. Müller, enthalten im 27. Supplementbande von Fleckeisens Jahrbüchern (1900) S. 31—81.

6) Abschwächungen des Ausdrucks wie θανόντας für δαμέντας Π 420, πόνος für φόνος Τ 214 (die umgekehrte Vertauschung Φ 137) wird niemand bevorzugen. Eine Unform wie ἴδοιε Ρ 681, ein unsinniges φαύειν für παύειν Φ 294 verraten den gedankenlosen Abschreiber. Oft erkennt man, was ihn vom Richtigen abgelenkt hat; z. B. die Erinnerung an eine geläufige Wortverbindung Ο 522, daß er ἐνὶ προμάχοισι μιγῆναι schrieb für δαμῆναι, oder Ρ 346, wo aus dem ἀρηίφιλος Λυκομήδης ein Μενέλαος wurde, weil dieser Name neben demselben Epitheton geläufiger ist, — oder die äußere Gestalt eines benachbarten Wortes: Ἕκτορα δῃώσαντα statt δῃώσαντε Χ 218, Γλαύκεια neben Θάλεια für Γλαύκη τε Σ 39.

sein muß, ist durch die ungewöhnliche Menge alter Grammatiker-Lesarten, die sie allein in den Text aufgenommen hatte, ein für allemal bewiesen. Welche sonst noch von den für *h* charakteristischen, d. h. sonst nirgends oder nur versprengt vorkommenden Varianten echt erscheinen und Vertrauen verdienen, muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden; die bloße Tatsache, daß eine Lesart in *h* erhalten ist, spricht noch nicht für sie. Wer sich also streng eine »Rekonstruktion des bestbeglaubigten Textes« zur Aufgabe gemacht hat, muß auf die Benutzung von *h* verzichten; wer aber darüber hinaus den Text zu emendieren wünscht und sich vor »inneren Gründen« nicht fürchtet, für den bietet *h* eine unverächtliche Fundgrube. Welche Stellung Ludwich selbst zu dieser Alternative eingenommen hat, soll später (Kap. 4) geprüft werden; jetzt mögen ein paar Beispiele anschaulich machen, was sich aus *h* gewinnen läßt.

Einen ersten Anhalt für unser Urteil geben gewisse Lesarten, über deren Ablehnung allerdings kein Zweifel sein kann. Σύν τε δύ' ἐρχομένω — καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν (K 224), dafür hat *h* ἐρχομένων, weil dem Schreiber die eigentümlich homerische Satzfügung nicht vertraut war. Für νηῶν ἐκφορέοντο (T 360) setzte er aus gleichem Grunde ἐκ νηῶν ἐφέροντο, für δεινὰ δ' ὁμοκλήσας προσέφη im Nachsatze (Π 706) δεινὸν ὁμοκλήσας. Wo Achill vom Strome bedrängt wird, Φ 241 f., ὦθει δ' ἐν σάκεϊ πίπτων ῥόος· οὐδὲ πόδεσσιν εἶχε στηρίξασθαι, ὃ δὲ πτελέην ἕλε χερσίν, gab der Subjektswechsel und gleich danach das scheinbar neu einführende ὃ δέ Anstoß; der Urheber von *h* glich beides aus und schrieb εἴα für εἶχε. Ω 392 ἐπὶ νῆας (statt ἐπὶ νηυσὶν) ἐλάσσας zeigt den nach späterer Denkgewohnheit korrekteren Kasus, I 354 ἵκοιντο (für ἵκανεν), N 329 ἀφίκοιτο (für ἀφίκοντο), K 239 μηδ' εἰ βασιλεύτερος εἴη (für ἐστιν) eine Vorliebe für den obliquen Modus in der Satzfügung. Wenn von denen, die an die Arbeit gehen, H 417 f. gesagt wird: τοὶ δ' ὡπλίζοντο μάλ' ὦκα, ἀμφότερον, νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην, so ist die Ungleichmäßigkeit ἀμφότερον . . . . ἕτεροι δέ der homerischen Redeweise ebenso natürlich, wie sie dem Regelbewußtsein eines Pedanten widerstrebt: *h* hat ἀμφότεροι. Umgekehrt ist Z 261 (ἀνδρὶ δὲ κεκμηῶτι μένος μέγα οἶνος ἀέξει), P 21 f. (συὸς κάπρου ὀλοόφρονος, οὗ τε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πέρι σθένεϊ βλεμεαίνει) das charakteristisch anschauliche Adjektiv durch das alltägliche Adverb ersetzt: μάλα ἀέξει, μάλιστα βλεμεαίνει. Fast in der gesamten

Überlieferung lautet I 73: πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδεξίη, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις; Aristarch schrieb πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: ἔχει δέ τι Ὁμηρικὸν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ". Durch γάρ wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (εὖ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang nicht verstanden[7]), und ihn beseitigt: εὖ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα. Zur Unzeit, klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb κάλλιστος für κάρτιστος.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch χεῖρε statt χεῖρα N 783, ἐγχριμφθείς statt ἐγχρίμψας Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen sein wird. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: ἐσθλὰ μὲν ἐσθλὸς ἔδυνε, χέρεια δὲ χείρονι δόσκεν. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in *h* lesen: χέρηι δὲ χείρονα, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. Οὔτε ποτ' ἀντεφέροντο μάχῃ (E 701), συμφερόμεσθα μάχῃ (Λ 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch *h* u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: μάχῃ ist abgeschliffen, μάχην als Objekt kraftvoll vorgestellt. — Εἰ μὲν δή μ' ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἕκτορι δίῳ, ὧδέ κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss.,

7) Ganz auf der Hand liegt der Sinn auch nicht, ist jedoch, wenn man Ton und Gebärde hinzudenkt, wohl zu empfinden: »Ich kämpfe (nur) »für meines Vaters und meine Ehre; denn daß der Sieg uns versagt »bleibt, weiß ich.«

unter ihnen *h*, bieten ῥέξας, und legen uns damit wieder eine ähnliche Frage vor. In welcher Richtung ist ein Abirren in der Überlieferung leichter zu verstehen? Nach dem Typus λάθε βιώσας ist griechisch gedacht ῥέξας θείης; das Partizip enthält nichts von dem Begriff der Vorzeitigkeit. Wie schwer es uns heute fällt, das feine Element der Aktionsart[8]) in den Formen des Aoriststammes zu empfinden, wissen wir aus Erfahrung; die durchgedrungene Variante ῥέζων scheint anzuzeigen, daß schon im späteren Altertum die Auffassung der Zeitformen sich vergröbert hatte. Nun haben wir umgekehrt M 101 (Σαρπηδὼν δ' ἡγήσατ' ἀγακλειτῶν ἐπικούρων) den Aorist, wo wir das Imperfekt erwarten, weil es in den vorangehenden Gliedern derselben Beschreibung durchweg gebraucht ist: εἵπετο 91, ἦρχε 93, ἦν 95, ἦρχεν 98. Wenn hier in *h* ἡγεῖτο steht, so sieht das zunächst wie eine syntaktische Korrektur aus, und dann wäre der Text von *h* wieder, wie in den zu Anfang besprochenen Fällen, der spätere. Aber ἡγεῖτο ἀγακλειτῶν gibt den Hiatus in der trochäischen Cäsur des dritten Fußes; Ahrens und Nauck haben gezeigt, daß dieser berechtigt war, doch aus Unverstand vielfach von Grammatikern und Abschreibern getilgt worden ist, indem sie Flexionsformen änderten, Flickwörtchen einsetzten[9]). So werden wir Nauck zustimmen, wenn er auch an unserer Stelle ἡγεῖτο für das Bessere und Echte hielt. — Kasus und Numeri von ἕκαστος, wo es in der Apposition steht, sind in den Hdss. oft verwechselt, worüber ich früher (Fleckeisens Jahrb. 125 [1882] S. 241 ff.) einige Beobachtungen und Vermutungen mitgeteilt habe. Nur genaue Besinnung auf den sachlichen und logischen Zusammenhang kann jedesmal entscheiden. Danach habe ich I 87 f., wo von den sieben Feldwachen erzählt wird — κὰδ δὲ μέσον τάφρου καὶ τείχεος ἷζον ἰόντες· ἔνθα δὲ πῦρ κήαντο, τίθεντο δὲ δόρπα ἕκαστος — den Plural gefordert und in meiner Ausgabe geschrieben; dasselbe hätte Σ 299 geschehen sollen, wo das vorhergehende ἐν τελέεσσι deutlich die Gliederung nicht in Personen sondern in Gruppen von Personen gibt. In *h* findet die Änderung an beiden Stellen auch eine äußere Stütze.

---

8) Vgl. hierüber die grundlegende Untersuchung von Gustav Herbig, »Aktionsart und Zeitstufe«, Idgm. Forschungen 6 (1898) S. 157—269. Danach ist λάθε βιώσας u. ä. erklärt in meiner »Grammatica militans«² S. 98.

9) Ahrens in seinen Homerischen Exkursen, Philol. 6 (1851) S. 11—27; jetzt Kl. Schr. I S. 123 ff. Nauck, Krit. Bem. VIII, BPt. 26 (1880) S. 210—219.

Auch in bezug auf die Wortwahl bietet *h* manchmal etwas minder Gewöhnliches, das eben dadurch den Eindruck der Echtheit macht, so daß es durch den geläufigeren Ausdruck der übrigen Hdss. korrigiert zu sein scheint. So könnte ἐς θάλαμον κατεδύσετο Ω 191 das Ursprüngliche sein statt κατεβήσετο. In diesem Falle wäre freilich mit der Änderung nichts gewonnen. Aber διαπρὸ αἰχμὴ ἱεμένη ῥῆξ' ὀστέον (M 184 f.) ist anschaulicher als das stereotype αἰχμὴ χαλκείη; obendrein steht eben dieses Beiwort im vorhergehenden Verse an derselben Stelle, so daß man leicht sieht, wie es von da hier eingedrungen ist. Ὀρινομένους ὑπὸ καπνοῦ ist nicht so treffend und charakteristisch gesagt wie ἀτυζομένους; so haben Θ 183 alle Hdss., I 243 nur einige, zu denen (nach Monro und Allen) die von *h* gehören. — Wie Priamos sieht, daß der geliebte Sohn dem gefährlichen Feinde stand halten will, ᾤμωξεν δ' ὁ γέρων, κεφαλὴν δ' ὅ γε κόψατο χερσὶν ὑψόσ' ἀνασχόμενος: so pflegt hier (X 33 f.) gelesen zu werden. In *h* heißt es λάζετο χερσίν: das ist an sich schwächer; aber es malt rührender die Bestürzung des Greises, und läßt Spielraum zu einer Steigerung am Schluß der Rede: ἦ ῥ' ὁ γέρων, πολιὰς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἕλκετο χερσὶ τίλλων ἐκ κεφαλῆς (77 f.). Daß Abschreibern κεφαλὴν λάζετο ungewohnt vorkam, zeigt die Erklärung ἥψατο, die in einer Handschrift (Marc. IX 2) in den Text gedrungen ist; so könnte (trotz Ψ 686) auch die Vulgata dem Wunsche zu helfen entsprungen sein.

Solches Bestreben braucht nicht immer zu etwas Verkehrtem geführt zu haben; innerhalb einer Sprache, die so viel Konventionelles enthält wie die homerische, konnte es auch dem Abschreiber einmal gelingen, durch leichte Änderung einen gefälligen Wechsel, vielleicht gar einen charakteristischen Zug hervorzubringen. Was H 186 in *h* steht φέρων ἀν' ὅμιλον Ἀχαιῶν, klingt weniger steif als die herrschende Lesart, die den Ausgang von 183 wiederholt, φέρων ἀν' ὅμιλον ἁπάντη. Aber wer möchte entscheiden, ob durch unbewußtes Zurückgleiten des Auges die Wiederholung oder durch wählerische Rücksicht die Abwechslung entstanden sei, ob Ἀχαιῶν oder ἁπάντη der Dichter gesagt habe? — Meriones heißt Π 619 δουρικλυτός, N 266 πεπνυμένος in demselben Formelverse (τὸν δ' αὖ . . . . ἀντίον ηὔδα); da er in Π das Wort nimmt, um dem Amas gegenüber seine Kraft im Speerkampf zu rühmen, in N, um einen Vorwurf zurückzuweisen, den er aus den Worten des befreundeten Führers Idomeneus herauszuhören meint, so sind beide

Epitheta gut an ihrem Platze. Aber wie N 254? Da kommt er, sich eine Lanze zu holen. Vortrefflich wäre δουρικλυτός, nach *h*, weniger lebendig[10]) πεπνυμένος nach den übrigen, zu denen ein Papyrus gehört. Das Bessere kann das Ursprüngliche sein; aber es kann auch anders gegangen sein. — Menelaos schilt N 620 ff. in längerer Rede die Troer, die ihm durch Entführung seiner Gemahlin schweren Schimpf angetan haben und jetzt die Schiffe der Achäer zu verbrennen trachten; während es sogar im Genusse — Schlaf, Liebe, Tanz und Gesang — für Menschen eine Grenze der Sättigung gibt, sind die Troer unersättlich im Kampfe. Dieser Gedanke bildet den Anfang wie den Schluß der Rede (621. 639). Wenn in solchem Zusammenhang mit dem Zorne des Zeus gedroht wird, ξεινίου, ὅς τέ ποτ᾽ ὔμμι διαφθέρσει πόλιν αὐτήν (625), so ist der Sinn deutlich: die frechen Angreifer sollen selbst ins Unglück gestürzt werden. Demgegenüber erscheint πόλιν αἰπήν, mit üblichem Beiwort, nichtssagend. Aber so haben *A* und die weitaus meisten Hdss., nur wenige, darunter die wichtigste der *h*-Familie (Lips. 1275), αὐτήν. Und diesmal ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß der sinnreichere Wortlaut vom Dichter herrührt, das geläufige Epitheton einem Abschreiber aus der Feder lief. Wir müßten sonst den Urheber von *h* für einen Mann halten, der auf Grund eindringender psychologischer Betrachtung in selbständigen Konjekturen glücklich war; und das würde zu der Vorliebe für das Gewöhnliche nicht stimmen, die wir vorher bei ihm kennen gelernt haben.

Auf Grund psychologischer Erwägung möchte ich noch an zwei Stellen die Form des Gedankens, die in *h* überliefert ist, als die ursprüngliche in Anspruch nehmen. Achill schließt sein Gebet für Patroklos mit dem Wunsche (Π 246 ff.): αὐτὰρ ἐπεί κ᾽ ἀπὸ ναῦφι μάχην ἐνοπήν τε δίηται, ἀσκηθής μοι ἔπειτα θοὰς ἐπὶ νῆας ἵκοιτο τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἑτάροισιν. Wenn einige, unter ihnen *h* und der Syrische Palimpsest, ἱκέσθω schreiben, so könnte das ja willkürliche oder unwillkürliche Vergröberung sein. Aber wir wissen durch Aristoteles (Poet. p. 1456^{b}, 15 f.), daß Protagoras an μῆνιν ἄειδε θεά Anstoß nahm, weil der Dichter im

10) Darauf hat Karl Franke hingewiesen: De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswalder Dissert. 1887) S. 28. Durch diese treffliche Arbeit ist die hier angewandte Betrachtungsweise zuerst angeregt worden.

Gebete den Imperativ anstatt des Wunschmodus angewandt habe; einen Versuch, dies zu rechtfertigen (κατὰ τὴν ποιητικὴν ἤ τοι ἄδειαν ἢ συνήθειαν), haben die Scholien (*A*) zu A 1 erhalten. Dieses Bedenken hat also die alten Erklärer beschäftigt. Nun ist die zweite Person des Imperativs in Gebeten ganz gebräuchlich[11]); in dritter steht — außer ἐχέτω Γ 282, das von anderer Art ist — naturgemäß der Optativ: τίσειαν A 42 im Gebete des Priesters, ῥέοι Γ 300 in einer Verwünschung derer, die den Vertrag etwa brechen sollten (ὁππότεροι πημήνειαν), εἴποι, χαρείη Z 479. 481 in Hektors Worten, sogar nach vorhergehendem δότε (476). Aber in all diesen Fällen ist die Stimmung anders, als da wo Achill den Freund in den Kampf sendet: der Sohn der Göttin ist gewöhnt, daß Zeus ihn hört (236 f.); und vollends jetzt ist er sich bewußt etwas zu leisten (239 f.), und meint dafür auch etwas fordern zu können. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß das kraftvolle ἱκέσθω vom Dichter beabsichtigt war und auf Grund undichterischer Bedenklichkeit in ἵκοιτο korrigiert worden ist. — Priamos klagt über die gefallenen Söhne (Ω 498 ff.): τῶν μὲν πολλῶν θοῦρος Ἄρης ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν· ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστυ καὶ αὐτούς, τὸν σὺ πρῴην κτεῖνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης. Wenn dem in *h* u. a. καὶ αὐτός gegenübersteht, so scheint auf den ersten Blick die Vulgata den besseren, ja ein *ipse quoque*, »ebenfalls«, überhaupt keinen rechten Sinn zu geben. Aber »selbständig« geht leicht in den Begriff »allein« über; und so wird αὐτός von Homer wirklich gebraucht: ἔχει δέ τε κίονας αὐτός α 53; Τυδεΐδης δ' αὐτός περ ἐὼν προμάχοισιν ἐμίχθη Θ 99. Das ist etwas ganz anderes: »Der mein einziger war und auch allein die Stadt beschirmte.« Leaf hatte vollkommen recht: einen so vortrefflichen Gedanken möchte man selbst durch Konjektur, wenn es darauf ankäme, herstellen. Für den Wert der Überlieferung, der wir ihn verdanken, legt er — καὶ αὐτός — das wirksamste Zeugnis ab.

---

11) Und zwar nicht bloß bei Anrufung der Musen, sondern in wirklichen Gebeten innerhalb der Erzählung: δός z. B. ζ 327. Γ 322. E 118, κοίμησον Π 524, ὄπασσον H 205, πέμψον K 464. Ω 310. Aus diesem Grunde kann ich der feinsinnigen Deutung, die Adolf Roemer (Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben, in den Abhandlungen der K. Bayer. Akad. I. Kl. XXII. Bd. III. Abt. [1904] S. 579 ff.) für die Formel ἄειδε, ἔννεπε gegeben hat, doch nicht ganz zustimmen.

Um so weniger ist es zu verstehen, daß Allen und Monro dem Beispiele Leafs nicht gefolgt sind und doch αὐτούς gedruckt haben. Ja, was soll man dazu sagen, daß sie an keiner der hier herausgehobenen Stellen die Lesart von *h* in den Text gesetzt haben? Geben sie damit nicht denen nach, welche den Gebrauchswert dieses Zweiges der Überlieferung für sehr gering halten? Niemand kann doch hoffen, für eine gewonnene Einsicht andere zu gewinnen, wenn er sich nicht selber entschließt nach ihr zu handeln. Solche Entschlossenheit würde auch für die Lösung der allerdings noch wichtigeren theoretischen Frage etwas genützt haben: wie kommt es, daß jene alten Varianten und diese guten Lesarten sich im Texte gewisser Hdss. erhalten haben? wo liegt der Ursprung dieser Familie? — Leaf hielt es für möglich, daß *h* der Abkömmlung einer alten, vielleicht voraristarchischen Ausgabe sei (Journ. of Philol. 18 [1890] p. 204). Da wäre es doch seltsam, daß sich von dieser Ausgabe sonst keine Spur und keine Erwähnung erhalten hätte. Auch ist die Menge der bewahrten alexandrinischen Lesarten, so sehr *h* damit andre Gruppen von Hdss. überragt, doch an sich nur gering; man würde nicht verstehen, wie in einer aus ältester Quelle direkt abgeleiteten Textgestalt gerade diese paar versprengten Reste des früheren Bestandes übrig geblieben sein sollten. Dieses Bedenken spricht freilich auch gegen die zweite mögliche Annahme: daß *h* auf die Textesrezension eines späteren zurückgehe, der, ähnlich wie der Verfasser des Viermänner-Kommentars, Ausgewähltes aus alter grammatischer Wissenschaft für sich oder seine Leser nutzbar machen wollte. Die tatsächliche Planlosigkeit der Auswahl bliebe wieder unbegreiflich. Allen, der diese Gründe sorgfältig abwog, meinte die Art, wie das alexandrinische Element im Texte von *h* erscheint, nur aus dem Wirken des Zufalls erklären zu können. So ist er zu einer dritten Hypothese gelangt: irgendein früher Abschreiber hätte Varianten am Rande notiert; ein späterer oder mehrere spätere hätten hier und da, ohne bewußtes Prinzip, nur etwa durch die äußere Form der Randbemerkung veranlaßt, diese als Korrektur genommen und in ihrer eigenen Abschrift verwertet; so sei allmählich eine kleine, scheinbar willkürliche Auswahl alter Lesarten in den Text gedrungen (Class. Rev. 14 [1900] p. 290 f.).

In *h* finden sich nach Allens letzter Zählung 221 charakteristische Lesarten, unter ihnen 71 (statt 56), die alten Varianten

entsprechen (vgl. oben S. 17). Diese lassen sich nach der aufgestellten Theorie erklären, die übrigen — mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl — zunächst nicht. Wie wir gesehen haben sind unter ihnen einige vortrefflich, so daß sie den Stempel der Ursprünglichkeit an sich zu tragen scheinen und gleicher Herkunft wie jene 71 sein sein könnten; andre deuteten auf nüchtern verstandesmäßige Überarbeitung hin, also auf ein bewußtes Eingreifen. Im ganzen glaube ich deshalb, daß für die Sonderstellung von *h* die rechte Erklärung erst noch gefunden werden muß und daß, wenn sie gefunden werden sollte, einen wesentlichen Anteil daran haben wird die Vorstellung von persönlicher Sinnesart und Arbeitsweise des oder der Menschen, die hier gewirkt haben. Eine Untersuchung dieser Frage kann aber nur unternommen werden auf Grund einer vollständigen Kollation aller in Betracht kommenden Hdss.; vielleicht hat Allen eine solche bereits in Händen. Möglich wäre es ja auch, daß durch eine überraschende Entdeckung uns ein Originalstück einer mit dem Archetypus von *h* verwandten Textgestalt beschert würde. Die Papyrusfunde, so gering an Umfang die einzelnen Stücke meistens auch sind, haben uns schon manche unverhoffte Aufklärung gebracht, freilich auch manches neue Rätsel aufgegeben.

Einzelne Papyrus-Hdss. bieten einen Text, der in seinem Bestand an Versen von der herrschenden Überlieferung aufs stärkste abweicht; die Frage, wie das zu erklären sei, soll uns im folgenden Kapitel beschäftigen. Zunächst fassen wir vorzugsweise die weit überwiegende Menge solcher Papyri ins Auge, die sich der Vulgata anschließen, in der Art ihrer Varianten und in manchen einzelnen derselben mit den Hdss. des Mittelalters übereinstimmen und deshalb derjenigen Stufe in der Geschichte des Homertextes zugerechnet werden können, die wir für die Archetypi dieser Hdss. ansetzen müssen[12]. Von unmittelbarer Verwandtschaft mit *A* oder einer

---

12) Arthur Ludwich hat im J. 1900 in den »Beiträgen zur homerischen Handschriftenkunde« (Fleckeisens Jahrbb. Suppl. 27 S. 34—36) ein genaues bibliographisches Verzeichnis aller auf Homer bezüglichen Papyri zusammengestellt. Für die neueste Zeit geben die Literarischen Übersichten in Wilckens »Archiv für Papyrusforschung« sicheren Anhalt, um die mannigfach zerstreuten Originalpublikationen aufzufinden.

der von Allen angenommenen Familien ist noch nicht viel zutage getreten[13]).

Auch auf dieser Stufe gibt es in nicht ganz geringer Menge Schreibungen, die, indem sie das Metrum verletzen, Korrektur fordern. Daß ein größeres Stück so annähernd frei davon ist wie die von Hunt im Journal of Philology (26 [1899] p. 25—59) mitgeteilten umfangreichen Abschnitte aus N und Ξ, erscheint als Ausnahme. Und doch begegnen auch hier Ξ 255 πειθεο ἐγω, 209 ομοιω[θη]ναι φ[ιλοτητ]ι, wo noch zwei der ältesten Zeugnisse denselben oder einen ähnlichen Überschuß von Silben bieten. Anderwärts finden sich, um einige Beispiele anzuführen: εχευαν für ἔχεαν Σ 347, ικανον μετα für ἵκοντο μετά Γ 264, δαις δε οι εκ für δαΐέ οἱ ἐκ Ε 4, αινιηνεσ für Ἐνιῆνες Β 749, ειλασσωμεσθα ανακ[τ]α Α 444, wo unsere Hdss. teils ἱλασόμεσθα teils ἱλασσώμεθ' haben. Der in unerträglicher Gestalt überlieferte Vers η 89 (ἀργύρεοι δὲ σταθμοὶ ἐν χαλκέῳ ἕστασαν οὐδῷ), den zu ändern sich auch Arthur Ludwich entschlossen hat, zeigt in einem Leipziger Papyrus (III, aus dem 4. Jhdt.; Blaß Ber. Sächs. Ges. d. Wiss. 1904 S. 211 f.) eben jene Form und Folge der Wörter. Ob ein bei Ζ 449 einmal an den Rand geschriebenes ευμμελιοιο Erklärung zu [ευμμελι]ω sein soll oder Variante, ist nicht sicher (Grenfell and Hunt, the Oxyrhynchus Papyri III [1903] p. 84 ff.). Möglich wäre auch das zweite; ein Vindobonensis (49) hat ἐυμμελίοιο im Texte, obwohl es vor Πριάμοιο eine Silbe zu viel ergibt. Auf der andern Seite wird der Vers unvollständig durch Schreibungen wie εκδυοντο für ἐξεδύοντο Γ 114, βοωπι ποτνια Σ 357, was übrigens hier und Ο 49 auch in *A* u. a. so geschrieben ist und von Aristophanes gebilligt wurde. Manchmal ist der Fehler von derselben oder einer späteren Hand korrigiert: τροιηθεν μολοντα Ω 492 im Bankesianus in τροιηθε geändert, in αθηναιης ζ 291 die Silbe ναι eingeklammert (Fayûm Towns and their Papyri [1900] p. 93), in ἀμφ οδυσσηα χ 281 das erste σ (The Oxychynchus Pap. III p. 91 f.); andrerseits in οσομενη

13) Auf eine Ausnahme hat Allen (Class. Rev. 13 [1899] p. 115) hingewiesen. Ein paar andere sind seitdem hinzugekommen. Ein Bruchstück aus Ζ (Pap. Ox. 445; Grenfell a. Hunt, The Ox. Pap. III [1903] p. 84 ff.) zeigt in Text und Scholien Verwandtschaft mit dem Venetus *A*; Stücke aus χ und ψ (Pap. Ox. 448; ebenda p. 94 ff.) stimmen mit zwei Hdss. (Vindobonensis 133 und Monacensis 519 *B*) in bemerkenswerter Weise überein.

Ω 172 ein zweites σ eingeschoben (Kenyon, Class. Texts from Papyri in the Brit. Mus. [1891] p. 100 ff.), [ο]νειδειον Φ 393 aus ονειδεον hergestellt (Grenfell and Hunt, New class. Fragments [1897] p. 5 ff.). Freilich kommt auch das Umgekehrte vor, daß ein Fehler erst hineinkorrigiert ist: χρυσῃ, wie E 724 der Vers verlangt, in χρυσεη (Pap. Oxyrh. 760), desgleichen χρυσηι in χρυσεηι Ω 699 (Pap. Mus. Brit. 128, Class. Texts [1891] p. 100 ff.), ähnlich wie an der vorher erwähnten Stelle (χ 281) im Harleianus dem richtigen Ὀδυσῆα noch ein σ übergeschrieben ist. Im ganzen finden wir — auch abgesehen von stärkeren Proben individueller Nachlässigkeit (The Oxyrhynchus Papyri III p. 91 f., N 58—99) — in den Papyris bestätigt, woran wir uns bei den Pergamenthandschriften erinnert haben: daß die Schreiber, und vermutlich ebenso die Leser, in früheren Zeiten an unmetrischen Silbengruppen weniger Anstoß nahmen als wir tun würden.

Fruchtbarer ist natürlich die Betrachtung der sprachlich guten und in positivem Sinne lehrreichen Lesarten, die wir den Papyris verdanken. Wenn wir, wie billig, den schon früher bekannten Bankesianus mitrechnen, so gibt es jetzt acht Stellen, an denen diese alten Niederschriften eine Konjektur bestätigen, die dem Digamma zu liebe gemacht war.

B 213 ὅς ῥ᾽ ἔπεα, dafür ὅσσ᾽ ἔπεα Pap. Mus. Brit. 126 (Kenyon, Class. Texts from Papyri in the British Museum [1891] p. 81 ff.). Der Text, dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. angehörig, mit Akzenten und Lesezeichen, war flüchtig und mit manchen Mißverständnissen geschrieben, die dann von einer zweiten Hand nur zum Teil korrigiert worden sind. Dabei ist ὅσσ᾽ stehen geblieben; es soll ὃς bedeuten, was Bentley gefordert, Bekker² (ὃς ϝέπεα) und Nauck geschrieben haben.

B 316 hat derselbe Papyrus τὴν δ᾽ ἑλιξάμενος, unmetrisch geschrieben für τὴν δὲ ἑλιξάμενος, während in allen übrigen Hdss. δ᾽ ἐλελιξάμενος steht. Durch die Lesart des Papyrus wird wieder Bentleys Korrektur bestätigt, welche diesmal auch Bekker² und Nauck nicht angenommen hatten; nur Payne Knight war der Entschlossene gewesen.

B 795 ist τῷ μιν ἐεισαμένη in allen Hdss. überliefert. Heyne forderte ϝεισαμένη, Bekker² schrieb ἐϝεισαμένη, Nauck τῷ μιν εἰσαμένη. Und so, ohne Vorsilbe, steht es in einem Oxforder Papyrus, den Petrie herausgegeben, Leaf für seine Ausgabe selbst verglichen hat.

Γ 103 οἴσετε δ' ἄρν' wurde von Heyne und Payne Knight durch Tilgung des δ' dem ϝ entsprechend geändert. Bekker[2] ist ihnen gefolgt, während Nauck die Korrektur nur unter dem Text erwähnt. Wieder jener Papyrus (Mus. Brit. 126) hat richtig οἴσετε ἄρν'. Eine einzelne dieser Schreibungen könnte man bei der schon erwähnten Flüchtigkeit der Schrift für zufällig halten; drei zusammen, innerhalb weniger hundert Verse, stützen sich gegenseitig.

Z 493 πᾶσιν, ἐμοὶ δὲ μάλιστα, τοὶ Ἰλίῳ ἐγγεγάασιν: statt dessen in einem alten Zitat (Epiktet diss. III 22, 108) μάλιστα δ' ἐμοί, τοί, und so haben nach Hoffmanns Vorgang Bekker[2] und Nauck drucken lassen. Ein Papyrus des zweiten oder dritten Jhdts. n. Chr. (The Oxyrh. Pap. III p. 84 ff., Nr. 445), in dem die Worte ebenso, ohne Kürzung des οι vor Ἰλίῳ, gestellt sind, hebt jeden Zweifel an der Richtigkeit der Korrektur.

Ψ 198 — — — — — — ὠκέα δ' Ἶρις
ἀράων ἀίουσα μετάγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Der Ausgang des ersten Verses ist einheitlich so überliefert; um des für Ἶρις angenommenen ϝ willen forderte Bentley ὦκα δὲ Ἶρις, und ihm ist Payne Knight gefolgt, während Bekker[2] und Nauck bedenklich blieben. Die Verbindung ὠκέα Ἶρις schien durch Fälle wie O 172, auch B 786. E 368. Λ 195 u. a. gestützt zu werden. Nachdem jetzt in einem Papyrus des 3. Jhdts. v. Chr. — allerdings einem der interpolierten Stücke, die uns im zweiten Kapitel beschäftigen sollen — die Lesart ΩΚΑΔΕΙΡΙϹ als überliefert zutage getreten ist, werden wir kaum zweifeln können, daß sie, auch in dem späten vierundzwanzigsten Gesange, die echte ist. Die Berechtigung des ϝ im Anlaute des Namens der Göttin hat neuerdings Menrad eingehend begründet: »Über die neuentdeckten Homerfragmente«, Sitzungsber. der Bayer. Akad. phil.-hist. 1897 II S. 328 ff.

Ω 320 διὰ ἄστεος ist aus dem Bankesianus bekannt und seit lange richtig verwertet, gegenüber dem unmetrischen δι' ἄστεος einiger Hdss. und der Vulgata ὑπὲρ ἄστεος. Auf diese Stelle müssen wir in anderem Zusammenhange (Kap. 4) zurückkommen.

γ 372 θάμβος δ' ἕλε πάντας ἰδόντας oder πάντας Ἀχαιούς, dafür hat ein Genfer Papyrus (Nicole, Revue de Philol. 18 [1894] p. 102) θάμβησε δὲ λαὸς Ἀχαιῶν. Er bestätigt also diejenige Lesart, durch die ein Anstoß beim ϝ vermieden wird. Wenn er sie zugleich modifiziert, so könnte das, was er bietet, auch an sich als das bessere erscheinen; denn die nicht gerade schöne Wieder-

kehr des ἕλε innerhalb von zwei Versen (372. 374) wird beseitigt, worauf Blaß, Interpolationen S. 14, rühmend aufmerksam gemacht hat. Es kann aber auch umgekehrt sein und der erste Herausgeber recht haben, daß die Scheu vor Eintönigkeit einem Schreiber Anlaß zur Korrektur gegeben hätte. Nach dem, was Kurt Witte (Singular und Plural [1907] S. 79 f.) über das sekundäre Auftreten des Singulars von λαός bei Homer gelehrt hat, wird man geneigt sein der zweiten Erklärung den Vorzug zu geben.

Zu den im vorstehenden gesammelten Fällen gesellt sich ein ähnlicher aus Hesiods Ἀσπίς, wo in V. 15 Gottfried Hermann statt des Versausganges οὐ γάρ οἱ ἦεν gefordert hatte οὐ δέ οἱ ἦεν, und dieses nun in einem Papyrus aus der Zeit um 400 n. Chr. zu lesen steht (Paris supplém. Grec 1099). Durch das alles wird die sprachgeschichtliche Textkritik, soweit sie darauf ausgeht die Wirkungen des ϝ wiederherzustellen, in erfreulicher Weise gestützt. Das Entsprechende kann man in bezug auf die Behandlung kontrahierter Vokale leider nicht sagen. Außer den schon erwähnten beiden Fällen, in denen das ε von χρυσέη nachträglich eingeschoben ist, findet es sich auch von erster Hand geschrieben in einem kleinen Stück aus dem 3. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 689[b]; Grenfell a. Hunt, New classical fragments [1897] p. 5): [χ]ρυσεην Δ 111; und auf demselben Blättchen steht Δ 113 [σα]κεα, in Übereinstimmung mit fast allen Hdss., statt des durch den Vers geforderten σακη. Vollends hart ist die Synizese ἦμος δ' ἑωσφόρος Ψ 226 auf einem Papyrus derselben Zeit, eben jenem, der uns das ὦκα δὲ Ἶρις erhalten hat (ebenda p. 5 ff.; Ludwich, Homervulgata S. 56 ff.). Dagegen ist erwünscht, auf dem Leipziger Papyrus (III) des 4. Jhdts. n. Chr., τηλεθάοντα η 114, allerdings nur als Bestätigung dessen, was an dieser Stelle auch die meisten Hdss. haben. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß Ω 192, wo κεχάνδει handschriftlich überliefert und auch für Aristarch bezeugt ist, ein Papyrus des 1. Jhdts. vor Chr. (Brit. Mus. 128) das von Fick (in seiner Ausgabe 1886) eingeführte ο in der Stammsilbe hat: [κεχ]ονδει. Wie πέπονθα zu πείσομαι ἔπαθον, so stellt sich κέχονδα zu χείσεται σ 17, ἔχαδε Δ 24 u. s., so daß Wackernagel recht hat, wenn er vermutet, daß κεχανδότα Ψ 268. δ 96 nur auf einem Textfehler beruhe (BphW. 1891 S. 1476). Derselbe Gelehrte fand durch eben diesen Papyrus Ω 681 seine Forderung (KZ. 28 [1887] 132) von πολαουρούς für πυλαωρούς unterstützt.

Viele werden Κ[λυται]μήστρης willkommen heißen, das Λ 113 einer der Oxyrhynchus-Papyri (Nr. 748, 3. Jhdt. n. Chr.) bietet, das älteste Beispiel dieser Schreibung in griechischen Handschriften, in denen sonst erst im 10. und 11. Jhdt. Κλυταιμήστρα neben Κλυταιμνήστρα auftritt. In den besten lateinischen Hdss. freilich ist *Clytaemestra* oder *Clytemestra* die vorherrschende Form; und die attischen Vasen lassen durchweg und zwar in zahlreichen Beispielen das ν weg. So ist die Vermutung entstanden, Κλυταιμήστρα sei der eigentliche und echte Name; und man muß fast fürchten für rückständig zu gelten, wenn man an μν festhält. Auch Paul Kretschmer hat sich, in seiner Untersuchung über den Dialekt der Vaseninschriften[14]), der neueren Ansicht angeschlossen. Ebenso möglich bleibt doch, daß μν lautlich in der Sprache des täglichen Lebens zu μ geworden wäre, wofür ja andere Beispiele aus dem Griechischen der Vasen vorliegen: Μήσιλ(λ)α, Ἀ[γ]αμέμμω[ν]. Die Entscheidung muß von einer anderen Seite her kommen. Papageorgios, der erste entschlossene Vertreter der Schreibung ohne ν, erinnerte an das Epitheton δολόμητις, das Klytämnestra bei Homer einmal hat (λ 422), und an die Worte Agamemnons in der Unterwelt (λ 429): οἷον δὴ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικές. Aber auch Ägisthos heißt in der Odyssee δολόμητις, fünfmal; und der angeführte Vers kann auch ohne etymologische Beziehung sehr wohl verstanden werden. Dagegen hat Bruhn in seinem Kommentar zur Taurischen Iphigenie (1894) hervorgehoben, daß die Königin vom Chor (208) bezeichnet wird als ἁ μναστευθεῖσ' ἐξ Ἑλλάνων, ohne Nennung ihres Namens; daraus ergebe sich klar, daß dem Euripides die Form Κλυταιμνήστρα, nicht Κλυταιμήστρα geläufig gewesen sei. Hier liegt die Sache anders als in dem Verse der Nekyia: der Dichter wollte nicht von einer schon vorher genannten Person etwas erzählen, sondern durch seine Worte den Namen der Person ersetzen. So glaube ich in der Tat, daß durch Bruhns glückliche Beobachtung die Frage entschieden ist, und zwar für Κλυταιμνήστρα.

Dem syntaktischen Gebiete gehört Γ 54 χραίσμοι an, wie in einem Papyrus aus Oxyrhynchus (Nr. 751) von zweiter Hand statt

14) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894) S. 167. In einer Anzeige dieses Werkes (WklPh. 1895 S. 1165) habe ich die oben vorgetragenen Bedenken zum erstenmal ausgesprochen. In ähnlichem Sinn hat dann Arthur Ludwich (Kritische Miszellen, Königsberger Progr. 1897) zu der Frage Stellung genommen.

χραίσμῃ hergestellt ist. Den Optativ hatte bisher nur eine Mailänder Hds.; Bekker[2] aber schrieb so, um die kondizionale Entsprechung herzustellen: οὐκ ἄν τοι χραίσμοι κίθαρις τά τε δῶρ' Ἀφροδίτης ἥ τε κόμη τό τε εἶδος, ὅτ' ἐν κονίῃσι μιγείης. Doch an einer ganz ähnlichen Stelle ist der Konjunktiv durch seine längere Form, die der Vers verlangt, gesichert, Λ 386 f.: εἰ μὲν .... πειρηθείης, οὐκ ἄν τοι χραίσμῃσι. Auch ρ 540 liegt die gleiche Gedankenverbindung unzweifelhaft vor. Danach sehe ich keinen Grund, von der so gut wie einstimmigen handschriftlichen Überlieferung dem Papyrus zu liebe abzuweichen, um so weniger als auch er ursprünglich den Konjunktiv hatte; die Korrektur kann durch eben die grammatische Erwägung veranlaßt worden sein, die später Bekker anstellte. — Isoliert stand bisher der Gebrauch des Mediums von ἕπω in der Verbindung ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτὸν Τρῶες ἕποντ(ο) Λ 473 f.; deshalb wurde dafür von La Roche u. a., auch von mir, aus Λ 483 das Aktiv eingesetzt. Jetzt bringt ein Papyrus (Oxyrh. 550) zu Λ 563—565 (ὣς τότ' ἔπειτ' Αἴαντα ..... Τρῶες ὑπέρθυμοι ... νύσσοντες ... αἰὲν ἕποντο) die Variante: ὥς ῥα τότ' ἀμφ' Αἴαντα κτλ., die mit Recht von Blaß gelobt wird. Denn das anschauliche ἀμφ' Αἴαντα ..... ἕποντο, am Anfang und am Ende einer ausgeführten Schilderung, ist dem homerischen Denken gemäßer als das logisch zusammengehaltene Αἴαντα ... νύσσοντες ... ἕποντο. Von hier aus findet dann aber das Medium auch in 474 seine Bestätigung. — Ein Bruchstück (α 81—102) aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., das in Bd. II der Tebtunis Papyri erscheinen soll und von Allen für seine Odysseeausgabe schon benutzt werden konnte, hat α 85 ὀτρύνομεν ὅττι τάχιστα, was, verglichen mit Ψ 71 (θάπτε με ὅττι τάχιστα, πύλας Ἀίδαο περήσω) und den dort zur Erklärung dienenden Stellen Ζ 340. Χ 129 f., sehr den Eindruck des Ursprünglichen macht.

In bezug auf den Wortgebrauch bieten die Papyri besonders an zwei Stellen interessante Abweichungen. Auf die eine, χ 130 ἄγχου τῆ[ς] statt ἄγχ' αὐτῆς (Pap. Ox. Nr. 448), hat Blaß hingewiesen: diese Lesart werde allen denen willkommen sein, die das αὐτοῦ attischen Gebrauches aus Homer austreiben wollen (Archiv III [1906] S. 265). In der Tat könnten wir uns freuen, die dem Epos ursprünglich fremde und erst in jüngeren Partien aufkommende Verwendung von αὐτοῦ im Sinne von *eius* hier beseitigt zu sehen; doch kann ου für αυ in einer wenn schon im ganzen guten Abschrift des 3. Jahrhunderts n. Chr. auch auf

Zufall beruhen. Sollte, wie beim ϝ, die Zahl der Beispiele sich mehren, so würde dieser Zweifel gehoben sein. — Wichtiger ist eine andre Variante, in einem Papyrus derselben Zeit, der aus Δ größere Stücke bewahrt hat (Mus. Brit. 136; Kenyon, Classical texts from Papyri etc. [1891] p. 93 ff.). In der Ἐπιπώλησις schilt Agamemnon, Δ 338 ff.:

ὦ υἱὸς Πετεῶο διοτρεφέος βασιλῆος,
καὶ σύ, κακοῖσι δόλοισι κεκασμένε, κερδαλεόφρον,
τίπτε καταπτώσσοντες ἀφέστατε, μίμνετε δ' ἄλλους;

Der Papyrus hat λόγοισι für δόλοισι, und das sieht wirklich wie etwas Altes und Gutes aus. Der Gedanke wird schärfer, wenn gerade ein Vorzug, die Redegewandtheit, zum Vorwurf gewendet wird. Und daß die Gelehrten des Altertums an dem seltenen λόγος bei Homer Anstoß nehmen, wissen wir auch sonst. In der Odyssee zwar (μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισι α 56) ist es unbeanstandet geblieben; in der Ilias aber gab es zu ἔτερπε λόγοις Ο 393 die Variante ἔτερπε λόων, deren Zweck deutlich ist. So läßt sich vermuten, daß auch Δ 339 λόγοισι das Ursprüngliche war.

Im übrigen wird man nicht allzu bereit sein dürfen, neue Lesarten deshalb zu bevorzugen, weil sie durch einen Papyrus bezeugt sind. Oft sind es wirklich keine Verbesserungen, wie οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη Β 204 statt des kräftigeren ἀγαθόν (Pap. Hibeh Nr. 19), ἀλλ' ἀκέων für ἀλλὰ ἑκών Ζ 523 (Pap. Ox. 445), ἦμαρ für ἄλκαρ Λ 823 (Genfer Pap.; Nicole, Revue de philol. 18 [1894] p. 107), ἐλαύνων für ἐλαύνειν, das erst von zweiter Hand wiederhergestellt ist, Ψ 434 (Mus. Brit. 128). Und auch, wo auf den ersten Blick die Variante etwas Ansprechendes hat, ist Vorsicht geboten. Wenn es Ξ 474 von Antenors Sohne heißt: αὐτῷ γὰρ κεφαλὴν ἄγχιστα ἔοικεν (Mus. Brit. 732; Hunt, Journ. of Philol. 26 [1899] p. 25—59), so ist κεφαλήν ja leichter verständlich als das sonst überlieferte γενεήν; aber eben deshalb könnte es aus früher Konjektur in den Text gekommen sein. Λ 525 mag ἐπιμὶξ ἵπποι τε καὶ ἄνδρες (Pap. Ox. 550) manchem natürlicher erscheinen als ἵπποι τε καὶ αὐτοί; und ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας steht Β 554. Π 167. Doch auch die Gegenüberstellung von αὐτοί ist nicht unerhört (αὐτῶν τε καὶ ἵππων Β 762); und das Schlichtere kann so gut wie vom Dichter auch vom Abschreiber eingesetzt worden sein. Patroklos hat in seiner Kindheit einen Spielgefährten erschlagen, dann, flüchtig, bei Peleus Aufnahme gefunden. Daran

erinnert die Seele des Verstorbenen im Traum den Achilleus (Ψ 87 f.): ὅτε παῖδα κατέκτανον Ἀμφιδάμαντος νήπιος, οὐκ ἐθέλων, ἀμφ' ἀστραγάλοισι χολωθείς. Wenn dafür in einigen Hdss. und nun in einem Papyrus (Oxyrh. 447) νήπιον steht, so wird man anerkennen müssen, daß dadurch ein neuer und rührender Zug in den Gedanken hineinkommt: die Harmlosigkeit des Unglücklichen, der dem Jähzorn des Knaben zum Opfer fiel, während νήπιος neben οὐκ ἐθέλων und nach vorhergehendem με τυτθὸν ἐόντα (85) entbehrlich erscheint. Anstoß aber gibt es nicht, und so wird man doch vielleicht vorziehen bei der Vulgata zu bleiben.

Im ganzen ist unser Vertrauen zu dieser, und zwar gerade zu ihrer reinsten Darstellung in *A*, durch die Papyri eher bestärkt als erschüttert worden. Dies gilt auch in bezug auf Athetesen. Ludwich hat (Fleckeisens Jahrb., 27. Suppl. S. 79) eine Reihe von Beispielen festgestellt, in denen Verse, die der Venetus entweder überhaupt nicht kennt oder erst von zweiter Hand eingefügt hat, auch in Papyris fehlen: E 42. 57. N 255. 316. Ψ 565. 804. Nicht in all diesen Fällen scheint mir die Auslassung ein Vorzug. Weder E 42 noch E 57 (dieser Vers auch in *A* nachgetragen) machen an sich den Eindruck müßiger Zusätze; vollends Ψ 804 ist für den grammatischen Zusammenhang kaum zu entbehren. Immerhin ist es bemerkenswert, daß gerade für Ψ die Abschrift, in der die beiden Verse fehlen, nach Buchstabenform und Schreibweise dem 1. Jhdt. vor Chr. zugewiesen wird (Brit. Mus. 128; Kenyon, Classical texts from papyri [1891] p. 100 ff.). Wir können also die Textüberlieferung, der *A* zugehört, die Vulgata der mittelalterlichen Hdss., bis zum Anfang unserer Zeitrechnung und noch darüber hinaus verfolgen. Bis dicht an die Zeit der Alexandriner kommen wir heran. Ist es möglich noch weiter aufwärts zu steigen?

Zweites Kapitel.

Die Vulgata.

Wolf glaubte, daß der in unsern Handschriften mit durchschnittlicher Übereinstimmung erhaltene Homertext auf der Rezension des Aristarch beruhe (Proleg. 256 sq.). Von neueren Forschern hat besonders Nauck diese Ansicht festgehalten und lebhaft vertreten. Er erinnerte gern (z. B. praef. Od. I p. X) an Proben der Verehrung, die Aristarch bei späteren Grammatikern genoß, und die stellenweise bis zum Aufgeben des eignen Urteils geführt hat. Zu πτερύγος B 316 lautet ein Scholion *A* (und fast wörtlich ebenso *T*): »πτερύγος« παροξυτόνως. καὶ ὁ μὲν κανὼν θέλει προπαροξυτόνως ὡς »δοίδυκος«· ἀλλ' ἐπειδὴ οὕτως δοκεῖ τονίζειν [so *T*; στίζειν *A*] τῷ Ἀριστάρχῳ, πειθόμεθα αὐτῷ ὡς πάνυ ἀρίστῳ γραμματικῷ. Und etwas Ähnliches finden wir, ebenfalls in *A*, zu ψευδέσσι Δ 235 bemerkt. Hier wird erst aus Herodian mitgeteilt, daß Aristarch ψευδέσι las wie σαφέσι, Hermappias dagegen ψεύδεσι wie τείχεσι, weil Homer niemals ψευδής außerhalb der Zusammensetzung (φιλοψευδής, ἀψευδής) gebraucht habe; und dann folgt das Urteil: καὶ μᾶλλον πειστέον Ἀριστάρχῳ ἢ τῷ Ἑρμαππίᾳ, εἰ καὶ δοκεῖ ἀληθεύειν. Das ist ja deutlich und aufrichtig gesprochen; und wenn alle Nachfolger Aristarchs so dachten, dann hat Nauck recht. Aber davon wissen wir nichts; die Person des Grammatikers, dessen Bekenntnis hier vorliegt, ist an beiden Stellen unbekannt. Es ist auch an der ersten nicht etwa Herodian; denn der wußte, weshalb Aristarch πτερύγος schrieb. Vereinzelte Äußerungen irgendwelcher unverständigen Epitomatoren oder gar eines einzigen dürfen wir doch nicht so verallgemeinern, daß wir um ihretwillen annehmen, Aristarchs Urteil sei für alle Folgezeit maßgebend geblieben. Das tut aber Nauck, wenn er (Mél. Gr.-Rom. III [1868] p. 14) erklärt, die »Verirrungen der aristarchischen

»Kritik« hätten deshalb so viel geschadet, »weil die aristarchische »Festsetzung des homerischen Textes in einem der kritischen »Methode ermangelnden Zeitalter fast kanonisiert wurde«. — Auf der entgegengesetzten Seite steht Arthur Ludwich. Frühere Äußerungen von ihm (AHT. II 198. 211) mußte man so verstehen, daß er dem Aristarch jeden Einfluß auf die Vulgata absprechen wolle. Später hat er die Frage in einem Programm und in einer größeren Monographie[1]) aufs neue behandelt und im Zusammenhange damit sein Urteil etwas modifiziert. Es lautet jetzt dahin (Homervulg. S. 15), daß der Text der homerischen Gedichte »im großen und ganzen un»geschädigt, aber auch ungeläutert durch das alexandrinische Fege»feuer hindurchgegangen« sei. — Eine vermittelnde Stellung scheint Wilamowitz einzunehmen, der in der »Einleitung in die griechische Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) auf diesen Punkt zu sprechen kommt. Er handelt dort (S. 138) über die kritische Tätigkeit von Aristophanes und Aristarch und meint, es sei keineswegs ausgemacht, daß ihre »Ausgaben« wirklich ausgegeben wurden; ja das sei »nicht einmal wahrscheinlich, da Aristarchs Ausgaben so »bald verschollen waren. Ἔκδοσις bedeutet bei den Grammatikern »durchaus nur ein Exemplar. Wie sich die Homertexte, die im »Buchhandel waren und blieben, dazu stellten, ist eine ganz andere »Frage. Notorisch ist der Einfluß Aristarchs sehr groß gewesen, »da wir nicht nur viele seiner Lesarten in unsern Hdss. lesen, »sondern auch Verse, die er ausgeworfen hat, verschwunden sind[2]), »Verse, die er erst eingesetzt hat, sich vorfinden.« — Wer von den dreien hat nun recht? Der Beisatz »notorisch« in Wilamowitz' Worten mahnt zur Vorsicht; und das Einschränkende »im großen und ganzen« bei Ludwich hält den Wunsch rege, wo möglich zu einer etwas bestimmteren Vorstellung zu gelangen. Dies ist um so nötiger, weil sonst die Gefahr besteht, daß im entscheidenden Augenblick die Einschränkung doch wieder vergessen werde, eine Gefahr, der Ludwich selber auch jetzt nicht entgangen ist (Homervulgata S. 46 f.).

1) Über Homerzitate aus der Zeit von Aristarch bis Didymos. Königsberger Vorles.-Verz. Okt. 1897. — Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898.

2) Dies nimmt Wilamowitz an für *B* 558, wovon später die Rede sein wird.

Schon vor den Alexandrinern gab es eine Vulgata des Homertextes; das beweisen die Stellen, an denen als Quelle einzelner Lesarten ἡ κοινή oder αἱ κοιναί oder αἱ δημώδεις zitiert werden (AHT. I 14 f.). Den Text eines weitverbreiteten Volksbuches zu beeinflussen ist immer schwierig. Aristarch hatte obendrein zahlreiche Gegner und hat mit manchen seiner Doktrinen nicht einmal die allgemeine Billigung der Gelehrten gefunden, geschweige denn die des großen Publikums. Didymos hätte sein Werk, eine Wiederherstellung der aristarchischen Rezension, wohl kaum unternommen und jedenfalls hätte es ihm nicht so viele Mühe gemacht, wenn nicht schon in seiner Zeit Aristarchs Lesarten zu einem guten Teil vergessen gewesen wären. Endlich ist es ja Tatsache, daß keine der vorhandenen Homer-Hdss., auch keine von denen die mit kritischen Zeichen versehen sind, genau den aristarchischen Text bietet. Von den Folgerungen, die sich daraus für die Schätzung und Verwertung unserer Hdss. ergeben, war im ersten Kapitel die Rede. Jetzt kommt es darauf an, durch Vergleichung zu prüfen, ob die voraristarchische Vulgata ebenso oder anders zu der Ausgabe des Alexandriners gestanden habe wie die spätere. Mit großem Fleiß hat Ludwich den Stoff zusammengebracht. Als Repräsentanten der alten Vulgata nahm er die Homerzitate bei Platon, Aristoteles und Äschines, für die nacharistarchische eine gleiche Zahl von Zitaten im Lexikon des Apollonios Sophistes. Bei jenen dreien fand er 30 Zitate, innerhalb deren aristarchische Lesarten bezeugt sind, bei Apollonios ebenso viele auf den ersten 18 Seiten der Bekkerschen Ausgabe. Unter jenen 30 Stellen sind 8 oder 9, für die wir auch Zenodots Lesart kennen[3]; unter den 30 Beispielen aus Apollonios Sophistes ist das 7mal der Fall. So kann neben Aristarch auch Zenodot an der früheren wie an der späteren Vulgata gemessen werden. Das Ergebnis ist dieses:

Aristarch stimmt mit der älteren Vulgata 19mal, stimmt nicht 11mal.

Zenodot stimmt mit der älteren Vulgata 2mal, stimmt nicht 6- oder 7mal.

Aristarch stimmt mit der jüngeren Vulgata 17mal, stimmt nicht 13mal.

3) Zweifelhaft ist *A* 16, wo die Annahme, daß Zenodot Ἀτρείδας gelesen habe, nur auf Kombination beruht.

Zenodot stimmt mit der jüngeren Vulgata 2mal, stimmt nicht 5mal.

In der Tat ein überraschend klares und einfaches Bild: Zenodots Verhältnis zur späteren Vulgata ist ebenso ungünstig wie das zur früheren, Aristarch steht zu beiden gleich günstig. Oder mit andern Worten: die Vulgata, die nach Aristarch galt, stimmt zwar in der Mehrzahl der Fälle mit seinem Text überein, aber nicht in einer größeren Zahl als die, welche vor ihm gegolten hatte. Damit scheint bewiesen: Aristarchs kritische Tätigkeit ist an der herrschenden Überlieferung des Homertextes spurlos vorübergegangen.

Aber reichte zu einem so kühnen Schluß das Material wirklich aus? Die Zitate bei Platon und Aristoteles mögen als Beispiele der Vulgata ihrer Zeit gelten; Apollonios jedoch war selbst Grammatiker, der hoffentlich über manches seine eignen Ansichten hatte: mit welchem Rechte nehmen wir seinen Homertext als Repräsentanten des zu seiner Zeit herrschenden? Und weiter, dürfen wir diesen Text der heutigen Vulgata gleichsetzen? — Unter den 13 Stellen, an denen Apollonios von Aristarch abweicht, sind nur 7, an denen alle unsere Hdss. ebenso von Aristarch abweichen. Für die 6 übrigen Stellen liegt die Sache anders, wie nachstehende Tabelle zeigt.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Δ 117	μελαινέων	μελαινάων	μελαινέων drei Hdss., darunter *A*, die andern μελαινάων.
E 757	καρτερὰ ἔργα	ἔργ' ἀίδηλα	ἔργ' ἀίδηλα zwei, alle übrigen καρτερὰ oder κρατερὰ ἔργα.
I 698	μηδ' ὄφελες	μὴ ὄφελες	μηδ' ὄφελες oder μὴ δ' ὄφελες die Mehrzahl, μὴ ὄφελες *A* und andre.
O 394	ἀκέσματ'	ἀκήματ'	ἀκέσματ' Lips., die übrigen ἀκήματ'.
Ω 347	αἰσυμνητῆρι	αἰσυητῆρι	αἰσυητῆρι *A* Syr. Lips. u. a., αἰσυμνητῆρι Gruppe *h*, Townl. u. a., αισυμητηρι Pap. Bankes[2].
ι 144	περὶ νηυσί	παρὰ νηυσί	geteilt zwischen παρὰ oder παρα und περὶ oder περι.

Hiernach muß man sagen, daß die Gestalt der Überlieferung, die in unsern Hdss. erhalten ist, sich näher an Aristarch anschließt,

als die Ausgabe nach der Apollonios zitierte: Aristarch erscheint im Vordringen begriffen. Aber auch für diesen Schluß, wie vorher für den entgegengesetzten, ist das Material doch zu wenig umfangreich. Ludwich verdient deshalb Dank, daß er die Vergleichung auf eine breitere Grundlage gestellt hat.

In dem bereits (S. 35) erwähnten Programm hat er aus der Zeit von Aristarch bis Didymos von sechs Schriftstellern (Dionysios Thrax, Philodemos von Gadara, Cicero, Nikolaos von Damaskos, Diodorus Siculus, Dionysios von Halikarnaß) alle Homerzitate gesammelt und die Form, in der sie dort überliefert sind, einerseits mit den Lesarten der Alexandriner, soweit solche sich feststellen lassen, andrerseits mit der heutigen Vulgata zusammengehalten. Dabei ergibt sich:

> Von Zenodot kommen 30 gesicherte Lesarten in Betracht. 28mal weichen die Zitate von ihm ab, 2mal stimmen sie mit ihm überein oder berücksichtigen seine Lesart; unsere Vulgata weicht 25mal von ihm ab, stimmt an zwei anderen Stellen mit ihm überein, in 3 Fällen schwankt sie.
>
> Von Aristarch kommen 76 gesicherte Lesarten in Betracht. 30mal weichen die Zitate von ihm ab, 44mal stimmen sie mit ihm überein, in 2 Fällen schwanken sie; unsere Vulgata weicht 26mal von ihm ab, stimmt 42mal mit ihm überein, in den übrigen Fällen schwankt sie.

Ludwich faßt das Resultat so zusammen: »Wo auch immer die »alexandrinischen Kritiker aus äußeren oder inneren Gründen die »Vulgata korrigieren zu müssen glaubten, blieben ihre Bestrebungen »in der Regel ohne praktischen Erfolg.« Ganz klar ist das wieder nicht: »wo auch immer« und »in der Regel« passen schlecht zueinander. Die Hauptsache aber ist richtig: die Vulgata der Zeit zwischen Aristarch und Didymos steht zu den Alexandrinern ziemlich in demselben Verhältnis wie die heutige; und damit ist bewiesen, daß Didymos und Aristonikos keine erkennbaren Wirkungen in der Textgestalt der gebräuchlichen Homerausgaben hervorgebracht haben.

Eigentlich aber war es nicht dies, worauf es ankam; die wichtigere Frage war: ob Aristarch selber solche Wirkungen ausgeübt habe. Um dies zu beurteilen, müssen wir noch einmal auf die Homerzitate des 4. Jahrhunderts v. Chr. zurückgreifen. Unter 30 waren 11, die von Aristarchs Text abwichen: wie sehen die

Stellen heute in den Hdss. aus? Diese Vergleichung hat Ludwich nicht angestellt, obwohl sie unerläßlich war um den Wert der von ihm gefundenen Zahlenverhältnisse zu kontrollieren. Hier ist die Übersicht[4]):

	Zitate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
Α 15	ἐλίσσετο	λίσσετο	λίσσετο *A* und zwei andere, die übrigen ἐλίσσετο.
Β 196	διοτρεφέων βασιλήων	διοτρεφέος βασιλῆος	διοτρεφέων βασιλήων Gruppe *h* u. a., διοτρεφέος βασιλῆος *A* u. a.
Η 64	πόντος ὑπ' αὐτοῦ	πόντον ὑπ' αὐτῇ	πόντος *A* u. a., πόντον Lips. u. a. αὐτῇ *h* u. a., αὐτῆς *A* u. a.
Θ 108	μήστωρα	μήστωρε	μήστωρα Vindob. 5 u. a., μήστωρε *A* und die Mehrzahl.
Ι 310	ὥσπερ δὴ κρανέω	ᾗ περ δὴ φρονέω	ὥσπερ eine Hds., ᾗ περ alle andern. κρανέω *A* u. a., φρονέω Gruppe *h* u. a.
Ι 653	φλέξαι	σμύξαι	σμύξαι oder σμῦξαι alle, γρ. φλέξαι *A*.
Κ 252	παρῴχηκεν	παροίχωκεν oder παρῴχωκεν?	παρῴχωκεν wenige; παρῴχηκε(ν) die übrigen, darunter *A*.
Τ 92	τῆς	τῇ	τῆς viele, τῇ *A* u. a.
Υ 218	πολυπιδάκου	πολυπίδακος	πολυπίδακος *A* Lips. und die meisten, πολυπιδάκου andere; γρ. πολυπιδάκου *A*.
Ψ 77	οὐ γὰρ ἔτι	οὐ μὲν γάρ	οὐ μὲν γάρ alle, γρ. οὐ γὰρ ἔτι *A*.
Ω 82	μετ' ἰχθύσι πῆμα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα.

Die Sache liegt demnach so: an keiner Stelle ist die voraristarchische Gestalt des Textes einfach herrschend geblieben; an 5 Stellen (Θ 108. Ι 653. Υ 218. Ψ 77. Ω 82) überwiegt jetzt die aristarchische

4) Die Angaben in der dritten Kolumne sind nach Ludwichs kritischem Apparat und nach den Anmerkungen von Monro und Allen revidiert; daher einige Abweichungen von der vorigen Auflage.

Lesart; die übrigen 6 Stellen schwanken, wobei denn in der Regel *A* mit Aristarch geht. Auf der anderen Seite ist unter den 19 Stellen, an denen die frühere Vulgata mit Aristarchs Text übereinstimmt, nur eine einzige (I 203: κέραιρε), an der einige unserer Hdss. von ihm abweichen: er hat also eigentlich nur Gewinn zu verzeichnen. Ich meine, man kann deutlich sehen, wie die aristarchischen Lesarten allmählich vordringen und Terrain gewinnen.

Dieses Resultat läßt sich nun noch von einer andern Seite her prüfen. Ludwich hat (AHT. I 13) die Stellen gesammelt, an denen in den Scholien Lesarten der κοιναί oder δημώδεις, also der älteren Vulgata, in ausgesprochenem oder stillschweichend verstandenem Gegensatz zu Aristarch angeführt werden. 25 sind es[5]; und allerdings zeigen in der Mehrzahl von ihnen auch unsere Hdss., entweder alle oder die meisten von ihnen, eben die Lesart, die Aristarch verwarf. Aber wir haben doch auch Beispiele des Gegenteils:

	Vulgata vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
N 289	οὔ κεν	οὐκ ἄν	οὔ κεν zwei Hdss. (auch *h*?), die übrigen οὐκ ἄν.
X 478	ἐνὶ οἴκῳ	(κατὰ δῶμα)	κατὰ δῶμα fast alle, ἐνὶ οἴκῳ eine Hds.
Ω 7	ἔργα	(ἄλγεα)	ἄλγεα.
Ω 214	οὔ τι	(οὔ ἑ)	οὔ τι Pap. Bankes, sonst οὔ ἑ.
ε 34	ἤματι εἰκοστῷ	(ἤματί κ᾽ εἰκοστῷ)	ἤματί κ᾽ (γ᾽ zwei Hdss.) εἰκοστῷ.

5) Die Zahl würde um 1 größer sein, wenn es feststünde, was allerdings wahrscheinlich ist und seit Spitzner wohl allgemein angenommen wird, daß N 613 ἀφίκοντο in der κοινή stand, während Aristarch ἐφίκοντο vorzog, was auch unsre Handschriften haben. Dies wäre dann ein achter Fall, in dem die Vulgata zugunsten Aristarchs aufgegeben worden ist. Übrigens ist die Auseinandersetzung des Eustathios zu dieser Stelle (p. 949, 59) in der gewöhnlichen Interpunktion nicht verständlich; es muß so gelesen werden: τὸ δὲ »ἀλλήλων ἐφίκοντο« ἀντὶ τοῦ καθίκοντο καὶ ἵψαντο, οἷα τῆς ἐπὶ προθέσεως ἀντὶ τῆς κατά ἐπὶ ἐναντιώσει κειμένης καὶ ἐνταῦθα (εἰ δὲ γράφεται »ἀφίκοντο«, λείπει ἡ κατά πρόθεσις), καὶ δηλοῖ ὡς ὁμοῦ κατ᾽ ἀλλήλων ὥρμησαν. Dieser letzte kleine Satz bezieht sich auf die Form ἐφίκοντο, nicht auf ἀφίκοντο, das ja gerade deshalb zurückgewiesen wird, weil darin der Begriff κατά nicht ausgedrückt sei. — Der Townleyanus hat, wie Maaß angibt, im Text ἐφίκοντο und dazu die Bemerkung: λείπει ἡ κατά. Beides stimmt nicht zusammen. Vermutlich stand in der Ilias-Handschrift, aus der die Scholien des Townleyanus stammen, ἀφίκοντο.

ε 217	εἰς ὦπα	εἰς ἄντα	εἰς ἄντα.
λ 74	κακκεῖαι	κακκῆαι	κακκῆαι fast alle, κακκεῖαι eine Hds.

Bei den Lesarten der mittleren Kolumne, die ich eingeklammert habe, ist nicht mit ausdrücklichen Worten bezeugt, daß sie die des Aristarch gewesen seien; Ludwich schließt dies aber gewiß mit Recht aus der Art, wie Didymos die Abweichung des Vulgärtextes erwähnt. Wir haben also 7 Stellen, an denen die Lesart der älteren Vulgata zurückgetreten, die Aristarchs in den Hdss. zur Herrschaft gekommen ist, und zwar in zwei Fällen ausnahmslos, in den übrigen mit ganz geringer Einschränkung. Durch dieses Ergebnis wird das vorige nur bestätigt: die Übereinstimmung der Vulgata mit Aristarchs Lesarten ist nach seiner Zeit größer als vor seiner Zeit; wir sehen, daß er Einfluß auf sie geübt hat.

Nachdem diese Vergleichungen hier zum ersten Male veröffentlicht worden waren, hat die letzte von ihnen auf eigne Hand auch Allen angestellt[6]). Da er nur die Ilias behandelt, andrerseits den Vertretern der alten Vulgata auch diejenigen Ausgaben zugerechnet hat, die in den Scholien als minderwertig (αἱ εἰκαιότεραι, τὰ φαυλότερα) bezeichnet werden, so kommt er zu anderen Zahlen, nach denen sich auch das Verhältnis etwas ändert. Nach meiner Zählung ist in 72 von 100 Fällen die antike Vulgata in der modernen erhalten, nach Allen in 60 von 100 Fällen. Bei dem geringen Umfang des Materials ist die Prozentrechnung hier an sich von zweifelhaftem Werte. Wir begnügen uns zu sagen, daß in überwiegendem Grade sich der gebräuchliche Homertext vom Altertum durchs Mittelalter hindurch behauptet hat, während in einer Minderzahl von Fällen Lesarten der Grammatiker — Zenodot, Aristophanes, Aristarch — eingedrungen sind[7]). Doch wie ist das gekommen? Hat irgend jemand eine Ausgabe veranstaltet, in der eine Auswahl solcher Lesarten dem Text eingefügt wurde? oder hat es mehrere solche Rezensionen gegeben? Gegen beides spricht die geringe Zahl der aufgenommenen Varianten, und die Unmöglichkeit in

6) Allen, The ancient and modern vulgate of Homer. Class. Rev. 13 (1899) p. 334 ff. Fortgesetzt in dem späteren Aufsatz The text of the Iliad, ebenda 14 (1900) p. 384 ff.

7) Welchen Anteil jeder der drei an diesem Erfolge hat, ist von Allen in zwei weiteren Aufsätzen dargelegt worden: Class. Rev. 13 (1899) p. 429 ff. und 14 (1900) p. 242 ff.

ihrer Auslese einen Plan zu erkennen. Allen nimmt deshalb auch hier zum Zufall seine Zuflucht und meint, daß die Entwicklung der Vulgata sich in derselben Weise vollzogen habe wie die des Textes von *h*: beigeschriebene Varianten wurden später von Abschreibern in einzelnen Fällen mißverständlich als Korrekturen angesehen und in den Text gesetzt. Angenommen, dies sei richtig, so bleibt weiter die bei solcher Annahme auffallende Tatsache zu erklären, daß in der Regel alle oder die weitaus meisten unsrer Hdss. in der Aufnahme einer aristarchischen Lesart übereinstimmen. Dies kann doch nicht auch eine Folge des Zufalls sein. Es läßt sich verstehen nur unter der Voraussetzung, daß unsere sämtlichen Handschriften und dazu die große Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Papyri aus einer einzigen Quelle geflossen sind, daß sie alle von einer Ausgabe herstammen, die in der Zeit kurz nach Aristarch sei es geschrieben oder doch damals am Rande mit den Varianten versehen worden ist, von denen eine im wesentlichen gleiche, durch den Zufall bestimmte geringfügige Auswahl nachher durch alle Zweige der Überlieferung sich verbreitet hat.

Allen zieht mit Entschiedenheit den Schluß, der zu dieser Hypothese führt (14 S. 386); und ich bin hier mehr als in bezug auf die Abzweigung von *h* bereit ihm zu folgen. Ja, ich meine eine wenn auch unscheinbare Tatsache hinzufügen zu können, die uns in demselben Sinne zwingt. Gegen Ende von Γ, wo Paris durch Aphrodite dem sicheren Verderben entzogen ist, nun Menelaos θηρὶ ἐοικώς in die Scharen der Troer eindringt um ihn zu suchen, da heißt es (451 ff.):

ἀλλ οὔ τις δύνατο Τρώων κλειτῶν τ' ἐπικούρων
δεῖξαι Ἀλέξανδρον τότ' ἀρηιφίλῳ Μενελάῳ.
οὐ μὲν γὰρ φιλότητί γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο·
ἶσον γάρ σφιν πᾶσιν ἀπήχθετο κηρὶ μελαίνῃ.

Der Gedanke ist klar; nur ἄν fehlt in 453 (»aus Liebe würden sie ihn nicht verborgen haben«), und die Form ἐκεύθανον ist unmöglich. Wie zu πεύθομαι πυνθάνομαι, zu φεύγω φυγγάνω, zu τεύξομαι τυγχάνω gehören, so müßte als Nebenform von κεύθω κυνθάνω gefordert werden — wenn es nicht bei Hesychios (κυνθάνει· κρύπτει) überliefert wäre. Setzt man es ein, so bleibt doch psychologisch zu fragen, durch welche Ablenkung jemand dazu gebracht worden sein soll, statt einer so natürlichen Form eine

so abnorme zu schreiben; und der logische Mangel, im Ausdrucke der Bedingtheit, bleibt auch. Beidem zugleich wird abgeholfen, wenn wir die Korrektur annehmen, die Heyne im Kommentar empfiehlt, Düntzer allein unter allen Neueren zu würdigen gewußt hat: ἔκευθον ἄν. Aus Versehen hat ein Abschreiber die benachbarten Silben ον und αν vertauscht. Wer an einer so schlagenden, die Erklärung in sich selbst tragenden Verbesserung zweifeln mag, mit dem kann ich nicht streiten. Wer ihr aber zustimmt, der muß, da alle unsere Exemplare den Fehler haben, weiter den Schluß ziehen, daß sie alle von der Niederschrift dessen herstammen, der persönlich diesen Fehler begangen hat. Damit wird er in eine sehr frühe Zeit hinaufgerückt, in der *A* und *h* sich noch nicht getrennt hatten, wozu es dann stimmt, daß »ἐκεύθανον· ἔκρυπτον« sich auch unter den Glossen des Hesychios findet. Ob ein Papyrus einmal eine genauere Zeitgrenze liefern wird, müssen wir abwarten; ein kürzlich veröffentlichter, der ein größeres Stück von Γ enthält, reicht leider nicht bis zu dieser Stelle.

Durch Vergleichung der Homerzitate des 4. Jahrhunderts v. Chr. wie der in Scholien angeführten Lesarten der κοινή konnten wir bis in die Zeit Platons einen einheitlichen Strom der Textüberlieferung zurückverfolgen, der von alexandrinischer Seite zwar erkennbaren, doch mäßigen und bloß durch Zufall vermittelten Einfluß erfahren hat. Bleibt dieses Ergebnis bestehen angesichts des überraschenden Bildes, das uns die ägyptischen Funde von dem Zustande der zur Ptolemäerzeit dort verbreiteten Ausgaben verschafft haben?

Zunächst schien es, als sollten durch das von Mahaffy im J. 1891 mitgeteilte Bruchstück einer sehr alten Ilias-Hds.[8]) alle früheren Ansichten umgestürzt werden. Dieses Stück enthielt, zu

---

8) On the Flinders Petrie Papyri. With transcription, commentaries and index. Dublin 1891. Ein Faksimile des hier erwähnten Stückes gab Menrad, »Ein neuentdecktes Fragment einer voralexandrinischen Homerausgabe« (Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. [1891] IV, S. 539—552), in der Beurteilung übereinstimmend mit Ludwich, »Die sogenannte voralexandrinische Ilias«, Königsberger Vorles.-Verz. 1892, S. 8—30. Günstiger urteilte über den Wert der Fayûmer Ilias Eduard Meyer Herm. 27 (1892) S. 363 ff.; aber auch er warnte vor einer Verallgemeinerung des hier vorliegenden Tatbestandes.

beiden Seiten eines Kolumnenzwischenraumes, die Ausgänge der Verse Λ 502—517 und die Anfänge der Verse 518—537; es fehlte 1 Vers unserer Vulgata, 4 andere zeigten sich die der Vulgata fremd sind, und 2 weitere mußten, nach den erhaltenen Anfangsbuchstaben zu schließen, im vollständigen Text ganz anders gelautet haben als wir sie kennen. Da alle datierbaren Urkunden, die mit diesem Blatte gleichzeitig gefunden waren, der Zeit zwischen 285 und 221 v. Chr. angehörten, so lag die Folgerung nahe, daß es selbst mindestens ebenso alt sei. Und so schien es, daß hier, wenn auch in einem noch so spärlichen Reste, eine Probe derjenigen Gestalt gerettet sei, welche der Text der Ilias vor der gelehrten Bearbeitung durch die Alexandriner gehabt habe. Nicht nur meinte man aus dieser Stichprobe mit Befremden zu sehen, »welche »tiefgreifende Umgestaltung der homerische Text durch die Hand »der alexandrinischen Grammatiker erfahren hat«; man zweifelte auch, ob »Zenodot und seine Nachfolger jene reichere Überlieferung, »wie sie uns diese Probe voralexandrinischer Rezension so über»raschend enthüllt hatte, mit guten Gründen ignoriert« hätten. Die Auffassung der Skeptiker schien bestätigt zu werden, »daß »die alexandrinische Überlieferung ein durchaus ungenügendes »Fundament unserer Homerforschung« sei. — Aber diese Überschätzung des Neugefundenen hielt nicht lange an. Eine nüchternere Auffassung vertrat sogleich Josef Menrad in einem Aufsatz der Münchener Sitzungsberichte; und Arthur Ludwich wies nach, daß die Fayûmer Ilias in bezug auf die unwissenschaftlichen Absenker des Homertextes, die es im Altertum gegeben hat, nichts wesentlich Neues lehre; sie reihe sich nur den längst vorhandenen Zeugnissen dafür an, daß in früherer Zeit Homertexte existierten, die von der Vulgata beträchtlich abwichen. Es sei ungerechtfertigt, das, was ein so degenerierter Text im Vergleich zu unsern Handschriften und den Alexandrinern mehr bietet, ohne weiteres als »reichere Überlieferung« hinzustellen, von der sich losmachend die Alexandriner erst den Vulgärtext geschaffen hätten; dieser habe vor ihnen wie nach ihnen bestanden, in seinen Hauptzügen unverändert.

Welchen Eindruck diese besonnenen Ausführungen gemacht hatten, trat deutlich hervor, als wenige Jahre später ein gleichartiges, doch erheblich umfangreicheres Papyrusfragment, anscheinend dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehörend, von Jules Nicole in Genf herausgegeben wurde (Revue de Philologie 18 [1894] p. 104—111).

Hier war von drei Kolumnen die mittlere ziemlich vollständig erhalten, Λ 810—834. Hermann Diels, der zu denen gehört hatte, die ihr Vertrauen zu den Alexandrinern durch Mahaffys Veröffentlichung erschüttert fühlten, änderte dem neuen Funde gegenüber seine Ansicht. Er besprach ihn, unter Beigabe einer Photographie, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie (1894, 19; S. 349 ff.) und begründete die Vermutung, daß wir es darin mit dem Abkömmling eines der Rhapsodenexemplare zu tun hätten, die im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. verbreitet gewesen seien. Über den Wert urteilte er: was uns hier greifbar entgegentrete, scheine »die Verachtung, mit der die Alexandriner jene Überlieferung bei »Seite geschoben haben, zu rechtfertigen«; denn es finde sich auch nicht eine Variante, durch die unser Text bereichert oder verbessert werden könnte.

Es dauerte nicht lange, da wurde das Material abermals vermehrt. Grenfell und Hunt brachten im J. 1897 in einer Sammlung neuer klassischer Fragmente[9]) als kostbarste zwei Proben von Iliastexten: kleine Reste von Θ (217—219. 249—253) und beträchtliche Stücke aus ΦΧΨ, die alle von den kundigen Beurteilern ins 3. Jahrhundert v. Chr. gesetzt wurden. Auch hier zeigte sich, in Varianten und Zusatzversen, dasselbe starke Abweichen von der Vulgata, das man in den beiden andern Papyris der Ptolemäerzeit, ganz im Unterschiede von denen der römischen Periode, kennen gelernt hatte. Ludwich nahm die neue Publikation zum Anlaß, um, indem er ältere Arbeiten wiederholte und erweiterte, in der schon erwähnten Monographie die ganze Frage zu behandeln[10]). Auf Grund umfassender Vergleichungen und sorgfältiger Erwägung suchte er nachzuweisen, daß jene »wilden« Iliastexte, von denen man schon vorher ausreichende Spuren gehabt, doch durch die Papyri ein deutlicheres Bild gewonnen hatte, nicht eine ältere und reichere Überlieferung darstellten, aus der durch einschneidende Wirkung der alexandrinischen Kritik der Vulgärtext unserer Hdss. gemacht worden wäre; sondern alle drei — Vulgata, kritisch bearbeitete Texte, erweiterte oder wilde Texte — seien koordiniert

9) Grenfell and Hunt, New classical fragments and other Greek and Latin papyri. Oxford 1897.

10) Ludwich, Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898. Darin sind die drei Fragmente oder Fragmentgruppen, die bis dahin vorlagen (Dublin, Genf, Oxford) genau abgedruckt und kritisch besprochen.

und seien eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, bis zuletzt die Vulgata sich siegreich behauptet habe, indem sie einerseits die interpolierten Texte verdrängte, anderseits von der kritischen Arbeit der Alexandriner nur geringen Einfluß erfuhr.

Diese Ansicht schien wohlbegründet; und in ihrem negativen Teil ist sie unerschüttert geblieben. Seit 1898 sind weitere Homerpapyri aus der Zeit der Ptolemäer, die einen vermehrten Versbestand aufweisen, zum Vorschein gekommen[11]; und auch hier, wo nicht ganz wenige der Plusverse vollständig zu erkennen sind, bekommen wir in ihnen nichts als Wiederholung oder Nachbildung bekannter Formeln, entbehrliche Verbreiterung gegebener, an sich klarer Gedanken. Um dies anschaulich zu machen, seien aus dem umfangreichsten der neuen Fragmente (Nr. 19) alle vollen oder doch ganz erkennbaren Zusatzverse hier mitgeteilt:

B 794 [δέγμενος ὁππό]τε ναῦφιν ἀφορμηθεῖεν Ἀχαιοὶ
794 *a* εἰς πεδίον, Τρώεσσι φόνογ κα[ὶ κῆρα φέροντες].
sic Γ 283 [ἡμεῖς δ' ἐν νή]εσσι νεώμεθα κοῦροι Ἀχαιῶ[ν]
283 *a* [Ἄργος ἐς ἱππόβοτον κ]αὶ Ἀχαιίδα καλλιγύν[αικα].

---

11) Grenfell and Hunt, The Hibeh Papyri. Part. I. London 1906. — Nr. 21 und 22 bringen neue Bruchstücke zu den im J. 1897 veröffentlichten Resten von Θ und von ΦΧΨ. Nr. 19, nach dem Charakter der Schrift »eher der Regierungszeit des Philadelphos als der des Euergetes« zuzurechnen, enthält größere Stücke aus Β und Γ. Nr. 20, von den Herausgebern ebenfalls in die Zeit des Philadelphos gesetzt, besteht aus spärlicheren Resten von Γ (zum Teil von denselben Versen wie Nr. 19), Δ und E. Nr. 23, ebenfalls ein geringes Bruchstück, hat doch besonderen Wert durch sein höheres Alter — die Herausgeber sind nach den Buchstabenformen geneigt es noch über 250 v. Chr. hinaufzurücken — und noch mehr dadurch, daß hier zum erstenmal ein erweiterter Text der Odyssee (υ 41—68) vorliegt; hinter 51, 55, 58 zeigt er Reste eingeschobener Verse. — Eine Sonderstellung glauben die Herausgeber auch den unter Nr. 20 zusammengefaßten Fragmenten zuweisen zu müssen, weil in ihnen nur ein Plusvers (hinter Δ 69) auftrete, dafür aber drei Verse des gewöhnlichen Textes, Γ 389. Δ 89. E 527, fehlen, von denen der erste formelhaft und unnötig, auch der letzte für den Zusammenhang entbehrlich und vielleicht nach dem Muster von O 622 eingesetzt sei. Für Γ 389 stimme ich dem zu, für E 527 nicht, weil das Gleichnis nach homerischem Brauch einen Abschluß fordert. So vermag ich mir auch die Vermutung nicht anzueignen, die Grenfell und Hunt (S. 69), übrigens mit aller Reserve, aussprechen, daß Nr. 20 ein Überrest einer kritisch revidierten, der Vulgata an Wert überlegenen Ausgabe sei.

Γ 302 [ὣς ἔφαν ε]ὐ[χό]μενοι· μέγα δ' ἔκτυπε μητίετα Ζεύς
302 *a* [ἐξ Ἴδης βρον]τῶν, ἔπι δὲ στεροπὴν ἐφέηκ[ε]ν.
b [θησέμεναι γ]ὰρ ἔμελλεν ἔτ' ἄλγεά τε στοναχάς τε
c [Τρωσί τε καὶ] Δαναοῖ[σι] διὰ κρατερὰς ὑσ[μ]ίνας.
d [αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὄ]μοσέν τε τελεύτησέν [τε] τὸν ὅρκ[ον],
sic 303 [τοῖσι δὲ Δαρδανί[δης] Πρίαμος πρὸς μῦθον ἔειπ[εν]·
sic 304 [κέκλυτέ μευ Τ]ρῶες καὶ Δάρδανοι ἠδ' [ἐ]πίκ[ουροι],
304 *a* [ὄφρ' εἴπω], τά μ[ε θυ]μὸς ἐνὶ στήθεσσιν ἀν[ώ]γε[ι].
sic Γ 339 ὣς δ' α[ὔτως Μεν]έλαος ἀρήια [τεύχε' ἔδυνεν],
339 *a* ἀσπίδα κα[ὶ πήλη]κα φαεινή[ν καὶ δύο δοῦρε?]
b καὶ καλὰ[ς κνη]μῖδας ἐπισφ[υρίοις ἀραρυίας]·
c ἀμφὶ δ' ἄ[ρ' ὤμοισι]ν βάλετο ξί[φος ἀργυρόηλον].
Γ 362 πλῆξεν ἐπαΐξας κ[όρυ]θος φάλ[ον ἱπποδασείης]
362 *a* χαλκείης· δεινὸν [δὲ κόρυς λάκεν, ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῇ]
363 [τ]ριχθά τε καὶ τ[ετραχθὰ διατρυφὲν ἔκπεσε χειρός].
Γ 366 ἦ τ(έ) ἐφάμη[ν τίσεσθαι ὅ με πρότερος κάκ' ἔοργεν,]
366 *a* δῖον Ἀλέξα[νδρον Ἑλένης πόσιν ἠυκόμοιο].

Die Ergänzung von 362 *a* haben die Herausgeber nach Blaß gegeben, für 366 keinen Vorschlag gemacht. Der oben eingesetzte Wortlaut ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit aus Γ 351; möglich wäre auch ὑπερβασίης ἀλεγεινῆς nach γ 206. Das meiste ist von selbst einleuchtend. Niemand wird behaupten, daß eine in diesem Stil erweiterte Dichtung der, die wir kennen, vorzuziehen sei. Es bleibt also dabei: die Alexandriner verdienen keinen Vorwurf, daß sie einen weniger versreichen Text bewahrt haben; eher würden sie Dank verdienen, wenn sie es gewesen sein sollten, die der Fortpflanzung der interpolierten Texte ein Ende bereitet haben. Die große Frage aber, ob dies der Fall ist oder nicht, erscheint nun doch in einem geänderten Lichte.

Wir haben — vorläufig — folgendes: auf der einen Seite eine Menge kleinerer oder größerer, zum Teil doch recht umfangreicher Reste von Homerexemplaren aus römischer Zeit, die mit geringen Abweichungen den geläufigen Text darstellen, auf der andern sechs oder sieben[12]) Fragmente, die älter sind als 150 v. Chr. und einen ausgearteten Text bieten; beide Gruppen in Ägypten gefunden,

12) Die Stücke aus Θ und aus ΦΧΨ sind zwar zusammen veröffentlicht worden, scheinen aber aus verschiedenen Exemplaren der Ilias herzustammen (Grenfell and Hunt, The Hibeh papyri I p. 88 f. 96); sie sind

also Zeugnisse der in diesem Lande verbreiteten Ausgaben. Zeitlich in der Mitte steht ein größeres Bruchstück (Brit. Mus. 128) aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., das denen der römischen Zeit gleichartig ist. Kein älterer Papyrus enthält die Vulgata, kein jüngerer etwas anderes als die Vulgata. Grenfell und Hunt haben in einer ausführlichen Erörterung, in der sie sich mit Arthur Ludwich auseinandersetzen (The Hibeh Pap. I p. 67—75), diesen Tatbestand dargelegt und aus ihm den unabweislichen Schluß gezogen, daß in der Zwischenzeit ein starker Einfluß stattgefunden haben muß, der die wilden Texte niederschlug. Dieser Einfluß kann nur von dem alexandrinischen Museum ausgegangen sein. Daß er, dank den Bemühungen der dortigen Gelehrten, stattgefunden hat, müssen wir demnach als gesichert ansehen, obwohl, wie früher festgestellt wurde, im einzelnen die Lesarten dieser Gelehrten nur selten zur Herrschaft durchgedrungen sind.

Beide Tatsachen würden sich ohne weiteres miteinander vertragen, wenn angenommen werden dürfte, daß das Aufkommen der wilden Texte eine zeitlich und örtlich beschränkte Erscheinung gewesen sei, die wieder zu beseitigen keine allzu große Mühe gemacht habe. Doch dem ist nicht ganz so. Ein Papyrus, den Girolamo Vitelli in Florenz von einem Araber in Medînet el-Fayûm gekauft hat und der den Buchstabenformen nach von Arthur Ludwich ins 1. Jahrhundert n. Chr. gesetzt wird, scheint aus einem Exemplare zu stammen, das von ähnlicher Art war wie die der Ptolemäerzeit. Das kleine Bruchstück ist zuerst von Ludwich im Philologus (63 [1904] S. 473 ff.) veröffentlicht, dann von Hefermehl (ebenda 66 [1907] S. 192 ff.) richtiger ergänzt und zum Ausgangspunkt scharfsinniger Vermutungen gemacht worden. Erhalten ist der Schluß der Chryseisepisode und der Anfang der sich anschließenden Partie über Achill, in folgender Gestalt:

[ἐκ δὲ κ]αὶ α[ὐ]τοὶ βάντε[ς ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης]
[ἐξ ἁλὸ]ς ἤπειρόνδε θοὴ[ν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο]
[ὑψοῦ] ἐπὶ ψαμάθῳ, παρ[ὰ δ' ἕρματα μακρὰ τάνυσσαν·] (A 486).
[αὐτοὶ] δ' ἐσκίδναντο κα[τ]ὰ κ[λισίας τε νέας τε]. (A 487)
[αὐτὰρ] ὃ μήνιε νηυσὶ παρήμ[ενος ὠκυπόροισιν] (A 488)

---

also besonders zu zählen. Weshalb das siebente Beispiel (Pap. Hibeh Nr. 20) mit den anderen nicht ganz auf gleicher Linie steht, ist oben (Anm. 11) angegeben.

usw. bis Α 494. Das Landen war hier anders beschrieben als in der Vulgata, und zwar, wie der erste Vers des Papyrus sicher erkennen läßt, ausführlicher. Nun steht eben dieser Vers fast gleichlautend Α 437 im Zusammenhange mit der Landung in Chryse, von der 432—439 handeln. Er steht außerdem im Hymnus auf Apollon (505), und wird hier ebenso fortgesetzt wie in dem Papyrusfragment:

ἱστία μὲν πρῶτον κάθεσαν, λῦσαν δὲ βοῆας[13]),
ἱστὸν δ' ἱστοδόκῃ πέλασαν, προτόνοισιν ὑφέντες·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
ἐκ δ' ἁλὸς ἤπειρόνδε θοὴν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο
ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις, παρὰ δ' ἕρματα μακρὰ τάνυσσαν.
καὶ βωμὸν ποίησαν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.

Verglich man diese Darstellung mit dem was die Vulgata bot, so mußte es scheinen, als habe der Hymnendichter sich die Verse von verschiedenen Stellen her zusammengesucht: ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ κτλ. aus der Landung in Chryse, ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις κτλ. aus der Rückkehr zum Achäerlager. Und so mochten frühere Kritiker wie Häsecke und Hinrichs[14]) auf den Gedanken kommen, das Verhältnis umgekehrt zu fassen, und anzunehmen daß der Spätling, der die Episode von Chryseis' Zurückführung mehr zusammengestellt als gedichtet hat, bereits den Hymnus an Apollon benutzt habe. Jetzt, wo in dem Florentiner Papyrus jene beiden Verse im Zusammenhang der Erzählung nahe verbunden sind, wird man gern zu der an sich wahrscheinlicheren Voraussetzung zurückkehren und diese dahin modifizieren, daß eben die durch den Papyrus bezeugte Gestalt des Textes von Α es gewesen sei, die dem Verfasser des Hymnus vorlag. So weit hat Hefermehl gewiß recht. Ob aber diese Version die bessere gewesen sei, so daß die Alexandriner »sich vergriffen« hätten, als sie der in der Vulgata erhaltenen den Vorzug gaben, ist eine andere Frage. Hefermehl bejaht sie, indem er sich die Bemerkung Häseckes (S. 6) aneignet, daß die Abtakelung des Schiffes angesichts eines so kurzen Aufenthaltes, wie der in Chryse war, eine Ungereimtheit sei. So stehe es in unserem Α; viel verstän-

13) So ist doch wohl zu schreiben statt βοείας.

14) Max Häsecke, Die Entstehung des ersten Buches der Ilias. Progr. Rinteln, 1881. — Gustav Hinrichs, Die homerische Chryseisepisode. Herm. 17 (1882) S. 59—123.

diger sei die Redaktion, auf die der Papyrus schließen lasse: kurze Angabe der Landung in Chryse, genauer Bericht über Abtakelung bei der Rückkehr zum Schiffslager. Dem kann ich nicht zustimmen. Die Chryseisepisode ist, wie gerade Häsecke zuerst gezeigt hat, überhaupt ein Cento, zu dessen Charakter es ganz gut paßt, daß der Verfasser eine Reihe von Versen, die eine Landung beschrieben, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit benutzt, an einer zweiten Stelle dieselbe Tatsache nur kurz erwähnt hat, unbekümmert darum, daß der zweite Fall zu verweilender Schilderung an sich triftigeren Anlaß bot. Dazu kommt, daß wir ja gar nicht wissen, ob die Redaktion des Papyrus den ausführlichen Bericht nicht gar an beiden Stellen bot. Hefermehl erwähnt diese Möglichkeit (S. 198), läßt sie dann aber ohne erkennbaren Grund fallen. Vielleicht meinte er, der Schluß der Episode in der Papyrusversion, wie er ihn vermutungsweise herstellt, zeuge für sich selbst; der sachliche Zusammenhang sei hier so gut, daß man einer Überlieferung, die dies enthielt, eine solche Verkehrtheit wie die zweimalige Beschreibung des Landens nicht zutrauen könne. Aber ist der Zusammenhang wirklich gut? Der Vers ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βάντες oder βαῖνον κτλ. kommt bei Homer 5mal vor. An drei Stellen (ι 150. 547. μ 6) ist vorher gesagt, daß das Schiff oder die Schiffe auf den Strand gelaufen seien; »auch wir selbst stiegen ans Land« ist eine natürliche Fortsetzung. Zweimal (ο 499. A 437), wo vorher erzählt ist, daß man das Schiff εἰς ὅρμον gerudert habe, steht dazwischen der Vers ἐκ δ᾽ εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι᾽ ἔδησαν, auch dies eine sachgemäße Vorbereitung auf den Gegensatz: ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον. Nur im Apollonhymnus fehlt für καὶ αὐτοί jede Beziehung zu dem was vorhergeht; und denselben Mangel zeigt nun der Schluß der Chryseisepisode, wie Hefermehl ihn rekonstruiert. Nicht etwa durch Schuld dieser Rekonstruktion; denn was soll vorhergegangen sein? Weder vom Auflaufen des Schiffes noch vom Auswerfen der Ankersteine kann die Rede gewesen sein, da ja nachher ausdrücklich erzählt wird, wie man das Schiff aufs Land gezogen habe. Der Text des Papyrus wird also in der Hauptsache wirklich so gelautet haben:

ἱστὸν δ᾽ ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες (wie A 434)
καρπαλίμως. τὴν δ᾽ εἰς ὅρμον προέρεσσαν ἐρετμοῖς. (wie A 435)
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βάντες ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης (wie A 437)
ἐξ ἁλὸς ἤπειρόνδε θοὴν ἀνὰ νῆ᾽ ἐρύσαντο.

Für die Verwandtschaft des Papyrus mit dem Apollonhymnus ist das eine neue Bestätigung, für den Wert der in beiden zugrunde liegenden Version aber ein schlechtes Zeugnis. Die antike Homerkritik scheint auch hier recht zu behalten.

Übrigens schon ehe dieser interessante Fund gemacht wurde und ehe die ptolemäischen Papyri ans Licht traten, wußten wir, daß es im Altertum Texte von auffallender Selbständigkeit gegeben hat. Unter den von Ludwich gesammelten Homerzitaten aus voralexandrinischer Zeit (Homervulg. 71—133) finden sich Beispiele von Zusatzversen. Äschines, gegen Timarchos 149, führt die Verse Ψ 77—91 an, von denen 80—84 bei ihm so lauten:

80 καὶ δὲ σοὶ αὐτῷ μοῖρα, θεοῖς ἐπιείκελ᾽ Ἀχιλλεῦ,
81 τείχει ὕπο Τρώων εὐηγγενέων ἀπολέσθαι
81 *a* μαρνάμενον δηίοις Ἑλένης ἕνεκ᾽ ἠυκόμοιο.
82 ἄλλο δέ τοι ἐρέω, σὺ δ᾽ ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῇσιν·
83 μὴ ἐμὰ σῶν ἀπάνευθε τιθήμεναι ὀστέ᾽ Ἀχιλλεῦ,
83 *a* ἀλλ᾽ ἵνα πέρ σε καὶ αὐτὸν ὁμοίη γαῖα κεκεύθῃ,
92 χρυσέῳ ἐν ἀμφιφορεῖ, τόν τοι πόρε πότνια μήτηρ·
84 ὡς ὁμοῦ ἐτράφεμέν περ ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν.

Aristoteles zitiert B 391—393 zweimal, Eth. Nik. III 11 (p. 1116ª, 32) und Polit. III 14 (p. 1285ª, 10 ff.), beidemal ungenau, d. h. mit Abweichungen von unserm Texte. In der Politik schließt das Zitat:

393 ἄρκιον ἐσσεῖται φυγέειν κύνας ἠδ᾽ οἰωνούς·
393 *a* πὰρ γὰρ ἐμοὶ θάνατος.

Im pseudoplatonischen zweiten Alkibiades (p. 149 D) wird auf Θ 548 ff. in einer Weise Bezug genommen, daß sich gegenüber den Homer-Hdss. 4 Plusverse ergeben, die zuerst Josua Barnes in den Text aufgenommen hat. In den neueren Ausgaben stehen sie wohl durchweg mindestens in Klammern. In der Tat enthalten sie nichts, was man als Bereicherung gelten lassen könnte, erinnern vielmehr stark an die Zusätze in den Papyris; und dasselbe gilt für die Stelle des Äschines, während sich über den halben Vers bei Aristoteles — Ludwich verweist auf Φ 110 — nicht sicher urteilen läßt. Mag man nun noch so sehr die Unechtheit des Alkibiades, und für Aristoteles die Beobachtung betonen, daß seine Homerzitate auch sonst, ebenso wie die Platons, oft ungenau sind, besonders durch Kontamination von Versen sich von der Vulgata

entfernen, so daß man den Eindruck hat, sie seien sorglos aus dem Gedächtnis gegeben: die Tatsache der vielfachen Abweichung bleibt doch bestehen. Auf der andern Seite sind unter der Menge der Zitate, die mit der Vulgata genau übereinstimmen, viele von so geringem Umfang, daß sie keine rechte Beweiskraft haben. Danach wird man den beiden englischen Gelehrten (p. 73 f.) recht geben müssen: Homerausgaben von der Art der interpolierten Papyri scheinen auch im 4. Jahrhundert und auch außerhalb Ägyptens doch eine größere Rolle gespielt zu haben, als Ludwich annahm; aber neben ihnen gab es schon denjenigen Text, der in unserer Vulgata fortlebt; die Alexandriner haben ihm zum Siege verholfen, nicht ihn geschaffen. So begreift man doch schließlich, warum sie in bezug auf die einzelnen Lesarten nicht maßgebend geworden sind.

Daß auch so noch nicht alles reinlich und einleuchtend sich ordnet, ist zuzugeben. Erst kürzlich hat ein aus der Berliner Sammlung veröffentlichter Papyrus von der Freiheit, mit der in vorkritischen Zeiten Dichtertexte behandelt werden konnten, eine ganz neue Probe gegeben: ein Stück aus der Schildbeschreibung im Σ (596—608) unmittelbar verbunden mit Versen aus Hesiods Ἀσπίς (207—213); am Rande kritische Zeichen, die noch nicht völlig gedeutet sind[15]. Aber gerade ein so überraschender Fund kann die Hoffnung bestärken, daß andere folgen werden, die zur Erkenntnis der Geschichte des Homertextes neue, positive Beiträge liefern.

Eine praktische Folgerung, die ich früher gezogen habe, bleibt vorläufig bestehen. Wenn die Fortpflanzung einer Vulgata und die Tradition der alexandrinischen Schule nebeneinander hergegangen sind als zwei selbständige Ströme, von denen der erste nur mäßigen Einfluß aus dem zweiten erfahren hat, welchen Text soll dann ein Herausgeber drucken, der ein Bild der besten Überlieferung zu geben wünscht? Diese Schwierigkeit machen sich die meisten von denen gar nicht klar, die immer wieder fordern, man solle in unseren Ausgaben nur »den« überlieferten Text drucken. Dem

15) Berliner Klassikertexte, herausgegeben von der Generalverwaltung der Königl. Museen. V (Griechische Dichterfragmente), 1: Epische und elegische Fragmente bearbeitet von W. Schubert und U. v. Wilamowitz-Moellendorff. 1907. S. 18—20. Nach dem Urteil der Herausgeber gehört die Schrift dem 1. Jahrhundert v. Chr. an.

Verlangen liegt die unklare Vorstellung zugrunde, daß der Homertext unsrer besten Handschriften ein direkter Abkömmling des aristarchischen sei, ihn, wenn auch in verschlechterter Gestalt, darstelle. Wer die Dinge sieht wie sie sind, muß zugeben, daß es zwei an sich getrennte Aufgaben sind, den besten handschriftlich beglaubigten und den aristarchischen Text zu rekonstruieren. Beide auch in der Ausführung auseinanderzuhalten hat bisher niemand versucht. Für die Odyssee muß man es wohl im voraus aufgeben; jedenfalls könnte hier an die Herstellung eines rein aristarchischen Textes erst gedacht werden, wenn ein solcher für die Ilias fertig vorläge. Für diese aber ist das Unternehmen weniger aussichtslos. Bekker, La Roche, Ludwich haben ein eklektisches Verfahren eingeschlagen, indem sie da, wo Aristarch und der Venetus *A* auseinandergingen, bald dem einen bald dem andern folgten und diejenige Lesart vorzogen, die ihnen an sich annehmbarer erschien; die Absicht, eine *recensio* im strengen Sinne zu liefern, hat sich unmerklich mit dem Wunsche gemischt, einen von Anstößen freien Text zu bieten. Die Ilias ganz und klar in aristarchischer Beleuchtung uns vorzuführen hatte Adolf Roemer versprochen[16]. Zu dem Programm, das er sich vorgezeichnet hatte, würde kein kontaminierter Text passen, nicht einmal der an sich so vortreffliche des Venetus *A*, sondern nur der rein aristarchische. Aber die Ausführung des Planes ist bis jetzt unterblieben.

---

16) Homeri Ilias. Editionis prodromus. Gymnasialprogramm, Kempten 1893. Vgl. dazu die Anzeige von Arthur Ludwich, BphW. 1893, S. 1473 ff.

Drittes Kapitel.

Aristarch.

Über den geringen Erfolg, den Aristarch mit seinen Lesarten gehabt hat, kann man sich eigentlich nicht wundern, wenn man bedenkt, woher er sie sich verschafft hatte. Er entnahm sie älteren, innerlich wertvollen, doch abseits stehenden Ausgaben, die nun auch durch Vermittlung der Wissenschaft einen Einfluß auf die buchhändlerisch verbreiteten Texte nicht mehr zu gewinnen vermochten. Aber vielleicht ist damit nicht alles erklärt. Die Frage darf nicht umgangen werden, ob Aristarch auch Konjekturen gemacht, und weiter, ob er solche in seinen Text aufgenommen habe.

Diese Frage ist durch A 5 nicht, wie es scheinen könnte, entschieden. Sicher ist πᾶσι für δαῖτα eine Konjektur, und zwar eine falsche[1]; aber wir wissen nicht, ob die Beobachtung über den Gebrauch von δαίς, die zu ihr den Anlaß gegeben hat, von Aristarch gemacht worden ist. Sie ist uns bei Athenäos überliefert, ohne Nennung ihres Urhebers, und ist allerdings von Lehrs (Ar.² 87) mit ähnlichen Untersuchungen Aristarchs in Zusammenhang gebracht worden. Jetzt aber hat Eduard Schwartz gezeigt, daß sie vielmehr schon aus peripatetischer Quelle stammt, ebenso wie die Etymologie welche δαίς von δαίεσθαι, δατεῖσθαι ableitet. Derselben Herkunft, vermutet er, sei *A* 5 die Lesart πᾶσι; Aristarch habe sie in einem Teil der Ausgaben gefunden und, weil er jene Etymologie billigte, bevorzugt. Dies stimmt wieder zu der Grundansicht von Lehrs, daß Aristarch sich jedes korrigierenden Eingriffs in die Überlieferung enthalten habe. Hiernach beurteilte er z. B. die aristarchischen Lesarten τρόμος Σ 247. Τ 14, τρομέοντο Κ 10, die auch in unsern sämt-

[1]) Dies ist zuerst erkannt worden von Nauck, BPt. 12 (1868) S. 482 ff. und in der Praefatio zur Ilias p. x sqq. Gegen ihn Ludwich AHT. II 87 ff. Dazu jetzt E. Schwartz, Adversaria (Gottingae 1908) p. 7 sq.

lichen Handschriften stehen, während Zenodot φόβος, φοβέοντο schrieb. Aristarch hatte beobachtet, daß φόβος bei Homer nicht »Furcht« ist, was es an diesen drei Stellen bedeuten müßte, sondern ἡ μετὰ δέους φυγή. Darüber sagt nun Lehrs (Ar.[2] 359): *Priores ubi* φόβος *pro* δέος *invenerant non offenderant, quod huius vocabuli vim Homericam non perspectam habebant. Ipse, ubi codd. aliam etiam lectionem praebebant, ex. gr.* τρόμος, *hanc recepit, si minus, versum pro falso habuit. Et hoc memorabile, nunquam illum eiusmodi versus coniectura sanasse, sed nota apposita damnasse.* Danach sind auch Formen wie δαί, κακελεγχέες u. ä. nicht von Aristarch erfunden, sondern müssen schon vor ihm, wenn auch vielleicht ganz vereinzelt, in Handschriften gestanden haben.

Völlig anders urteilte Nauck, der immer an der Ansicht festgehalten hat, zu der er sich 1861 mit folgenden Worten bekannte (Mél. Gr.-Rom. II p. 324 f.): »Aristarch war nicht so zaghaft, um »das Resultat einer sorgfältigen Beobachtung deshalb zu verwerfen, »weil einige Stellen demselben widersprachen, und man müßte an »Wunder glauben, wenn man annehmen wollte, die besten und »zuverlässigsten Handschriften seien immer so willfährig gewesen »die von Aristarch aufgestellten Gesetze glatt zu bestätigen.« Er glaubte, es lasse sich sich »für jeden Unbefangenen mit völliger »Gewißheit dartun, einerseits daß Aristarch in seiner Gesetz»gebung zu weit ging, d. h. daß er dem Homer manches absprach, »was trotz seiner Seltenheit oder Vereinzelung für vollkommen zu»lässig erachtet werden mußte, andrerseits daß er infolge des Man»gels an kritischer Reife in der Wahl seiner Mittel vielfach fehl»griff.« — Nauck spricht hier vom Standpunkte moderner Kritik aus, wie er selbst sie übte. Er schreibt nicht nur O 393 mit Benutzung einer von Didymos notierten Variante ἔτερπε λόγων für ἔτερπε λόγοις (vgl. oben S. 32), wie unsre sämtlichen Handschriften haben, sondern konjiziert auch α 56 αἱμυλίοισι ἔπεσσι für αἱμυλίοισι λόγοισι, wo dann van Leeuwen und Mendes da Costa seine »Emendation« in den Text gesetzt haben — ohne zu erkennen, daß die moderne Vokabel eben eine Spur des modernen Ursprungs dieser Partie ist. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch im Sinne der Holländer Kritik geübt habe? Manches spricht ja dafür; und auf eine merkwürdige Übereinstimmung gerade zwischen Cobet und ihm werden wir noch später zu sprechen kommen. Aber es gibt doch auch Momente, die uns nach der andern Seite ziehen.

Ludwich macht (AHT. II 170 ff.) darauf aufmerksam, daß im Altertum der Name Aristarchs beinahe sprichwörtlich war zur Bezeichnung eines Grammatikers und Kritikers, daß aber nirgends, wo er erwähnt wird, von seinen Konjekturen die Rede ist. Horaz z. B., der a. p. 445 ff. die Tätigkeit eines Aristarchus schildert, umschreibt deutlich den Obelos, aber von Änderungen des Textes sagt er kein Wort: *mutanda notabit*, nicht *mutabit*. Lukian erzählt (ἀληθ. ἱστ. II 20) von einer Unterredung mit dem verstorbenen Homer in der Unterwelt: περὶ τῶν ἀθετουμένων στίχων ἐπηρώτων, εἰ ὑπ' ἐκείνου εἰσὶν ἐγγεγραμμένοι. καὶ ὃς ἔφασκε πάντας αὐτοῦ εἶναι. κατεγίνωσκον οὖν τῶν ἀμφὶ Ζηνόδοτον καὶ Ἀρίσταρχον γραμματικῶν πολλὴν τὴν ψυχρολογίαν. Auch hier also wird nur die Athetese erwähnt, freilich in einem Zusammenhange, der für die Beweiskraft der Stelle nicht günstig ist; denn Aristarch und Zenodot werden ganz gleich behandelt, und von dem letzteren bezweifelte bisher niemand, daß er Konjekturen gemacht habe. Aber das ist allerdings eine Frage, die ernsthaft geprüft werden muß, ob in Aristarchs Methode neben der Athetese auch die Konjektur Platz gehabt hat. Eine Vermutung bietet sich dar: er habe da zur Konjektur gegriffen, wo sich die anstößige Stelle nicht glatt ausscheiden ließ. Dem widersprach Lehrs (Ar.² 345) mit Berufung auf den Vers χ 31 (ἴσκεν ἕκαστος ἀνήρ, ἐπεὶ ἦ φάσαν οὐκ ἐθέλοντα), den Aristarch mit dem Obelos bezeichnet habe, weil οὐδέποτε Ὅμηρος ἐπὶ τοῦ ἔλεγε τὸ ἴσκε ἀλλ' ἐπὶ τοῦ ὡμοίου (Ariston.). Aber Hefermehl hat recht[2]): die Athetese bezog sich auf alle drei Verse (31—33), wie ja auch Eustathios anmerkt: νοθεύεται ὑπὸ τῶν παλαιῶν τὸ χωρίον τοῦτο. Auch das zweite Beispiel für Athetese eines im grammatischen Zusammenhang unentbehrlichen Verses, das sonst angeführt wurde, muß fallen. Zu Φ 331 (ὄρσεο, κυλλοπόδιον, ἐμὸν τέκος· ἄντα σέθεν γάρ) beruht das ἀθετεῖται des Venetus auf Irrtum; der Vers hatte bei Aristarch die διπλῆ. Das hat Cobet erkannt, und die Genfer Scholien bestätigen es: κυλλυποδῖον] Ἀριστόνικος ὅτι ἄκαιρον τὸ ἐπίθετον· ἡ γὰρ φιλανθρωπευομένη καὶ λέγουσα »ἐμὸν τέκος« οὐκ ὤφειλεν ἀπὸ τοῦ ἐλαττώματος προσφωνεῖν. Ähnliches enthielt der mit Ammonios' Namen bezeichnete Papyruskommentar (Pap. Oxyrh. Nr. 221, Kol. 16), wie aus den Zeilenanfängen ἀκαίρως ...., πρὸς τὴν φιλανθρωπ ....

---

2) BphW. 1908 S. 712, in einer längeren, wertvollen Besprechung von Ludwichs Iliasausgabe.

hervorgeht; und die Bemerkung begann hier mit βελ . . . ., was Hefermehl dem Sinne nach gewiß richtig zu βέλ[τιον ἂν ἦν ἄλλο ἐπίθετον] ergänzt. Falls ein bestimmtes anderes Epitheton genannt war, so hätten wir da geradezu eine korrigierende Vermutung. Eben dies wird uns mehrfach begegnen, wenn wir in eine umfassendere Prüfung des Tatbestandes eintreten.

A. In einigen Fällen ist eine Konjektur von Aristarch ausdrücklich bezeugt; von ihrer Betrachtung müssen wir ausgehen.

1) Π 636 χαλκοῦ τε ῥινοῦ τε βοῶν τ' εὐποιητάων.

Dazu bemerkt Didymos: ἄμεινον ⟨ἂν suppl. Ludw.⟩ εἶχε, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, εἰ ἐγέγραπτο »βοῶν εὐποιητάων« ἔξω τοῦ τέ συνδέσμου. Und Aristonikos: ὅτι προειπὼν »ῥινοῦ τε« ὡς ἕτερόν τι διάφορον συμπλέκει »βοῶν τε«· καὶ ἤ τοι ἐξ ἐπαναλήψεως νοητέον λέγεσθαι τὸ αὐτό, ὡς »πυκνοὶ καὶ θαμέες« (μ 92) καὶ »πόλεμόν τε μάχην τε« (Π 251), ἢ τὸν τέ σύνδεσμον περιττὸν νομιστέον, ἵν' ᾖ »ῥινοῦ βοῶν«, τουτέστι τῶν ἀσπίδων.

2) Η 113 f. καὶ δ' Ἀχιλεὺς τούτῳ γε μάχῃ ἔνι κυδιανείρῃ
ἔρριγ' ἀντιβολῆσαι, ὅ περ σέο πολλὸν ἀμείνων.

So sagt Agamemnon zu seinem Bruder, um ihn vom Kampfe mit Hektor zurückzuhalten. Dazu haben wir ein Scholion *A*, das Ludwich wenn auch zweifelnd dem Didymos zuschreibt: βέλτιον δ' ἄν, φασιν (*Aristarchei*: Lehrs), εἴρητο Ὁμήρῳ »ὅ περ μέγα φέρτατός ἐστιν«· ἐπ' αὐτοῦ γὰρ ψιλῶς λεγόμενον τοῦ Μενελάου ἔχει τι ὀνειδιστικόν.

An beiden Stellen kann man die hypothetische Form der Aussage nicht anders verstehen, als daß Aristarch die Lesart, von der er sagte daß sie besser gewesen sein würde, selbst ersonnen hatte. Ludwich hat dem allerdings widersprochen (II 85) und zwei Beispiele angeführt, in denen eine ähnliche Satzform angewandt und doch offenbar nicht von einer Konjektur Aristarchs die Rede sei; aber beide Stellen beweisen das, was sie sollen, nicht. Die eine ist in Θ in der Rede, mit welcher Agamemnon die Seinen zum Kampfe anfeuert; in Lemnos hätten sie sich gerühmt, jeder wolle es mit 100 oder 200 Troern aufnehmen; jetzt aber —

Θ 234 f.: — — — νῦν δ' οὐδ' ἑνὸς ἄξιοί εἰμεν
Ἕκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπρήσει πυρὶ κηλέῳ.

Dazu bemerkt Aristonikos (schol. *A*): ὁ ὀβελός, ὅτι ἐκλύει καὶ ἀπαμβλύνει τὸν ὀνειδισμὸν ὁ στίχος· κρείσσων γὰρ καθολικώτερον

ἐᾶσαι, οὐδήποτε ἀνδρός, ἀλλ' οὐχὶ τοῦ διαφορωτάτου. Aristarch hielt also V. 235 für unecht, weil der Rede Agamemnons der Stachel genommen wäre, wenn das οὐδ' ἑνὸς ἄξιοι durch Nennung Hektors näher bestimmt würde. Wenn wir nun von Didymos hören (schol. *A*): ἧττον ἄν φησιν Ἀρίσταρχος ὀνειδιστικὸν εἶναι, εἴπερ οὕτως ἐγέγραπτο »Ἕκτορος, ᾧ δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει«· ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει, so kann man ja darüber zweifeln, wie Didymos zu dieser etwas unklaren Fassung seiner Notiz gekommen ist und warum er V. 235 in anderer Form anführt, als wir ihn lesen[3]; soviel aber leuchtet ein, daß die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem an den beiden vorher angeführten Stellen eine ganz äußerliche ist. Denn hier heißt es nicht: »Der Tadel würde weniger scharf, der Gedanke also besser sein, wenn so geschrieben wäre: Ἕκτορος ᾧ δὴ κῦδος κτλ.«, sondern: »Der Tadel würde zu schwach, der Gedanke also schlecht sein, wenn der Vers, in dem Hektor genannt wird, wirklich dastünde.« Für die Deutung der an sich völlig verständlichen Scholien zu Π 636 und Η 114 gewinnen wir aus dieser Vergleichung überhaupt nichts. — Mehr Verwandtschaft mit ihnen zeigt die Bemerkung des Aristonikos zu

P 177 f.: — — — — καὶ ἀφείλετο νίκην
ῥηιδίως, ὁτὲ δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι.

Hier sagt Aristonikos: ὅτι ἀκαταλλήλως καὶ ἰδίως ἐπενήνοχε τὸ »ὅτε δ' αὐτός«· ἔδει γὰρ ἢ οὕτως εἰπεῖν »τότε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει«, ἢ προσληπτέον ἔξωθεν τὸ ἔστιν, ὥστε γίνεσθαι τὸ πλῆρες »ἔστι δ' ὅτε καὶ αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι«. Die Worte ἔδει γὰρ οὕτως εἰπεῖν klingen allerdings fast so, als sollten sie eine Konjektur einleiten; wir wissen aber aus Didymos (schol. $A^t T$), daß τότε δ' αὐτός die Lesart des Aristophanes war: also, folgert Ludwich, kann auch Π 636 und Η 114 die von Aristarch als besser bezeichnete Lesart eine solche gewesen sein, die ihm bereits vorlag, nicht von ihm ersonnen wurde, und es ist reiner Zufall, daß wir davon nichts wissen. Aber zunächst ist es doch eben unsere Aufgabe, aus dem was wir wissen Schlüsse zu ziehen, nicht auf bloße Möglichkeiten eine Ansicht zu bauen. Dann aber ist die (doppelt erhaltene) Notiz über Aristophanes nicht das einzige, wodurch sich das Scholion

3) Ludwich (AHT. I S. 289) und Ad. Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholien der Odyssee [1885] S. 13) haben hierüber verschiedene Vermutungen.

zu P 178 von denen zu Π 636 und H 114 unterscheidet: es fehlt die bedingte Form der Aussage, die dort so charakteristisch ist; und diesen Unterschied erklären wir am besten durch die Annahme, daß Aristarch P 178 eine Konjektur seines Vorgängers, an jenen beiden Stellen eine eigene erläutert hat. —

3) I 222 αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο,

heißt es von den Gesandten Agamemnons, die bei Achill freundlich aufgenommen worden sind. Darüber Didymos: φαίνονται καὶ παρ' Ἀγαμέμνονι, πρὶν ἐπὶ τὴν πρεσβείαν στείλασθαι, δειπνοῦντες· φησὶ γοῦν (177) »αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἔπιόν θ' ὅσον ἤθελε θυμός, ὡρμῶντ' ἐκ κλισίης«. ἄμεινον οὖν εἶχεν ἄν, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, ⟨εἰ⟩ ἐγέγραπτο »ἄψ ἐπάσαντο«, ἵν' ὅσον χαρίσασθαι τῷ Ἀχιλλεῖ μόνον καὶ μὴ εἰς κόρον ἐσθίειν καὶ πίνειν λέγωνται· ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν. Über die Pedanterie dieser Bemerkung ist viel gespottet worden, teils von Cobet und Nauck, die eben diese Stelle als Beispiel der törichten und grundlosen Konjekturen Aristarchs anführen, teils von Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholl. der Od. S. 8 ff.), der aus demselben Grunde hier dem Didymos nicht glauben will; von diesem selbst sei der »Anstandsbissen« hier erfunden und sehr zu Unrecht dem Aristarch nachgesagt worden, daß er solches Teetischzeremoniell bei homerischen Helden gesucht habe. Aber mit Entrüstungsargumenten wird nichts bewiesen. Obendrein ist es falsch, den homerischen Helden reine Naivetät zuzuschreiben; konventionelle Höflichkeit ist ihnen keineswegs fremd, worüber sich bei Wilamowitz (HU. 91) eine gute Bemerkung findet. Wichtiger ist, daß an unserer Stelle Aristonikos zu Didymos nicht zu stimmen scheint; er merkt an: κυκλικώτερον κατακέχρηται τῷ στίχῳ, δεδειπνηκότων αὐτῶν πρὸ ὀλίγου· οὐ γὰρ ἤρων δαιτός. Dies hält Roemer für die echte Ansicht Aristarchs, während die Konjektur ἄψ ἐπάσαντο von einem seiner Schüler herrühre, der sie durch den ihr angedichteten Namen Aristarchs zu empfehlen gesucht habe. Absolut undenkbar wäre dies ja nicht; aber wir verlieren allen Boden unter den Füßen, wenn wir in dieser Weise die Überlieferung da, wo sie uns unbequem ist, ändern. Vorsichtiger verfuhr hier Ludwich, der zwar erst den Versuch macht, aus dem Wortlaut bei Didymos (ἐν πολλαῖς, nicht ἐν πάσαις, οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν) zu folgern, daß auch die andere

Lesart eine altüberlieferte gewesen sei (vgl. unten zu Σ 207 ff.), dann aber doch die Möglichkeit zugibt (II 86), »Aristarch selber »hätte ἄψ ἐπάσαντο ersonnen, um anzudeuten, wie er sich etwa »die Lösung der nach seiner Ansicht hier vorliegenden Schwierig»keit möglich denke«; nur daran müsse man festhalten, daß Aristarch jedenfalls ἄψ ἐπάσαντο nicht in den Text eingesetzt habe. Dies ist gewiß richtig; auch Didymos sagt ja: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν. Und so scheint mir gar kein unvereinbarer Widerspruch zwischen den beiden Angaben zu bestehen: Aristarch machte eine Konjektur, um zu zeigen was ihm anstößig war, setzte sie dann aber nicht ein, weil er den Anstoß aus dem poetischen Stil zu erklären vermochte. Ähnlich war es bei Π 636. An unserer Stelle hat das eine Stück von Aristarchs Bemerkung Didymos, das andere Aristonikos aufbewahrt.

4) B 665 βῆ φεύγων ἐπὶ πόντον.

Dazu Didymos: τὸ μὲν Ὁμηρικὸν ἔθος »βῆ φεύγειν« προφέρεται· ἀλλ' ὅ γε Ἀρίσταρχος οὐ μετέθηκεν, ἀλλ' οὕτως γράφει »βῆ φεύγων«. Es ist nicht sicher, ob die Bemerkung über den homerischen Sprachgebrauch gerade an dieser Stelle von Aristarch gemacht war oder an einer anderen, so daß sie hier nur von Didymos herangezogen wurde. Aber auch wenn ersteres der Fall war, so läßt sich leicht begreifen, warum Aristarch die überlieferte Form nicht änderte: er dachte an ἔβησαν φεύγοντες Θ 343 f. Ο 1 f. u. ä., während βῆ φεύγειν (wie βάν ῥ' ἴμεν, βῆ δὲ θέειν) nirgends bezeugt ist. Eben deshalb aber möchte ich glauben, daß die ganze Bemerkung auf unsere Stelle erst durch Didymos bezogen worden ist, der sich in seiner halben Einsicht darüber wunderte, daß Aristarch φεύγων ruhig hatte stehen lassen.

Beiben die drei ersten Stellen. Lehrs (Ar.[2] 359 sq.) führt sie zum Beweis dafür an, daß Aristarch durchweg keine Lesart in den Text aufgenommen habe, die er nicht überliefert fand; und ebenso urteilt Ludwich. Unmittelbar beweisen sie aber ganz etwas anderes, nämlich daß Aristarch überhaupt auch Konjekturen gemacht hat. Für I 222 gibt dies, wie wir gesehen haben, auch Ludwich zu; und er wiederholt das Zugeständnis wenige Seiten später in allgemeinerer Wendung, ob auch widerstrebend (II 92): »für ihn handle es sich gar nicht darum, ob Aristarch in seinem »Leben überhaupt einmal eine Konjektur zu den homerischen

»Gedichten gemacht habe, sondern nur darum, ob er derselben »den Grad der Sicherheit zutraute, daß er es wagte sie in seinen »Text aufzunehmen«. Ich meine, wenn erst einmal anerkannt ist, daß Aristarch auch Konjekturen machte, so wird sich immer wieder die Vermutung hervordrängen, daß unter diesen doch auch solche waren an die er selber glaubte. Woher will Ludwich das Gegenteil wissen? Etwa aus dem Schweigen des Didymos über Änderungen Aristarchs? Aber es wäre doch ganz denkbar, daß Didymos eine Konjektur Aristarchs nur gerade da als solche bezeichnet hätte, wo sie nicht in den Text gesetzt, also Vermutung geblieben war, während er sie in anderen Fällen einfach als »die Lesart« der aristarchischen Ausgaben oder einer von ihnen verzeichnete. Doch wir brauchen uns gar nicht mit etwas Denkbarem zu begnügen; die Sache kann mit annähernder Sicherheit entschieden werden.

B. Es gibt Fälle, in denen Aristarch den überlieferten Text geändert haben muß, wenn sein Verfahren überhaupt irgend einen Sinn gehabt haben soll.

1) Γ 262 hat der Venetus βήσετο mit übergeschriebenem α, die andern Handschriften haben teils βήσετο teils βήσατο. Didymos bemerkt zu der Stelle: προκρίνει μὲν τὴν διὰ τοῦ ε γραφὴν »βήσετο«, πλὴν οὐ μετατίθησιν, ἀλλὰ διὰ τοῦ α γράφει ὁ Ἀρίσταρχος. Auch K 513 sind unsere Handschriften zwischen beiden Formen geteilt; der Venetus hat hier nur ἐπεβήσετο und am Rande die Notiz: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »ἐπεβήσατο«. Kein Zweifel, daß Aristarch βήσετο für richtig hielt; wenn er trotzdem Γ 262 die Form mit α beibehielt, so sieht Ludwich darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers, der »es nicht einmal wagte Γ 262 »ein βήσατο in βήσετο zu verändern, obgleich ihm βήσετο den »Vorzug zu verdienen schien«. Aber solche Vorsicht wäre gleichbedeutend mit Kritiklosigkeit. Denn die ungelehrte Überlieferung kann nicht anders als in solchen fast nur orthographischen Fragen inkonsequent sein; das zeigen auch unsere besten Handschriften. Ein Kritiker also, der hier der Überlieferung gehorchen wollte anstatt seiner grammatischen Einsicht, könnte lieber gleich das Los entscheiden lassen. Ludwich freilich meint, daß Aristarch in dieser Weise dem Zufall gehorcht habe, und rühmt ihn deswegen (AHT. II 112 f.). Anderwärts scheint auch er ihm etwas Besseres zuzutrauen. Zu Θ 307 notiert Didymos (A^t): Ἀρίσταρχος »βιβῶν«;

wir wissen aber durch denselben Didymos zu H 213. N 371, daß Aristarch dort βιβάς, βιβάντα las. Deshalb vermutet Ludwich, daß in dem Scholion zu O 307 βιβῶν für βιβάς verschrieben sei: denn »wer éinmal sich für μακρὰ βιβάς entschied, wird ihm vermut»lich auch in den übrigen Fällen den Vorzug gegeben haben«. Sehr richtig; aber doch nur dann, wenn er sich in dergleichen Entscheidungen von der unvermeidlichen Inkonsequenz der ihm vorliegenden Handschriften unabhängig hielt. Also wäre es, nach Ludwichs eignem Maßstabe, gar kein Lob für Aristarch, wenn er Γ 262 βήσατο beibehalten hätte. — Wir brauchen aber auch nicht zu glauben, daß er es getan hat. Didymos selber behauptet das nicht, sondern wundert sich nur (ähnlich wie bei φεύγων B 665) über Aristarchs Inkonsequenz. Vermutlich fand er in seinem, nach Ludwichs überzeugender Darlegung (I 81) nicht sehr zuverlässigen Exemplar von Aristarchs Ausgabe βήσατο, das durch Versehen hineingekommen war, hielt es für die von Aristarch beabsichtigte Form, wunderte sich darüber und machte so die oben zitierte Anmerkung.

2) Weglassung des Augments ist für Aristarch vielfach bezeugt, z. B. I 492: Ἀρίσταρχος »πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα«, wo die Handschriften fast alle, auch *A*, ἔπαθον und ἐμόγησα haben. Ähnlich überwiegt A 598 in den Handschriften ᾠνοχόει, während Didymos berichtet: οὕτως »οἰνοχόει« Ἀρίσταρχος, Ἰακῶς, und hinzufügt, daß Zenodot, Aristophanes u. a. ebenso gelesen hätten. Weitere Belegstellen hat La Roche HTk. 423 ff. gesammelt. Aristarch hielt die Formen ohne Augment für »ionisch«, weil sie von dem attischen Gebrauch abwichen. Wenn nun zu K 359 in *A* am Rande steht: τὸ »ὡρμήθησαν« Ἰακῶς, so versteht man sofort, was gemeint ist. Ludwich hat ganz recht: es ist nicht einmal nötig einen Schreibfehler anzunehmen; die kurze Notiz kann den Sinn haben, daß Aristarch das im Text stehende Wort ὡρμήθησαν in ionischer Gestalt geschrieben habe, also ohne Augment. In andern Fällen liegt die Sache weniger klar. O 601 haben alle Handschriften: ἐκ γὰρ δὴ τοῦ ἔμελλε, wozu Didymos angibt: Ἀριστοφάνης Ἰακῶς γράφει »μέλλε« (Schol. *T*, ähnlich *A*). Das sieht so aus, als habe an dieser Stelle Aristarch ἔμελλε in seiner Ausgabe gehabt, und dies hat Lehrs (Ar.[2] 362) aus den Worten geschlossen, damit also dem Aristarch dieselbe Inkonsequenz zur Last gelegt, über die sich Didymos bei Gelegenheit von βήσατο wunderte.

Ludwich stimmt ihm nicht bei, sondern verwandelt nach Schmidts Vorgange Ἀριστοφάνης in Ἀρίσταρχος. Auch ζ 165 bedarf die Angabe des Aristonikos (ὅτι οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »μέλλεν«· Ἀττικῶν γάρ ἐστι τῶν μεταγενεστέρων) einer Korrektur, wenn sie sich mit dem, was wir sonst von Aristarchs Lehre wissen, vertragen soll; Ludwich ist hier am meisten geneigt Cobet zu folgen, der schrieb: οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »ἤμελλεν«, so daß sich die Anmerkung auf einen Text bezogen hätte, in dem ᾗ δ' ἤμελλεν statt ᾗ δὴ μέλλεν stand. In beiden Fällen ist die von Ludwich angenommene Änderung wohl begründet, aber eben doch nur durch den Gedanken begründet, daß Aristarch in dergleichen Dingen ein grammatisches Prinzip befolgt haben müsse, nicht dem zufälligen Bestande der Überlieferung in den Handschriften, die er verglich, sich unterworfen haben könne. Wer dies glaubt, darf ihm dann auch nicht zutrauen, daß er Γ 262 um der Handschriften willen βήσατο beibehalten habe, noch weniger ihn deswegen loben.

3) Z 71 steht im Venetus τεθνηιῶτας, dazu am Rande: οὕτως Ἀρίσταρχος »τεθνηῶτας«. K 387 hat dieselbe Handschrift im Texte κατατεθνηώτων, und dazu die Notiz aus Didymos: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »κατατεθνειώτων. Dieselbe Nachricht ist uns noch öfter erhalten. Die Handschriften schwanken, auch der Venetus *A* hat z. B. H 89. 409 κατατεθνειῶτος, κατατεθνειώτων. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch eine solche Frage nach den ihm vorliegenden Handschriften, die an orthographischer Sicherheit dem Venetus gewiß nicht überlegen waren, entschieden habe? Undenkbar. Jedenfalls für den undenkbar, der, wie Ludwich, überzeugt ist, daß Aristarch nicht das eine Mal βιβῶν ein andres Mal βιβάς geschrieben haben könne.

Damit ist ein Gebiet bezeichnet, auf dem unzweifelhaft der große Alexandriner sich der Überlieferung gegenüber unabhängig stellte: in all jenen Fragen, die äußerlich als orthographische erscheinen, ihrem Wesen nach aber durch sprachgeschichtliche Kritik des Textes verstanden und entschieden werden müssen. Die Männer, die in neuerer Zeit diesen Zweig der Kritik vorzugsweise gepflegt haben, Bentley Bekker Nauck, wandelten also auf Aristarchs Bahnen und können es sich gern gefallen lassen deswegen von Arthur Ludwich gescholten zu werden. Wir werden noch weiterhin einem Beispiel begegnen, wie gerade er es nicht nur an Verständnis sondern auch an Achtung für den, dessen Namen er so laut bekennt,

hat fehlen lassen. Für jetzt kommt es darauf an, die beiden Sätze, die wir gewonnen haben, zusammenzufassen: wenn es feststeht, daß Aristarch Konjekturen gemacht hat, und ferner feststeht, daß er bei der Konstituierung des Textes nicht bloß nach äußerer Gewähr sondern auch nach inneren Gründen sich entschieden hat, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter den von ihm aufgenommenen Lesarten auch solche waren, die er selbst ersonnen hatte.

C. Welcher Art sind die Lesarten, von denen wir mit einiger Zuversicht vermuten dürfen, daß sie auf Konjekturen Aristarchs beruhen?

Im voraus ist es gut daran zu erinnern, daß wir die Zahl lieber zu klein als zu groß annehmen und jeden einzelnen Fall aufs peinlichste prüfen wollen. Die meisten äußeren Chancen, Konjektur zu sein, haben diejenigen Lesarten, mit denen Aristarch ganz allein steht. Wo er mit der späteren Vulgata stimmt, da überwiegt die Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe Gestalt des Textes schon in der älteren Vulgata vorgefunden habe. Unmöglich wäre es zwar auch hier nicht, daß er durch freie Emendation in den Gang der Überlieferung eingegriffen hätte; aber die inneren Gründe für diese Annahme müßten in solchem Falle besonders gewichtige sein (so Nr. 7). Und auch sonst werden wir uns nur da zu ihr entschließen, wo eine Lesart Aristarchs so aussieht, als sei sie um einer grammatischen, metrischen oder logischen Erwägung willen ausgedacht worden. Von der Anwendung der damit angedeuteten Grundsätze gebe ich einige Beispiele.

1) Α 404 ὃ γὰρ αὖτε βίῃ οὗ πατρὸς ἀμείνων.
Γ 193 μείων μὲν κεφαλῇ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο.

Zur ersten Stelle sagt Didymos (A^t): οὕτως [korr. aus οὐ] διὰ τοῦ ν »βίην« Ἀρίσταρχος, zur zweiten derselbe (A^t): Ἀρίσταρχος »κεφαλήν« Unsere Handschriften haben alle βίῃ und fast alle κεφαλῇ, nur eine κεφαλήν. Ludwich bemerkt: »Aristarch bevorzugte den Accusativ.« Wir dürfen annehmen, daß er ihn an beiden Stellen gegen die Überlieferung herstellte.

2) Ο 80 ff. ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀΐξῃ νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν
γαῖαν ἐληλουθὼς φρεσὶ πευκαλίμῃσι νοήσῃ
»ἔνθ' εἴην ἢ ἔνθα«, μεμοινήσειέ τε πολλά —

Dazu Didymos (A^t): οὕτως Ἀρίσταρχος »ἔνθ' εἴην« μετὰ τοῦ ν, καὶ διὰ τῶν β' ηη »μενοινήῃσί τε«. Im ersten Punkte sind ihm die

besseren Handschriften gefolgt, im zweiten keine einzige; alle haben μενοινήσειε. »*Aperte correctio*«, sagt G. Hermann (Opusc. II 57) über Aristarchs Lesart. Ebenso urteilt Buttmann (Ausf. griech. Sprachl. § 105 Anm. 104): μενοινήησι ist eine an sich unmögliche Form; da nun der Optativ in diesem Zusammenhange gegen die Syntax verstößt, so wird der Konjunktiv eine grammatische Korrektur Aristarchs sein. Und zwar, dürfen wir hinzufügen, eine im Grunde richtige Konjektur: sie suchte den Konjunktiv herzustellen, der schon in der voraristarchischen Vulgata durch Einfluß des benachbarten εἴην verdrängt war. Nur in der Bildung der Form hat Aristarch fehlgegriffen; Neuere haben seinen Gedanken angenommen und in der Ausführung verbessert, indem sie μενοινάησι (van Leeuwen und Mendes da Costa) oder μενοινήσῃσι (Nauck) vorschlugen.

3) A 350 θῖν' ἔφ' ἁλὸς πολιῆς, ὁράων ἐπὶ οἴνοπα πόντον. So die Handschriften; Didymos berichtet (A^t), Aristarch habe nicht οἴνοπα geschrieben sondern ἀπείρονα, und dies ist seit Bekker[1] in den Ausgaben herrschend geworden. Über den Grund der Abweichung erfahren wir nichts; und dabei können wir uns um so weniger beruhigen, als, woran schon Spitzner erinnerte, οἴνοπα πόντον eine ganz geläufige Verbindung ist, während πόντον ἀπείρονα nur noch einmal (δ 510) bei Homer vorkommt. Der Ausweg, daß Aristarch dann wohl in der Mehrzahl seiner Handschriften ἐπ' ἀπείρονα vorgefunden habe, ist uns verschlossen; denn bei dem Verhältnis, in dem er zur Vulgata stand und diese nachher zu ihm geblieben ist, wäre es ganz unerklärlich, wie eine solche Lesart in den Handschriften spurlos verloren gegangen sein sollte[4]). Vielleicht bringt uns eine Bemerkung, die im Venetus *B* und im Townleyanus erhalten ist, auf die rechte Fährte. In *T* steht kurz:

---

4) Allen (Class. Rev. 15 [1901] p. 243) will dies nicht gelten lassen und führt Beispiele dafür an, daß Lesarten, die Aristarch in einzelnen der von ihm benutzten Ausgaben vorgefunden und angenommen hatte, doch in keiner unserer Hdss. im Texte stehen. Aber einmal sind diese Lesarten eben nicht »spurlos verloren gegangen«, sondern in Randbemerkungen erhalten. Und sodann, wenn wirklich Aristarch ἀπείρονα nicht erfunden sondern in einer oder der anderen älteren Ausgabe gefunden hatte: daß er es guthieß und sich aneignete, wäre dann doch nicht nach handschriftlicher Autorität geschehen sondern aus inneren Gründen. Es bliebe eine Konjektur — wie πᾶσι Α 5 —, nur die eines Vorgängers, die Aristarch als solche in den Text gesetzt hätte. Vgl. das nachher über N 423 Gesagte.

γράφεται καὶ »ἐπ' ἀπείρονα πόντον«, davor aber der Satz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ οἶνοψ. *B* hat, wie so oft, den Gedanken verdorben, diesmal durch einen kleinen Zusatz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ οἶνοψ. Nur auf den Unterschied der Farbe kann sich die Notiz beziehen, wenn sie einen Sinn haben soll; sie erscheint dann als eine Verteidigung gegen den Vorwurf, daß die beiden Adjektive nicht zusammen paßten. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß Aristarch diesen Vorwurf erhoben und deshalb ἀπείρονα eingesetzt hatte. Mit Unrecht habe auch ich in meiner Ausgabe es festgehalten.

4) Σ 207 ff. ὡς δ' ὅτε καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος αἰθέρ' ἵκηται,
τηλόθεν ἐκ νήσου, τὴν δήιοι ἀμφιμάχωνται·
— — — — — — — — — — — —
214 ὣς ἀπ' Ἀχιλλῆος κεφαλῆς σέλας αἰθέρ' ἵκανεν.

Zu 207 bieten die Handschriften keine Variante. Aber Didymos berichtet in einem Scholion des Venetus *A*: οἱ περὶ Διονύσιον τὸν Θρᾷκά φασιν Ἀρίσταρχον πρῶτον [so Ludwich für πρώτῃ] ταύτῃ χρώμενον τῇ γραφῇ μεταθέσθαι καὶ γράψαι »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«. ἐμφατικῶς τὸ ἐν πολέμῳ πῦρ ἐπιτεθὲν τῷ Ἀχιλλεῖ παρέβαλε τῷ ἐν πολεμουμένῃ ἁπτομένῳ. Den Grund der Änderung erfahren wir aus dem Townleyanus: Ἀρίσταρχος »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«· καὶ γὰρ ἄτοπόν φησι πῦρ εἰκάζεσθαι καπνῷ. Endlich steht dieselbe Nachricht mit derselben Begründung auch bei Eustathios. Man möchte meinen, hier sei eine Konjektur Aristarchs, und zwar eine solche die er in den Text setzte, sicher bezeugt; und in diesem Sinne hat schon Wolf die Stelle verwertet. Aber Ludwich macht (II S. 93) dagegen geltend, μετατιθέναι bedeute nicht »konjizieren« sondern einfach »ändern«, und ändern könne man einen Text »bekanntlich auch auf Grund einer besseren handschriftlichen Überlieferung«; den schlagendsten Beweis dafür biete Didymos' Bemerkung zu I 222: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν; daraus, daß er nicht ἐν πάσαις sage sondern ἐν πολλαῖς, gehe dort hervor, daß auch die geänderte Lesart, die Aristarch nicht eingesetzt hat, in einigen Handschriften gestanden habe. Dieser Beweis ist hinfällig und wird, wie wir (S. 59) sahen, von Ludwich selbst nur halb geglaubt. Wenn wirklich die von Aristarch für besser gehaltene

Lesart in mehreren seiner Handschriften stand, so wäre er ja ein Tor gewesen, wenn er sie nicht angenommen hätte; ehe wir ihm so etwas zutrauen, wollen wir lieber glauben, daß Didymos sich ungenau ausgedrückt hat, indem er ἐν πολλαῖς schrieb wo er ἐν πάσαις hätte sagen können. Wir halten also daran fest, daß sich οὐ μετέθηκεν I 222 auf eine Konjektur bezieht. Darin aber hat Ludwich natürlich recht, daß in dem Worte an sich diese Beziehung nicht ausgedrückt ist, daß es vielmehr ganz wohl auch von Änderungen gebraucht werden konnte, die durch einen genaueren Einblick in die Überlieferung veranlaßt waren. Nur hilft diese Erkenntnis nichts für Σ 207. Denn hier geht aus der Art der Begründung, und daraus daß Aristarch mit seiner Änderung ganz allein geblieben ist (οὐκ εὖ δέ, φασιν, ἐκεῖνος ποιεῖ: so bemerkt Eustathios), deutlich hervor, daß sie in seinem Kopfe entsprungen war. Und damit gewinnt diese Stelle allerdings eine besondere Wichtigkeit. Ludwich macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn zwischen einer früheren und einer späteren Lesart Aristarchs unterschieden wird, es sich nur entweder um eine Differenz zwischen seinen beiden Ausgaben oder um eine solche zwischen seinen (älteren) Kommentaren und (späteren) Ausgaben handeln könne, da »nach »seinen Ausgaben für uns jede Spur seiner weiteren literarischen »Beschäftigung mit Homer verschwindet«. Die jüngere der beiden zu Σ 207 überlieferten Lesarten ist also jedenfalls eine solche, die Aristarch aus eigner Konjektur in den Text einer seiner Ausgaben aufgenommen hat.

5) N 421 ff. τὸν μὲν ἔπειθ' ὑποδύντε δύω ἐρίηρες ἑταῖροι
Μηκιστεὺς Ἐχίοιο πάις καὶ δῖος Ἀλάστωρ
νῆας ἔπι γλαφυρὰς φερέτην βαρέα στενάχοντα.

Mit denselben Worten wie in Θ (332 ff.) von dem verwundeten Teukros wird hier von einem zu Tode getroffenen (412) erzählt, daß man ihn aus dem Kampfe trägt. Daß die Verse aus Θ ungeschickt herübergenommen sind, hat Richard Franke (Fleckeisens Jahrb. 73 [1856] S. 758) gezeigt. Im Altertum nahm Aristarch an der durch die Übertragung entstandenen Verkehrtheit Anstoß; denn Didymos bemerkt: οὕτως διὰ τοῦ ε »στενάχοντε«· οὐ διὰ τοῦ α ἐπὶ τοῦ νεκροῦ — γελοῖον γάρ — ἀλλ' ἐπὶ τῶν βασταζόντων. Und Aristonikos berichtet, daß Zenodot στενάχοντα geschrieben habe. Unsere Hdss. stehen der Mehrzahl nach auf Zenodots Seite; nur

A und einige andere haben στενάχοντε, zwei στενάχοντες. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarchs Lesart auf besserer Überlieferung beruhte, oder auf Konjektur? Wäre das erste der Fall, so würde man nicht verstehen, wie das unsinnige στενάχοντα überhaupt aufkommen und den richtigen Gedanken fast verdrängen konnte; umgekehrt ist es vollkommen begreiflich und von Adolf Roemer[5]) einleuchtend dargelegt, daß der Singular aus Θ gedankenlos lange Zeit beibehalten, dann aber von einem schärfer aufmerkenden Leser als lächerlich empfunden und korrigiert wurde. Ob freilich Aristarch selbst dieser Leser gewesen ist, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen; die Verbesserung lag so nahe, daß sie auch einem kritisch Ungeschulten gelingen konnte. Dann war es doch immer eine Konjektur, die Aristarch anerkannte und aufnahm, und zwar, was besondere Beachtung verdient, in einem Verse, den mit zwei dazugehörigen durch Athetese auszuscheiden nicht nur leicht möglich sondern richtig gewesen wäre.

Hier mögen zwei Fälle angeschlossen werden, in denen sowohl der gegen den Gedanken erhobene Einwand wie das Mittel, durch welches der Anstoß beseitigt wurde, den spitzen Blick und die erfinderische Kunst des Kritikers von Fach verraten. Adolf Roemer hat wieder beide zuerst richtig beurteilt[6]).

6) τ 113 τίκτῃ δ' ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς.

Der Vers steht in der Schilderung des Bettlers von dem Segen der sich unter der Herrschaft eines guten Königs über das Land ausbreitet. Weizen und Gerste, Fruchtbäume sind erwähnt; nun das Vieh und die Fische. In diesem Zusammenhang ist der Begriff μῆλα natürlich nicht auf das Kleinvieh beschränkt, wie es sonst überwiegender Gebrauch des Dichters ist und als Grundsatz ausgesprochen wird in einem Scholion des Townleyanus zu Δ 476: »μῆλα« ὁ ποιητὴς τὰ πρόβατα καὶ αἶγας, Ἡσίοδος τὰ τετράποδα πάντα. Wenn nun τ 113 zwar in allen Hdss. μῆλα steht, in einer aber die Randbemerkung »πάντα« οὐ »μῆλα«, so hat Ludwich mit Recht geschlossen, daß Aristarch πάντα gelesen habe — oder viel-

5) »Über die Homerrezension des Zenodot«, in den Abhandlungen der Bayer. Akademie, philos.-philol. Kl. 17 (1885) S. 641 ff. Die betreffende Stelle S. 674.

6) »Homerische Studien«, Abhandlungen der Bayer. Akad. d. Wiss. ebenda 22 (1902) S. 389 ff. Die Stelle S. 439 f.

mehr geschrieben. Denn daß dies eine der Regel zuliebe gemachte Korrektur ist, zeigt ρ 181, wo dieselbe Abweichung vom sonstigen Sprachgebrauch, mit bezug auf μῆλα in 170, durch Athetese beseitigt wurde. Freilich schon von Aristophanes — ἀθετεῖ καὶ Ἀριστοφάνης —, so daß es scheint, als gehe die Beobachtung, und das Streben ein ihr entsprechendes Gesetz durchzuführen, auf ihn zurück. Aristarch hätte dann, wie dies schon bei Λ 5. 350. Ν 423 als möglich erkannt wurde, die Konjektur eines anderen gebilligt und in den Text gesetzt. Nachfolge hat er damit allerdings weder in alter noch in neuer Zeit gefunden. Auch Arthur Ludwich druckt μῆλα.

7) Γ 100 εἵνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἄτης.

So spricht Menelaos zu Troern und Achäern, im Zusammenhang der Rede in der er den Vorschlag macht durch einen Einzelkampf den großen Streit zu entscheiden. Daß er die Schuld des Gegners der ἄτη zuschreibt, darin liegt eine Milderung; es ist mehr vom Standpunkte des Dichters aus gedacht als von dem des beleidigten Helden. Doch eben dies ist für Homer ganz natürlich. Roemer (Hom. Stud. 439) erinnert an Fälle wie Λ 747 (αὐτὰρ ἐγὼν ἐνόρουσα κελαινῇ λαίλαπι ἶσος: Nestor), wozu Aristonikos bemerkt: ἡ διπλῆ ὅτι ἐκπέπτωκεν εἰς ποιητικὴν κατασκευὴν τὸ παρηγμένον ἡρωικὸν πρόσωπον κατὰ τὴν ποίησιν, und Π 7 ff., wo Achill den weinenden Freund mit einem kleinen Mädchen vergleicht, was einem Alten zu der feinen — nicht allzu feinen? — Bemerkung Anlaß gegeben habe: ταῦτα ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου εἰσίν· πολλαχοῦ γὰρ ἐνδύεται τὰ ἡρωικὰ πρόσωπα (Schol. *TV*). Aber es gab eine andre Wendung: Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἀρχῆς. So konnte Menelaos sprechen, freilich mit seltsamer Verbindung: Ἀλεξάνδρου ἀρχή, »der Anfang den Alexandros gemacht hat«. Hätten wir beide Lesarten ohne weiteres Zeugnis nebeneinander, so würde wohl jeder ἀρχῆς für die übergewissenhafte Konjektur eines mehr logisch als poetisch denkenden Gelehrten halten. Da nun Aristonikos anmerkt, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει »ἕνεκ' ἄτης«. ἔσται δὲ ἀπολογούμενος Μενέλαος ὅτι ἄτῃ περιέπεσεν ὁ Ἀλέξανδρος· διὰ μέντοι τοῦ »ἕνεκ' ἀρχῆς« ἐνδείκνυται ὅτι προκατῆρξεν, so dürfen wir vermuten, daß Aristarch es war, der dem Dichter nicht gestatten wollte sich gehen zu lassen. Und diesmal wäre es gelungen: die gesamte Überlieferung kennt nur noch ἀρχῆς.

8) Δ 242 Ἀργέιοι ἰόμωροι, ἐλεγχέες, οὔ νυ σέβεσθε;

Ω 239 ἔρρετε, λωβητῆρες, ἐλεγχέες· οὔ νυ καὶ ὑμῖν ....

An beiden Stellen haben alle Handschriften ἐλεγχέες, ein Wort, das in lebendigem Griechisch nirgends vorkommt, überhaupt sonst nur noch bei Nonnos, also in einer künstlich nachahmenden Sprache sich findet. Verständlicher wäre ἐλέγχεα, das wir an zwei andern Stellen lesen:

B 235 ὦ πέπονες, κάκ' ἐλέγχε', Ἀχαιίδες, οὐκέτ' Ἀχαιοί.

Ω 260 τοὺς μὲν ἀπώλεσ' Ἄρης, τὰ δ' ἐλέγχεα πάντα λέλειπται.

Nun hat Ahrens (1851; jetzt Kl. Schr. I 141) nachgewiesen, daß der gesetzmäßige Hiatus in der bukolischen Diärese vielfach von den Alten verkannt und durch Konjektur beseitigt worden ist; ein Beispiel davon bietet dieses ἐλεγχέες, das in den beiden zuerst angeführten Zeilen um des Metrums willen eingesetzt worden ist, während in den beiden anderen ἐλέγχεα durch den Vers geschützt war und stehen blieb. Ahrens forschte weiter, wem die schlimme Verbesserung ihren Ursprung verdanke, und fand Aufschluß an einer fünften Stelle,

E 787 αἰδώς, Ἀργέιοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί.

Denn hierzu notierte Didymos (A^t): Ἀρίσταρχος »κακελεγχέες«; ohne Zweifel hat er auch in dem gleichlautenden Verse Θ 228 so geschrieben. Diesmal aber ist ihm die Überlieferung nicht gefolgt: κακελεγχέες war doch ein zu seltsames Gebilde, und so hat sich hier, trotz Aristarch, κάκ' ἐλέγχεα in fast allen Handschriften behauptet, während Δ 242 und Ω 239 ἐλεγχέες zur Herrschaft gekommen ist. Nur zwei Hdss., darunter der Vindobonensis 5, Hauptvertreter der Gruppe *h*, die ja überhaupt besonders stark von den Alexandrinern beeinflußt ist, haben auch E 787 die Maskulinform: κάκ' ἐλέγχεες, verschrieben oder ungeschickt verbessert aus κακελεγχέες. Daß dies eine Konjektur Aristarchs ist, halte ich für sicher; daß auch das einfache ἐλεγχέες auf seine Erfindung zurückgeht, für höchst wahrscheinlich. —

Mit diesen Beispielen mag es genug sein. Es kam darauf an, die prinzipielle Frage zu entscheiden; eine Durcharbeitung des gesamten Materials nach den gewonnenen Grundsätzen würde gewiß zu weiteren Resultaten führen. Wer z. B. Adolf Roemers Besprechung von Λ 439 liest (Über die Homerrezension des Zenodot [1885] S. 681. 696), findet vielleicht, daß auch hier τέλος statt

βέλος auf Konjektur beruht, was er selber damals wenigstens bestritt. Auf der andern Seite darf man, woran schon im voraus erinnert wurde, mit solcher Annahme nicht zu freigebig sein. Jenes τρόμος τρομέοντο neben zenodotischem φόβος φοβέοντο (S. 54 f.) sah auf den ersten Blick wie eine Korrektur Aristarchs aus; aber da Zenodot mit seiner Lesart ganz isoliert geblieben ist, alle unsere Handschriften auf Aristarchs Seite stehen, so werden wir mit Lehrs annehmen, daß eben auch die voralexandrinischen Handschriften τρόμος τρομέοντο boten. Daß es schon vor den Alexandrinern Leute gegeben hat, die mit Korrigieren dem Homertexte zu helfen suchten, wissen wir aus mancherlei Nachrichten. Eine von Aristoteles berichtigte Ausgabe benutzte Alexander (Plutarch Alex. 8). Dem jungen Alkibiades erwiderte ein Lehrer auf die Frage, ob er einen Homer besitze: ἔχειν Ὅμηρον ὑφ' αὐτοῦ διωρθωμένον, erregte freilich mit dieser stolzen Antwort mehr Befremden als Bewunderung (Plut. Alkib. 7). Bei urteilsfähigen Lesern scheinen die »verbesserten« Texte nicht im besten Ansehen gestanden zu haben. Bekannt ist die Antwort Timons von Phlius an Aratos, der zu wissen wünschte, wie er Homers Dichtung unverfälscht bekommen könne: εἰ τοῖς ἀρχαίοις ἀντιγράφοις ἐντυγχάνοι καὶ μὴ τοῖς ἤδη διωρθωμένοις (Diog. Laert. 9, 113). Hieran erinnert Eduard Schwartz (Adversaria [1908] p. 11) und findet darin die Ansicht bestätigt, daß die Gefährdung des Textes durch verwegene Konjekturalkritik der Zeit vor den Alexandrinern angehöre, nicht etwa dem Zenodot zur Last gelegt werden dürfe (p. 4). Bei dem Zustande der Überlieferung, von dem die verwilderten Papyrusexemplare ein Bild geben, sei es die dringendste Aufgabe gewesen, echte und unechte Verse zu sichten; und so verstehe man, warum Zenodot kein andres kritisches Zeichen erfunden habe als das der Athetese. Damit sei er der wahre Begründer philologischer Kritik geworden; seine Nachfolger hätten ihn eigentlich nur dadurch übertroffen, daß sie mehr und bessere Ausgaben zur Vergleichung heranzogen. Daher rühre die Menge der Fehler bei Zenodot: wo eine gewaltsame Korrektur unter seinem Namen überliefert sei, habe er diese nicht ersonnen, sondern als schon vorhandene Lesart, auf Grund unvollkommener Schätzung älterer Ausgaben, übernommen. In diesen Gedanken liegt viel Richtiges, vorausgesetzt, daß sie nicht ein Gesetz aufstellen sondern eine bisher zu wenig beachtete Möglichkeit mehr in den Vordergrund rücken wollen. Solcher Möglichkeit sind wir

uns auch bei Aristarch immer bewußt gewesen (S. 69), und haben doch Fälle gefunden, in denen nach Lage der Dinge angenommen werden mußte, daß eine von ihm in den Text gesetzte Konjektur seine eigne gewesen sei.

Zu grundsätzlicher Bestreitung dieser Annahme ist Allen zurückgekehrt[7]). Er zweifelt, ob durch Erwägung einzelner Scholien, wie sie von mir angestellt worden sei, Greifbares gewonnen werden könne; die Methode müsse generell sein, nicht vom einzelnen ausgehen. 664 Lesarten von Aristarch seien bekannt, darunter 51 mit Nennung der älteren Ausgaben denen er folgte, 49 mit dem summarischen Zusatz οὕτω πᾶσαι oder αἱ πλεῖσται oder einem ähnlichen, 564 ohne Angabe einer älteren Autorität. Bei dem trümmerhaften Zustand unsrer Überlieferung sei alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die 564 Stellen ursprünglich einer der beiden anderen Klassen angehört hätten. Diese Art von Generalisierung vermag ich allerdings nicht mitzumachen. Das Zahlenverhältnis spricht gegen Allens Ansicht, nicht für sie. Aber was sollen in solcher Frage die Zahlen und die Statistik? Die große dritte Klasse umfaßt Fälle ganz verschiedener Art, die, wenn man sie so zusammenwirft, als Beweismaterial gar nicht verwertbar sind. Vorwärts kommen läßt sich, daran muß ich festhalten, nur dadurch, daß man die einzelnen Lesarten ihrer Natur nach und mit bezug auf die Begründung, die Aristonikos oder Didymos für sie geben, eingehend prüft. Daß ein summarisches Urteil, wie Allen es fällt, hier nicht am Platze ist, zeigen am besten die Konsequenzen, zu denen man dadurch gedrängt wird. Da doch manche Lesarten Aristarchs einen recht singulären Charakter tragen und auch äußerlich, gegenüber früherer wie späterer Überlieferung, vereinzelt dastehen, so muß man, wenn er gar keine Konjekturen gemacht haben soll, annehmen, daß er in solchem Fall irgend einer einzelnen älteren Ausgabe gefolgt sei. Allen scheut sich nicht dies auszusprechen: Aristarch habe diplomatische Kritik und Kritik nach inneren Gründen in der Weise zu verbinden gesucht, daß er, wo innere Gründe eine Athetese oder eine Korrektur forderten, nur dann ihnen folgte, wenn wenigstens eine der ihm vorliegenden älteren Ausgaben einen auch äußeren Anhalt dafür bot. Auf solche Weise sei denn ein Monstrum von Text zustande gekommen.

---

7) Allen, The eccentric editions and Aristarchus. Class. Rev. 15 (1901) p. 241—246.

Ob viele sich entschließen werden in diesem Sinne ihre Ansicht über Aristarch zu ändern, können wir abwarten. Bisher galt er, auch bei solchen die sich seiner Herrschaft nicht fügen mochten, für einen Mann von selbständigen Gedanken, der die Kraft und den Mut des eignen Urteils besaß. Wieviel wir noch heute von ihm lernen können, hat kürzlich eine von Adolf Roemer angeregte Darstellung seiner ästhetischen Anschauungen gezeigt. Und eben jetzt tritt dieser selbst mit der Mahnung hervor, daß die Arbeit von Lehrs auf Grund genauer Durchforschung aller in Betracht kommenden, inzwischen vermehrten Quellen noch einmal getan werden müsse; da werde die vollendete Sicherheit von Aristarchs philologischer Methode erst im rechten Lichte erscheinen[8]). Ein Element des Richtigen enthalten die Ausführungen von Allen doch: ein Monstrum von Text hätte zustande kommen müssen, wenn wirklich Aristarch so verfahren wäre, wie er es sich vorstellt. Dies wird von selbst deutlich werden, wenn wir uns jetzt der Periode zuwenden, die der alexandrinischen Wissenschaft voranging, und die Wirkungen betrachten, die eine ungelehrte Überlieferung in dem Zustande des Textes hervorbringen mußte und, noch für uns zum Teil erkennbar, hervorgebracht hat.

---

7) Wilh. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik der homerischen Gedichte. I. Erlanger Doktor-Diss., 1902. II. Progr. d. Alten Gymn. in Nürnberg, 1904. — Roemer, Ein Wort für Aristarch. Blätter für das Gymnasial-Schulwesen (Bayerische) 44 (1908) S. 449 ff.

Viertes Kapitel.

Voralexandrinische Textgeschichte.

1. Wann die homerischen Gedichte zuerst aufgezeichnet worden sind, ist eine viel umstrittene Frage; aber daran zweifelt niemand, daß es zur Zeit des Solon und Peisistratos bereits geschriebene Exemplare gegeben hat. Von da bis auf Aristarch sind rund 400 Jahre, bis auf Zenodot 300. Daß in so langer Zeit der Text eines viel gelesenen Buches — auch abgesehen von beabsichtigten Eingriffen, deren im vorigen Kapitel gedacht wurde, — mannigfaltige Veränderungen erfahren mußte, bedarf keines Beweises. Wer doch einen solchen verlangt, der vergleiche einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind. Er wird eine Fülle kleiner Unterschiede finden, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen. Denn die älteste Stufe seiner Entwicklung, über die wir wenn auch nicht gleichzeitige doch zuverlässige Zeugnisse in einigem Umfange besitzen, ist die, welche Aristarch, oder allenfalls die welche Zenodot vertritt. Wer nun seiner persönlichen Neigung nach innerhalb der Philologie nur solche Aufgaben

angreifen mag, die durch Vergleichung schriftlicher Zeugnisse gelöst werden können, der wird und darf es, für seine Person, ablehnen, mit der Konstituierung des Homertextes über die Periode der Alexandriner zurückzugehen.

Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir vermögen so ziemlich den Zustand darzustellen, in dem sich die attische und die ionische Mundart im vierten, fünften, sechsten Jahrhundert v. Chr. befunden haben, können also einmal die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, andrerseits den störenden Faktor berechnen und danach aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut- und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltpunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas[1]). Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das ϝ einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, die namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, Enchiridium dictionis epicae (1892) p. 131 sqq.

und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur ἐοικώς, und ferner, daß neben ἀρηρώς τεθηλώς εἰδώς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, εἰκυῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 314 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach παῖς überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Πολλὰ γὰρ ἄλγε' ἔχει πατρὸς παῖς οἰχομένοιο, schreibt Ludwich δ 164; mit vollem Rechte, insofern es seine Absicht war den in den besten Handschriften bezeugten Text zu drucken. Aber mit ebenso gutem Rechte haben Bekker[2] und Nauck πάις gedruckt, weil sie eine ältere Gestalt des Textes herstellen wollten, und weil nach altepischem Gebrauche im vierten Fuße vor folgender Diärese beinahe ebenso sehr wie im fünften der Daktylus beliebter ist als der Spondeus. Verbindungen wie Αἰόλου κλυτὰ δώματα κ 60, ἀνεψιοῦ κταμένοιο Ο 554 können nicht ursprünglich sein; wer einen älteren Text als den alexandrinischen geben will, wird Αἰόλοο, ἀνεψιόο daraus machen. Der Versanfang ἕως ὃ ταῦθ' ὥρμαινε ist metrisch unmöglich; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἕως eine trochäische Form. Aber da ἕως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἕως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso berechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die voralexandrinische Zeit zurückzugehen. Bei Arthur Ludwich, der doch den überlieferten Text festzuhalten wünschte, ist εἶος ein Fehler.

Ehe wir auf diese wichtige Unterscheidung eingehen, ist es nötig daran zu erinnern, daß die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen zerfallen. Von der einen sind hier

ein paar Beispiele angegeben worden; schwieriger und freilich auch interessanter ist die andere. Nicht selten ist der metrische Anstoß, der durch das Eindringen einer modernen Form entstanden war, irgend welchen alten Abschreibern oder Herausgebern selber aufgefallen, und sie haben versucht ihn zu berichtigen, dabei aber fehlgegriffen. In solchem Falle müssen wir uns, wie Wackernagel es treffend genannt hat, durch die Restaurationstünche erst zur ursprünglichen Korruptel wieder hindurcharbeiten. Formen wie κεκληγῶτες κεκμηῶτι τεθνηῶτος sind organisch nicht erklärbar. Zufällig hat sich die Lesart κεκλήγοντες κεκλήγοντας an mehreren Stellen in den besten Handschriften erhalten; aus den Scholien wissen wir, daß Herodian diese Form gut hieß (zu M 125), daß Aristarch in einer seiner Ausgaben κεκλήγοντες in der anderen κεκληγῶτες hatte (zu ξ 30), und daß er (zu Π 430) die Form auf -ῶτες bevorzugte, vermutlich also diese in seiner zweiten Ausgabe durchgeführt hat; es ist ferner bekannt, daß im Lesbischen, Thessalischen, Böotischen das Partizip des Perfekts regelmäßig so wie das des Präsens dekliniert wurde. Fassen wir dies alles zusammen, so zeigt sich ein ganz natürlicher Hergang: athenische Schreiber, die von den äolischen Formen und ihrem Rechte bei Homer nichts wußten, schrieben unbekümmert um den Vers κεκληγότες κεκμηότι τεθνηότος anstatt der echten Formen mit ντ; dann kamen andre, die den metrischen Fehler bemerkten und, um ihn zu tilgen, nach Analogie der attischen τεθνεῶτος ἑστεῶτα jene Unformen schufen, die nun in unsern Ausgaben herrschen. — T 189 steht in den meisten Handschriften (darunter *A* und *Syr.*): μιμνέτω αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ Ἄρηος; wenige Hdss. haben αὖθι τέως καὶ oder αὖθι τέως δὲ, mehrere (darunter *h*) αὖθι τέως γ(ε), endlich zwei nur αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Im Venetus *B* ist das Scholion erhalten: ἐν τοσούτῳ, ἐν ὀλίγῳ, δίχα τοῦ »πέρ«. (καὶ βραχὺ διασταλτέον ἐπὶ τὸ »τέως« πρὸς τὸ σαφές, καὶ ἵνα διὰ τῆς σιωπῆς τοῦ χρόνου τὸ μέτρον σώζηται.) ἐν δὲ ταῖς εἰκαιοτέραις μετὰ τοῦ »πέρ«. Friedländer erkannte, daß hier Stücke von Didymos und von Nikanor verschmolzen sind; nur Anfang und Ende gehört dem ersteren. Da er die εἰκαιότεραι im Gegensatz zu Aristarch zu erwähnen pflegt, so scheint dessen Lesart die ohne περ gewesen zu sein: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Allerdings trägt Ludwich (zur Stelle) Bedenken dies zu glauben, weil er keinen analogen Fall wisse, wo Aristarch so ἀμέτρως geschrieben habe. Aber wenn

er, wie es doch den Anschein hat (S. 76), einen Vers gelten ließ der ἕως ὁ ταῦθ' ὥρμαινε anfing, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in τέως ἐπειγόμενος ertragen[2]). Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläutert und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andere Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: καί, δέ, γε. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor ἐπειγόμενος wird τῆος erfordert. Setzt man dieses ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur αὐτόθι für αὖθι. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: αὐτόθι τῆος wurde unter attischem Einfluß in αὐτόθι τέως verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in αὖθι τέως korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in τέως ἐπειγόμενος bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen περ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. — Einfacher liegt die Sache da, wo ein ursprüngliches ἧος τῆος vor konsonantischem Anlaut stand. Nachdem hier ἕως τέως aus der Gewohnheit der attischen Schreiber sich eingeschlichen hatte, konnte der Fehler bequem dadurch verwischt werden, daß man, wofür sich ja bei Homer viele alte Beispiele fanden, ει statt ε schrieb, also εἵως τείως; z. B. N 143 ὣς Ἕκτωρ εἵως μὲν ἀπείλει μέχρι θαλάσσης. — Besonders häufig bot der Ausfall des ϝ den Anlaß zur Einschiebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie οὐ γὰρ ἴδμεν (ρ 78), ὣς οἳ μὲν ἑκάτερθε (Υ 153), νῶι ἔολπα (Χ 216) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von ἴδμεν, ἑκάτερθε, ἔολπα eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: οὐ γάρ τ' ἴδμεν, οἳ

2) Zu X 379 (ἐπειδὴ τόνδ' ἄνδρα κτλ.) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt: τὰ γὰρ τοιαῦτα ἐσημειοῦντο πρὸς κρίσιν ποιημάτων, ὅτι σπανίως (also doch manchmal) Ὅμηρος κακομέτρους ποιεῖ.

μέν ῥ᾽ ἑκάτερθε, νῶί γ᾽ ἔολπα. So ist ein Teil jener γε, τε, ῥα entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben[3]) sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«[4]) und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in ge-

---

3) In diesem Zusammenhange führte ich früher auch σπείους κρειῶν u. ä. an, die durch fehlgreifende metrische Korrektur gemacht worden seien, nachdem die attischen Formen σπέους κρεῶν an Stelle der echt epischen σπέεος κρεάων in den Text gedrungen waren. Aber Brugmann (Idgm. Forsch. 9 [1898] S. 158 ff.) hat wahrscheinlich gemacht, daß die Kontraktion der beiden ersten Vokale in ἐυρρεῖος, ἀγακλεῖος (so Hesychios richtig statt des bei Homer überlieferten ἀγακλῆος), νεῖαι, αἰδεῖο u. ä. innerhalb des Ionischen auf rein lautgesetzlichem Wege entstanden sei, so daß σπεῖος δεῖος für σπείους δείους, κρείων (aus *κρεέων) für κρειῶν bei Homer zu fordern wären. An Brugmann hat sein Schüler Kurt Eulenburg angeknüpft und in umfassender Untersuchung diese Verhältnisse klar zu stellen unternommen: »Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt«, IF. 15 (1903) S. 129—211. Er hält an κλεῖος, δεῖος als altionischen Genetivformen fest, während er für κρειῶν zu der früher auch von mir angenommenen Nauckschen Auffassung zurückkehrt. Für diese ist neuerdings Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer (1908), eingetreten, der denn Brugmanns ionische Kontraktionsregel aufs lebhafteste ablehnt (S. 244 f.). Bei der immer noch zu beklagenden Dürftigkeit inschriftlicher Zeugnisse für das Altionische ist eine Entscheidung zurzeit nicht möglich.

4) In den Jahrgängen 1861—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben sind. Viele, die über Nauck absprechen, kennen ihn nur aus seiner Ausgabe, in der er es allerdings dem Leser möglichst unbequem gemacht hat den Sinn und Zusammenhang seiner Textänderungen zu verstehen. Eine kleine Vorstellung von dem, was er gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

drängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »Quaestiones epicae« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt, oder unter dem Zwange des Metrums vom Dichter eingeführt sei; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie etwa die angeführten εἵως τείως an Stelle der attisch geschriebenen ἕως τέως, oder εἰῶ (Δ 55) u. ä. aus attischem ἐῶ, das sorglose Schreiber für homerisches ἐάω gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier wird wohl noch lange Zeit für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum bleiben. Gefördert wurde die Untersuchung auch durch die im J. 1903 erschienene, schon (Anm. 3) erwähnte Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin zu irren scheint, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich macht und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung, die ihr voranging (IF. 15 S. 159. 160. 189). Zieht man die Summe, so sind auf diesem Gebiete gerade auch in neuerer Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht worden; die Literaturangaben in der Praefatio und den Anmerkungen meiner Homerausgabe, durch welche die von mir in den Text gesetzten Korrekturen gerechtfertigt werden sollen, würden heute, wenn sie neu zu machen wären, ebenso wie die Korrekturen selbst ein anderes und ein reicheres Bild geben. Daß ich schon damals (1886—91) in der Aufnahme von Änderungen weiter gegangen sein würde, wenn ich

eine Ausgabe für ausschließlich gelehrte Zwecke und nicht ein Schulbuch hätte machen wollen, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin gehen in diesem Falle wissenschaftliche Berichtigung und praktische Vereinfachung des Textes eine gute Strecke Hand in Hand; und wenn die getroffene Auswahl den Spezialforscher, der gern die letzten Konsequenzen gezogen sehen möchte, nicht befriedigt, so wird sie um so eher geeignet sein dem Fernerstehenden und vielleicht auch dem Widerstrebenden die Einsicht zu vermitteln, daß die mühevolle Arbeit eines Jahrhunderts nicht vergeblich gewesen ist, sondern für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes eine Reihe sicherer Resultate geliefert hat.

2. Daß dies der Fall sei, bestreitet nach wie vor aufs entschiedenste Arthur Ludwich, von dessen großem Werke über Aristarch der ganze zweite Band als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint ist. Auch seit Veröffentlichung dieses Bandes (1885) hat er im Kampfe nicht nachgelassen, hat u. a. das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches benutzt, um von neuem seinen Standpunkt zu präzisieren[5]. Sein Verfahren war geeignet harmlose Leser zu täuschen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die ϝιλϝιάς und Ὀδύσσεια des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Daß Gottfried Hermann in demselben Sinne gearbeitet hat, wurde nicht erwähnt; in bezug auf Bentley, Bekkers großen Vorgänger, deutete Ludwich an, daß er für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht besessen habe, das anderwärts unsre Bewunderung errege (AHT. II 285); und Immanuel Bekker selbst erschien unter diesem

5) Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwich rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff. Gegen mich wendete sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—17.

Gesichtspunkt nur als einer von denen, »welche dem Knightianismus Konzessionen machen«. Gegen diese ungerechte Darstellung führte ich aus: in Wahrheit sei es doch so, daß Payne Knight ein an sich richtiges Prinzip durch extreme Anwendung verdorben habe; Ludwich kehre die Sache um und mache aus ihm das Haupt einer Schule, dem seine Jünger nur mit mehr oder weniger Zurückhaltung gefolgt seien. Ludwich hat nun, um seinen Sprachgebrauch zu rechtfertigen, an dem Buche B die Probe gemacht, wie viele der in meine Ausgabe aufgenommenen Textänderungen ebenso oder ähnlich schon bei Payne Knight stünden, und hat gefunden, es sei die große Mehrheit, 23 unter 34. Ganz einwandfrei ist seine Statistik auch hier nicht; denn wenn dieselbe Erscheinung — der epischen Zerdehnung — 14mal vorkommt, so ist diese Gruppe streng genommen nur einmal zu zählen; und wo der Ausdruck »Knightianer« begründet werden sollte, da durfte die andere Probe nicht fehlen, wie viele von den Textänderungen jener alten Ausgabe in der meinigen unbeachtet geblieben sind. Aber ich will es, zu meiner Verteidigung, gar nicht streng nehmen, sondern die Feststellung anerkennen, daß die von Bekker und Nauck neu begründete Methode mehr, als ihr bewußt war, von Payne Knight beeinflußt ist. Daraus folgt für mich nur, daß dieser doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat und also die Geringschätzung nicht verdient, mit der Ludwich von ihm spricht. In Zukunft werde ich es mir gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltname zum Ehrentitel wurde.

Übrigens, indem wir behaupten, daß dieser Zweig der Wissenschaft seit Bentley eine reiche Entwicklung durchgemacht habe, sprechen wir aus, daß er Irrtümer zu überwinden gehabt hat; und in deren Konstatierung werden wir gelegentlich uns auch auf Ludwich berufen können. Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen er die ganze Methode zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Es mag vorgekommen sein, daß Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, zu weit gegangen sind und ihm Formen zugeschrieben haben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr

lebendig waren. Ich selbst glaube, daß diesen Fehler alle diejenigen begangen haben, welche, wie die genannten und neuerdings wieder die beiden Holländer, das ϝ in den Text gesetzt haben; denn dieses war der Mundart des ionischen Stammes, der die zwei großen Epen vollendet hat, bereits fremd. Aber darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem Ilias und Odyssee gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunders v. Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und wegschaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber eine solche Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwich; und das ist sein zweiter Haupteinwand. Er hat über diesen Punkt mehrfach gesprochen, am deutlichsten wohl AHT. II 117: »Man übersehe »nur einmal die lange Geschichte des Homerischen Textes, soweit »sie sich historisch verfolgen läßt, und vergleiche sie dann mit »wiederholt herangezogenen modernen Analogien, etwa mit der »kurzen Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung, und man »wird alsbald das wunderbare Faktum zu verzeichnen haben, daß »von einem ernstlichen Versuche, die Diktion der Gedichte, wenn »auch nur in den allerbescheidensten Grenzen, von Zeit zu Zeit »der fortgeschrittenen, modernen Sprache anzugleichen, bei den »Griechen nie die Rede ist. Nirgend und zu keiner Zeit stoßen »wir bei ihnen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren »eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung«, wie Ludwich sich ein andermal ausdrückt (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen, dunkel gewordenen eingesetzt haben. Daraus erklärt es sich auch, worüber Ludwich sich wundert, daß von dieser Modernisierung »bei den Griechen nie die Rede ist«. Wie sollten sie von einer Veränderung sprechen, die sich ihnen selbst unbewußt vollzog? Erst nachträglich erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Allerdings

bestreitet Ludwich auch deren Existenz; aber das eine Πηλῆος, das er selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, die ihn widerlegen.

Das dritte allgemeine Bedenken, das Ludwich hindert die sprachgeschichtliche Textkritik als berechtigt anzuerkennen, beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat er ein unüberwindliches Mißtrauen. So sagt er einmal (AHT. II 413 f.): »Muß es nicht schon an und für sich im höchsten Grade befrem- »den, daß eine Theorie, der man gegenwärtig vertrauensvoll eine »so ungeheuere Tragweite gibt, — die Theorie von der Moderni- »sierung der homerischen Sprache — sich fast lediglich auf innere »Gründe stützt?« Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie sich Ludwich gegen diese Tatsache sträubt. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später (S. 95 f.) noch eingegangen werden. So wertvoll aber die von dieser Seite erwachsende Hilfe ist, weil sie einem Zweifelnden Mut machen kann, so wird sie doch schwerlich ausreichen, um einen so entschlossenen Gegner wie Arthur Ludwich zu bekehren. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen

Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der muß mit seiner Betrachtung ein für allemal diesseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Niemand wird ihn deswegen schelten. Aber er soll nicht verlangen, daß ihm Töne sichtbar gemacht werden, noch bestreiten, daß es eine Wissenschaft der Optik gibt, weil die Erscheinungen, von denen sie handelt, mit den Tastnerven nicht wahrgenommen werden können.

Manchmal sieht es so aus, als wolle auch Ludwich dies gelten lassen und die Getrenntheit der Gebiete zugleich mit der Verschiedenheit der Hilfsmittel zu ihrer Bearbeitung anerkennen. Er zitiert (AHT. II 68) Worte von Lehrs, der im Jahre 1874 den Gedanken als eine »Absurdität« zurückwies: »wir müßten bei Aristarchs Homerrezension stehen bleiben«. Ferner beruft er sich (ebenda 76) auf einen Satz von Moriz Haupt: »Den reinen Aristarchischen Text »des Homer darzustellen ist die nächste Aufgabe der Homerischen »Kritik, nicht die einzige.« Ludwich scheidet (S. 461) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 199). Nur ist es ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben. In demselben Buche, aus dem soeben Zeugnisse für seine Toleranz beigebracht wurden, schreibt er (S. 227): »Wer dies alles« [d. h. die Schwierigkeiten, die sich einer, kurz gesagt, transzendentalen Homerkritik entgegenstellen] »erwägt, dem kann man es wohl »nicht allzusehr verdenken, wenn er mit Wolf das Geständnis der »Verzweiflung ablegt: es sei unmöglich, die Urform der Home»rischen Gedichte wieder aufzufinden, und aus diesem Grunde »müsse die Restitution der besten alten Überlieferung das alleinige »Ziel des Kritikers sein.« Dies klingt doch wieder ganz anders.

Der theoretischen Inkonsequenz entspricht ein Schwanken in dem praktischen Verhalten des Herausgebers. Sein eigner Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Die meisten und besten Handschriften haben δ 623 ἔνεικαν, δ 722 Ὀλύμπιοι ἄλγε᾽ ἔδωκαν; trotzdem schreibt Ludwich mit anderen Herausgebern ἔπεμπον und nachher Ὀλύμπιος ἄλγε᾽ ἔδωκεν, beides vermutlich um innerer Gründe willen, die er freilich nicht andeutet. Diesmal ist sogar Payne Knight der konservative gewesen; denn er hat 722 den Plural beibehalten. Ludwich schreibt ι 268 δοίης mit Wolf u. a. für äußerlich beglaubigtes δώῃς oder δωῃς, nimmt

δ 546 Gottfried Hermanns Verbesserung ἤ καὶ Ὀρέστης (für ἤ κεν Ὀρέστης) auf und ebenso θ 363 desselben Gelehrten Konjektur ἔνθα τέ οἱ statt ἔνθα δέ οἱ; denn dadurch, daß hier eine Handschrift des 15. Jahrhunderts ebenfalls τε hat, wird diese Lesart doch noch nicht zu einer diplomatisch beglaubigten oder gar zu der besser beglaubigten. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 114 und ν 196, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες X 423, τηλεθάον P 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἤλυθ' ἰωή K 139 und ρ 261 beibehalten; denn auf das anlautende ϝ wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἤλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἦλθεν ἄνακτος geändert? Von metrischen Korrekturen, die er aufgenommen hat, sind die wichtigen εἷος τεῖος und Πηλῆος schon oben erwähnt (S. 76. 84); in dieselbe Kategorie gehört μετεφώνει μνηστήρεσσιν σ 35 statt μετεφώνεε (oder προσεφώνεε), das die meisten und besten Handschriften haben. Und wie steht es bei Ludwich mit der Autorität Aristarchs? Daß er ihm öfter folgt als mancher andre Herausgeber, ist ja wahr; aber auch er schreibt von dem Alexandriner abweichend A 404 βίῃ, Γ 193 κεφαλῇ statt des Akkusativs, A 434 ὑφέντες, nicht ἀφέντες, E 787 κάκ' ἐλέγχεα (s. S. 70), H 64 πόντος für πόντον, η 199 κατ' οὐρανοῦ εἰλήλουθεν statt κατ' οὐρανόν, η 347 πόρσυνε statt πόρσαινε, κ 40 und λ 510 Τροίης Τροίην statt Τροΐης Τροΐην, λ 461 οὐ γάρ πω τέθνηκεν statt οὐ γάρ που, λ 502 τῷ κέ τεῳ στύξαιμι statt τεων. Aristarchs wunderliches Πηλειδήθελ' A 277 hat Ludwich früher ernsthaft gelobt (AHT. II 82. 111); er selbst aber druckt weder dieses noch mit der besten Handschrift Πηλείδ' ἤθελ', sondern, doch wohl nach einem Analogie- und Vernunftschluß, Πηλείδη ἔθελ(ε). Nach dem allen steht mit Unrecht auf dem Titel seiner Ausgabe »*Homeri carmina recensuit et selecta lectionis varietate instruxit Arthurus Ludwich*«; es müßte heißen »*recensuit et emendavit*«. Denn obgleich Ludwich zweimal (AHT. II 174

und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Allerdings ohne erkennbares und wohl auch ohne erkanntes Prinzip, wodurch denn sein Text eben jenen eklektischen Charakter bekommen hat, den er am Schluß seines Werkes über Aristarch (II 480) mit den Worten von Lehrs so entschieden verurteilt hatte.

Der Widerspruch in Ludwichs Haltung läßt sich psychologisch wohl erklären. Er besitzt im Grunde zu viel gesunden philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andrerseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tatsächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen; sehr zum Unterschiede von Lehrs, an dessen gerechtes und bescheidenes Urteil über den relativen Wert dieser Grenze Ludwich doch selbst erinnert (II 75). Mehr und mehr ist er dahin gekommen, diejenigen Aufgaben innerhalb der Homerkritik, mit denen gerade er sich beschäftigt, für die einzig möglichen zu halten und die Gebiete, die außerhalb seines Interessenkreises liegen, aus der Ferne gering zu schätzen, ja ganz zu verkennen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist. Denn wenn die einen den Homer des zweiten, die andern den des sechsten Jahrhunderts v. Chr. erkennen und darstellen wollen, so sind das nicht zwei einander feindliche Tendenzen, sondern verschiedene Teile eines größeren gemeinsamen Werkes. Wer seine Kräfte dem einen widmet, soll die Männer gewähren lassen, die es vorziehen mit ihrer Arbeit den andern Teil zu fördern.

3. Daß unter diesen selbst nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Wo Leben und Entwicklung ist, da ist auch Kampf und Tod; und nur durch verfehlte Versuche hindurch führt der Weg zur rechten Erkenntnis. Wer sich vor der Gefahr des Irrtums fürchtet, wird nie die Wahrheit gewinnen. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentaler Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 79), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρὶς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενοιτιάδαο θανόντος αὖτις ἐνὶ κλισίῃ παυέσκετο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρὶς ϝερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ξ 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσεὺς μετέειπε, sondern τοῖσ' Ὀδυσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischem Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἦ σύ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker[2], Nauck, van Leeuwen dem ϝ von ϝάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 641 καί τ' αἴθοπα ϝοῖνον statt καὶ αἴθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ' ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζωὸν μὲν σέ γ' ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker[2] σ' ἄρ' ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' ἐλιπόν γε für das Richtige: auf den Sinn scheint gar nichts anzukommen. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σύ ἐσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Υ 205: ὄψει δ' οὔτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὔτ' ἄρ' ἐγὼ σούς, wo der gleiche

Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. IX zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen andern einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische κεν vor dem ionischen ἄν den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von ἄν in κεν zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber ἐπήν vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in ἐπεί κε ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. δ 412. 414. κ 411. χ 440) einfach ἐπεί geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit ἄν im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen π 276: εἴ περ καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἕλκωσι θύραζε, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen ἤν περ κτλ. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit ἄν oder κεν erwarten; z. B. A 163 f.: οὐ μέν σοί ποτε ἶσον ἔχω γέρας, ὁππότ' Ἀχαιοὶ Τρώων ἐκπέρσωσ' εὖ ναιόμενον πτολίεθρον, oder ρ 9: πρίν γ' αὐτόν με ἴδηται. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: σχέτλιε, τίπτ' ἔτι μεῖζον ἐνὶ φρεσὶ μήσεαι ἔργον; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein ϝ zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von μήσεαι nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight εμηδσαο ϝεργον, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend μήσαο, und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form ϝέργον möglich zu machen: Bekker schrieb μήσεαι ϝέργον, so daß εαι mit Synizese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. Darüber haben freilich andere anders gedacht. Thiersch Griech. Gramm. § 221, 78 erwähnt einige sichere Fälle der Kontraktion von -εαι zu -ῃ in der 2. Sing. Med., z. B. δεύῃ α 254, κεκλήσῃ ἄκοιτις Γ 138, die so in den Handschriften stehen, und μυθέῃ ἀκράαντον β 202, das er selbst durch Konjektur hergestellt hat; dann fährt er fort: »Übrigens steht neben so entschiedener »Schließung von EAI die Synizese noch in γνώσεαι B 367, ἔσσεαι »ζ 33 (ἐντύνεαι, ἐπεὶ οὔ τοι ἔτι δὴν παρθένος ἔσσεαι) und ὅς με »κέλεαι ε 174, ohne daß es geraten wäre in ihr Reste alter Formen»bildungen zu verwischen; und, wie Wolf καί με κέλεαι δ 812 »gegen κέλῃ, das sonst stand, aufgenommen, wird es auch in πῶς γάρ με κέλῃ κ 337 und ὅς με κέλῃ Ω 434 gehören.« Also nicht einmal da, wo Metrum und Handschriften in der kontrahierten Form übereinstimmen, sollte sie als gesichert gelten, sondern zugunsten der älteren Bildung verdrängt werden, weil diese an einigen andern Stellen überliefert ist. Und diese Forderung von Thiersch ist keineswegs erfolglos geblieben: Ω 434 und κ 337 schrieb Bekker in seinen beiden Ausgaben (1843 und 1858) κέλεαι gegen das Metrum, dem er doch sonst durch Einsetzung des ϝ, durch Herstellung des Daktylus vor der bukolischen Diärese u. a. Rechnung zu tragen bemüht war. Die späteren sind dann allerdings zu κέλῃ zurückgekehrt, nur Monro und Allen (1902) drucken wieder ὅς με κέλεαι; in anderen Punkten wird noch heute nach demselben Muster fast allgemein verfahren. Alle Handschriften haben z. B. δ 14 χρυσῆς Ἀφροδίτης, ϑ 337 χρυσῇ Ἀφροδίτῃ; trotzdem schreiben Bekker in beiden Ausgaben, Nauck, Kirchhoff, von anderen zu schweigen, χρυσέης χρυσέῃ, was in den Vers nicht paßt. Ludwich ist mit Recht in solchen Fällen der Überlieferung treu geblieben. X 322 haben fast alle Handschriften (darunter *A* und *Syr.*) als letztes Wort des Verses ganz richtig τεύχῃ; aber Bekker in beiden Ausgaben, La Roche, Düntzer, Christ, Rzach — Ludwich nicht — haben τεύχεα daraus gemacht. Anlaß zur

Korrektur gab nur der Umstand, daß anderwärts in ähnlichen Fällen die offene Form überliefert ist, wie denn dieses selbe Wort an derselben Versstelle H 207 im Venetus zwar auch τεύχη lautet, aber von zweiter Hand in τεύχεα geändert ist. La Roche hat die Maxime, nach der er hier verfuhr, im Anschluß an Thiersch ausgesprochen und erläutert HU. 146 f. Er führt überlieferte Schreibungen wie πρόσθεν δὲ σάκεα σχέθον Δ 113, ὑψερεφέα καί δ 757 an und schließt aus ihnen daß »der Dichter die Kontraktion augen- »scheinlich habe vermeiden wollen. Es ist deshalb auch«, folgert er weiter, »kein Grund zu finden, weshalb die kontrahierten »Formen an ungefähr einem Dutzend Stellen berechtigt wären, »auch wenn sie handschriftlich begründet sind.« Ganz im Gegenteil; über Zahl und Maß der Silben, die der Dichter im Sinn gehabt und gesprochen hat, kann nur das Metrum der von ihm selbst verfaßten Verse Auskunft geben, nicht eine Orthographie, die Jahrhunderte nach seiner Zeit fixiert worden ist.

Daß auch die besten Hdss. von unmetrischen Schreibungen nicht frei sind, und daß sie dabei nicht etwa konsequent verfahren sondern dieselbe Lautgruppe bald so behandeln bald anders, haben wir früher gesehen (S. 13 f.). In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synizese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Daß Aristarch die Schreibung ἐκ πλήρους an Stellen, wo das Metrum die Elision verlangt, geradezu als abgekürzte Form der Erklärung benutzt hat, kann nach dem, was zu A 323. Λ 441 u. ö. überliefert ist, kaum bezweifelt werden (s. Ludwich AHT. I 189 f.). Fast scheint es, als ob ihm die Schreibung mit Synizese in ähnlicher Weise gedient habe, um durchsichtigere, dem Ursprung näher stehende Wortformen herzustellen. Zwar daß er λ 185 für τεμένη, was in allen Hdss. steht und durch Schol. *T* zu Φ 363 als alt bezeugt ist, τεμένεα gebilligt habe, nimmt Ludwich (gegen Carnuth) mit Unrecht an; und wenn Aristarch Δ 117 μελαινέων statt μελαινάων schrieb, so geschah es gerade »διὰ τὸ μέτρον«, um eine Vokalgruppe zu erhalten, die im Attischen oft als eine Silbe gerechnet wird. Aber nur sprachgeschichtlich zu begründen ist seine Lesart σέων E 818, wofür alle

Hdss. σῶν haben. Sollen wir auf diesem Wege dem Alexandriner folgen? Gewiß nicht, trotz Bekker und Thiersch. Wer überliefertes εἰκυῖα in ἐικυῖα, ὅ σφιν εὖ φρονέων in ἐΰ φρονέων, ἠῶ δῖαν in ἠόα δῖαν verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist[6]).

Schließlich dürfen wir auch von unsrer Seite sagen, wie die Alten es gedacht haben: auf die Schreibung kommt es weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden ἠρίθμεον, Πολυδεύκεα, νεμεσσηθέωμεν, γνώσεαι ἔπειτα jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem kürzlich erschienenen Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion. »Synizese«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein andrer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker μήσεαι ἔργον in μήσεαι ϝέργον änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von ἔργον altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses — zu dessen Betrachtung wir zurückkehren — bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes ἐπὶ ξείνοις γελόωντες υ 374 empfahl Nauck (1874) ἐπὶ ξείνοισι γελῶντες, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias Υ 394 ἐπισσώτροισι δατεῦντο in den Text statt ἐπισσώτροις δατέοντο, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker[2] und Nauck ἐθέλῃσ' εἰπόντος Ζ 281 in ἐθέλῃ (ϝ)ειπόντος, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen.

6) In meiner eignen Ausgabe habe ich mich bemüht die Schreibung dem Metrum und der Aussprache anzupassen. Daß ich dabei in Beseitigung der Synizesen noch weiter hätte gehen sollen, ist in der Praefatio zur Ilias hervorgehoben.

Dativ-Endung und ϝ stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἐών vorschlug, Bekker² und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (ϝ)ιάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen Ψ 787, wo ὔμμ' ἐρέω überliefert ist und von Bekker², Nauck u. a. in ὔμμι (ϝ)ερέω, verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber Ω 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet: aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ ϝέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjektur herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 163, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἕο, δεῖσε in ἀπὸ εὖ, δεῖσε korrigiert, um dem Anlaut δϝ sein Recht zu geben. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 136 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθεῦσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. Γ 10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἠύτ' ὄρευς und εὖτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Aber von allen Herausgebern, die überhaupt sprachgeschichtliche Textkritik getrieben haben, hat keiner diesen Grundsatz befolgt. Vor Jahren habe ich ihn zuerst Nauck gegenüber geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 1889 S. 1519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt und auch von früheren Herausgebern Beispiele beigebracht; im ganzen 30 Fälle sind dann in der Praefatio zu meiner Ilias (1890 p. vii sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruche mit sich selbst führt, kann nicht richtig sein.«

Auch Ludwich hat die schwache Stelle in der »analogetischen Homerkritik«, wie er sich ausdrückt, erkannt und wiederholt auf sie hingewiesen (AHT. II [1885] S. 263. 359). Er verdient nur

Zustimmung, wenn er sich gegen ein »Schaukelsystem« verwahrt, das »in dem Bestreben, Konflikte beizulegen, neue Konflikte schafft«. Aber er meint, daß die Sache damit abgetan sei, und dem kann ich nicht mehr beipflichten. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten führt, so wäre es doch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Hier durfte nicht geändert werden, weil es auf reiner Willkür beruhte, welche Rücksicht man gelten lassen wollte, ob man etwa die logische der metrischen oder die metrische der grammatischen opfern mochte. Aber wie, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Soll man auch da vor der Änderung zurückscheuen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρείδης, aus älterem *Ἀτρεϝίδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong ει in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genetiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρείδαο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρεΐδαο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert[7]). Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἠῶ δῖαν oder Καλυψοῦς ἠυκόμοιο. Der vierte Fuß vor folgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte; an diesen beiden Stellen dürfen daher kontrahierte Formen nicht beibehalten werden, auch wenn sie in den Handschriften stehen, denn Metrum und Sprachgeschichte vereinigt entscheiden

7) Brugmann, »Dissimilatorische Veränderg. von ē im Griech. u. Aristarchs Regel über d. Wechsel von η u. ει vor Vokalen«, meint, es spreche nichts dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige Ἀτρείδης, nicht mehr das viersilbige Ἀτρεΐδης vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte (IF. 9 [1898] S. 173). Aber ebenso möglich ist es doch, daß in solchen Fällen die unkontrahierte Form selber traditionell festgehalten wurde; und überall, wo die Thesis des fünften Fußes in Betracht kommt, ist mir dies das Wahrscheinlichere. Zu Brugmanns Arbeit vgl. oben S. 79.

gegen sie. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 128) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 76); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des ϝ zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γάρ (ϝ)ίδμεν (κ 190), aus μέν ῥ' ἑκάτερθε (Υ 153) μὲν (ϝ)εκάτερθε. Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: ἀλλά τε Σειρῆνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zuversicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Damit ist jedoch das Gebiet der sicheren Verbesserungen noch nicht vollständig umschrieben. Es gibt auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwich allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet, entweder so, daß die richtige Lesart unmittelbar in einer Handschrift erhalten ist, oder doch so, daß aus irgend welchen Varianten auf sie zurückgeschlossen werden kann. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 79) erwähnt, T 189, wo im Ven. *B* steht: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwich hervorgezogen, ι 360, wo Gottfried Hermanns Konjektur ὣς ἔφατ'·

αὐτάρ οἱ αὖτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* gesichert ist. Ludwich, der dies (Praef. Od. p. xv) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjektur, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bestätigt worden ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das ϝ hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen[8]), ἀκλεέες statt ἀκληεῖς M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie ι 360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen recht vorsichtig sein und darf sich nur da ihrer freuen, wo eine Handschrift durch ihren sonstigen Charakter einigermaßen das Vertrauen rechtfertigt, daß sie etwas Ursprüngliches gerettet habe. Auch wenn υ 374 der Laurentianus *F* ἐπὶ ξείνῳ γελόωντες hat statt ἐπὶ ξείνοις γελόωντες, beruht dies doch schwerlich auf mehr als auf Zufall, gibt jedenfalls nicht der von Nauck und den beiden Holländern unternommenen Bekämpfung der Dative auf -οις eine Stütze. Und ganz sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.[2] [1897] p. xviii) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Gemination zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört (vgl. oben S. 13). Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 27 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. In bezug auf den vorher ausgesprochenen textkritischen Grundsatz ist eine Einwendung möglich und ist auch schon gegen meine Ausgabe, in der ich den Versuch gemacht habe ihn durchzuführen, erhoben worden: man gelange auf diesem Wege dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Wenn wir im fünften Fuße, ebenso vor bukolischer Diärese im vierten und, worauf die von Ludwich (AHT. II 327 f.) mitgeteilten Zahlen hinführen, auch im dritten

---

8) In der im ersten Kapitel (S. 15) angezogenen Untersuchung, Journ. of Philol. 20 (1892) S. 250. Die Stelle soll später noch in größerem Zusammenhange verwertet werden.

Fuße [9]) überlieferte Spondeen nach Möglichkeit in Daktylen verwandeln, im ersten und zweiten Fuß aber die Spondeen beibehalten, so bekommen wir einen Text, in dem παῖς neben πάις, εὖ neben ἐύ, θείοιο neben θεΐοιο, ζεῖ neben τρέει erscheinen, in dem οὐ γάρ τ' οἶδ(α) Z 367 in οὐ γὰρ οἶδ(α) verändert, aber θαλάσσῃ τ' ἔλσαι Σ 294 beibehalten ist, obwohl ἔλσαι so guten Anspruch auf das ϝ hat wie οἶδα. Von dem Gedanken waren doch Bentley und Bekker ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas andrer Verteilung der Farben, wieder hervortritt.

Der Einwand ist treffend, ja vortrefflich; denn er dient der Sache, die er bekämpfen will, selber zur Förderung. Allerdings war das Ziel, das Bentley, Bekker und mit großer Entschlossenheit noch Nauck verfolgte, die Herstellung eines sprachlich gleichartigen Textes. Aber das kommt doch auch sonst in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Bei dem Versuch der sprachgeschichtlichen Reform ergab sich, daß, wenn sie rücksichtslos durchgeführt werden sollte, vielfach gewaltsam in den handschriftlich beglaubigten Text eingegriffen werden mußte, und daß dann doch immer noch ein ansehnlicher Bestand von auffallenden Kontraktionen, Verletzungen des Digammas u. dgl. zurückblieb. Dazu kam ein dritter Übelstand, auf den hingewiesen zu haben wieder ein Verdienst von Arthur Ludwich ist (AHT. II 477): Bekker und Nauck haben es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten. Beispiele findet man leicht, wenn man etwa die von Bekker unter den Text verwiesenen Verse auf das ϝ hin durchsieht; er hätte es hier gar nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt, und hätte in ihnen eine Vernachlässigung des ϝ mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch

9) Die Spondeen sind im dritten Fuße zwar beträchtlich zahlreicher als im fünften, aber ebenso beträchtlich seltener als im ersten und zweiten. Daß es danach wohl richtiger gewesen wäre sie im dritten ebenso zu behandeln wie im fünften und vor der Diärese im vierten, habe ich schon Praef. Iliad. (1890) p. XXIII anerkannt.

Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwich (II S. 230) mit Recht wieder erinnert. Deshalb stimme ich mit ihm in der Ablehnung der neuen holländischen Ausgabe nahezu überein; denn van Leeuwen und Mendes da Costa haben es verschmäht aus den Fehlern ihrer Vorgänger zu lernen, ja sie haben diese Fehler noch stark übertrieben. Charakteristisch ist ihre Behandlung der Personalpronomina, die in der Überlieferung eine große Mannigfaltigkeit der Formen zeigen: ἡμεῖς, ἄμμες, ἡμέων, ἡμείων, ἡμῖν, ἄμμιν, ἧμιν, ἄμμε usw. Die beiden Gelehrten sind durch metrische Erwägungen zu der Überzeugung gelangt (Praef. Iliad. [1887] p. x): *non duplices vel etiam triplices formas pronominum poetis epicis in usu fuisse, sed ad unam normam cunctas revocari posse et debere.* Nun war nur noch die Frage: *quomodo id minimo molimine assequi liceret.* Auf der einen Seite standen Fick, Sittl, Christ, welche durchweg die äolischen Formen verlangen; aber (ich muß wieder wörtlich zitieren) *neque spiritus asper sine iusta causa abiciendus videbatur neque vocali ᾱ et toti illi aeolismo, cuius patronus nuper acerrimus exstitit Fickius, ita favebamus, ut* ἄμμας *pro* ἡμέας *et similia in textum invecta placere possent.* So haben sie sich denn nach der andern Seite gewendet und folgende Formen — auch in der zweiten Auflage — konsequent durchgeführt: ἧμες, ἧμας, ἧμων, ἧμιν, ἧμε, ὗμε usw., die beiden letztgenannten statt ἄμμε ὔμμε. Damit ist nun freilich Gleichmäßigkeit hergestellt; aber die Frage, woher denn die unter sich verschiedenen Formen in den Text hineingeraten seien, bleibt ungelöst, ja unaufgeworfen. Wenn in der Überlieferung Unebenheiten und Widersprüche sich zeigen, so ist es doch nicht die Aufgabe der Wissenschaft, diese *molimine quam minimo* wegzuschaffen, sondern von ihnen zu lernen, auf welchem Wege und von welchen Ursprüngen her die Überlieferung sich vollzogen habe. Die beiden holländischen Herausgeber haben sich bemüht einen gleichmäßig altertümlichen Dialekt herzustellen, ohne jede Rücksicht darauf, daß die Gesänge, die solcher Restauration unterworfen werden, zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind. Nehmen wir ein Stück, das durch seinen Inhalt wie durch die Art seiner Einfügung in das Epos mit Sicherheit einer der jüngsten Schichten zugewiesen wird, die Telemachie. Wenn sich hier *formae noviciae* finden wie

τόν ῥ' Ἠοῦς ἔκτεινε δ 188, δέπας ἡδέος οἴνου γ 51, ὄρνιθας γνῶναι (für γνώμεναι) β 159, ἐπὶ τοῖς πάθομεν γ 113 und vieles Ähnliche, wenn αὐτόν für μιν (δ 110), das kurze Demonstrativum als Artikel (δ 71), oft ἄν für κεν vorkommt, so stimmt das vollkommen zu dem Charakter, den man von dieser späten Nach- oder Eindichtung zu erwarten hat. Aber in all diesen Fällen haben van Leeuwen und da Costa eine Korrektur entweder in den Text gesetzt oder doch unter dem Text empfohlen, letzteres stellenweise mit einer Ausdrucksweise, die es zweifelhaft macht, ob sie nicht hier selber das Gefühl hatten, daß sie den Dichter und nicht die Überlieferung zu berichtigen geschäftig seien.

Nach den letzten Ausführungen könnte es nun scheinen, als täten wir wirklich am besten, uns, wie Ludwich will, bei dem überlieferten Texte zu beruhigen; denn wozu korrigieren, wenn die Unregelmäßigkeiten, die dazu den Anstoß gegeben haben, mit aller Mühe nicht beseitigt sondern nur verschoben werden? Aber so steht die Sache denn doch nicht. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob wir diese Anschauung einem Texte entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch kritische Bearbeitung und durch Prüfung innerer Gründe gesichert ist. Die Wissenschaft läßt sich nicht um ein Jahrhundert zurückschrauben. Seitdem einmal beobachtet war, daß γε, ῥα, τε bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in der Mehrzahl der Beispiele als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem ϝ ist es ebenso. Die Holländer halten noch jetzt an dem Glauben fest, daß es bis zuletzt in der epischen Sprache gelebt habe, demgemäß in unseren Texten überall, auch wo es dazu eines

7*

stärkeren Eingriffes bedarf, eingesetzt werden müsse; und van Leeuwen[10]) beruft sich für seine Ansicht auf eine Stelle in einem zweifellos sehr jungen Stück der Ilias. Ω 183 sagt Iris zu Priamos: ὅς σ' ἄξει, ἧός κεν ἄγων Ἀχιλῆι πελάσσῃ, während es vorher (154) im Munde des Zeus, der den Auftrag erteilt hat, lautete: ὃς ἄξει κτλ., ohne Objekt. Van Leeuwen meint, der Akkusativ des Pronomens sei hier unentbehrlich, könne aber nur in der Form ϝ(ε) ergänzt werden; damit sei in einer der jüngsten Partien ein Beispiel des ϝ gesichert. Das klingt sehr schlagend. In Wahrheit aber ist es doch reiner Zufall, daß die Griechen der späteren Zeit den Hauchlaut nicht als besonderen Buchstaben schrieben, also ein apostrophiertes *h(e)* nicht darstellen konnten. Ich habe beim Druck meiner Ausgabe wiederholt bedauert, daß ich nicht wie ε 321 (γάρ ἑ βάρυνε statt γάρ ῥ' ἐβάρυνε) so an anderen Stellen, wo es elidiert erschienen wäre (z. B. ρ 576 οὐ σύ γ' ἄγεις), das ἕ in sein gutes Recht einsetzen konnte. Aber für die Frage nach dem Alter des ϝ sind Fälle dieser Art ohne jeden Belang. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das ϝ dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des ϝ nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπὸ ἕο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Versgruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt

10) Enchiridium dictionis epicae. Pars prior (Lugduni Batavorum 1892) p. 141. Ebenso schon vorher Mnemos. 19 (1891) p. 140.

falsch, wenn er das Ϝ mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat ist doch nicht bloß negativ; von dem Zustand der homerischen Sprache haben wir ein deutlicheres Bild gewonnen. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Ähnlich, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein Ϝ gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit Ϝ gesprochen worden waren. Indem wir uns diese Parallele klar machen, sichern wir uns im voraus gegen die Gefahr, Homers Gedichte deshalb, weil sie für uns das älteste Denkmal der griechischen Literatur sind, als etwas an sich Ursprüngliches und in jeder Beziehung Altertümliches anzusehen. Immerhin mag es Leute geben, die uns mit behaglichem Spotte zurufen: »Das »haben wir ja vorher gesagt; wozu die ganze Mühe der Bentley»schen und Bekkerschen Kritik? wenn damit weiter nichts er»reicht ist, als die Befestigung des Glaubens an das, was über»liefert war und was vorsichtige Männer niemals angezweifelt »hatten.« Mögen sie so reden. Es fehlt doch auch nicht an solchen, die wissen, daß derselbe Satz ganz verschiedenen Sinn haben kann, je nach dem Grunde auf dem er ruht. Vollends aber, sobald man daran geht die neugewonnene Anschauung weiter fruchtbar zu machen, da zeigt sich, daß der scheinbare Kreislauf durch das Gebiet der Kritik nicht vergeblich gewesen ist. Wenn der Wolfsche Gedanke, den Ludwich erneuert hat, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe, rechten Sinn haben soll, so muß es gelingen aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihenfolge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinischen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an

diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben. Das Prinzip, nach dem die Revision und Reinigung des Textes erfolgen muß, ist vorher entwickelt worden. Der Versuch es durchzuführen, der in meiner Ausgabe vorliegt, ist unvollkommen; aber er kann von neuem unternommen werden. Und wenn das mit Sorgfalt und Strenge geschieht, so wird die Textkritik dahin gelangen, auf die Fragen, die von der höheren Kritik gestellt sind, ihrerseits eine selbständige Antwort zu geben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welchem Jahrhundert die einen, welchem die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort wird finden lassen. Wenn in den Zeiten, da unsere Hdss. und vorher die Papyri entstanden sind, die Gewohnheit, beim Lesen und Revidieren eines Textes das Schriftbild mit der dazu gedachten Lautform zu vergleichen, sehr viel geringer war als heutzutage, so daß metrische Korrekturen, wo sie vorkommen, mehr nach gelegentlicher Laune als nach festen Grundsätzen unternommen wurden (S. 13 f. 26 f.), so dürfen wir voraussetzen, daß es im früheren Altertum, in voralexandrinischer Zeit ebenso gewesen ist. In bezug auf einen Punkt, die Setzung des paragogischen ν, bieten die Inschriften einige bestätigende Fälle — natürlich nur für den ursprünglichen Anstoß, nicht für die metrische Korrektur. In einem attischen Epigramm des 6. Jahrhunderts schließt ein Vers: παίδοι[ν] ἐπέθηκεν θανό[ν]τοι[ν] (CIA. I 472); ein anderes aus derselben Zeit lautet: Κου[φαγόρας μ' ἀνέθη]κεν Διὸς γ[λ]αυκώπιδι κούρηι (CIA. I 355). Ein drittes, noch βουστροφηδὸν geschrieben, zeigt an den Stellen, wo Elision zu sprechen ist, dasselbe Schwanken der Schreibweise, das wir aus den Hdss. kennen: ταῦτ' ἀποδυράμενοι νεῖσθ' ἐπὶ πρᾶγμ' ἀγαθόν, dafür ist geschrieben νεσθε επιπραγμαγαθον, also einmal ἐκ πλήρους, einmal mit Weglassung des elidierten Vokals (CIA. I 463). Aus späterer Zeit hat, speziell für die Vernachlässigung der Position bei angehängtem ν, Richard Wagner Beispiele gesammelt[11]). Solche Beobachtungen lassen sich

11) Wagner, Quaestiones de epigrammatis Graecis ex lapidibus conlectis grammaticae (Lips. 1883) p. 66.

verallgemeinern. Doch sind wir weder hierauf angewiesen noch auf den Analogieschluß nach der Praxis des Mittelalters, sondern können, wenn auch nicht in scharfer Chronologie doch mit unmittelbarer Anschauung, den Vorgang selbst verfolgen, wenn wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen zu erkennen suchen, auf denen sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie *h* δεξιὸς ἀΐξας διὰ ἄστεος, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι' ἄστεος, was auch im Venetus *A* als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten ὑπὲρ ἄστεος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 n. Chr.). Da ἄστυ ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστεος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι' ἄστεος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστεος.

ζ 156 haben die besten Handschriften (*FGP*) und viele andre αἰὲν εὐφροσύνῃσιν ἰαίνεται, in einigen (darunter *HM*?) ist richtig αἰὲν ἐυφροσύνῃσιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνῃσιν«, κακῶς· οὐδέποτε γὰρ Ὅμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwich zweifelt mit Recht (AHT. I z. St.), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνῃσιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνῃσιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

II. M 318 οὐ μὰν ἀκληεῖς fast in allen Handschriften, auch in *A*. Dazu Didymos: οὕτως »ἀκλεες« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (A^t), und noch deutlicher in *TV*: ἀκλειεῖς,

οὕτως· »ἀκλεὲς« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwich gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 15 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεέες hervorzog (s. oben S. 96); dieselbe ist seitdem — bei Ludwich und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann bejaht die Frage. Er hält ἀκλῆες mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλέες nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern richtig ist (s. oben S. 79 Anm.), so widerspricht es ihr doch nicht, daß sich hier, im Anschluß an äolisches μάν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten hat, für den das ϝ in κλέϝος die Kontraktion hinderte. Die Papyri haben uns ja gezeigt, wie das ϝ hier und da in einem Seitenarm der Überlieferung lange noch nachwirkt, während der allgemeine Strom seine Spur schon verschwemmt hat; auch eine Pergamenthandschrift des 10. Jahrhunderts hat mit αὐτάρ οἱ ι 360 ein solches Beispiel (S. 95 f.). Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 78); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber da sich das richtige ἀκλεέες sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεέες, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekun-

däre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκλῃεῖς oder ἀκλειεῖς[12]).

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

III. Überall da, wo durch Schwund des ϝ ein Hiatus entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, kann man sagen, daß in der Form, welche den Hiatus darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: ὃ οἱ statt ὅς οἱ α 300, πάντα δὲ εἴδεται ἄστρα Θ 559, αὐτῷ γὰρ ἑκάεργος Φ 600.

T 189 gehört die Lesart, die vorher (S. 77 f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὖθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκλῃγῶτες schrieb Aristarch für κεκλῃγότες (vgl. oben S. 63), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Unform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Les-

---

12) Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -ευς (Leipziger Diss. 1901, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεέες für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien *TV* hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τὸ δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Mache sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεέες spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vokalkontraktion (1908) S. 245 f. 305.

arten, die er ablehnt (ὅς οἱ α 300, πάντα δέ τ᾽ εἴδεται Θ 559, γάρ ῥ᾽ ἑκάεργος Φ 600), schon von Aristarch abgelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien. Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 79) zitierten Aufsatze erklärt worden ist. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. μνάεσθαι, ὁράω, μνάοντο, ὁράοιτε) wurden von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt (μνᾶσθαι, ὁρῶ, μνῶντο, ὁρῷτε), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte: μνάασθαι, ὁρόω, μνώοντο, ὁρόῳτε.

Diese Theorie, die in meiner Ausgabe praktisch durchgeführt ist, hat vor kurzem Fick[13]) aufs neue geprüft und gutgeheißen, zugleich in einigen Einzelheiten genauer ausgearbeitet. Er verwertet sie im Zusammenhange derjenigen Verhältnisse, aus denen sich erkennen läßt, daß die gesamte Überlieferung der homerischen

13) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, in Bezzenbergers Beiträgen 30 (1906) S. 279 ff.

Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297). Allerdings gibt er diesem Resultat nachher eine Einschränkung, die dazu führen müßte es ganz wieder umzustoßen. Auffallend ist es ja, daß sich die Zerdehnung kontrahierter Formen im wesentlichen nur auf die Verba mit α erstreckt, während von denen mit ε einfach die unkontrahierten Formen vorliegen: στυγέει, στυγέουσι, δινέομεν, φρονέειν, φρονέῃσι, φρονέω, φρονέων, φρονέοντες. Diesen Widerspruch hält Fick für nur scheinbar: δοκέεις, δοκέει, φρονέῃσι seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie ὁράᾳς, ὁράᾳ, ἐάᾳς, nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo εο, εου, εω auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem ευ ω, die bei den Ioniern gern εο εω geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben: φρονεῦντες, φρονεῦσι, φρονῶ, in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise ΕΟ, ΕΩ geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier, unterstützt durch die Schreibung, die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. In dieser »Erkenntnis »der ionischen Diphthonge εο εω und ihrer heilsamen Wirkung auf »die epischen Texte« sieht Fick den Ausblick sich eröffnen »auf »eine ältere, der attischen vorausliegende Grundschrift«; habe doch Attika seinen Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299). — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so wird damit im Grunde doch nur eine auffallende Erscheinung durch eine noch auffallendere ersetzt. Daß der gleiche Doppelvorgang — unmetrische Kontraktion, darauf Zerdehnung — sich zweimal abgespielt habe, erst auf ionischem dann auf attischem Boden, meint Fick wohl selber nicht; es wäre zu unwahrscheinlich. Also sind beide Gruppen von Formen, die mit ε und die mit α, zu gleicher Zeit kontrahiert und später wieder zerdehnt worden, und es waren entweder nur ionische oder nur attische Abschreiber und Korrektoren dabei beteiligt. Wenn ionische, woher kommt dann ε 377 ἀλόω? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus ἀλῶ. Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm

Brugmann u. a. — ἀλάευ (aus *ἀλάεο) an[14]); von da aber zu ἀλῶ gibt es keinen Übergang, sondern ἀλῶ ist attisch zusammengezogen aus ἀλάου. Demnach muß angenommen werden, daß denen, welche die Distraktion durchführten, bereits ein attisch geschriebener Text vorlag, und das ist ja auch Ficks ausgesprochene Ansicht (S. 297). Wie kam es dann aber, daß in diesem attischen Texte neben πονεύμενος, πωλεύμην, φιλεῦντας, εἰσοιχνεῦσι, νεικεῦσι, neben vielfachem (ἐ)μεῦ, σεῦ sich bei στυγεοσι, φρονεοντες u. a. die Kontraktionssilbe in der fremdartigen ionischen Schreibung εο erhalten hatte? Fick könnte antworten: es sei natürlich, daß eine Entwicklung, in welcher der Zufall eine so große Rolle spielte, sich nicht durchweg nach klaren Gesetzen vollzogen habe; und dies werde in unserm Falle noch durch manche Einzelheit bestätigt, unter anderem durch den Tatbestand bei den Verbis auf -όω, wo die Formen δηιόωντες Λ 153, δηιόωντο Ν 675, δηιόφεν δ 226, ἀρόωσι ι 108 weder als offene noch einfach als zerdehnte begriffen werden könnten, sondern von einer dieser Stufen aus in die Analogie der Verba auf -άω übergegangen seien. Schön! geben wir dem Zufall und dem Irrtum ihr Teil: mehr als Zufall muß es doch sein, daß, während der einsilbig gesprochene Kontraktionslaut bei Homer regelmäßig ευ geschrieben ist, sich die ältere Schreibweise εο fast ausschließlich gerade an den Stellen bis in attische Zeit erhalten haben soll, an denen der Vers zwei Silben forderte. In diesem Zusammentreffen muß der Grund der Erscheinung liegen; und es ist nicht schwer ihn zu erkennen. Wie von ναιετάω ganz überwiegend die einfach unkontrahierten Formen in den Hdss. stehen, wie vereinzelt — und also zufällig — κατεσκίαον μ 436, γοάοιεν Ω 664. ω 190, mehrfach ähnliche Formen von τηλεθάω (s. oben S. 86) unkontrahiert und undistrahiert geblieben sind, so hat allgemein in den entsprechenden Bildungen der Verba auf -έω, überall da wo der Vers zwei Silben verlangte, der ursprüngliche Zustand der Vokalgruppen εο εου εω fortgedauert.

Daß übrigens für dieses ganze Kapitel der Laut- und Flexions-

14) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, jetzt wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe steht ἀλάευ. Brugmann (IF. 9 S. 168) dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (oben S. 79) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἀλάευ als homerisch gelten; und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an.

lehre die Diskussion wieder eröffnet ist, hätte Fick hervorheben können. Schon 12 Jahre vor dem Erscheinen seines Aufsatzes hatte Kretschmer[15]) die von Wackernagel aufgestellte Hypothese angegriffen: es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des »Epos, welche so viele offene Formen bewahrt hat, in diesem »Punkte so rücksichtslos und konsequent geändert haben sollte.« Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der durch Kontraktion entstandenen »ᾱ und ω in ‚homerischer Zeit' ihrem Ursprung aus zwei Vokalen »gemäß noch eine derartige war, daß sie zweisilbig gemessen wer- »den konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Das ist im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie, gegen die unvermindert der Einwand besteht, daß, wenn die Lautgruppen αα und οω, die sie als Zwischenstufen zwischen αε und ᾱ, αο und ω ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an: Δημοφάων, auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet ΔΕΜΟΦΑΟΝ geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter Δημοφόων, Δημοφόωντ(α) (248. 234) steht, sondern auch ΔΑΜΟΦΟΟΝ in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses (πατρὶ δὲ τῷ τήνου Δαμοφόων ὄνυμα) den Schreibenden beeinflußt hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit οω auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war. — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hat er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.³ § 369). Aber Danielsson und Eulenburg, die neuerdings die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt[16]).

---

15) In seiner bereits (S. 30) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121. Δημοφάων ebendort S. 142.

16) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897) S. 64—71. Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 79), IF. 15 S. 177—184.

Erst in allerjüngster Zeit ist abermals versucht worden sie durch eine völlig abweichende Erklärung zu ersetzen. Hugo Ehrlich (Die epische Zerdehnung, Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126) geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahierter Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φώως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Beides ist doch keineswegs so sicher, daß von hier aus die ganze Theorie gestürzt werden könnte. Nach Analogie von T 118 darf auch in Π ἐξάγαγεν φώως δέ, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φόως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwich bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάοσδε so natürlich wie δράουσι für δρόωσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἐξεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φαείνω ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 441). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίνω passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φαείνειν nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φαείνω kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίνω so auch φαείνω die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe. Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Wir sollen zu der alten, einst von Mangold bekämpften Ansicht zurückkehren, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; das sei da möglich gewesen, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Bedingungen, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; nur eine Einzelheit sei erwähnt. Von allen Kontraktionsvokalen hat sicher der aus zwei kurzen Silben entstandene die geringste Anwartschaft, mehr als eine normale Länge auszumachen; und doch nimmt Ehrlich für einen solchen nicht nur überhaupt musikalische Dehnung zu zwei Silben an, sondern sogar Dehnung zu zwei langen Silben. Während z. B. ἀρόουσι ἀροῦσι zu ἀρόωσι geworden sein soll (auch

der Farbe des Vokals wegen unglaublich, trotz S. 112), werden für ωω die Entwicklungsreihen aufgestellt: φάος — φῶς — φώως (neben φόως), γέλαον — γέλων — γελώων; in diesem letzten Falle sei »die unregelmäßige Zerdehnung das Wagnis eines jüngeren Rhapsoden« (S. 114). Ein allezeit bereites, doch trügerisches Auskunftsmittel. Ehrlich selbst führt aus, der homerische Vers sei zwar als Gesangsvers entstanden, frühzeitig aber in bloß deklamatorischen Vortrag übergegangen; auch die Sprache habe sich geändert: die Eigenart gewisser Vokale, sich im Verse auf zwei Silben ausdehnen zu können, sei ums Jahr 700 nicht mehr lebendig gewesen (S. 110. 113). Danach würden wir es verstehen, wenn Beispiele gewagterer Distraktion sich aus der älteren Periode musikalischen Vortrages erhalten hätten; sie gehören aber vielmehr den jüngsten Schichten an. Ein aus οᾰ kontrahiertes ω erscheint als οω in zwei ἅπαξ εἰρημένοις der Bücher Ψ und Ω: αὐτοχόωνος, ἀστυβόωτης; und Formen wie Κρεήτη, πύυρ, die Ehrlich aus Archilochos und Simonides anführt[17]), kennt Homer überhaupt nicht. Gerade hier, wo keine ursprünglichere Wortform an die Stelle gesetzt werden kann, ist die Tatsache einer eigentlichen »Zerdehnung« unbestreitbar; und gerade hier haben wir es mit späten Analogiebildungen zu tun. Als solche aber widerstreben sie der Ehrlichschen Theorie, während sie sich der von Wackernagel aufs beste einfügen. War die Zerdehnung etwas Musikalisches, so kann sie nicht wohl zugenommen haben in einer Zeit, in welcher der musikalische Vortrag verschwand; war sie aber entstanden aus irrtümlicher Deutung einer älteren, einfacheren Schreibweise, so konnte sie sehr wohl zunehmen und übergreifen, je mehr jene ältere Stufe schriftlicher Darstellung der Laute in die Vergangenheit rückte[18]).

Ein Bedenken scheint allerdings zu bleiben und wird durch

---

17) Steph. Byz.: Κρήτη· ἡ μεγίστη νῆσος, ἣν Κρεήτην ἔφη Ἀρχίλοχος κατὰ πλεονασμόν. Von Simonides (fr. 59: τοῦτο γὰρ μάλιστα φὴρ ἔστυγε πύιρ hat Wackernagel IF. II 150 f. πύυρ, das von Egenolff und Ludwich statt πύιρ gelesen war, hierher gezogen.

18) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Leider ist über diese interessante Parallele bisher nur eine ganz kurze Notiz veröffentlicht, IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.

die zuletzt angestellte Erwägung aufs neue hervorgerufen: daß es eine Zeit gegeben haben soll, wo von griechischen Herausgebern für griechische Leser ein Text geboten wurde, der eine solche Fülle unmetrischer Schreibungen enthielt, wie sie hier als Vorstufe der Distraktion vorausgesetzt werden müssen. Aber wir haben wiederholt gesehen, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, den früheren und besonders den ältesten Perioden schriftlicher Überlieferung fremd war. Allerdings unterscheiden sich die zerdehnten Formen dadurch von fast allen ähnlichen Beispielen, daß es sich hier nicht um einzelne Fälle handelt, sondern daß der Vorgang, den wir annehmen, eine große Klasse verwandter Bildungen umfaßt. Dadurch werden wir zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreibenden aus der eignen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.

Fünftes Kapitel.

Die erste Niederschrift.

I. Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen, wie bereits erwähnt, auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 v. Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch Η und Ω, unechtes ει, ου durch ΕΙ, ΟΥ bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ε, η, unechtes ει, andrerseits ο, ω, unechtes ου nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. Η 238 haben fast alle Handschriften βῶν mit Aristarch, wenige (darunter Vindobonensis 5?) βοῦν mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns *A* und *TV* aus Didymos; und *TV* bemerkt dazu: ἐν τοῖς παλαιοῖς ἐγέγραπτο ΒΟΝ, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθωταί. Ludwich zweifelt, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, begründet aber seinen Zweifel nur durch das allgemeine Mißtrauen, das er gegen die Nachrichten von der ἀρχαϊκὴ σημασία hegt (AHT. I 11), so daß wir keinen Grund haben uns ihm anzuschließen. — Die Odysseescholien mehrerer Handschriften bemerken zu α 275 (μητέρα): τῇ ἀρχαίᾳ συνηθείᾳ ἐγέγραπτο ΜΕΤΕΡ ἀντὶ τοῦ ΜΗΤΗΡ. τοῦτο ἀγνοήσας τις προσέθηκε τὸ α. ἢ δεῖ

ὑποστίζειν εἰς τὸ »μητέρα δέ« καὶ μιμεῖσθαι τὸν διασκεπτόμενον. Auch diese Notiz spricht Ludwich, obwohl er sie mitdruckt, dem Didymos ab. Natürlich ist die mit ἢ δεῖ angefügte Deutung die richtige, und die Anwendung des Erklärungsprinzipes der falschen Umschrift in diesem Falle ganz verfehlt. — Ξ 241 hat der Venetus *A* ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασμὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Schol. *A* sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwich nicht für didymeisch. Die Konjektur, daß ἐπισχοίης statt ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 104 schrieb Zenodot ὅν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὥ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεὶς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwich (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen. Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfehlen (in den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένου (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »κνίση μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῦν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένου« ἦν, ἀλλ' ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἡγεῖτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηκόμενος ἀντὶ τοῦ »ἀπαλοτρεφέος σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30 ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτη[ς ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου »με]λδον« (lies:

μελδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »με[λδομέ]νου« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα ....]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem schon öfters erwähnten Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἴδεα in ἤδεα, ἐοίκει in ἐῴκει, ἦος τῆος in ἕως τέως, τεθνηώς στήομεν ἧαται in τεθνειώς στείομεν εἵαται auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), das von den μεταγραψάμενοι[1]) handelt, und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwich überein, der ebenfalls einen eignen Paragraphen (AHT. II 45) den μεταχαρακτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben. Prüfen wir die wichtigsten davon.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.[4] 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwich (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305), die beide dies als Argument geltend machen, erinnern auch daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nimmt an, daß wie Euripides (nach seinem eignen Zeugnis) so auch

1) H. J. Polak macht darauf aufmerksam, daß kein Grund ist hier nicht die aktive Form μεταγράψαντες zu gebrauchen, bei Thukydides IV 50, 2 habe das Medium faktitive Bedeutung. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Afdeling Letterkunde, derde Reeks, twalfde Deel (Amsterdam 1896). S. 71.

Sophokles sich des ionischen Alphabetes bedient habe; für Äschylos hielt er im Jahre 1884 noch einen Zweifel für möglich, hat ihn dann aber fünf Jahre später zurückgezogen: nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen[2]) sei es sicher, daß auch Äschylos nicht mehr attisch geschrieben haben könne. — Das alles ist natürlich richtig. Aber daraus folgt doch nicht, daß die homerischen Gedichte niemals aus attischem in ionisches Alphabet umgeschrieben worden sind, sondern nur, daß, falls dies geschehen ist, es beträchtlich vor 403 geschehen sein muß. Dieser Satz ist es, den Wilamowitz begründet hat, und ihn werden wir im weiteren Gang der Untersuchung berücksichtigen.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, »meinethalben beim Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, »wenn diese Gelegenheit zu einer Quelle von Fehlern gemacht »wird. — — Wenn ein Volk eines Tages eine Änderung in der »Orthographie vornimmt, die noch dazu sorgfältigere Bezeichnung »von Lauten bezweckt, die schon vorher ebenso im Munde diffe- »rierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen sollten, so ist »gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute Fehler machen »sollten. Wenn man vorher ενδεοικοσι schrieb und doch unter- »schied, ob es ἦν δ᾽ ἐοικόσι oder ἦν δὲ οἰκῶσι oder ἐν δὲ οἰκοῦσι »heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil »man's nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ſſ* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüſſe* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 5. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen um die Mitte des »5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden »ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den lite- »rarisch gebildeten und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden »Epoche im Gebrauch gewesen ist.«

darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Fehler und Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. Übrigens werden wir finden, daß Wilamowitz selbst diesen Einwand nicht allzu ernst meint, da er ihn durch einen der folgenden (4) wieder ausstreicht.

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird, wenn er S. 306 sagt: »Was hat sie [die Umschrifthypothese] denn erklären wollen im »Homer wie im Pindar? Nichts als die langweiligen ε und ο, ει »und ου. Wer etwas mit ihr machen will, der finde wenigstens »ein η für *h* im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] im Äschylos, »ψχ für χξ bei Pindar, μ für ιβ, β für ε bei Epicharm. Bis das »geschehen ist, soll man von dem μεταγραμματισμός stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber *h* und η, γ und λ, χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, die *ἀρχαία σημασία* wäre berechtigt als Erklärungs»grund zu dienen, wie sie *καιροσέων* und τεθνειώς, θείης u. a. m. »allerdings erklären würde, so hätte es doch keine Logik sich auf »sie zu berufen, weil so viele ganz analoge Erscheinungen mit ihr

»keinesfalls etwas zu schaffen haben können.« Hier wird also plötzlich zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und dazu stimmt es dann, daß Wilamowitz ein andermal (Einl. in d. gr. Trag. [1907] = Herakl. I [1889] S. 126) von der Möglichkeit spricht, daß »sehr alte ionische Poesie »(z. B. Homer) aus altionischem in neuionisches Alphabet um»geschrieben« wäre. Damit ist doch der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben; aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten; das sind alle die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Die Beispiele, die Wilamowitz anführt, sind treffend gewählt: ἰέναι für ἴμεναι, ἠῶ δῖαν für ἠόα δῖαν, μειλιχίοις ἐπέεσσι statt μειλιχίοισι ϝέπεσσι, Αἰόλου κλυτὰ δώματα statt Αἰόλοο, ἤν που für αἴ κεν usw. Aber wenn er nun verlangt, daß nach dem Muster dieser Fälle auch diejenigen beurteilt werden müßten, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man vergebens nach dem Grunde; der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, soll doch erst bewiesen werden, er kann nicht sich selber beweisen. Vielmehr ist es vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in vielen Fällen durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde. Und es ist wichtig diesen Zusammenhang im Auge zu behalten; die Rücksicht auf ihn wird uns im voraus davor bewahren, einer an sich möglichen Annahme, die sich nachher doch als falsch herausstellen würde, weiter nachzugehen. Man könnte ja, der von Wilamowitz gegebenen Anregung folgend, die sicheren Umschriftfehler, die sich bei Homer finden, der Zeit des Überganges aus der älteren ionischen (O = ο, ου, ω; E = ε, ει) in die jüngere ionische Schreibweise zuweisen; aber damit würde eben Verwandtes und Zusammengehöriges getrennt werden. Die falsche Deutung überlieferter Schriftzeichen hätte nicht einen so großen Umfang angenommen, wenn die epische Sprache damals, als ihr die neue Orthographie auferlegt wurde, noch in lebendiger Entwicklung

gewesen wäre; und umgekehrt würden athenische Leser und Schreiber die Formen der ihnen ungewohnten, altertümlichen Sprache schärfer aufgefaßt und minder leicht verwirrt haben, wenn sie ihnen bereits in der genauen Orthographie, deren sie selber täglich sich bedienten, vorgelegen hätten. Erst dadurch wurde die Versuchung zum Irrtum recht stark, daß neue Schreibregeln auf eine dem eigenen Leben fremde Sprache angewandt wurden. Die Abschreiber des fünften Jahrhunderts mußten um so bereitwilliger ein echtes ἦος τῆος in das ihnen gewohnte ἕως τέως verwandeln, weil in der Schreibung EO nichts daran erinnerte, daß ηο gemeint sei. Leute, deren »eigne Rede das *ei* und *e* oft vermischte«, konnten freilich auch ohne schriftlichen Anlaß von τεθνηώς zu τεθνειώς abirren; aber dies mußte ihnen um so näher liegen, wenn die Vorlage, aus der sie abschrieben, für beide Lautgruppen nur das eine Zeichen EO hatte.

II. Wir haben gesehen, daß die Ansicht der Alexandriner von dem Einfluß der ἀρχαϊκὴ σημασία auf die Textgeschichte durch nichts erschüttert ist. Doch verdient der zuletzt erörterte Einwand noch genauere Betrachtung; er mag uns vor zu großer Zuversicht warnen. Wenn wirklich in allen Fällen, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukommt, so ist es doch im Grunde schwach um sie bestellt. Und daher kommt es wohl, daß so vielfach die Ansicht verbreitet ist, Wilamowitz habe diese ganze Theorie ein für allemal beseitigt. *Fabulam de erroribus* τῶν μεταγραψαμένων *merito explosit de Wilamowitz; — —* εἵατο (*pro* ἥατο) ἔκεια *non errore scribendi sed recentiorum studio vetusta suo ipsorum mori et pronuntiationi* (ἕατο ἔκεα) *adsimulandi nata sunt*: so schrieb 1892 Wilhelm Schulze in seinen Quaestiones epicae p. 153. Daß beide Erklärungen sich nicht ausschließen, also nicht mit *non — sed* einander gegenübergestellt werden dürfen, ist soeben gezeigt worden. Aber es ist vorsichtiger, wir geben alle die Fälle, in denen beide zusammentreffen könnten, vorläufig preis und fragen, ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann.

1. η 107: καιροσέων δ᾽ ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον. In diesem Verse hat das erste Wort den Gelehrten von jeher viel Not gemacht. Immerhin erkannte man, wie wir aus Eustathios

und den Scholien sehen, vereinzelt schon im Altertum, daß ein von καῖρος abgeleitetes Adjektiv darin stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) καιροεσσέων hergestellt. Da mit καῖρος die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist καιρόεσσαι ὀθόναι soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 16 [1860] S. 578—581) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form καιρουσσέων zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter Τειχιο(ύ)σ(σ)ης ἀρχός. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des ου ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der Odyssee, ebenfalls ohne Bezeichnung der Gemination, ΚΑΙΡΟΣΕΟΝ geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv καιρόεις nicht kannte, aus den unverstandenen Buchstaben eine Form καιροσέων machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.

2. θεουδής brachte man früher mit θεοειδής zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf θεοδεής zurückführte. Aber woher sollte das ου kommen? Da der Stamm von δέος ursprünglich mit δϝ anlautete, so ist als Grundform *θεο-δϝει̯ής anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von *θεοδϝής nur θεοδδής werden (vgl. ἔδδεισεν, περιδδείσασα). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb. Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung δ einfach geschrieben war, so daß θεοδ(δ)ής in θεουδής verlesen werden konnte.

3. θ 408 f.: ἔπος δ' εἴ πέρ τι βέβακται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιεν ἀναρπάξασαι ἄελλαι. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung. »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt, aber κερτόμια, ὀνείδεια ἔπεα, Spottendes, Schmähendes: κακὰ ἔλεγεν. Und mit κακολόγον erklärt Hesychios ein seltenes δεννόν; das zugehörige Verbum δεννάζειν kommt unter anderem bei Sophokles (Ai. 243, Ant. 759) vor, Herodot kennt (9, 107) das Substantiv:

παρὰ τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίω ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι. Ewald Bruhn, dem wir diese unzweifelhafte Korrektur verdanken, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

4. ὠλεσίκαρπος (κ 510) stellt Wilhelm Schulze Quaest. ep. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρεσίη, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὤλεσα, ὄλωλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

5. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

6. ναιετάωσαν, ναιεταώσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf άω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετόωσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Ζ 415 bezeugt: Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ο »ναιετόωσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Ebenso haben neuere Herausgeber geurteilt und sind entweder, wie La Roche und

Ludwich, dem Alexandriner gefolgt oder haben die einfache unkontrahierte Form ναιετάουσαν, ναιεταούσης hergestellt. Dies taten unter anderen Bekker[2] und Nauck, bei denen doch sonst die sogenannten zerdehnten oder assimilierten Formen beibehalten sind. Mit Recht sträubten sie sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich machte; ναιετάωσαν kann nur aus ΝΑΙΕΤΑΟΣΑΝ, nicht aus ΝΑΙΕΤΟΟΣΑΝ verlesen sein[3]).

7. Auch die Formen ἀρόωσι (ι 108), δηιόῳεν (δ 226), δηιόωντες (Λ 153), δηιόωντο (Ν 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht von α-Stämmen sondern von ο-Stämmen abgeleitet sind. Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in ἀρόουσι, δηιόοιεν, δηιόοντες korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem οου, οοι, οο und οω, οῳ, οω nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei οὐλεσίκαρπος ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf άω. (Der abweichenden Ansicht von Ehrlich wurde oben S. 111 gedacht.)

8. Zu αἰὲν ὁμοστιχάει Ο 635 bemerkt Schol. *B*: συμπορεύεται· βάρβαρον δέ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe ὁμοστιχέει für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker[2], der Σ 577 (χρύσειοι δὲ νομῆες ἅμ' ἐστιχάοντο βόεσσιν) zur Vergleichung heranzog und ὁμοῦ στιχάει schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen ΜΟΣ entstanden sein[4]).

9. Die ungeheuerlichen Lesarten ἐπιδημίου ὀκρυόεντος (Ι 64) und κακομηχάνου ὀκρυοέσσης (Ζ 344) sind zuerst von Payne Knight

3) Daß ναιετάωσαν durch falsche Umschrift aus älterem Alphabet entstanden sein muß, erkennt auch A. Gemoll an (Homerische Blätter II, Progr. Striegau 1888. S. 17 f.), während er vorher Ludwich und Wilamowitz zugestimmt hat, »daß man den Homer schwerlich jemals anders als in ionischer Schrift geschrieben und gelesen« habe.

4) Ein gleichartiger Fall kommt hinzu, wenn Κ 515 (u. ö.) zu lesen ist: οὐδ' ἀλαοῦ σκοπιὴν εἶχε, wie in meiner Ausgabe vorgeschlagen ist. Für die wahrscheinlichste Deutung der überlieferten Zeichen halte ich dies auch heute noch.

in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.[3] 149) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende ο zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Beispiele der altertümlichen Genitivendung οο neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von ungelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei wieder der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv ὀκριόεις »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil ihm eine Gruppe ähnlicher Fälle zur Seite steht, in denen wirklich das vorliegt, was Wilamowitz allgemein behauptet, die bloße Modernisierung eines altertümlichen Wortes. Αἰόλου κλυτὰ δώματα hat er selbst angeführt; von ganz gleicher Art sind: ἀγρίου πρόσθεν X 313, ἀνεψιοῦ κταμένοιο O 554, Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε B 731, Ἰλίου προπάροιθε O 66, ὁμοιίου πολέμοιο I 440. Auch hier hat die rechte Endung οο der attischen ου weichen müssen und hat nur in der metrischen Lücke, die dadurch entstand, eine Spur zurückgelassen. Aus ἐπιδημίοο κρυόεντος ist nicht, nach demselben Muster, ἐπιδημίου κρυόεντος geworden, sondern die Entstellung ist hier andere Wege gegangen: der sicherste Beweis dafür, daß die Faktoren, deren Ergebnis sie ist, andere gewesen sind.

10. H 434: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,
Ω 789: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἕκτορος ἔγρετο λαός.
In beiden Versen gibt ἔγρετο »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in ἤγρετο »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei ἔγρετο die Annahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei εἰργάζετο ἐῴκει u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

11. ὠμηστής ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige ὠμεστής korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit

der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστής μολπηστής den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen. —

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgelockt wurde. Solche Assoziationshilfen fanden wir in ὤλεσα (für 4), ὁρόωσι (7), ὀκριόεις (9), ὀρχηστής (11); auch bei ἤγρετο (10) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγρετο mitgewirkt. Eine Anregung dieser Art zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, wie Wilamowitz wollte, sind aber auch nicht wie zwei Kreise deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III. Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsitzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich zugleich die schon früher (S. 118; vgl. 107 f.) angekündigte Entscheidung ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der *e*- und *o*-Laute einführten.

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener, und da verstand es sich von selbst, daß das Urexemplar seiner Dichtungen attisch geschrieben war. Aristonikos notierte zu N 197, wo die Dualformen Αἴαντε μεμαότε

vorkommen: ἡ διπλῆ, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δυικοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet hat seine Überzeugung, daß Athen Homers Heimat sei, wiederholt ausgesprochen, besonders deutlich MCr. 281, mit bezug auf die oben angeführte Bemerkung über den Dual: *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse:* ἡμέτερος γὰρ κεῖνος ὁ χρύσεος ἦν πολιήτης. *plurimis enim ex lingua Homerica indiciis colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwich (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«, bei dem man nicht weiter zu verweilen brauche. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homertexte gelangen konnten.

Doch wir dürfen uns bei dieser Erklärung nicht beruhigen. Die soeben angedeutete Ansicht von der peisistratischen Rezension ist zwar die, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten; aber sie ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwich bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwichs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhafte Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten, unmittelbar anknüpfend an meine Darstellung in der 1. Auflage dieses Buches, die er zu widerlegen meint, hat dann Matthaeus Valeton in einem Aufsatze der Mnemosyne (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen aber nichts neues hinzugebracht[5]).

---

5) Valeton, De carminum Homericorum recensione Pisistratea. Mnemos. n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt und brauchen hier nicht alle wiederholt zu werden. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, zu verwerfen[6]). Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructior fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus.* Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaeum) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur.* Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl in einer besonderen Schrift[7]) eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen. Dagegen wandte sich Lehrs 1862 in einem Aufsatze des Rheinischen Museums[8]). Er suchte die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings

---

Abhandlung »De jongste Gedaanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896; s. oben S. 115), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit meinen »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht.

6) Dies letztere tut Valeton Mnemos. 24 p. 419—423, und scheint auf diesen Teil seiner Arbeit besonderen Wert zu legen.

7) Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

8) Zur homerischen Interpolation; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«.

auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos[9]). Weder von einer Sammlung die er veranstaltet habe, noch von Lesarten seiner Ausgabe, noch von Interpolationen, wie sie anderwärts ihm zur Last gelegt werden, ist bei den drei großen Grammatikern auch nur mit einem Worte die Rede. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht, die zuerst bei Cicero auftaucht, eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus *A* fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 238): »Aristarch ist »weit entfernt die pisistratischen Interpolationen nicht zu kennen: »er wagt auf Grund derselben, was er sehr selten wagt, er wirft »den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher heißt es von Menestheus, B 553—555:

τῷ δ' οὔ πώ τις ὁμοῖος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνὴρ
κοσμῆσαι ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας·
Νέστωρ οἶος ἔριζεν, ὁ γὰρ προγενέστερος ἦεν.

Diese drei Verse wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τούτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπών, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παῦσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spricht, so vermutet

9) Über den — wieder aufgegebenen — Gedanken, eine wenigstens mittelbar erkennbare Spur dieser Art nachzuweisen, wird weiterhin (S. 133) kurz berichtet werden.

Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Zu dieser Annahme ist Wilamowitz dadurch geführt worden, daß es nachweislich im Altertum Gelehrte gab, die den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diesen Angriff wird nun Lehrs von Ludwich in Schutz genommen (AHT. II § 43). Nicht ganz mit Unrecht. Denn in beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Jedenfalls war, wenn es sich darum handelte den leider nicht ausgesprochenen Anlaß zu Zenodots Athetese durch Vermutung zu ergänzen, Aristarch eher in der Lage das Richtige zu finden als Wilamowitz. Was dieser für seine Ansicht anführt, ist nur scheinbar von Gewicht: die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht habe gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλῆ, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο ⟨καὶ⟩ κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπό τινων γραφόμενον »στῆσε δ' κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese zuverlässige und unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot

nicht stand. Ludwich ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen, Vermutungen noch dazu, die zu dem was ihr Urheber wenige Zeilen vorher gesagt hat im Widerspruch stehen. Denn wenn Aristarch den Vers deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Auch der Wortlaut bei Aristonikos zeigt übrigens, daß wir es hier nicht mit einem Beispiel besonderer Kühnheit seines Meisters zu tun haben, vielmehr wieder mit einem Zuge von Vorsicht: Aristarch scheute sich ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ὑπό τινων γραφόμενον in seinen Text einzusetzen. Die Tatsache daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von ihm versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwich also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber drückte sich in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus (Ar.² 450): die Nachrichten von der Tätigkeit des Peisistratos enthielten »ganz unbegründete, den alten alexandrinischen Kritikern, »einem Zenodot, einem Aristarch unbekannte oder durch und »durch verachtete Annahmen und Vorstellungen«. Und ähnlich erklärte Ludwich (AHT. II 403): »das Schweigen des Aristonikos »und Didymos, bei so dringender Veranlassung es zu brechen, »kommt einem Nichtwissen oder einem absichtlichen Verdammungs»urteil völlig gleich.« Praktisch aber haben nachher beide Gelehrte die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt

gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite. Wilamowitz hat festgestellt, daß bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. die Behauptung, Peisistratos habe den Homertext interpoliert, öffentlich ausgesprochen war; und für diesen Vorwurf war es eine notwendige Voraussetzung, daß man glaubte, die Redaktion der homerischen Gedichte in der herrschenden Fassung gehe auf Peisistratos zurück.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τά τε Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος ⟨ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὁμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν⟩ ὥς φησι Διευχίδας ἐν ε΄ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα· »οἳ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἑξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz (HU. 240) gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Die Frage, wann der hier genannte Gewährsmann, Dieuchidas, gelebt habe, hat zuerst Wilamowitz erörtert und durch scharfsinnige Kombinationen beantwortet (S. 241. 251), nach denen es als feststehend gelten kann, daß Dieuchidas im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte. Was er über die Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — auch dies hat Wilamowitz (S. 243 ff.) erkannt und glaublich gemacht — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen. Fragen wir weiter, woher Dieuchidas diese Voraussetzung für seine Polemik gewonnen hatte, so bekommen wir von Wilamowitz keine ganz klare Antwort. Einmal heißt es (S. 254): »Nur die Interpolation konnte Dieuchidas »erschließen; die Rezension mußte für seine Ansicht etwas Gegebenes »sein.« An einer späteren Stelle aber (S. 262 f.) wird die Sache so dargestellt, als habe Dieuchidas aus dem Zustande des Homertextes und aus dem hergebrachten Vortrage bei den Panathenäen erst den Schluß gezogen, daß in Athen durch Peisistratos die epischen Gesänge gesammelt worden seien. Die erste dieser beiden sich widersprechenden Ansichten muß entschieden vorgezogen werden. Nirgends ist überliefert, daß Dieuchidas von der Redaktion des Peisistratos überhaupt gesprochen habe; bei Diogenes steht

ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindruck zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Gedanke, gleichviel ob durch Überlieferung erhalten oder durch Kombination gefunden, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in seiner Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit« (Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen[10]). Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist, während doch die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden. Aber dies hat bereits Ritschl (Op. I 49 f.) einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 42 f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, mit Einschluß der Ausgaben κατὰ πόλεις, ging auf die athenische Quelle zurück; der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine

10) Valeton Mnemos. 21 p. 410 will dies für Aristarch gelten lassen, nicht für Zenodot, der älter sei als die pergamenische Schule. Aber von Zenodots Lehren wissen wir soviel weniger als von denen Aristarchs, daß in bezug auf ihn der Schluß *ex silentio* vollends unstatthaft ist. Vgl. die S. 133 angeführte Äußerung Roemers.

Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte«, und so fiel die Notwendigkeit ihn in einzelnen Fällen mit Namen zu nennen von selbst weg; am wenigsten konnte daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben Sinne und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Lehrs (Ar.² 449) will diese Auskunft nicht recht gelten lassen: wenn die Alexandriner »bestimmt wußten, alle unsere Texte gehen auf eine Redaktion des Pisistratus zurück«, dann hätte sich »bei so ausgebildetem Zurückgehen auf die Les- »arten gar zu natürlich der Gedanke einstellen« müssen, »dies »oder jenes trage den Stempel jenes Ursprunges an sich, zumal »da Aristarch den Homer für einen Athener hielt und die Atticis- »men im Homer beobachtete.« Aber gerade das, was Lehrs hier als erschwerendes Moment geltend macht, ist geeignet die Schwierigkeit zu heben; Aristarch konnte gar nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die andere zu einer solchen Annahme geführt worden waren, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben dadurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

IV. Aber nicht bloß einer ernsthaften Diskussion würdig ist die Nachricht, daß zur Zeit und unter dem Einflusse des Peisistratos Ilias und Odyssee ihre jetzige Gestalt erhalten haben: wir müßten diesen Ursprung der schriftlichen Überlieferung, wenn er nicht von alters her bezeugt wäre, geradezu postulieren. Dafür sprechen folgende Gründe.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 81 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Poliastempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch

keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Daß die Δολώνεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν [11]. Neuerdings will Louis Erhardt [12] in der Rolle, welche in diesem Gesange Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft finden. Die Verse λ 566—631 hat Wilamowitz als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. Mag dem sein wie ihm wolle, und mag man solchen kritischen Hypothesen noch so mißtrauisch gegenüberstehen, als gesichert kann gelten, daß in B, η, λ athenische Interpolationen stattgefunden haben und, was das Wichtigste ist, zu vollkommener Herrschaft gelangt sind. Das Lob des Menestheus (B 553—555) las schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplar der Ilias; und den Vers über Salamis (B 558),

---

11) Ähnlich Eustathios. Adolf Roemer (Homerische Gestalten und Gestaltungen [Sonderabdruck aus einer Festschrift der Univ. Erlangen, 1901] S. 16 f.) kombinierte diese Nachricht mit der Bemerkung des Aristonikos zu I 709: ὅτι τῷ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεύει. Er meinte, zu τῇ ἐχομένῃ sei zweifellos ῥαψῳδίᾳ zu ergänzen; also habe sich in dem von Aristarch anerkannten Corpus Iliacum Λ an I angeschlossen. Daraus schien zu folgen, daß auch die im Townleyanus angedeutete Begründung der großen Athetese und die Bezugnahme auf Peisistratos dem Aristonikos bekannt gewesen sei. Solcher Ansicht widersprach Arthur Ludwich (BphW. 1902 S. 37), indem er dem sonstigen Sprachgebrauche gemäß τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρᾳ) ergänzte. Roemer hat denn bald nachher in den »Homerischen Studien« (Abhdlgn. bayer. Akad. philol.-philos. 22, 1902) seine Auffassung des Scholions zu I 709 aufgegeben, sicher mit Recht. Aber ebenso recht hat er, wenn er dort (S. 439) das Kapitel über »Aristarch und die Rezension des Pisistratus« mit den Worten schließt, »daß, wenn ein Aristonikus »schweigt über die Redaktion des Pisistratus, dies durchaus kein Beweis »ist, daß dieselbe im Nachlaß der alexandrinischen Philologen sich nicht »gefunden und nicht von ihnen berücksichtigt worden ist.«

12) Die Entstehung der homerischen Gedichte (Leipzig 1894) S. 164. Erhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

das einzige dieser interpolierten Stücke das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist, hielt jedenfalls Aristoteles (Rhetor. I 15) für echt. Die Interpolationen des Peisistratos haben also glänzenden Erfolg gehabt. Auch Wilamowitz (S. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, und zwar, da »die Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwich (II 404) wundert sich darüber — daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes als eine Legende ist.

2. Noch einen anderen Grund dafür hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die attische Färbung der homerischen Sprache. Er schildert (S. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. »Das Epos ward in Athen gern »gehört, gern gelernt und gelesen; es unterlag demnach derselben »Metamorphose in Athen, der es allerorten unterlag; zum Teil un»willkürlich, indem die attische Sprache eindrang wo sie konnte, »zum Teil durch Ein- und Nachdichtung, indem die Lehrenden »und Lernenden, die gewerbsmäßigen und die gelegentlichen Er»zähler, die Überlieferung mit derselben Freiheit behandelten, wie »es seit den Tagen der ersten Dichter alle getrieben hatten, die »das Epos weitergegeben hatten. Zu den chiischen, milesischen, »halikarnassischen, kyprischen, korinthischen Schichten, die über »dem alten äolischen Grundstocke sich abgelagert hatten, trat die »jüngste, die athenische.« Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich dann Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein »politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie »war nichts zu ändern.« So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und der Sturz des Reiches habe darin keine Änderung gebracht. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den geistigen »Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß die »Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert »den Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische »Homere hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber »auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die »weltgeschichtliche Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften

»existiert haben, welche vom Attischen unbeeinflußt waren. — — »Aber die abstrakte Möglichkeit hilft zu nichts; das konkrete »Faktum ist für keinen Vers erwiesen und wird in irgendwie er- »heblicher Ausdehnung niemehr erwiesen werden können.« Ich habe diese Sätze wörtlich mitgeteilt, weil sich die richtige Anschauung von den Tatsachen, die in ihnen enthalten ist, schwerlich besser würde ausdrücken lassen. Ausführlicher kommt derselbe Gelehrte in dem Kapitel über die »μεταγραψάμενοι« auf den attischen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 301. 323) auch durch einzelne Beispiele erläutert: ἕως τέως, ἑωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως υἱέ für Πηλῆος ὑέ, Ἀτρείδης für Ἀτρεΐδης, zahlreiche Fälle von Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die Wilamowitz anführt, ist allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint, welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren äolischen beigemischt ist. Dahin gehört z. B. ἰέναι für ἴμεναι und vor allem (S. 324) die Vernachlässigung des ϝ, von der im nächsten Kapitel noch die Rede sein wird. Aber wichtige Gruppen kommen hinzu. Die zerdehnten Formen der Verba auf άω setzen, wie wir gesehen haben (S. 106. 112), als Vorstufe einen Zustand des Textes voraus, in dem dieselben Formen kontrahiert, und zwar nach attischer Weise, geschrieben waren. Und weiter, das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff der Aspiration bei Homer hervortreten[13]), lassen noch erkennen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch ἅδην, ἁδινός, ἁθρόος verlangte statt ἄδην, ἀδινός, ἀθρόος, so folgt daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und war durch diese irrtümliche Anschauung außer stand gesetzt, die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch ionischen Psilosis, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu beurteilen.

---

13) Belege dafür findet man bequem zusammengestellt bei Kühner-Blaß, Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache I (1890) S. 110.

Der geschilderte Tatbestand liegt so offen zutage, daß es eigentlich nicht nötig sein sollte ihn selbst erst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Aber Arthur Ludwich nötigt uns hier wieder zum Verweilen. In § 44 seines zweiten Bandes sucht er zu beweisen, daß ein nennenswerter attischer Einfluß auf den Homertext überhaupt nie stattgefunden habe: und zwar bestreitet er dies hauptsächlich deshalb, weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt ist. Einige seiner Äußerungen hierüber haben wir schon bei früherer Gelegenheit (S. 83) angeführt. Er konstatiert weiter (S. 418), »daß »die alexandrinischen Diorthoten von irgendwelcher be»sonderen Einwirkung der Athener auf die homerische Über»lieferung entweder überhaupt keine Ahnung hatten oder doch »sicherlich nicht im mindesten überzeugt waren.« Er meint, »ihr »durchgängiges Schweigen über jegliche speziell attische Tradition »spreche hier lauter als viele Worte.« Daß Aristarch unter den ziemlich zahlreichen Homercodices, auf Grund deren er seine Rezension schuf, keinen athenischen namhaft gemacht habe, sei »ganz unerklärlich« unter der Voraussetzung, daß »er von gewalt»samen, stetig fortgesetzten epichorischen Brechungen der natür»lichen Fortpflanzung zumal an demjenigen Orte, den er für die »Heimat des Dichters hielt, wirklich irgend etwas Verläßliches »gewußt hätte.« Nirgends vielleicht tritt die Hilflosigkeit des Standpunktes, den der Königsberger Gelehrte einnimmt, peinlicher hervor als an dieser Stelle. Die Scheu vor »inneren Gründen«, von der er beherrscht wird, treibt ihn dazu, gegen das was ist die Augen zu verschließen und ängstlich nach Gewährsmännern zu verlangen, die ihm bezeugen könnten, daß es auch wirklich sei. Wie sollten denn die Athener des 6. und 5. Jahrhunderts von einer Umwandlung etwas erzählt haben, die sich in ihrem eignen täglichen Leben allmählich und unmerklich vollzogen hatte? Und wenn sie das nicht getan haben können, wie sollten dem Aristarch Nachrichten über eine solche Umwandlung vorliegen, die er hätte weitergeben können? Ihm selbst aber konnten die attischen Elemente in der homerischen Sprache natürlich nicht als »gewaltsame epichorische Brechungen«, sie mußten ihm als das ursprünglich Richtige und Notwendige erscheinen; war er doch überzeugt, daß eben in Attika Ilias und Odyssee ihren Ursprung genommen hätten. Das einzige, was Aristarch für die Beantwortung unserer

Frage leisten konnte, war, daß er den Tatbestand eines starken attischen Elementes im homerischen Dialekte feststellte. Und dies eine hat er wahrlich entschieden genug geleistet. Wäre nur Ludwich in diesem Punkte über einen Irrtum seines Meisters weniger geringschätzig hinweggegangen, als er es getan hat! Von großen Männern zu lernen gibt es nirgends bessere Gelegenheit als aus ihren Irrtümern. Gewiß war es falsch, daß Aristarch den Dichter zu einem Athener machte; aber irgend einen vernünftigen Grund für diese Annahme muß er doch gehabt haben. Dieser Grund lag in dem Zustand der epischen Sprache, den Aristarch sehr viel unbefangener und richtiger gewürdigt hat als Ludwich. Die Tatsache hatte er treffend beobachtet, in ihrer Erklärung hat er sich geirrt.

Dasselbe gilt heute von Wilamowitz. Auch die Art, wie er die reichliche Beimischung attischer Laute und Formen im Homer zu erklären sucht, befriedigt nicht. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nichtattischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz sagt (S. 255): »Die Ilias und die »Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisi- »stratos.« Tatsachen, durch die das bewiesen würde, bringt er nicht bei, spricht vielmehr in diesem Satze nur eine persönliche Überzeugung aus, ebenso wie mit dem weiteren, daß vor Peisistratos »Homer schon oft genug aufgeschrieben war, also, da er doch ein »ionischer Dichter ist, ionisch aufgeschrieben war« (S. 304). Wenn dies wirklich so gewesen ist, wo sind denn all die ionischen Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Die abstrakte Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß man ja zugeben; aber jede Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Alles drängt vielmehr auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich die Interpolationen des Peisistratos im Text errungen haben, würden uns, auch wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit des Peisistratos in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für καιροσέων, θεουδῄς, δεννόν u. ä. könnte das ältere Alphabet ein altionisches gewesen sein, aber kaum für ὠλεσίκαρπος, περιώσιος, ναιετάωσαν, ἀρόωσι, und sicher nicht für ἔγρετο, ὠμηστῄς. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30 [1906] S. 297; vgl. oben S. 106 f.) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht später als zu Anfang des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, hat Wilamowitz nachgewiesen (s. oben S. 116). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 124) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Aber nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet und zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, dient ihr die Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V. Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

1. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen »Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist »verflogen«: mit diesem Satz eröffnet Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollen, erreichen sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert

von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), und daß »der Besitz der Schrift für die homerische Zeit nicht im entferntesten bezweifelt werden kann« (S. 290), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch in unserem Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnrot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vervielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnrot nicht gelungen sei, eine wirkliche organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen[14]). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart.

14) In bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, Homer and his age (1906) S. 313; in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, Bollettino di filologia classica 1895 p. 6.

Daß Generationen hindurch der Heldengesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen[3] S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen (s. oben S. 134 f.). Daß irgendwo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie vermag hier gar nichts: sie trug von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben[15]. Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andrerseits eine Macht ihnen gegenüberstand, die einen Druck auszuüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben

15) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen; und damit kommen wir zu dem zweiten der Einwände, die noch geprüft werden sollten. »Peisistratos und seine »Hofphilologen sind«, meint Wilamowitz (S. 254), »ein Abklatsch »von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt auch hier vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die ursprüngliche Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein[16]. Aber was ausgeschmückt wurde, muß doch vorher schon dagewesen sein; von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 126), Onomakritos, erzählt bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musäos, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst spricht es aus, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Soll nun auch diese ältere Tradition falsch sein? Seit Lehrs hat man freilich genug über sie gespottet; aber wenn

16) Eine neue Probe unwissenschaftlicher Verwendung der Kunde von der peisistratischen Redaktion ist kürzlich auf einem Papyrus zutage getreten (Grenfell and Hunt, The Oxyrhynchus Papyri III [1903] p. 36 ff. Nr. 412). Julius Africanus gibt dort am Schluß des 18. Buches seiner Κεστοί ein Stück der νέκυια (λ 34—43), vermehrt um Beschwörungsformeln in Hexametern, die er damit verbunden gefunden habe und die er ebenfalls für echt homerisch hält. Wenn sie sonst an dieser Stelle nicht gelesen würden, so habe entweder der Dichter selbst sie διὰ τὸ τῆς ὑποθέσεως ἀξίωμα unterdrückt oder die Peisistratiden, τὰ ἄλλα συνράπτοντες ἔπη, ταῦτα ἀπέσχ̣ισαν, ἀλλότρια ποῦ στοίχ̣ου τῆς ποιήσεως ἐκεῖ[να] ἐπρικρίναντες. Daraus geht hervor, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Sammlung und Ordnung der homerischen Gedichte durch Peisistratos und die Seinen als etwas Feststehendes galt, und dies wußten wir ohnehin. Wer mehr daraus folgern wollte, würde den Spott verdienen, den Ludwich, etwas vorgreifend, an die Veröffentlichung dieses Papyrus geknüpft hat (BphW. 1904 S. 1468 f.).

Wilamowitz diesen Spott ausdrücklich für berechtigt erklärt, so widerspricht er damit sich selbst. Sein Verdienst ist es ja gerade, nachgewiesen zu haben, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Peisistratos keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. lebendig war und entweder einen wesentlichen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder, was wir (S. 130 f.) vorziehen mußten, dieser Hypothese als fertige Voraussetzung diente.

3. Ein drittes Bedenken bleibt übrig, das Wilamowitz als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt hat, und für dessen Widerlegung ich mich wieder auf keinen besser als auf ihn selbst berufen kann. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 130), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἵππαρχος p. 228 B: Ἵππαρχος, ὃς τὰ Ὁμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὶ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψῳδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἵδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (S. 263) mit gutem Grund entgegengetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Die beiden im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher[17]; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen

17) Ed. Meyer, GA. II (1893) § 482 erwähnt »das panathenäische Fest, das Peisistratos geschaffen hat«. Aber an einer früheren Stelle (§ 413) heißt es nur, daß »im Jahre 566, vielleicht auf Antrag des Peisistratos« dies Fest begründet, bzw. umgestaltet worden sei.

ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmackes gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte (S. 264): »das kann »man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle »Institution eine Reihenfolge wahren soll, also eine Einheit voraus»setzt. Wer auch nur einen Schluß machen kann, muß erkennen, »daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo diese Bestimmung »erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, mit andern »Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich »ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, »Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglich»keit.« Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere mich, daß andere, wie z. B. auch Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), sich ihr einfach gefügt haben[18]. Die Art, wie

18) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Einem solchen entgeht in unserm Falle Allen (Class. Rev. 15 [1901] S. 7) dadurch, daß er versichert, die Frage sei unwichtig. Etwas anders Gercke in einer Besprechung von Ludwichs Buch über die Homervulgata (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995). Er spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und »einen zauberhaften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisi»stratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] »nur den berufsmäßigen Rhapsoden zuzu»schreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in Athen [seit wann? und durch wen?] »gehalten waren die ganzen Epen der Reihe »nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit der Zeit eine »Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder »zunächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen

Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Man wünschte in die Rezitationen der Rhapsoden eine feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und den der Vortragende, so oft er neu anhob, voraussetzen konnte: ἔνθεν ἑλών θ 500, ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες α 11. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Verbindungsstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ[19].

»Staatsmannes des 6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jung»attischer Lokaltradition«. Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig.

19) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: Histoire de la littérature grecque I (1887) p. 416. 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der pisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. Es ist noch heute der Beachtung wert.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch »immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem »gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und »nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des »Pisistratus gedacht worden sei.« Ganz unterschreiben möchte ich diese Worte Lachmanns (Betrachtungen S. 76) nicht. Der Glaube an seine Einzellieder ist durch Grote und Kirchhoff, Niese und Wilamowitz zerstört worden; als Ganzes »gedacht« war die Ilias längst, ehe sie als Ganzes aufgeschrieben wurde. Aber ein tüchtiges Stück richtiger Erkenntnis steckt auch hier in den Worten des Altmeisters. Die peisistratische Redaktion ist eine äußerlich wohlbezeugte, historisch durchaus verständliche, durch innere Gründe befestigte Tatsache. Es ist Zeit sie von der Geringschätzung zu befreien, der sie durch die Macht der Mode unterworfen worden ist.

Sechstes Kapitel.

Dialektmischung.

Aus dem, was uns das vorige Kapitel gelehrt hat, erwächst eine neue Aufgabe für die Textkritik: man kann versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Diese Gestalt des Textes würde dann etwa dem entsprechen, was bei anderen literarischen Werken das ursprüngliche Manuskript des Autors bedeutet. Aber dies gilt nur insofern, als wir es beide Male mit dem Anfangspunkt der schriftlichen Überlieferung zu tun haben. Von hier aus jenseits liegt bei dem Autor nur die eigene vorbereitende Gedankenarbeit, bei Homer eine jahrhundertelange Fortpflanzung in mündlicher Tradition. Darum wäre es doch wieder verkehrt, wenn man hoffen wollte, in einer Wiederherstellung des ältesten athenischen Exemplares nun endlich »den echten« Homer zu haben. Nicht nur durch das alte attische Alphabet, das wir in solchem Texte anwenden müßten, würde das Bild einigermaßen getrübt werden, sondern durch die mangelnde orthographische Genauigkeit, die wir jener Periode haben zusprechen müssen. Solchen Übelständen ließe sich nun wohl dadurch abhelfen, daß man nicht die Niederschrift des 6. Jahrhunderts, wie sie gewesen sein müßte, zur Grundlage nähme, sondern die lautliche Gestalt, in der damals der Inhalt dieser Niederschrift von den Rhapsoden vorgetragen wurde; dabei hätte man den Vorteil, das vollkommnere Alphabet der späteren Zeit und die orthographische Sorgfalt, an die wir selbst gewöhnt sind, anwenden zu können: ε, η und ει würden scharf geschieden sein, die Wahl zwischen παῖς und πάις, εὐφροσύνη und ἐυφροσύνη würde dem Bedürfnis des Verses angepaßt sein, keine falschen Kontraktionen würden das Metrum stören. In der Tat war dies das Ziel, das ich mir bei meiner eigenen Ausgabe gesteckt hatte.

Aber stehen bleiben darf die Betrachtung auch hier nicht. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten.

Die Dialektmischung, die in der epischen Sprache vorliegt, verlangt von der Wissenschaft ein Doppeltes. Einmal muß abgegrenzt werden, wie weit das Gebiet jeder einzelnen Mundart reicht, welche Erscheinungen der Flexion und der Lautentwicklung als ionisch, welche als äolisch zu gelten haben. Sodann aber erhebt sich die wichtigere Frage, wie die Mischung so verschiedenartiger Elemente zustande gekommen sei. Für beides wollen wir eine Antwort suchen und dabei hier, wo es nur auf die Feststellung der Prinzipien ankommt, einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen[1], außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

I.

Dabei ist es nicht die Absicht, alle äolischen Bestandteile des epischen Dialektes aufzuzählen; an einige besonders deutliche und charakteristische will ich zunächst erinnern, um eine Anschauung von der Art des Dialektes zu geben, dann die bei Homer entscheidenden Merkmale klarstellen, und so der nachfolgenden Untersuchung, wie die Mischung entstanden sei, den Boden bereiten.

Neben ionischem τέσσαρες findet sich mehrmals äol. πίσυρες, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In θήρ, θηρίον und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische θ; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: φηρσίν A 268, φῆρας B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie Φιλόφειρος (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu

1) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 548.

den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: ὃς πολλῇς φλιῇσι παραστὰς θλίψεται ὤμους. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwich mit Recht geschlossen, daß Aristarch φλίψεται, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Trotzdem hat Ludwich θλίψεται in den Text gesetzt, während doch der labiale Anlaut durch die Allitteration an φλιῇσι gestützt wird und die Entstehung eines Fehlers viel begreiflicher ist, wenn man das äolische φλίψεται als das Ursprüngliche ansetzt, als umgekehrt. — πολυπάμμονος haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus *A*, πολυπάμονος; dies würde dorisch sein, während πολυπάμμονος die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches πολυκτήμονος. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδας, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Gemination des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben freilich εἶναι nicht minder häufig ist, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὔμμες, ἄμμιν ὔμμιν usw., deren Erwähnung in diesem Zusammenhange eigentlich allein schon ausreichen müßte sie gegen den Uniformierungstrieb der Holländer (s. oben S. 98) zu schützen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das α in ὔπαιθα (neben πρόσθε ὄπισθε), das ε in Θερσίτης Ἀλιθέρσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind, zwar ohne erkennbares Prinzip, doch in dem Sinne genau verteilt, daß in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκετος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐρικυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus *A* an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit α bevorzugte Aristarch (zu N 103), und so herrscht sie in unsern Ausgaben, auch in der meinigen, mit Unrecht, da das ο als äolischer Überrest angesehen werden muß. In dem Lexikon des Apollonios

ist die Nachricht erhalten, daß Apion in dem Schwanken zwischen α und ο einen Unterschied der Bedeutung zu erkennen meinte. Das ist natürlich falsch; aber die Alten verdienen auch hier unsern Dank, daß sie eine Tatsache, die sie nicht verstanden, gewissenhaft aufbewahrt haben. In andern Fällen haben sie auch richtig geurteilt: daß ἐπασσύτεροι äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu Α 383: Αἰολικόν ἐστιν· ἆσσον ἀσσότερος ἀσσύτερος, ὡς ὄνομα ὄνυμα), und für ἄμυδις, ἄλλυδις ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Denn hier handelt es sich nicht um grundlegende Merkmale, sondern um die Konkurrenz von Typen und Analogien, die nicht ursprünglich auf bestimmte Dialekte beschränkt waren; die, welche in dem einen herrschend geworden sind, können sich vereinzelt auch in andern erhalten haben. Infinitive auf -ήμεναι von Verben auf άω und έω (wie γοήμεναι φιλήμεναι) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf μι) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad. ἀδικήμενος, lokr. ἐνκαλείμενος, delph. ποιείμενος u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 77) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, κεκλήγοντες κεκλήγοντας, die wir durch Korrektur von κεκμηῶτι τεθνηῶτος u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden.

Die Grundlage für eine eingehendere Erörterung und genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis (Jena 1875), aus der auch im vorstehenden mit geschöpft worden ist. In neuerer Zeit ist manche einzelne Entdeckung hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes τελώριον gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit π äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf πέλω πέλομαι neben τέλλω περιτέλλομαι (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.).

Derselbe Gelehrte deutet das ο in ἀολλής ἀορτήρ als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht ο-, sondern α-Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf -ιος: Νηλήιος, Τελαμώνιος, Καπανήιος υἱός u.a., die noch mehr als jene auf -δης und -ίων innerhalb des Epos deutlich als etwas Altertümliches dastehen[2]). Alle diese Erscheinungen sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: ϝ, ᾱ für η, κεν.

a) Den alten Grammatikern galt das Vau als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in die neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den Inschriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Blaß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des ϝ, das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkäos finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkäos lesen wir: λῦσαι ἄτερ ϝέθεν (Fr. 11), πρώτιστ' ὑπὸ ϝέργον (15), θέλω τι ϝείπην (55), aber andrerseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιτο τέα

2) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quae de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse*, so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, De Homeri patronymicis, Gottingae 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (BphW. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Das über Odysseus Gesagte scheint Schmidt zu billigen.

κόρα (14), χευάτω μύρον ἄδυ (36), τέγγε πνεύμονας οἴνῳ (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μή τι ϝείπην (28), ϝέσπερε (95), aber πλάσιον ἄδυ φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἶσος Ἄρευι (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes ϝ erhalten. Zwar glaubte man vor zwanzig Jahren eine solche gefunden zu haben in dem Namen ϝιφικαρτίδης, der auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte; aber nur mit sehr wohlwollender Phantasie war es möglich die Zeichen so zu deuten, die für einen unbefangenen Betrachter nur Εὐθυκαρτίδης ergeben konnten. Seit diese Berichtigung in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII ausgesprochen ist, haben sich denn auch andere durch Autopsie von der Unmöglichkeit des ϝιφι- überzeugt. — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.[4] 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294. 5295), finden sich die Namen ϝιώ, Ωϝατίης, Γαρυϝόνης. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein α in Γαρυϝόνης und in anderen Namen wie Χόρα, Ναΐς; α mit η verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genetivform Ἀγασιλεϝο d. i. Ἀγασιλήϝω auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Fick verwies auf Thukyd. VI 5, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (καὶ φωνὴ μὲν μεταξὺ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das ϝ haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das ϝ aus: neben Ἀθηναίη, Νηίδε[ς] auf einer Amphora aus Caere steht Γηρυόνης

(GDI. 5298). Danach war Kretschmer doch wohl allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das ϝ der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische ᾱ stammt«. Ich meine, solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen ϝ das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden[3]).

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien »den *w*-Laut noch besaß; denn Latiner und Etrusker haben von »dort her das Vau-Zeichen in der Bedeutung der labialen Spirans »entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, daß die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben ϝ, der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5421) steht [τ]ο(ῦ) ἀϝυτο(ῦ) λίθο(υ) ε(ἰ)μί, und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit (Δελτίον ἀρχαιολ. 1890, S. 103) ΑϝΥΤΑΡ, d. i. αὐτάρ. Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des *w*-Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen. Aber gerade wenn man das Zeichen ϝ zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte. So urteilte Fick schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet: καλὸν ἴδε(ῖ)ν, ἀϝυτὰρ Φαίδιμος ε(ἰ)ργάσατο.

Wie sehr inlautendes ϝ als wirklicher Laut dem Ionischen fremd war, würden besonders deutlich die Formen des Typus

---

3) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. 9 [1898] S. 294 ff.), nichts geändert. Vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64.

ἐυρρεῖος (z. B. Z 508), ἀγακλεῖος (so Hesychios in dem Verse Π 738 statt ἀγακλῆος), ἐυκλεῖας (K 281. φ 331), δεῖος und σπεῖος (Konjekturen für δείους K 376. O 4, σπείους ε 68 u. ö.) zeigen, vorausgesetzt daß diese mit Recht von Brugmann teils verteidigt teils hergestellt worden sind (s. oben S. 79 Anm. 3). Denn wenn in der aus ursprünglichem εϝεσο entstandenen Vokalgruppe εεο die Ionier nicht den zweiten und dritten sondern den ersten und zweiten Vokal kontrahiert haben, so kann das nur geschehen sein, weil sie an der ersten Stelle weniger als an der zweiten die benachbarten Vokale beim Sprechen voneinander abhoben. Das im Innern des Stammes ausgefallene ϝ hätte also in der ionischen Mundart eine geringere Spur hinterlassen als das in der Fuge von Stamm und Endung ausgefallene σ. Für diese Mundart wäre folglich der Schwund des ϝ zwischen Vokalen ebenso sehr eine grundlegende Tatsache, wie der des σ für das Griechische überhaupt. — Brugmanns Theorie ist, worauf schon hingewiesen wurde (S. 104), bei der Spärlichkeit und Unsicherheit altionischer Überlieferung keineswegs über allen Zweifel erhaben. Sollte sie sicheren Bestand gewinnen, so würde damit ein neues und gewichtiges Zeugnis für die Abneigung der Ionier gegen den *w*-Laut gegeben sein.

2. Auch die Art, in der das ϝ bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: αὐέρυσαν (aus *ἀν-ϝερυσαν), αὐίαχοι (aus *ἀ-ϝιαχοι, die »zusammenschreienden«), εὔαδε (von Wurzel σϝαδ), δεύω und δεύομαι (»ermangeln«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blaß (I 83) zu, daß sie »äolisches αυ, ευ« haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen: χεύω, φαῦος, εὔιδον. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in χεύω φαῦος nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt: wenn man δεύομαι aus *δεϝομαι ableite, warum denn niemals *ῥεύω χεύω (aus *ῥεϝω *χεϝω) bei Homer vorkämen, sondern immer nur ῥέω χέω? Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen δεύομαι und δεύτερος »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschließe beide Worte zu trennen und δεύτερος zu W. *du* (vgl. δύο) zu stellen, so werde es möglich, für δεύομαι eine Wurzel δευσ anzusetzen, die mit dem Präfix δυσ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in δεύομαι der äolischen Ableitung

entraten. All diese Folgerungen sind natürlich für sich richtig. Aber höchst anfechtbar ist der Ausgangspunkt, die Zerreißung von δεύομαι und δεύτερος; namentlich der zugehörige Superlativ δεύτατος zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann (Griech. Gramm.³ [1900] § 233) bei dieser Etymologie, so ist das υ von δεύομαι allerdings nur aus dem Äolischen zu erklären[4]); wenn daneben ῥέω und χέω als nicht-äolische Formen herrschen, so ist das dieselbe Laune des Mischdialektes, die wir in φαεινός neben ἀργεννός kennen gelernt haben. — Die von Schulze versuchte Beweisführung läßt sich sogar gegen ihn selbst kehren. Er scheidet hom. *εὔαδε von lesb. εὔιδε, weil das eine aus *ἐϝιδε das andre aus *ἐσϝαδε, *ἐϝϝαδε entstanden ist, und erweckt so den Eindruck, als ob das υ in εὔαδε mit der lesbischen Vokalisierung des ϝ nichts zu tun habe. Aber wenn die Lautgruppe εσϝ innerhalb des Ionischen regelrecht zu ευ geworden wäre, wie käme es denn, daß dieselbe Lautgruppe in εἴωθα (aus **sesvōdha*) zu ει oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu η sich entwickelt hat? Hier liegen doch wohl Erzeugnisse verschiedener Mundarten vor. — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor ρ vokalisiert ist: ταλαύρινος, ἀπούρας, ἀπεύρα verglichen mit äol. αὔρηκτος, εὐράγη, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes ἔρρηξεν zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen ϝ angeführt worden sind, läßt sich etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des ϝ bei Homer aus dem Äolischen stammen, so braucht noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Das eine wie das andre ist im Prinzip zuzugeben; die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden. Bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches ϝ gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden, zuletzt wieder, wie es scheint, durch die neugefundene Bustro-

4) Anders urteilt hierüber Bechtel, Vokalkontraktion (1908) S. 134 ff. Er stimmt Brugmanns Erklärung von δεύτερος zu, hält aber das υ, hier wie in ähnlichen Fällen, für gemeingriechisch. Auf Schwierigkeiten, zu denen seine Theorie führt, weist er selbst hin S. 137. 140 f.

phedon-Inschrift von Chios, deren Publikation erwartet wird. Mithin steht heute mehr als je fest: soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des ϝ äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, um daran doch noch einmal zu erinnern, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das ϝ bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Auch wer dieser letzteren Ansicht ist, muß zugeben oder sollte doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 100 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων[5]) zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte.

b) Auch das lange α, das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἀτρεΐδαο und Ἀτρεΐδεω nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμέας (E 390), πυλέων aus πυλάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt, daß wir auch sonst Beweise dafür haben, daß die Verwandlung des ᾱ in ē sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat. Auf den Kykladen finden wir noch im 5. Jahrhundert in den Inschriften alle aus *a* entstandenen ē und ĕ durch H bezeichnet und dadurch von denjenigen ē und ĕ geschieden, die aus gemeingriechischem *e* herstammen und E geschrieben werden. Dieses Gesetz, das von Dittenberger entdeckt und von Blaß im Zusammenhange seiner Untersuchungen über die Aussprache (§ 9) gut verwertet ist, läßt erkennen, daß sich die Er-

5) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 139 sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192; meine Praef. Il. p. XVII. Über das η urteilt anders als ich Schulze Qe. p. 265.

innerung an den ursprünglichen *α*-Laut auch im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist ᾱ nach Vokalen und ρ immer geblieben. Man hat freilich gemeint, dieses attische ᾱ sei aus gemeinionischem η zurückverwandelt, und dies gilt heute vielen als bewiesen. Wäre es wirklich so, dann würde der Annahme, die homerischen ᾱ seien altionisch, jeder bestimmte Anhalt entzogen, und von vornherein die größte Wahrscheinlichkeit dafür gewonnen sein, daß sie vielmehr aus dem Äolischen stammen. Aber die Annahme bedarf der Prüfung.

Kretschmer hat (KZ. 31 [1890] S. 289 f.) darauf hingewiesen, daß nicht nur nach echtem ε das attische α *purum* sich findet sondern auch nach einem aus gemeingriechischem α entstandenen ε in θέα θέατρον Ἀναξιλέα; wenn attisches ᾱ nach ε etwas Ursprüngliches wäre, dann könnte es, so argumentiert er, nicht auch in denjenigen Wörtern geblieben sein, in denen zur Zeit, als der ionische Dialekt sich von der Gesamtsprache loslöste, der vorhergehende Vokal selber noch ein *α*-Laut war, also den Wandel des folgenden ᾱ in η gestattete. Dieser Einwand ist scharfsinnig und lehrreich, aber nicht durchschlagend. Zwischen θάα (so im Dorischen; Grundform *θᾱϝα) und θέα ist die natürliche Zwischenstufe *θήα, und in dieser würde das ᾱ so gut wie in νέα, βία, χώρα für die attische Aussprache durch den vorhergehenden Vokal geschützt gewesen sein. Kretschmer meint allerdings, die beiden α in θάα hätten sich gleichmäßig verändert, und gewinnt so die Notwendigkeit, aus gemeinionischem *θήη ein attisches θέα durch Rückverwandlung entstehen zu lassen. Aber dabei hat er das, was bewiesen werden sollte, unmerklich als bewiesen vorausgesetzt; wir wissen ja gar nicht, wie im Attischen ein ᾱ nach η behandelt wurde, ob es, wie ich vermuten möchte, den Gesetzen des α *purum* unterlag, oder, wie Kretschmer will, davon frei war. Und auch wenn es gelingen sollte, seine Ansicht durch Tatsachen zu stützen und zu zeigen, daß ᾱ in θέα und Ἀναξιλέα wirklich aus η zurückverwandelt sei, so wäre damit für alle übrigen Fälle noch nichts bewiesen. Vielmehr bliebe es immer noch das Wahrscheinliche, daß die Rückkehr von η zu ᾱ (ein an sich, wenn auch nicht unerhörter, doch seltener und seltsamer Vorgang) in den beiden angeführten und in ähnlichen Wörtern nach der Analogie der sehr viel zahlreicheren Fälle erfolgt wäre, in denen ᾱ nach ε von alters her sich erhalten hatte. Wie stark auf diesem Gebiete die

Analogie wirkte, hat Kretschmer selbst durch Beispiele gezeigt (S. 295). Für den Beweis seiner Ansicht, daß jedes attische α *purum* aus ionischem η entstanden sei, bleibt es die unerläßliche Forderung, daß innerhalb der älteren attischen Sprachdenkmäler irgendwelche Beispiele für η nach ρει υ nachgewiesen werden. Bisher fehlen sie gänzlich, in Urkunden wie in Epigrammen, die doch bis in die Zeit der Bustrophedonschrift hinaufreichen und Wortformen mit α *purum* in ansehnlicher Menge darbieten. — Einen Ersatz für diese Lücke meint Brugmann (Griech. Gramm.[3] § 10) darin zu finden, daß kontrahierte Formen wie ὑγιῆ als Vorstufe für altattisches ὑγιᾶ notwendig vorausgesetzt werden müßten. Wir haben hier ein nicht urgriechisches sondern auf ionischem Boden durch Kontraktion entstandenes η; und wenn auch diesem attisch ein α entspricht, so scheint es einleuchtend, daß es aus gemeinionischem η geworden sein muß. Gegen die Verallgemeinerung dieses Schlusses auf alle übrigen Fälle des α *purum* läßt sich dasselbe einwenden was soeben gegen Kretschmer gesagt wurde; aber das ist nicht die einzige Schwäche, an der Brugmanns Beweis leidet. Versuchen wir uns die Chronologie des Herganges deutlich zu machen! Bei Homer gibt es noch προσφυέ(α) τ 58. Daß bei Herodot ὑγιέα handschriftlich bezeugt ist, hat keinen Wert, da man weiß, wie der Text dieses Autors durch hyperionischen Eifer entstellt ist. Aber darüber wird niemand zweifeln, daß die Kontraktion des ε mit dem Vokal der Endung in den Kasusformen der εσ-Stämme ein relativ junger Vorgang, jedenfalls erheblich jünger ist als der Schwund des ϝ. Am wenigsten kann Brugmann es bestreiten, der ja gerade für das Ionische εὐκλεῖας, ἀγακλεῖος als regelrechte Formen gelten läßt und δυσκλέᾱ (Β 115), ἀκλέᾱ (δ 727) durch Quantitätsumstellung aus *δυσκλεῖα, *ἀκλεῖα ableitet (IF. 9 S. 162 f.). Hier aber wird er genötigt dieses Verhältnis umzukehren: ὑγιῆ soll aus ὑγιέα kontrahiert sein, ehe ionisch η zu attisch ᾱ wurde; und dies wieder müßte geschehen sein, ehe das ϝ in *κόρϝη verklang, aus dem attisch κόρη geworden ist, weil das dazwischenstehende ϝ den Vokal der Einwirkung des ρ entzog. Diese Reihenfolge ist so unglaublich, daß eine Hypothese, aus der sie sich unvermeidlich ergibt, nimmermehr die richtige sein kann. Vielmehr sind ὑγιέα εὐφυέα erst innerhalb des Attischen kontrahiert worden, und zwar, da die Lautgruppen ιη υη der ursprünglichen Natur dieses Dialektes widerstrebten, sogleich in ᾱ.

Neuerdings scheint auch Kretschmer dieser Ansicht sich zuzuneigen. Er verteidigt mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andererseits wahrscheinlich, daß das ionische η auf karischer Aussprache des griechischen ᾱ beruhe (Glotta I [1907] S. 31 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, hat wirklich der ionische Wandel des langen *a*-Lauts auf kleinasiatischem Boden seinen Ursprung genommen und von da erst nach Attika sich verbreitet, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen ᾱ von ihm ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Kretschmer hat diese Konsequenz bisher nicht ausgesprochen, wird sich ihr aber kaum entziehen wollen.

Dürfen wir es somit als gesichert betrachten, daß attisches α *purum* etwas Altertümliches ist, so scheint freilich auf den ersten Blick nichts natürlicher als die Annahme, daß auch die homerischen ᾱ für η von einer älteren Stufe des Ionischen her bewahrt seien. Diese Ansicht habe ich früher gegen Fick vertreten, halte sie aber nicht mehr aufrecht. Nur ein kleiner Teil jener homerischen α steht an Stellen, an denen auch das Attische α hat: θεά, Αἰνείας, Ναυσικάα, dazu andere Ableitungen vom Stamme ναυ- wie Ναυτεύς Ναυβολίδης; dagegen ist massenhaft att. ᾱ durch hom. η vertreten: πρήσσειν, ἀνιηρός, ξενίη, ἀληθείη, ἀτασθαλίη u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische α altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt (S. 159), mit dem attischen α nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf einer naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407) Δεινοδίκηο und ἀλῆον (d. i. ἀλλέων) neben ἀνέθεκεν und κασιγνέτη steht, zum Beweise daß damals in dem offnen Klange des aus *a* entstandenen *e* noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die *a*-Färbung noch deutlicher war und die Schreibung α veranlaßte. Aber dann bleibt es unerklärlich, wie die Zwischenstufe zwischen ᾱο ᾱω einerseits und εω andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten Ἀτρεΐδηο,

πολήων, ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz selten. Formen wie Ἀτρεΐδηο, πολήων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Λήοκριτος (P 344. β 242), Ληώδης (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος, Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η-Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie ᾱο mit kontinuierlicher Verwandlung in εω übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die ᾱ-Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Zu einer Zeit, als die Ionier noch nicht von ηο zu εω übergegangen waren, blieben doch Ἀτρεΐδαο μουσάων τάων λαός in äolischer Gestalt bestehen. Das η in den Personennamen Λήοκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß diese von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandtnis muß es mit νηός haben, was auf den ersten Blick nicht ebenso leicht annehmbar ist, aber in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß ᾱ statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.[2] § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.[3] § 10 Anm. 1) sprechen sich in diesem Sinne aus, auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(ν) und ἄν nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. ἄν, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch ἄν ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. ι 334 τοὺς ἄν κε καὶ ἤθελον, Ω 437 σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' ἂν μέν κεν. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind noch in jüngster Zeit denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 89). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von ἄν und κεν ein

besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich ἄν und κεν gelegentlich verbunden. Das am längsten bekannte Beispiel von κ᾽ ἄν bietet (mehrmals) die große Bauordnung von Tegea (GDI. 1222 = Hoffmann, Griech. Dial. I Nr. 30). Zwar hatte Kirchhoff für die Zeichen ΕΙΚΑΝ die Deutung εἰ κ(αὶ) ἄν gegeben; aber Bechtel nahm nicht ohne Grund daran Anstoß, daß einmal (Z. 25) vor der fraglichen Verbindung ein καί steht, und forderte deshalb Rückkehr zu der Deutung εἴ κ(ε) ἄν. Nun wäre zwar καὶ εἰ καί ebenso wenig undenkbar wie bei Plautus (Trin. 1183) *etiam etsi*, das freilich auch dem logischen Eifer der Herausgeber zum Opfer gefallen ist; und es blieb auffallend, daß in der Inschrift von Tegea neben der Verbindung κἄν zwar ἄν öfters auch allein vorkommt (z. B. εἰ δ᾽ ἄν τις), niemals aber ein für sich stehendes κε. Doch diesen Zweifel hat eine später (1889) auf demselben Boden gefundene Inschrift (Bull. Corr. Hell. XIII p. 281 ff. = Hoffmann I Nr. 29) gelöst, die noch in epichorischem Alphabet geschrieben ist und mehrmals ἄν, mehrmals εἴ κ᾽ ἄν und einmal reines κε bietet (Z. 21): εἴ κ᾽ ἐπὶ δῶμα πῦρ ἐποίσῃ. Damit war die Existenz der Verbindung κ(ε) ἄν im Arkadischen gesichert, auch von Hoffmann (Griech. Dial. I S. 332) richtig gewürdigt worden. Aber der Tatbestand ist auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist ja selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie Kretschmer neuerdings vermutet, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß ἄν κε bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist. — Hoffmann hat noch an einer dritten Stelle beide Partikeln verbunden gefunden, in der kymäischen Inschrift Griech. Dial. II Nr. 173 (= CIG. 3524) Z. 52: ἐντάφην ἐν ὦ κεν ἂν εὔθετον ἔμμεναι φαίνηται τόπω. Meine Konjektur (Del.[2] 437) ἐν ὦ κε πανεύθετον beseitigt er durch die Vermutung, daß hier der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der κοινή beigemischt und so κεν ἄν kumuliert habe. Das ist einleuchtend; nur hätte Hoffmann hier nicht hinzufügen sollen, daß eine solche Vereinigung »auch der lebendigen Volkssprache« zugetraut werden könne; denn von dieser gibt die Künstelei eines Schreibers kein Zeugnis.

II.

Der epische Dialekt ist, wie wir sehen, nicht der einzige, in dem verschiedene Elemente gemischt sind. Die erwähnte Analogie freilich hilft uns nicht viel. Sicher ist, daß im einen wie im anderen Falle der überlieferte Zustand auf historischem Wege geworden ist; aber das muß auch beim Arkadischen in so früher Zeit geschehen sein, daß wir den Vorgang nicht mehr beobachten können, er vielmehr ein Problem der Forschung bildet. Mit einer literarischen Entwicklung hing er jedenfalls nicht zusammen: so läßt sich von dort her für das homerische Problem keine Aufklärung hoffen. Viel wichtiger ist es, daß sich in solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal wiederholt. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157 ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfänglichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus »der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen »Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen.« Auch die geographische Berührung scheine nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung »überall von dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur »in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem Lyriker etwas »aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht bestim- »mend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. »ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als »etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso »wenig mit der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische »mit der ionischen«. In dem Nachweis dieses historischen Verhältnisses, den Ahrens mit Scharfsinn geführt und für den er allgemeine Zustimmung gefunden hat, spielt natürlich der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos

mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische Poesie die einzig kunstmäßig »ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Literatursprache »der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«.

Man kann Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meint, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgesprungen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Und doch wird gerade für diese Ansicht der Verstorbene als Eideshelfer herangezogen, von Arthur Ludwich. Dieser zeigt auch hier, daß es ihm nicht gegeben ist die Dinge als werdend anzuschauen. Er übersieht das »für jetzt« bei Ahrens und stellt einfach die epische Sprache mit der der sonstigen poetischen Literatur der Griechen auf eine Linie. In ihrer Gesamtheit zeige diese »ein durchgängiges Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes, ein »geflissentliches Herüber- und Hinüberschweifen in die Idiome »der nationalverwandten Stämme« (AHT. II 364). Ludwich sieht hierin »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen Idealismus«. Zu jeder Zeit, meint er (S. 365), »behaupteten die »Dichter ihre internationale Stellung. Ob sie sich derselben »jederzeit voll und ganz bewußt waren, ist dabei sehr gleich»gültig«. Nein, das ist nicht gleichgültig. Denn wenn der Idealismus der Dichter sich darin gezeigt haben soll, daß sie »geflissentlich« in die Mundarten verwandter Stämme hinübergriffen, so kann das nur mit deutlichem Bewußtsein des verfolgten Zieles und der angewandten Mittel geschehen sein. Wenn aber die Sänger unbewußt Formen und Laute verschiedener Dialekte durcheinander brachten, so hat das mit ihrem Idealismus sicher nichts zu tun; es muß irgendwelche äußeren Umstände gegeben haben, durch die sie zu einem an sich so seltsamen Verfahren veranlaßt wurden, und es muß möglich sein etwas von diesen Umständen zu erkennen. Für die späteren Zweige der griechischen Poesie sind die historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwuchs, durch Ahrens klargelegt; zu ihnen gehörte auch als eine der wichtigsten

die Tatsache, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag. Er selbst aber muß doch auch irgendwie entstanden sein und kann nicht ebenso wie die Sprache der Lyriker daraus erklärt werden, daß er bereits da war.

Die Bedeutung dieses Problems erkannte Ritschl, der schon vor zwei Menschenaltern in seinen Vorlesungen das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden kurze Zeit nach dem »trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer den Peloponnes »beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den von den »Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues Vater»land nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr»scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke »benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurch»gehenden Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt »gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis »zum Anfange der Olympiaden) in den Sängerschulen der Home»riden, besonders auf Chios, erweitert und in den ionischen Dialekt »übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung schriftlich auf»gezeichnet, bestanden sie im großen und ganzen in derselben »Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift gelangt ist. Er kritisiert (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167 sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargegenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht am bequemsten über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich

an bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, im einzelnen nachgewiesen hat.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, Ἰάονες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Wie deren vereinzeltes Hervortreten an dieser Stelle zu erklären sei, ist eine Frage für sich; als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, kann es nicht verwertet werden und ist es wohl noch von keinem verwertet worden. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, ihr Ursprung in Taten des äolischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht

mehr nachweisen kann[6]). Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Gudrunsage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahren das Bild der dortigen Landschaft auch jetzt, wo sie am Onegasee gesungen werden, in ihrer alten Heimat aber vergessen sind; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau[7]). Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber die Frage, wie es bei diesem zugegangen sei, ist dadurch nicht beantwortet sondern erst recht dringend gemacht.

Dies empfand August Fick, der als erster ein anschauliches Bild von dem Hergang zu gewinnen versucht hat[8]). Seine Grund-

6) Vgl. Léon Gautier, Les épopées françaises I² (1878) p. 21—37 und Pio Rajna, Le origini dell' epopea francese (Firenze 1884), cap. XIII und XIV. Besonders beherzigenswert, auch für den der über die homerische Frage urteilen will, ist, was Rajna zu Anfang von Kap. XIV sagt (p. 375): *La sola obbiezione diretta che si muova alla derivazione dell' epopea francese dalla germanica è la difficoltà di rappresentarsi alla mente il modo come sia seguito il passaggio dall' una all' altra. È un' obbiezione abbastanza singolare: gli è come se, ignari della struttura di una macchina a vapore, e vedendo in essa girare le ruote a fornello acceso, star ferme se il fornello è spento, negassimo nondimeno che il movimento abbia origine dal fuoco. Gran meraviglia che non ci sapessimo rendere un conto esatto di cose avvenute in mezzo alle tenebre del secolo VI e del VII!*

7) Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen (1879) S. 18 f. 41.

8) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. — Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. 1886.

ansicht geben wir am besten wieder mit seinen eignen Worten (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen »Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittel- »punkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger der- »selben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche »vielleicht schon damals den Namen Ὁμηρίδαι führte. Als Smyrna »um 700 v. Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios »aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natür- »lich die Gedichte ihres Erbbesitzes, wenn auch nur in ganz äußer- »licher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher die »Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist »dann die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache »haben sie selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordere und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns Anecdotum Romanum[9]: Τὴν δὲ ποίησιν ἀναγιγνώσκεσθαι ἀξιοῖ Ζώπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ· τὸ δ᾽ αὐτὸ καὶ Δικαίαρχος. Doch diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es im Altertum einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier überging (Hdt. I 150). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen, und zwar keineswegs wahrscheinliche oder gar »natürliche«; sie schweben in der Luft und lassen sich weder beweisen noch wider-

9) Anecdotum Romanum de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes, die eine Erklärung der kritischen Zeichen enthalten, sind von Dindorf im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien wieder abgedruckt.

legen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel[10]) in der Erfahrung zusammenzutreffen, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Ficks Verdienst liegt darin, daß er es unternommen hat, ein bestimmtes Verfahren, durch welches die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, aufzudecken. Dieser Teil seiner Darstellung stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die »Ias kein metrisches Äquivalent bot oder welche im Ionischen »überhaupt nicht vorkam, so lies man den Äolismus ruhig in der »ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἀργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἴμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ᾱ für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἀτρείδαο, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergangen wurden. Dasselbe gilt in bezug auf die Ver-

---

10) In der Rezension meiner Ilias, BphW. 1891 S. 6.

tauschung von ἄν und κε an Stellen wie A 184 πέμψω, ἐγὼ δέ κ' ἄγω, oder Δ 306 ὅς δέ κ' ἀνήρ; denn hier würden ἐγὼ δ' ἂν ἄγω und ὅς δ' ἂν ἀνήρ ebenso gut in den Vers passen wie der ursprüngliche äolische Ausdruck, den, wenn wir Fick folgen, der Übersetzer ohne Not hat stehen lassen. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (Il. S. xvi): »die überschüssigen »Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; denn eine Über»tragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht not»wendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen[11]; und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzeltes Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 319), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen. Durch die Formen mit ᾱο und ᾱω ist Fick dazu geführt worden der sprachgeschichtlichen Chronologie in höchst bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schließt aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηο ηω bereits zu εω geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie Ἀτρεΐδαο, τάων im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann Ληόκριτος (aus Λειώκριτος hergestellt), νηός, παιήων? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, aber doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηο, ηω der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos: ναός, *παιάων fehlen ebenso vollständig wie ληός, Ἀτρεΐδηο. Fick verwandelt νηός in ναῦος und zerstört damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von

---

11) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In ΓΕΡΑΣ, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17—32. — Meine Antwort darauf NJb. 15 (1905) S. 2.

Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen Vers als interpoliert hinauswarf. So schrieb er, um das ϝ herzustellen, ε 209 περ ἵκεσθαι für περ ἰδέσθαι, ι 77 ἀνά τ' ἵστια εὐρύσαντες statt ἀνά θ' ἱστία λεύκ' ἐρύσαντες. Beispiele der Kontraktion, wie Ἑρμῆς ε 54, μνῶνται ζ 34, haben den Anlaß gegeben, die Verse, in denen sie vorkommen, zu streichen. Leichter zu beseitigen ist ein Anstoß, wie ihn ι 104 u. ö. der Dativ Plur. auf -οις bietet: aus πολιὴν ἅλα τύπτον ἐρετμοῖς wurde πολίαν ἅλα τύπτον ἐρέτμωι gemacht. Aber bei aller Bereitwilligkeit, einzelne Abweichungen durch Korrektur zu beseitigen, trotz der Fülle von Mitteln, welche die seit Bentley ausgebildete Methode der Textkritik hierfür gewährte, und trotz der Leichtigkeit aus dem losen Gefüge homerischer Gedankenfolge einen Vers oder ein Verspaar auszuscheiden, blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte; vielmehr hat er ihn zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 319), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger »erklärten Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, »während dieselben den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich »doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit

oder deren Unechtheit er dartun wollte. So wurde die Kontraktion in μνῶνται α 248 mit unter die Anzeichen dafür gerechnet, daß α 88—444 von dem ionischen Redaktor verfaßt sind; aber π 125, wo sie in einem von Kirchhoff für echt gehaltenen Stücke überliefert ist (τόσσοι μητέρ' ἐμὴν μνῶνται), wurde sie durch Konjektur beseitigt: οἳ μνάονται μάτερ' ἔμαν. Ebenso galt α 185 die Länge der vorletzten Silbe in πόληος als Beweis von ionischem Ursprung, während ζ 40. τ 174 πόληος und πόληες, die im Verse ebenso stehen, in πόλιος πόλιες mit »äolischer Vokalverschärfung durch den Iktus« geändert wurden. Weitere Proben solcher parteiischen Kritik findet man in meiner Rezension der Fickschen Odyssee (Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin X, 1884). Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, fortreißen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich die »echten« und die »unechten« Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da ja auch nach unserer Ansicht die älteren Partien des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die jüngeren, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu einer scharfen Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositions-Hypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller[12]) — erkannt hatte, daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar

12) Wilh. Müller: Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. 2. Aufl. (1836), S. 122. Vgl. S. 144 Anm.

schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Dahin rechnete er die Glaukos-Episode in Z, das ganze K, die Beschreibung des Schildes in Σ, die ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ. Der jüngsten Schicht sollten angehören, also von vornherein ionisch gedichtet sein: die Phönix-Partien in I, das Buch T fast vollständig, der Flußkampf in Φ, außerdem das ganze Füllwerk, das dazu dient alle die Episoden in den Gesamtrahmen einzufügen. — Im einzelnen war diese Zerlegung mehr als anfechtbar; daß Θ und Ω zu den ursprünglich äolischen Bestandteilen gezählt wurden, ganz unerhört. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. Daß die oben bezeichneten Stücke, um deren willen Fick eine Zwischenstufe ansetzte, von Ioniern gedichtet seien, die sich noch der hergebrachten äolischen Mundart bedienten, schloß er (S. 387. 461) daraus, weil sich in ihnen »einige feinere Ionismen finden, welche sich nicht beseitigen lassen«. Die Beobachtung war richtig, aber sie mußte viel weiter ausgedehnt werden. Solche feinere Ionismen fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang χόλος δέ μιν ἄγριος ᾕρει verwandelt in χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρῃ. Von dem Grunde zu dieser Konjektur wird sogleich die Rede sein. Fick hat sie Δ 23. Θ 460 in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir ϑ 304 in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἥλιος 271, Ἑρμῆν 334 als ursprünglich ionisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern

um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch neuerdings geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet sind, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen[13]. Daß die Umwandlung der epischen Sprache aus einer naturwüchsigen äolischen Mundart in einen künstlichen epischen Mischdialekt sich nicht willkürlich und mit einem Schlage sondern langsam und allmählich vollzogen habe, will er auch jetzt nicht anerkennen, versichert vielmehr aufs neue, daß in einem bestimmten Zeitpunkt (um 550 v. Chr.) die Übertragung gemacht worden sei. Den statistischen Beweis hierfür nimmt er als gelungen an, indem er auf die erhobenen Einwendungen nicht eingeht; dabei ist er selbst geschäftig ihn weiter zu entkräften. Denn wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzt, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so gibt er doch zu verstehen, daß die sprachliche Analyse des Epos zu einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hat. Auch prinzipiell modifiziert er seine Ansicht in bedenklicher Weise. Als zweitälteste Schicht gilt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die er in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ zu finden glaubt und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnet. Für diese zweite Schicht gibt er jetzt selber zu (Bzb. Btr. 24 S. 18 f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(ϝ)ο ε(ϝ)ω. Er sieht hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Erklärt ist mit diesem Ausdrucke nichts, nur die Tatsache der Mischung konstatiert, und zwar schon für diejenige Gestalt des Epos, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein soll. Also hat Fick selber unwillkürlich zugestanden, daß die Mischung äolischer und ionischer Formen nicht erst durch jene

13) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 21 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

Übertragung entstanden ist. Damit ist eigentlich seine ganze Theorie schon aufgehoben. Er entzieht ihr aber vollends dadurch den Boden, daß er, einer neuen vermeintlichen Entdeckung zuliebe, auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher verzichtet. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine Μῆνις und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, abdruckt, ist nicht das Resultat einer sprachlichen Analyse, sondern ist im ganzen in der Absicht erfolgt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber ist für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke (an Stelle unseres P; Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46) die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war.

Auf dieses Gebiet der Zahlensymmetrie, die Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias wiederzufinden glaubte, sind ihm seine entschlossensten Anhänger, Robert und Bechtel, doch nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen[14]). Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Urilias«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederherstellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 σὺ δ' αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλῳ anstatt des überlieferten σὺ δ' ἂν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die Urilias in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὔ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἑκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἕλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens liegt in ihm: wie Paris, der sich vor

---

14) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1901. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, NJb. 9 (1902) S. 77—99. Einzelne Sätze daraus sind in die oben gegebene Darstellung mit aufgenommen.

dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich; daran wurde schon Fick gegenüber erinnert. Robert und Bechtel machten nicht nur von dieser Möglichkeit Ionismen zu entfernen den ausgedehntesten Gebrauch, sondern schreckten auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück Urilias, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. Il. S. 141). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen Urilias gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müßten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der Ilias vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen sein würde. Da gehörte doch ein etwas kühner Glaube dazu, wenn man hoffte, daß diese Fragmentenreihe den Eindruck einer einheitlichen Dichtung machen solle. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer Ilias noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten; anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und

zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkennt jetzt auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und nachher noch gegen Einwände verteidigt hatte (oben S. 168 Anm. 11). In dem schon mehrfach erwähnten Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. xı): »Was Fick zuletzt für die Sprache »seines 'Erweiterers' konzedierte, daß sie eine leichte Beeinflussung »durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 19), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos ver»mögen wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus derselbe Gelehrte wohl auch noch dahin gelangen wird, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert vorgelegt worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Einstweilen erklärt er noch (S. x), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als »einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias darzustellen, beruhte ja zum guten Teil auf Bechtels sprachwissenschaftlicher Theorie. Wird nun diese Theorie aufgegeben, so muß die darauf gebaute Konstruktion entweder auch fallen, oder es muß nach neuen Stützen für sie gesucht werden — wobei es sich ja am besten zeigen würde, wieviel Elemente von bleibender Kraft sie enthielt, und ob sie auch im guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt ist.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus κ 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt ἥμην ἀλλοφρονέων, so gibt die Erklärung ἄλλο φρονέων einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besiegten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, κὰδ δ'

ἀλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἶσαν ἄγοντες, da ist schwer verständlich, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (Il. 389 f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἠλεός oder ἠλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewußtlos« gewonnen wird, die in κ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie: ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484, ἐκ μὲν Κρητάων γένος εὔχομαι εὐρειάων ξ 199 u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.[2] 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (Il. 534 f. Bzb. Btr. 21 [1896] S. 3) zusammengestellt hat: X 174 ἀλλ' ἄγετε φράζεσθε θέοι καὶ μητιάεσθε, N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα, β 220 αἰ δέ κε τεθνάοντος ἀκούω μηδ' ἔτ' ἔοντος, μ 344 ϝέρξομεν ἀθθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὖρυν ἔχοισι, u. v. a. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλυδις ἄλλῃ verwandelt sich in ἄλλυδις ἄλλυι, der Vers Z 201 lautet nun κὰπ πέδιον τὸ Ἀλάιον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὄλιγον γόνυ γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhange findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρῃ seine, wie ich denke ausreichende, Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege

einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρονέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte »der vollgültige Beweis, daß die ἆθλα ursprünglich äolisch abgefaßt »sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick (Od. 315; vgl. oben S. 171. 176) vom Gegenteil überzeugt. Beide Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch angewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtesten und unentbehrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsitzen; ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis für Unechtheit, sondern nicht einmal — innerhalb dessen was auf uns gekommen ist — für relativ späte Entstehung. Erst bei dem Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für die Schätzung des Alters hervor. Man muß den ganzen Text, sozusagen, mit äolischer Lymphe behandeln und sehen, wie und wo die Äolismen zum Vorschein kommen, wo die Ionismen fest sitzen bleiben. Und dabei muß streng das Gesetz befolgt werden, daß man nirgends dem gewünschten Resultat etwas zuliebe tut; man darf nur da ins Äolische übersetzen, wo es ohne gewaltsamen Eingriff angeht, nie willkürlich korrigieren sondern immer nur da, wo logische, grammatische, metrische Gründe erkennen lassen, daß der Text wirklich verdorben, seine ionische Form nicht die ursprüngliche sei. Das sind dieselben Grundsätze, zu denen wir uns schon einmal (S. 95) bekannt haben, als es galt innerhalb der schriftlichen Überlieferung den ältesten Text zu erreichen. Das war nur ein vorläufiges Ziel; die Betrachtung hat uns weiter geführt zu der Aufgabe, einen Text herzustellen, der durch die

Häufigkeit, mit welcher feste Ionismen und charakteristische Äolismen über ihn verteilt sind, das relative Alter seiner Teile erkennen läßt. Soll dies Werk gelingen, so muß es ohne die Willkür und Voreingenommenheit ausgeführt werden, durch die Fick seiner guten Sache geschadet hat; aber sein Verdienst wird es immer bleiben, die Aufgabe erkannt und den Plan zu ihrer Lösung entworfen zu haben.

III.

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Darüber hinaus können wir höchstens Vermutungen aufstellen, und werden gut tun uns auch mit diesen in recht vorsichtigen Grenzen zu halten. Zweierlei läßt sich mit einiger Zuversicht behaupten. 1) Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; denn wie sollte es ihnen sonst gelungen sein alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? Dieses Neue war doch wohl der Gedanke, statt der einzelnen Lieder größere Kompositionen zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen sind. — 2) Zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

In neueren Bearbeitungen, welche die griechische Kolonisation in Kleinasien gefunden hat, ist der Versuch aufgegeben in ihr bestimmte Perioden zu unterscheiden; sowohl Beloch (GrG. I S. 58) als Ed. Meyer (GA. II § 161) begnügen sich, die hellenische Besiedelung der Ostküste des ägäischen Meeres im ganzen dem letzten Teil des zweiten Jahrtausends v. Chr. zuzuschreiben. Und das ist

ja wahr, daß die aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen nicht den Wert von historischen Zeugnissen haben; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischem Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 166), daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat[15]) darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das ι in den inschriftlich bezeugten Verbalformen πρήξοισι, λάβωισι, die

15) Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI III 2 (Vorwort S. VII f.).

Gemination des Nasals in den Ortsbezeichnungen Ἄργεννον und, an den Namen der Stadt Πέλιννα im westlichen Thessalien erinnerńd, Πελινναῖον ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von zwei hervorragenden Forschern vertreten wird. Der eine von ihnen, Eduard Meyer[16]), stellt Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart den übrigen griechischen Dialekten entgegen: die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie diese beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird von Ed. Meyer willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -ναι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, dessen Zwischenstellung schon gelegentlich (S. 160) erwähnt wurde. Sie ist, wie man längst vermutet hat, darin begründet, daß im Peloponnes in ältester Zeit die Heimat ionischer Stämme gewesen ist, was Ed. Meyer § 49 bestreitet, aber § 128 nachweist. Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte vor allem in der Behandlung des langen *a*-Lautes überein; und der Gedanke diese Gemeinsamkeit im Gegensatze zu der ionischen Trübung in *e* als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, wie unter anderen wieder von

16) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

Beloch (GrG. I S. 63) geschehen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τι und σι. Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und der ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Ähnlich widersprechend in sich ist, auch in ihrer neuesten Darlegung, die Theorie von Wilamowitz. Auf der einen Seite hat er die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen, und erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu »der Zeit, von welcher es zuerst möglich ist sich einigermaßen »ein Bild zu machen, etwa vom 8. Jahrhundert ab, ist der vor»waltende Stamm der ionische, von seinen Sitzen an der mysischen, »lydischen, karischen Küste nicht nur nach Norden und Süden »übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere Gestade »mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben die »innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutter»land; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren »manche Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die »empfangenden. Dennoch erkennen wir, daß es einst umgekehrt »gewesen war. Eben das Epos, welches doch der lebendige Aus»druck der ionischen Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren »in Form und Inhalt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in der Studie über »die ionische Wanderung« (Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1906 S. 59 ff.) der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassungen auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben müßten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62 f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber das ist nun doch nicht die Meinung. Vor zwanzig Jahren schrieb Wilamowitz

(Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher da»gewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich »unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst »war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschie»den, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und so er»gaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen. »Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also auch »noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammenschluß »der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe, diese Entwicklung genauer zu schildern, sind die beiden neueren Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. 1906 S. 38 ff.), und die schon erwähnte über die ionische Wanderung.

Wilamowitz geht die Gründungssagen der einzelnen ionischen Städte in Kleinasien durch und stellt fest, daß die verschiedensten Landschaften — Böotien, Argolis, besonders oft Kreta — als ältere Heimat der Ansiedler bezeichnet werden (S. 63—68). Wo als Gründer oder Mitgründer, was doch etwa bei der Hälfte der Städte der Fall ist, Söhne des Kodros oder überhaupt Athener vorkommen, sucht er wahrscheinlich zu machen, daß diese erst nachträglich in die Sage eingesetzt seien. So gelangt er zu der Ansicht, daß die Sondertraditionen der ionischen Städte von einer Herkunft aus Attika nichts gewußt hätten. Dem steht nun gegenüber die bekannte Überlieferung, die den großen Zug der ionischen Kolonisten teils aus Achaia teils von Athen kommen läßt (Herodot VII 94. I 147); Wilamowitz glaubt auch hier zwei zu verschiedener Zeit und aus verschiedenem Anlaß entstandene Darstellungen zu erkennen. Sobald die Ionier in Kleinasien zu einem Gefühl der Zusammengehörigkeit gekommen waren, wünschten sie einen Gesamtnamen zu haben, der zugleich ihre Abstammung aus einer gemeinsamen griechischen Heimat ausdrücken sollte; dazu bot sich aus dem Epos der Achäername, die Kolonisation wurde nun in der Vorstellung ein achäischer Eroberungszug »nach Analogie der Iliasfahrt Agamemnons«; und da man sich im Mutterlande nach einem Ausgangspunkt für diesen Zug umsah, so ergab sich von selbst die Landschaft, die nun Achaia hieß. Weiter: »sobald sich jener »Gegensatz unter den asiatischen Griechen herausstellte, den die »politischen Bünde repräsentieren, mußte man nach neuen Samt»namen greifen, und da haben Kolophon, Samos, Milet und Nach»barn den Ioniernamen gewählt, und vor dem ist der achäische

»zurückgetreten.« Später dann, zur Zeit »als Athen den asiatischen »Griechen das Perserjoch abnahm, bestand der Bund der zwölf »ionischen Städte nicht mehr. Athen ging darauf aus, alle seine »Untertanenstädte als Kolonien zu bezeichnen, um dadurch seiner »Herrschaft eine innere Berechtigung zu geben. — — — Es gibt »keine Instanz dagegen, daß diese ionische Wanderung, die spätere »Vulgata, ein Reflex des attischen Reiches ist.«

Eine wesentliche Voraussetzung dieser ganzen Hypothese (S. 70 f.) bildet der Satz, daß den Sonderüberlieferungen höherer Wert beizulegen sei als der allgemeinen Herleitung der Ionier aus Achaia und Attika; und eben dieser Satz wird doch von Wilamowitz mehr postuliert als bewiesen. Wenn er sich darauf beruft (S. 73), daß die Kreter, die in mehreren Einzelsagen auftreten, »durch keinerlei Beziehungen der späteren Zeit hineingetragen« sein können, so gilt ja das Gleiche von den Achäern. In bezug auf die Ionier konstruiert er einen Gegensatz zwischen Herodot und Pherekydes (bei Strabon p. 632): erst dieser wisse »von der ionischen Wanderung »als einer einmaligen Expedition athenischer Auswanderer unter »Führung von Kodrossöhnen«. Aber auch Herodot sagt (I 147): εἰσὶ δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ' Ἀθηνέων γεγόνασι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὀρτήν. Der Unterschied besteht nur darin, daß Herodot in dieser kurzen Erklärung keine Einzelheiten erwähnt. Vor allem aber: aus sehr viel älterer Zeit ist ein Zusammenhang zwischen Ionien und Athen durch Solon bezeugt, in einem der Fragmente welche uns die unter Aristoteles' Namen gehende Ἀθηναίων πολιτεία erhalten hat: γιγνώσκω, καί μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κεῖται, πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας καινομένην. Wilamowitz' Versuch, dieses Zeugnis als unwirksam zu erweisen, ist nicht gelungen[17]. Seine Theorie müßte daran scheitern, wenn es nicht

17) Wichtig ist dabei πρεσβυτάτην. Wilamowitz meint (S. 72), das Wort bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῇ, wie Z 24. Doch nicht; hier ist der Zusatz gemacht, weil der Bastard natürlich trotz seines Alters nicht der vornehmste unter den Brüdern ist. Übrigens bezeichnet gerade πρεσβύτατος γενεῇ unter Umständen die vornehme Herkunft ohne Gedanken an das Alter, Δ 59 f.; also dasselbe wie im Komparativ γενεῇ ὑπέρτερος Λ 786: und hier steht gar πρεσβύτερος, der »ältere«, dem vornehmeren gegenüber. So haben wir allen Grund an der bisherigen Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma

ohnehin im höchsten Grade unglaublich wäre, daß dieselbe Volksgemeinschaft zweimal innerhalb weniger Generationen sich einen Namen und eine Herkunft erfunden haben soll.

Kretschmer hat deshalb gewiß einen richtigen Weg eingeschlagen, wenn er sich, an Ed. Meyer und Wilamowitz anknüpfend, aufs neue bemühte, die Stellung der Ionier innerhalb der griechischen Stämme von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß ihre Herleitung aus Attika und Achaia auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. In dem schon gelegentlich berührten Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9—34) führt er den Gedanken aus, daß die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes die gewesen sei, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht »darstellen, die sich auf die ‘ionische’ lagerte, wie später die »dorische auf die achäische.« Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniername erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelasgisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Vor der Konsequenz, daß dann Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr gerade hier, in den Anschauungen über die Perioden kretischer Geschichte die von archäologischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung seiner Hypothese (S. 21 f.).

---

auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon gemeint hat, läßt sich freilich nicht sicher bestimmen; nur kann ich nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil die Länder nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren werden. Sie werden doch nacheinander besiedelt. Und die Kürze des Ausdrucks würde der Dichter zu verantworten haben.

Daß es eine solche ist und vorläufig bleibt, wird er selbst nicht bestreiten. Völlig sicher dabei scheint mir nur der Grundsatz der Untersuchung: angesichts der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, haben wir um so mehr Ursache, die Grundlinien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasiens — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in gemeinsamen Sprach- und Lebensgewohnheiten, die aus gleicher Herkunft erwachsen waren und durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen. Die Jahrhunderte, in denen das Epos geblüht hat, sind dieselben, in denen jene Aussonderung allmählich erfolgt sein müßte. Demnach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Wie stellt sich Wilamowitz zu diesem Gebrauch, der von seiner Lehre gemacht werden könnte? Früher glaubte ich, er würde ihn ablehnen; aber nun scheint er sich selber dazu zu bekennen. Die »äolischen Iliaden« erklärt er für »Phantome« (Ion. Wanderg. S. 61) — mit Recht, wenn damit gesagt sein soll, daß es nicht mehr möglich ist aus unsrer Ilias eine äolische Urilias herzustellen; mit Unrecht, wenn damit die Realität einer rein äolischen Periode des Heldengesanges bestritten werden soll. Und eben dies ist doch wohl die Meinung. »Es dürfte vorschnell gewesen sein, von Gedichten aus »dieser Gegend — Smyrna, Phokäa, Erythrä, Chios — einen reinen

»Dialekt zu fordern« (S. 63): das kann immer noch zweierlei bedeuten. Entweder: das ursprünglich äolische Epos mußte, als es in diese Gegend verpflanzt und in ihr fortgepflanzt wurde, ionische Elemente in sich aufnehmen; oder: die Sprache dieser Gegend, in der sich Äoler und Ionier noch nicht gesondert hatten, war eine noch unentschiedene Mischsprache, und nur in dieser natürlichen Mischsprache konnte hier gedichtet werden. Zu der ersten Auffassung würde der Satz stimmen, der gleich folgt: »es »entspreche den Verhältnissen, daß das Epos sich immer mehr »ionisiert.« Aber die ausführlichere Schilderung des Vorganges, die an einer späteren Stelle derselben Abhandlung gegeben wird, zwingt uns die Worte anders zu verstehen. »Es wird niemals »möglich sein«, so heißt es dort (S. 75), »wirklich zu erkennen, »warum am Ende aus dem Chaos hier eine lykische oder karische »oder griechische Stadt auftaucht, und wenn sie griechisch ist, »warum sie äolisch oder dorisch oder ionisch ist. Natürlich liegt »sehr viel an den Ingredienzen, die sich in ihr zusammengefunden »haben, aber die neue Umgebung, die Nachbarschaft, die Über- »macht der Zentra in Politik und Kultur, wirken nicht weniger. [Gewiß; aber doch nur da, wo ein Zentrum von bestimmtem geistigen Charakter schon gegeben war.] »Wir entnehmen der »Erde die Reste des Hausrates und der Bauten, der bildenden »Künste: da braucht sich gar kein nationaler Unterschied fühlbar »zu machen. Um so stärker tritt er in der Sprache hervor; [Also doch?] »aber da wirkt sofort [Wann?] das literarische Vorbild, »also die Suprematie eines geistesmächtigen Ortes oder Standes »oder Mannes wie Homer aus dem äolisch-ionischen Smyrna, sei »er nun Person oder Typus. Sänger sind es, die das Äolische von »Lesbos zu einer festen Sprache gemacht haben; Denker haben »die ionische Sprache in Milet geformt, und die Sprache und Lite- »ratur zwingt zu übereinstimmendem Reden und Denken; sie »nivelliert, um zu nationalisieren. Die Einheit ist das Endergebnis »des geschichtlichen Prozesses.« — Das ist doch nicht mehr miß- zuverstehen. Der Verfasser gedenkt dann der freilich unverkenn- baren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutter- landes, wie Lesbisch — Thessalisch, Kyprisch — Arkadisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volksstämme verwertet werden müsse, kommt aber von hier nur zu erneuter Betonung seiner Grundansicht: »Darum sind doch die

»Volks- und Sprachindividualitäten Aolisch, Ionisch, Dorisch erst »in Asien entstanden.« Wilamowitz vertritt also wirklich diejenige Folgerung aus seiner Stammtheorie, vor der — in seinem Sinne, wie ich meinte, — in der ersten Auflage dieses Buches gewarnt worden war. Um so mehr war es geboten auf diese Theorie etwas näher einzugehen; da sie nicht bestehen kann, so ist der aus ihr sich ergebenden Ansicht von der Natur des homerischen Dialektes der geschichtliche Boden entzogen.

Aber auch unmittelbar und rein von der sprachlichen Seite betrachtet erscheint diese Ansicht ganz unhaltbar[18]. Der ältere Gesamtdialekt, aus dem die beiden Mundarten sich ausgesondert haben sollen, müßte doch im Vergleich zu ihnen etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Überall aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf -έω, -άω, -όω nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf -μι übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt (ῆναι), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man sucht die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen zu erklären, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen sei[19]. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach

18) Die folgenden Sätze entnehme ich im wesentlichen meiner Abhandlung »Erfundenes und Überliefertes bei Homer«. NJb. 15 (1905) S. 3.

19) Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, Griech. Dial. I (1891) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In dem Zusammenhang von Kretschmers Hypothese über die Vorgeschichte der Ionier hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I S. 26). Vgl. oben S. 180.

irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαεινός, ταλαύρινος und ἄρρηκτος, ἄμμι und ἡμῖν, λαός und νηός, μάν und μήν. Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein[20]. Ja bei ἀπηύρων sahen wir (S. 155) an einem und demselben Worte, wie ein ionischer Dichter eine äolische Form, die er nicht mehr verstand, im Sinne seiner eignen Mundart weiterbildete: hier liegt also die Schichtung unmittelbar zutage.

Es war unerläßlich, alle Möglichkeiten einer anderen Auffassung des Sprachzustandes bei Homer genau zu prüfen, um die Ansicht, zu der wir gelangt waren (S. 178), gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Nachdem das geschehen und das Grundverhältnis klar und, wie ich hoffe, anschaulich erkannt ist, dürfen wir daran gehen, ihm auch auf anderen Gebieten nachzuspüren. Wenn im Epos Schichten übereinander gelagert sind, die ihrer Sprache nach verschiedenen Perioden und Kulturkreisen angehören, so erhebt sich die Frage und läßt sich nicht abweisen: ob Zeugnisse dieses allmählichen Wachstums nicht auch in den Ereignissen und Zuständen erkennbar sind, von denen uns erzählt wird. Die sprachgeschichtliche Analyse fordert selbst, daß sie durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes der Epen ergänzt und fortgesetzt werde.

20) Zu der Annahme einer ursprünglichen äolisch-ionischen Gemeinsprache bekennt sich auch Drerup, Die Anfänge der hellenischen Kultur: Homer (1903) S. 48. 55—95. 107 f. Er unterscheidet aber hiervon denjenigen äolisch-ionischen Dialekt — die Sprache des Epos —, der sich später im Grenzgebiete beider Stämme an der kleinasiatischen Küste durch Berührung der beiden bereits fixierten Mundarten als ganz junge Mischbildung entwickelt habe und in dem das Ionische dominiere.

Zweites Buch.

Zur Analyse des Inhalts.

Erstes Kapitel.

Der historische Hintergrund der Ilias.

Wenn gefragt wird, ob die Heldensage in der Geschichte oder im Mythus ihren Ursprung habe, so gibt es nicht wenige, die zugunsten des Mythus entscheiden. Aber auch wer nach dieser Seite am weitesten geht und etwa dem Grundsatz huldigt *Quisque praesumitur deus donec probetur contrarium*, muß doch anerkennen, daß sich in Jahrhunderte langer Überlieferung des Gesanges Eindrücke und Erfahrungen der Wirklichkeit in den Vorstellungskreis der Dichter eingedrängt haben, so daß nun in den Liedern, die wir lesen, uralte mythische Bilder und geschichtliche Erinnerung verschmolzen erscheinen. Von diesem geschichtlichen Niederschlag soviel als möglich aufzuspüren und auszulösen, ist eine Arbeit, die eigentlich erst getan sein muß, ehe die mythische Deutung mit einiger Sicherheit einsetzen kann.

I. Mitgebrachtes.

Breit und mächtig ist die Stellung, welche in der griechischen Mythologie Thessalien einnimmt. Der Olymp als Göttersitz, die Muse die an seinem Nordfuß in Pierien heimisch ist, die thessalischen Berg- und Waldriesen, Aloiden und Kentauren, die Meergöttin Thetis und ihr Gemahl Peleus, der Eponymos des Pelion, endlich Achilleus ihr Sohn: alle diese und manche verwandte Sagenstoffe sind im Heldenepos teils vorausgesetzt teils weiter entwickelt. Die Art, wie sie in Ilias und Odyssee verarbeitet sind, sieht jedenfalls nicht so aus, als ob sie durch nachträglichen Einfluß in ein schon vorhandenes Bette der epischen Dichtung eingedrungen wären; vielmehr bildeten sie den ursprünglichen Strom, der dann aus anderen Quellen neue Nahrung empfangen hat. Und dieser Strom muß schon recht kräftig geflossen sein, da er allem, was später in ihn einging, die Richtung bestimmte. Auf dem Olymp

wohnen die Götter Homers, nicht auf dem troischen Ida, noch weniger auf einem Berge des Peloponnes. Allerdings erhält Zeus zweimal in der Ilias (Π 605. Ω 291) den Beinamen Ἰδαῖος, vom Ida aus sieht er dem Kampfe zu, hier besucht ihn Here, als Ἴδηθεν μεδέων wird er an mehreren Stellen — die später ihre Beachtung finden sollen — angerufen: es sind doch nur vereinzelte Ansätze im Vergleich zu der herrschenden Vorstellung, daß er mit den übrigen Göttern Ὀλύμπια δώματα bewohnt. Hier hat Hephästos einem jeden sein Gemach erbaut (Α 607 f.), hier rüstet sich Here zu ihrem Gang nach dem Ida (Ξ 154. 166 ff.), hier finden die Szenen des gemeinsamen Mahles wie der Beratung statt (Α 533 ff. Δ 1 ff. 74; Θ 2 ff.), von hier fahren Here und Athene in die Schlacht (Ε 720 ff. 750), hier suchen die von Diomedes verletzten Götter Aphrodite (Ε 360) und Ares (Ε 868 f.) Zuflucht. Ὀλύμπιος ist nicht nur viel häufiger als Ἰδαῖος der Beiname des Zeus; es wird schlechthin als Name für ihn gebraucht.

Diese Tatsachen sind ja längst jedem bekannt; aber nur wenige mögen sich entschließen daraus die entscheidende Folgerung zu ziehen. Auch Eduard Meyer hat dies nicht getan (GA. II § 127; vgl. § 151. 261). Er hebt zwar die Fülle thessalischer Elemente im Epos hervor und erkennt, daß sie von den Äolern aus der Heimat nach Kleinsien mitgebracht sein müssen, hält aber diesen Tatbestand für vereinbar mit der Annahme, daß »die grie»chische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in Äolis durchlebt« habe. Vielmehr muß die erste und grundlegende Entwicklung des Heldengesanges noch in Thessalien sich vollzogen haben. Der Engländer Geddes hat zuerst, soviel ich sehe, dies ausgesprochen, schon im Jahre 1878[1]). Ob auch das richtig ist, was er hieraus für die Stellung der böotischen Dichterschule folgert, soll jetzt nicht untersucht werden; um so entschiedener dürfen wir die Hauptsache betonen. Griechische Verskunst und Sangeskunst, der empfängliche Sinn, der Natur und Leben beobachtet, die Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die Kraft lebendig und anschaulich zu erzählen: aus thessalischem Boden sind sie erwachsen und aufgeblüht, da, wo die Menschen den von Schnee schimmernden Gipfel des Olymp vor Augen hatten. Um das zu beweisen, würde allein schon die Rolle ausreichen, die dieser Berg

1) William D. Geddes, The problem of the Homeric poems, p. 236 ff.

und mit ihm Pierien und die Musen in den Vorstellungen der Griechen allezeit gespielt haben, fast ja noch in den unsrigen spielen.

Ist dem aber so, haben die äolischen Ansiedler ihre in der Heimat ausgebildete Verstechnik und Kunstsprache mit übers Meer genommen, so müssen wir weiter fragen: in welcher Weise ist dies wohl geschehen? Sicher nicht in Gestalt eines Systems metrischer Regeln, eines poetischen Wörterbuches oder Gradus ad Parnassum, sondern in Liedern. Und von der anderen Seite: wenn unsere in Kleinasien zum Abschluß gekommenen Epen hier und da Personen, Örtlichkeiten, Fabelwesen thessalischer Herkunft eingesprengt enthalten, in welcher Form können diese mit herübergekommen sein? Doch nicht von Anfang an in zerstreuten oder halbversunkenen Erinnerungen, sondern in Liedern, deren Inhalt dann freilich in den neuen Wohnsitzen durch frische, Leidenschaft und Phantasie mächtig aufregende Erlebnisse mehr und mehr verdrängt wurde. Cheiron, Achills Lehrer und ein Meister der Heilkunst, wird einmal »der gerechteste der Kentauren« genannt (Λ 832); der Kampf der Lapithen mit den Kentauren wird an zwei Stellen der Ilias, einmal in der Odyssee erwähnt (A 260 ff. B 743. φ 295 ff.). Aber nirgends erzählt der Dichter unmittelbar von diesen Dingen, sondern berührt sie nur flüchtig, in einer Weise die uns späten Lesern das Verständnis erschwert; bei seinen Zuhörern konnte er sie als bekannt voraussetzen, als Gegenstand alter Erinnerungen. Denn da, wo relativ am genauesten darauf eingegangen wird (in *A*), unterscheidet Nestor, dem die Erwähnung in den Mund gelegt ist, deutlich und scharf jene stärkeren Männer eines früheren Geschlechtes, mit denen er noch verkehrt habe (ἀρείοσιν ἠέ περ ὑμῖν ἀνδράσιν), von den gegenwärtigen: κείνοισι δ' ἂν οὔ τις τῶν, οἳ νῦν βροτοί εἰσιν ἐπιχθόνιοι, μαχέοιτο. Immerhin erkennen wir auch hier, wie ältere Sage, die einst mächtig und voll erklungen sein muß, noch in der troischen Dichtung nachtönt. Und die Frage muß gestellt werden, ob sich nicht reichere Spuren von jener entdecken lassen. Dabei werden wir nicht nur Thessalien ins Auge zu fassen haben, sondern auch das stammverwandte[2]) Böotien und die diesem benachbarten Landschaften.

---

2) Wilamowitz, Ztschr. für Gymnasialw. 38 (1884) S. 113. 115. Ed. Meyer, GA. II 48. Otto Hoffmann, Griech. Dialekte II S. 6 f.

Einen bequemen Rahmen, um Weiterzurückliegendes einzufügen, boten dem Sänger die Gespräche der Helden, zumal der bejahrten unter ihnen. So erzählt Phönix die aus Ätolien stammende Geschichte von der kalydonischen Jagd (I 529—599), Nestor gedenkt, wie schon erwähnt wurde, der Kentauren, an einer andern Stelle des Herakles (Λ 690 ff.). Von Taten der Pylier, bei denen er selber mitgewirkt habe, berichtet er dreimal (H 133—156. Λ 670—761. Ψ 630—642); aber hier muß man zweifeln, ob alte Erinnerung oder späte Eindichtung vorliegt. Denn die Wettspiele in Elis, die er im Verlauf der einen Erzählung erwähnt, sind doch wohl schon die olympischen. Eine ganze Reihe älterer Sagen enthält der Heroinen-Katalog der Nekyia, wo die Abgeschiedenen einzeln ὃν γόνον ἐξαγόρευον; darunter ausgesprochen thessalische Stücke wie die von Tyro und Enipeus (λ 235 ff.) und von den Aloïden Otos und Ephialtes, die Olymp, Ossa, Pelion aufeinander türmten, um den Himmel zu ersteigen (λ 305 ff.). — Von diesen beiden erzählt in der Ilias Dione, wie sie einst den Ares gefesselt hätten (E 385 ff.); und sie reiht daran ein Beispiel von der Verwegenheit des Herakles (392 ff.). Überhaupt beinahe das meiste von dem, was wir über diesen Helden erfahren, ist Göttern in den Mund gelegt: außer Dione dem Hypnos (Ξ 250 ff.), der Athene (Θ 362 ff.), dem Zeus selber (O 24 ff.). Über seine Geburt spricht ausführlicher Agamemnon (T 98 ff.), über seinen Ausgang Odysseus, aus Anlaß der Begegnung in der Unterwelt (λ 601 ff.); daß auch Nestor gelegentlich von ihm erzählt, wurde schon bemerkt. Nur weniges über ihn berichtet der Dichter selbst (O 639 f. Υ 145 f. φ 25 ff.). — Die Sage von Ödipus wird etwas eingehender nur in der Nekyia berührt, wo Odysseus dessen Mutter Epikaste sieht (λ 271 ff.). Zu Erinnerungen aus den Kämpfen um Theben gibt Diomedes' Vater Tydeus Anlaß, den ihm Agamemnon wie Athene als Muster vorhält (Δ 372—399. E 801—808), auf den er dann selbst sich der Göttin gegenüber und im Rate der Fürsten beruft (K 285 ff. Ξ 114 ff.). Daß erst die Söhne vermocht haben Theben zu bezwingen, erwähnt Diomedes' Wagenlenker Sthenelos (Δ 406). Der Gedanke an eine Herrscherstellung des ätolischen Flusses Acheloos ist Φ 194, zumal wenn 195 wegfällt, erhalten[3]).

Das Verzeichnis ließe sich vermehren, ohne daß wesentlich

3) Ed. Schwartz, Adversaria (1908) p. 5. Vgl. Usener, Sintflutsagen S. 40.

Neues gewonnen würde; für die Untersuchung erst recht fruchtbar ist das Fortleben älterer Sagen unter veränderter Gestalt, in der den ursprünglichen Sinn aufzuspüren Usener gelehrt hat. Auf seine Anregungen geht Ferdinand Dümmlers ausgezeichnete Studie über Hektor zurück, deren Hauptergebnis mir bei wiederholter Prüfung immer gesicherter erscheint. Von den Böoterfürsten, die B 494 f. genannt sind, wird Leïtos P 601 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Auch E 707 ff. wird unter den von Hektor Erschlagenen ein Böoter hervorgehoben, Oresbios aus Hyle am Kopais-See. Verbindet man diese Angaben mit der durch Pausanias (IX 18, 5) erhaltenen Kunde, daß die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, dem sie heroische Ehren erwiesen, so tritt die überraschende Ansicht heraus: »Hektor ist in ältester Sage »Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, welches »er gegen die aus Thessalien eindringenden Böoter lange erfolg»reich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab »wahrscheinlich macht, seinen Tod findet.« Dümmler, der dies so ausspricht, konstruiert dann einen etwas künstlichen Umweg, auf dem Hektor nach Asien und in die troische Sage gekommen sein soll. Das Natürliche und Nächstliegende scheint doch, daß der viel gefeierte Held von den böotisch-äolischen Eroberern des nordwestlichen Kleinasiens unmittelbar dorthin mitgebracht und im Liede auf den Kampf um Ilios übertragen wurde. Und so haben wir hier ein anschauliches Beispiel von dem Inhalte, den der epische Gesang schon im Mutterlande, vor der Zeit der äolischen Kolonisation, gehabt haben muß, und von der Umbildung, mittels deren er von späteren Sängern zur Ausgestaltung der Ereignisse, die sie erzählen wollten, verwertet worden ist.

Denselben Weg wie Dümmler zu gehen schien Bethe wenig geneigt, als er die Spuren einer ältesten Ödipusdichtung bei Homer nachwies; später ist er ihm um so entschiedener gefolgt, zuerst in einem auf der Straßburger Philologen-Versammlung gehaltenen Vortrag[4]). Er erneuerte Otfried Müllers Methode der Forschung

4) Dümmler: Hektor. Im Anhang zu Studniczkas »Kyrene» (1890), S. 194—205. — Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder (1891) S. 145. 176 f. — Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege. NJb. 7 (1901) S. 657 ff. — Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. NJb. 13 (1904) S. 1—11. — Die beiden Abhandlungen sind auch in Sonderabdrücken erschienen.

und stellte den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten gibt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen. Auf diese Weise gelang es ihm eine Reihe wertvoller Resultate festzulegen. Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) unterliegt E 627 ff. dem Lykier Sarpedon; wie kommen beide nach Ilios? Daheim waren sie Nachbarn; und ihr Kampf gehört eigentlich in den Zusammenhang der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben. Bethe hat gewiß recht, daß »dieser Sang gedichtet ist zum Preise lykischer »Fürsten und in ihren Hallen gesungen, ursprünglich ganz ohne »Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an den trojanischen Krieg.« Ebenso ist der Kampf zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 der »letzte Rest eines altkretischen Heldenliedes«; denn wenn auch das lydische Tarne als Heimat des Phästos genannt wird, so ist er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt. — Das sind Einzelzüge, die den Rahmen der Ilios-Dichtung, in die sie nun eingefügt sind, schon voraussetzen und ihren Platz darin dem Wunsche verdanken, den in späterer Zeit die verschiedensten griechischen Stämme hegten, an der Ehre des troischen Krieges Anteil zu haben. Anders steht es mit den Beziehungen, die nach Thessalien weisen. Plutarch hat (Thes. 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριν ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Bethe verbindet hiermit die Beobachtung, daß in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft — Machaon (Λ 506), Eurypylos von Ormenion (B 734. Λ 581), Menesthios (H 9. Π 173 f.) —, und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Süd-Thessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 12, 6); so gelangt er zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien »in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft« (S. 670). In Thessalien lag ja auch, am Spercheios, Achills Heimat, Phthia; und in der Phthiotis gab es ein Theben (Strabon IX 431), dessen Ruinen, auf einer Vorhöhe des Gebirges unfern der Küste gelegen, noch heute zu sehen sind. So wird man den von Bethe und Kern vertretenen Gedanken wohl nicht zu kühn finden,

daß dieses eigentlich das von Achill zerstörte Θήβη ὑποπλακίη (Z 397. 414 ff.), die Vaterstadt der Andromache, gewesen sei[5]).

Es liegt nahe zu denken, daß auch der Kampf zwischen Achill und Hektor schon in den Liedern besungen gewesen sei, die von den Äolern übers Meer nach Kleinasien mitgebracht wurden; doch fehlt es an bestimmten Anzeichen hierfür. Mit einem anderen griechischen Helden ist Hektor von alters her in fester Feindschaft verbunden, und zwar so, daß hier wieder ein örtlicher Zusammenhang durchschimmert. Robert hat kürzlich die Vermutung ausgesprochen und gut begründet, daß die beiden Aias bei Homer im Grunde nicht zwei Personen, sondern durch gewollte Differenzierung aus einer entstanden seien[6]). Bethe schließt sich ihm an; nur hält er, von Robert abweichend, den Lokrer für die ursprüngliche Gestalt. Gewiß mit Recht. Denn abgesehen davon, daß eine Neuerfindung doch wohl in steigerndem, nicht in abschwächendem Sinne (P 279 f. vgl. mit B 528 f.) erfolgt sein wird, spricht gegen die Priorität des großen Aias auch das Schattenhafte seiner Herkunft: Τελαμώνιος heißt er nach dem Tragriemen seines gewaltigen Schildes — darauf hat zuerst Wilamowitz hingewiesen (HU. 246) —, während der Sohn des Oïleus genealogisch wie geographisch in der Sage befestigt ist. Versuchen wir einmal ihm das zuzurechnen, was die Ilias von seinem Namensvetter erzählt. Achtmal[7]) stehen dieser und Hektor sich gegenüber; fast jedesmal (N 809. Π 358 sind anders) kommt es zu hartem Streite, der in zwei Fällen (H 271. Ξ 418) so ungünstig für Hektor verläuft, daß er nur durch wunderbare Fügung gerettet wird: wozu es denn einigermaßen stimmt, wenn Λ 542 berichtet wird, er habe das Zusammentreffen mit Aias gemieden. Aus diesem Tatbestand ergibt sich, daß der Gegensatz zwischen den beiden Männern ein altes, gern variiertes Thema der Dichtung war. Nimmt man hinzu, daß Aias der Hauptvertreter des Kampfes mit dem altertümlichen, mykenischen Turmschild ist, daß die Handhabung dieser Waffe bei Gelegenheit seines

---

5) Otto Kern, Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands. NJb. 7 (1904) S. 12—22; über Theben S. 16. Bethe führt (S. 671) noch weitere Spuren an, die auf eine Zugehörigkeit der Andromache zu Thessalien hindeuten.

6) Robert, Studien zur Ilias, S. 408. Bethe in der zweiten der vorher angeführten Abhandlungen.

7) H 182 ff. N 190 ff. 809 ff. Ξ 403 ff. O 415 ff. Π 114 ff. 358 ff. P 304 ff.

Zweikampfes mit Hektor besonders deutlich beschrieben wird (H 238 f.), so wird man zu dem Schlusse gedrängt: die Aiaslieder gehören zum urältesten Bestande des Epos. Bethe, der das Verdienst hat dies erkannt zu haben, meint nun, hiermit sei der eigentliche Grundstock der Ilias gefunden, dem alles jüngere Wachstum sich angegliedert habe; der Begründung dieser Hypothese ist im wesentlichen sein zweiter, in Halle im Jahre 1903 gehaltener Vortrag gewidmet. Hier vermag ich ihm nicht mehr zu folgen, vor allem deshalb, weil die Geschichten von Aias zusammengenommen gar keinen irgendwie greifbaren Gang der Handlung ergeben. Vielmehr stellen sie sich als Reste alten Heldengesanges dar, die in die später entsprungene, aber dann alles beherrschende Ilias-Dichtung mit verarbeitet worden sind.

Diese Auffassung bestätigt sich, wenn man im einzelnen schärfer zusieht. Zunächst an einer Stelle, in H, ist es unzweifelhaft so gewesen. Der Zweikampf zwischen Aias und Hektor, seinem eignen Verlaufe nach durchaus altertümlich eben der mykenischen Rüstung wegen, ist da, wo er jetzt steht, in den Zusammenhang einer gegebenen Reihe von Ereignissen erst nachträglich eingefügt worden; denn es fehlt dieser Episode nach rückwärts die Motivierung und nach vorwärts jegliche Folge, wie in einem späteren Kapitel genauer gezeigt werden soll. Die herausfordernden Reden ferner, die am Ende von N zwischen beiden Helden gewechselt werden, und ganz so klingen als müsse jetzt ein blutiger Zusammenstoß folgen, verhallen wirkungslos; nicht ein Zweikampf schließt sich an, sondern ein allgemeines, für die Anschauung leeres Vorrücken der Scharen von beiden Seiten (833 ff.). Man gewinnt auch hier den Eindruck, daß der Dichter in dem Wortgefechte der berühmten Gegner ein beliebtes Motiv mit verwertet habe, um der Schilderung der Kämpfe, von denen er im Anfang von Ξ zu etwas Neuem übergeht, vorläufig einen wirksamen Abschluß zu geben. Beide Szenen — der Waffengang in H und die Reden in N — sind nicht wesentliche Glieder im Ganzen der Ilias, sondern sind ältere Stücke, die ein Dichter der abschließenden und zusammenfassenden Periode sich zunutze gemacht und eingeflochten hat, ebenso wie die Proben heimatlicher Nachbarkämpfe, von denen vorher die Rede war. Und nun erinnern wir uns, daß Hektor ja, nach Dümmlers Entdeckung, eigentlich in Theben in Böotien zu Hause war; dort hat Aias der Lokrer ihn angegriffen und, wie man nach dem

Verlauf der in H und Ξ erzählten Kämpfe in der Tat vermuten kann, zuletzt erschlagen. Hiernach wird man es für mehr als Zufall halten, daß zweimal, da wo Aias gegen Hektor steht, von diesem ein Phoker, ein gemeinsamer Nachbar, getötet wird (O 515 ff. 304 ff.). Er heißt beidemal Schedios, nur der Name des Vaters ist verschieden; um so mehr erscheint sein Fall von Hektors Hand als alte Erinnerung beglaubigt, die der Dichter ein wenig variiert hat. Auf der andern Seite kämpft, in derselben Partie, neben Hektor der starke Melanippos; Antilochos durchbohrt ihn mit der Lanze, doch Hektor rettet den Leichnam (546—585). Bethes frühere Vermutung (NJb. 1902 S. 671), daß dies kein andrer sei als der durch die Sage der Sieben gegen Theben berühmte Heros, dessen Kult in Theben lebendig blieb, wäre eine weitere Stütze für die Ansicht, daß all die Kämpfe, in denen Aias eine so bedeutende Rolle spielt, ursprünglich gedichtet worden waren, um ein Ringen zwischen Lokrern und Thebanern auszumalen.

Gab es denn aber in der böotischen Ebene ein Schiffslager? Das zu verteidigen ist doch die eigentliche Aufgabe und Leistung des Telamoniers. — In unserer Ilias allerdings; in O und Π erscheint er wiederholt als Vorkämpfer der Schiffe, und so hat ihn spätere Dichtung festgehalten. Doch dieser Tatbestand begreift sich vollkommen auch von der Grundanschauung aus, zu der wir gelangt sind, daß der Schauplatz des Kämpfe, in denen von Sängern der Vorzeit Aias und Hektor dargestellt worden waren, in Böotien lag. Generationen später, als es galt den Verteidiger des Schiffslagers zu schildern, war Aias, der unermüdliche starke nie verwundete, die geeignetste Persönlichkeit; das Bild des von allen Seiten bedrängten und doch standhaltenden Helden paßte gut in die neu geschaffene Gesamtlage. Deshalb zeigen die Szenen, in denen Aias allein den auf die Schiffe eindringenden Feinden widersteht (O 676 ff. 727 ff., auch Π 112 ff.), einen klaren und anschaulichen Verlauf. Aber daß die Verteidigung gerade eines Schiffslagers nicht die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe war, die der Held im Epos zu erfüllen hatte, tritt wenigstens an einer dieser Stellen noch erkennbar hervor. In den Versen, die der letzten Szene voraufgehen (Π 102—111), ist die Situation des Schiffskampfes so wenig klar vorausgesetzt, daß man geradezu an eine Interpolation gedacht hat. Haupt (wo?) erklärte die zehn Verse für eingeschoben, und Düntzer, Benicken u. a. sind ihm gefolgt. Das ist nun wohl, wie

man heute die Dinge ansehen muß, nicht richtig, so wenig wie wir den Zweikampf in H oder die höhnenden Reden in N als »interpoliert« verwerfen dürfen. Aber das bestätigt sich auch hier, daß der oder die Dichter der Ilias altüberlieferte Lieder kannten, aus denen sie einzelne Züge oder Szenen nach Bedarf und Belieben in die eigene Darstellung verwoben.

Diomedes und Aias, Hektor und Alexandros, auch Andromache, waren schon besungen in den Liedern, welche die Eroberer aus ihrer nordgriechischen Heimat nach Kleinasien mitbrachten. Dasselbe gilt von der Frau, deren frevelhaftes Tun das Motiv zu der ganzen troischen Verwicklung bildet, die also aufs festeste gerade mit diesem Sagenkreise verbunden erscheint: Helena. Usener[8]) hat Spuren ihrer Verehrung als Göttin an mehreren Stellen nachgewiesen, unter denen ich freilich Therapne in Lakonien, für welches Isokrates (Ἑλένη 63) diesen Kult bezeugt, als beweiskräftig nicht gelten lassen möchte, da hier nachträgliche Wirkung des Epos vorliegen kann. Wichtiger ist Useners Hinweis auf zwei von der troischen abweichende Formen der Helena-Sage. Nach der einen (Schol. *A* zu Γ 242; Diodor IV 63) wurde sie von Theseus mit Hilfe des Peirithoos entführt, in der attischen Feste Aphidnai geborgen, durch die Dioskuren befreit[9]). Die andere Sagenform ist die, welche der euripideischen Tragödie zugrunde liegt: Helena von Hermes durch die Luft entrückt und zu dem weisen Proteus nach Ägypten gebracht, von wo Menelaos nach der Zerstörung Trojas sie wieder heimführt. Inwiefern hier wirklich alter Göttermythus offen zutage liegt — Hermes der Lichträuber, wie auch beim Raube der Sonnenrinder, bei der Tötung des Argos Panoptes; Helena die Himmelskönigin — lasse ich dahingestellt. Darin hat Usener sicher recht, daß beide Versionen älter sind als die Ilias. Bei der zweiten läßt sich aus der künstlichen Erfindung des Schattenbildes, das Hera dem Paris habe folgen lassen, noch erkennen, wie spätere Dichter sich bemühten, den Widerspruch dieser älteren Vorstellung mit der homerischen, die inzwischen durchgedrungen war, zu erklären. Aber auch die Erzählung von dem Raube durch Theseus kann nicht wohl erfunden worden sein, seitdem der Inhalt der

8) Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wiss. 187, 3) S. 11 f.

9) Etwas anders konstruiert wird diese Sage von Finsler, Herm. 41 (1906) S. 435 f.

Ilias allen vertraut war. So ergibt sich denn: die Geschichte von Helenas Raub und Befreiung stammt aus der altgriechischen Heimat; erst die Sänger, die von dem Kampf um Ilios zu erzählen hatten, haben sie in diesen Zusammenhang gebracht.

Der Zusammenhang selbst aber, wie ist er entstanden? Aus freier Erfindung, die für eine Fülle überkommener Einzelzüge den Rahmen schaffen wollte? Oder waren es geschichtliche Vorgänge, die der Entwicklung des Heldengesanges einen neuen Ausgangspunkt, und damit die Kraft gaben auch älteren Stoff in geänderte Form zu gießen?

II. Der Kampf um Ilios.

Allen kritischen Zweifeln zum Trotz hat sich der Gedanke behauptet und immer wieder durchgesetzt, daß in der Sage von dem Kriege um Troja eine wenn auch noch so dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten; und was schien da natürlicher als diese Ereignisse in den Kämpfen zu finden, welche die Äoler mit den älteren, ungriechischen Einwohnern des Landes[10]) ausgefochten haben müssen, als sie zuerst in diese Gegenden kamen und sie ihrer Herrschaft unterwarfen? Diese Ansicht hat lange Zeit unangefochten gegolten und hat auch unter den neueren Bearbeitern der griechischen Geschichte ihre Vertreter. So sagt Adolf Holm (Griech. Gesch. I [1886] S. 197): »Die Äoler, welche in Asien eine ganze »Landschaft in Besitz genommen haben, geben zu einem Epos von »Eroberungen und Kämpfen die faktische Grundlage.« Und Beloch warnt zwar (Griech. Gesch. I [1893] S. 3) vor dem Versuche »den geschichtlichen Kern z. B. der Ilias oder der Thebais zu erkennen«, meint aber doch selbst, indem er den Ursprung des Epos auf alte mythische Stoffe zurückführt (S. 143): »Die Gruppierung aller »dieser Mythen um den Krieg gegen Ilion kann erst auf asiatischem »Boden erfolgt sein. Es spricht sich darin die Erinnerung an die »langen Kämpfe aus, welche die griechischen Ansiedler mit den Ur»bewohnern des Landes um den Besitz der Küste zu führen hatten.« Und dabei haben beide Gelehrte das sprachliche Argument hier

10) Einen interessanten Versuch, troische Orts- und Personennamen etymologisch zu deuten und auf Grund solcher Deutung eine alte semitische Kolonisation der Troas zu erweisen, hat neuerdings Ernst Aßmann veröffentlicht: »Ohne Spaten in Troja« (Tägl. Rundschau 27. Juni 1907).

kaum beachtet, das doch für so alte Denkmäler der Dichtung das eigentlich entscheidende ist und mit dem sie das Gewicht ihrer Ansicht erheblich hätten verstärken können. Thessalien und Böotien sind die Länder, von denen aus der Norden der kleinasiatischen Westküste besiedelt worden ist; sie sind die Heimat der Äoler. Deren Mundart erhielt sich in der Peneios-Landschaft auch nach der Eroberung durch die stammfremden Thessaler[11]; hier sprach man, wie wir seit 1882 wissen, noch zur Zeit König Philipps, den die Römer besiegten, äolisch. In den Gebieten um den Kopais-See erlag die Sprache der Eroberer, der Βοιωτοί[12], nicht so völlig der einheimischen; es gab eine Mischung, deren Bestandteile im einzelnen zu erkennen heute eine Aufgabe der Wissenschaft ist[13]. Vor der Periode der Wanderungen aber herrschte auch hier das Äolische. Auf der anderen Seite, in Kleinasien, haben wir als die Sprache, in der die älteren, unserer Ilias vorhergehenden Gesänge von Achill und Agamemnon gedichtet waren, eben dieses Äolisch, das in Nordgriechenland heimisch war. Und weiter: der Hauptheld der Ilias, Achill, hat sein Reich im südlichen Thessalien; und der Führer des gesamten Griechenheeres ist zwar aus dem Peloponnes gekommen, aber er hat seine Flotte im Euripus versammelt, der Hafen von Aulis ist als Ausgangspunkt des großen Kriegszuges in der Erinnerung geblieben. Man meint, die Übereinstimmung könne nicht größer sein, sie könne nicht auf Zufall beruhen.

Trotzdem fehlt es nicht an Widerspruch, der zum Teil auf sehr ernsthafte Erwägungen gegründet ist. Dies gilt allerdings

---

11) Herodot VII 176 spricht bei Beschreibung der Thermopylen von der Zeit, ἐπεὶ Θεσσαλοὶ ἦλθον ἐκ Θεσπρωτῶν οἰκήσοντες γῆν τὴν Αἰολίδα, τήν περ νῦν ἐκτέαται.

12) Thuk. I 12: Βοιωτοὶ γὰρ οἱ νῦν ἑξηκοστῷ ἔτει μετὰ Ἰλίου ἅλωσιν ἐξ Ἄρνης ἀναστάντες ὑπὸ Θεσσαλῶν τὴν νῦν μὲν Βοιωτίαν, πρότερον δὲ Καδμηίδα γῆν καλουμένην ᾤκισαν.

13) Vgl. oben S. 193 Anm. 2. Die hier angedeutete Aufgabe erkennt auch Beloch an, Histor. Zeitschr. 79 (1897) S. 222, und streicht damit eigentlich die Forderung wieder aus, die er kurz vorher (S. 210) erhoben hat: daß wir, um konsequent zu sein, annehmen müßten, beim Zusammentreffen verschiedener Mundarten von Eroberern und Besiegten habe sich das Verhältnis überall ebenso gestellt wie in Thessalien. Die verschiedene Entwicklung, welche romanische und germanische Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung an verschiedenen Stellen des alten Reiches genommen haben (woran Beloch selbst erinnert), sollte doch lehren, daß in solchen Fällen mannigfaltige Möglichkeiten gegeben sind.

nicht von den beiden Aufsätzen[14]), in denen Karl Sittl unsre Frage abzutun unternommen hatte. Wenn er den ersten derselben mit dem Urteil schließt, daß »die äolischen Heldenlieder einzig und allein aus den homerischen Äolismen konstruiert« seien, so hat er damit allerdings recht; aber eben deshalb steht ihre Existenz so durchaus fest. Denn es handelt sich hier um eine Periode, aus der direkte Zeugnisse gar nicht erhalten sein können und, wenn sie doch irgendwo überliefert wären, das stärkste Mißtrauen gegen ihre Echtheit erwecken müßten; für eine solche Zeit gibt es kein Mittel der Forschung als die Analyse nach inneren Merkmalen. Sittl macht es wie ein Historiker, der dem Geologen den Glauben an die Schichten des Erdreichs versagen und das Recht bestreiten wollte von einer Geschichte der Erde zu sprechen, weil es keine geschriebenen Quellen gibt, aus denen sie geschöpft werden kann.

Eingehendere Prüfung verlangt die Ansicht von Eduard Meyer (GA. II § 132). Er glaubt, »daß die Sage vom troischen Kriege »nicht äolischen Ursprungs, nicht aus den Taten der Äoler erwachsen, sondern als Tradition, als geschichtliche Kunde aus der »Vorzeit ihnen überkommen« sei; »wie später die Ionier haben »vor ihnen die Äoler sie durch Einfügung ihrer eigenen Sagen»gestalten erweitert.« Wir sollen also eine voräolische Periode des Heldengesanges annehmen, zu der die äolische sich ebenso verhalten würde wie später die ionische zur äolischen. Von der Sprache, in der diese ältesten Lieder abgefaßt gewesen sein könnten, und ob sich Spuren von ihr noch in unsrer Ilias finden, darüber sagt Ed. Meyer nichts; wohl aber sucht er einigermaßen den Inhalt abzugrenzen. Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, muß dem voräolischen Epos fremd gewesen sein; »seine Verbindung mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch sekundär«. Aber Agamemnon, der König von Mykene, bildete schon damals den Mittelpunkt der Erzählung; die troische Sage stammt überhaupt aus dem Peloponnes (§ 152. 121) und hat zum Kern (§ 133) »die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug pelo-

14) »Die Äolismen der homerischen Sprache.« Philol. 43 (1884) S. 1—31. — »Die Griechen im Troerlande und das homerische Epos.« Philol. 44 (1885) S. 201—127. — Zum ersten Aufsatz vgl. die Schrift von Gustav Hinrichs: »Herr Dr. Karl Sittl und die homerischen Äolismen.« Berlin 1887.

»ponnesischer Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich »sagen dürfen, durch den König von Mykene und seine Mannen.« Das Datum dieses Ereignisses »ist wahrscheinlich noch beträchtlich »über das alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken« (§ 131). Erst geraume Zeit später, damals als die Äoler den Nordwesten von Kleinasien besiedelten, sind die Kämpfe geführt worden, die zur Entstehung der Achilleus-Sage den Anlaß gegeben haben (§ 150. 153). Meyer erwähnt das Bedenken, daß ein so großartiges Unternehmen wie der Heerzug gegen Troja »über die Kräfte der mykenischen Zeit hinausgehe«, weist es aber als »gänzlich unbegründet« zurück (§ 133): »was damals möglich war, wissen wir »nicht von vornherein, sondern wir sollen es aus den Zeugnissen »lernen, die wir besitzen«.

Unter diesen nimmt den vornehmsten Platz ein der Boden selbst mit den Resten uralten Altertums, die er enthüllt hat. Läßt sich mit ihrer Hilfe die Frage nach dem historischen Inhalte der Ilias beantworten?

Nachdem Schliemanns rastlose Tätigkeit dem unerquicklichen Streit, ob Hissarlik oder Bunarbaschi, ein Ende gemacht und für jeden Unbefangenen die zweite Möglichkeit ausgeschlossen hatte, blieb zu prüfen, wie tief unter der Oberfläche des Hügels von Hissarlik die Reste der Stadt verborgen seien, aus deren Bekämpfung und Verteidigung einst die Sage vom troischen Kriege entstanden sein mochte. Und da wurde zunächst angenommen, daß es die zweite Schicht von unten sei, der dieses homerische Troja angehört habe: denn das war die einzige, in der sich umfangreiche Reste von Mauern und Burganlage gezeigt hatten. Aber der Charakter der in dieser Schicht gefundenen Geräte und Waffen paßte ganz und gar nicht zu dem Stande der Kultur, den die homerischen Gedichte darbieten, auch nicht zu demjenigen, den die Durchforschung der Ruinen von Mykene, Tiryns, Orchomenos ergeben hatte. Während in der mykenischen Periode die Bearbeitung der Metalle, vor allem der Bronze, vollkommen entwickelt ist, steht die alttrojanische Kultur noch auf dem Boden der Steinzeit und läßt erst die Anfänge der Verwertung von Bronze in Pfeil- und Lanzenspitzen erkennen. Homer verwendet (Σ 600) in einem Gleichnis die Töpferscheibe, kennt also ihren Gebrauch und setzt ihn auch bei seinen Zuhörern als bekannt voraus; die in Troja innerhalb der zweiten Schicht gefundenen Tongefäße sind fast alle mit der

Hand gearbeitet[15]). Auf Grund dieses Tatbestandes erklärte schon vor mehr als zwanzig Jahren Wolfgang Helbig[16]): daß die primitiven Niederlassungen, deren Reste Schliemann bei Hissarlik entdeckt habe, ungleich älter seien als die homerischen Gedichte. — Das ist nun anders geworden durch die epochemachenden Ausgrabungen, die im Sommer 1893 und weiter 1894 stattgefunden haben[17]). Es stellte sich heraus, daß die sechste Schicht von unten viel stattlichere Überreste enthält als die zweite. Eine umfangreiche Burg ist aufgedeckt mit einer mächtigen Ringmauer und vielen großen Bauwerken im Innern; Beschreibung und Pläne in Dörpfelds abschließendem Werke (1902) ermöglichen es auch dem, der nie selber die Stätte betreten durfte, sich von der Gesamtanlage wie von den Einzelheiten ein Bild zu machen. Und im Bereiche dieser Ansiedlung sind in Menge Bruchstücke von Tongefäßen gefunden worden, deren Technik wie Ornamentik der mykenischen Weise entspricht, die also, mögen sie nun importiert oder nach eingeführten Mustern an Ort und Stelle verfertigt sein, jedenfalls das Leben der Menschen, denen sie einst gedient haben, der Periode zuweisen, die nach dem Inhalte der Ausgrabungen von Mykene benannt wird. Die Kultur dieser Periode ist, wovon in einem späteren Kapitel genauer die Rede sein wird, im wesentlichen eben die, welche Homer voraussetzt: also hat die städtische Anlage der sechsten Schicht den meisten Anspruch darauf, für das homerische Ilios gehalten zu werden. Die viel ältere Burg der zweiten Schicht mitsamt ihren Kleinfunden ist dadurch in weit frühere, prähistorische Zeit hinaufgerückt.

---

15) »Fast alle«; denn vereinzelt sind schon hier, bei den Ausgrabungen von 1893 und 1894, tellerförmige Gefäße gefunden worden, an denen sich Spuren der Scheibentechnik feststellen ließen. Dörpfeld, Troja und Ilion (1902) S. 254.

16) Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert (1884) S. 35; ebenso in der zweiten Auflage (1887) S. 47.

17) »Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen«, von Wilh. Dörpfeld, unter Mitwirkung von Alfr. Brückner, Max Weigel und Wilh. Wilberg. Leipzig 1894. — »Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870—1894«; von Wilhelm Dörpfeld unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans von Fritze, Alfred Götze, Herbert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Herman Winnefeld. Athen 1902. — Über die Topfware der sechsten Schicht s. Troja und Ilion S. 281 ff.

Wenden wir uns von hier wieder der Annahme Eduard Meyers zu, nach welcher ein Eroberungszug des Herrschers von Mykene den geschichtlichen Bestand der troischen Sage bilden würde, so finden wir in dem Ergebnis der Ausgrabungen bis jetzt nichts, was dem widerspricht, aber auch nichts, was dafür entscheidet. Denn mit diesem Ergebnis in seiner Gesamtheit verträgt sich auch die Ansicht, die er bekämpft, aufs beste. Auch die äolische Kolonisation im nordwestlichen Kleinasien gehört ja noch der mykenischen Zeit, den letzten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. an; das hat gerade Ed. Meyer durch scharfsinnige und vorurteilslose Erwägung der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse einleuchtend gezeigt (GA. II § 141. 161). Wie kommt es, daß er sich dagegen sträubt, die bei dieser Kolonisation geführten Kämpfe mit der Sage vom troischen Krieg in Verbindung zu bringen, und lieber eine voräolische Ilias ohne Achill, also ein Epos ohne erkennbare Form und ohne greifbaren Inhalt, annimmt?

Weil er den Beweis zu haben glaubte, daß gerade Ilios und seine unmittelbare Nachbarschaft von dieser frühesten äolischen Eroberung nicht mit ergriffen worden sei.

In seiner »Geschichte von Troas« (Leipzig 1877) hat Ed. Meyer die griechische Kolonisation der Nordwestecke von Kleinasien eingehend behandelt (S. 79 ff.) und namentlich den Unterschied betont, der zwischen den ältesten äolischen Pflanzstädten in dieser Gegend einerseits und denen auf der Ida-Halbinsel andrerseits gemacht werden müsse. Jene liegen an der Küste von Teuthranien und Lydien, auf Lesbos, Tenedos, den Hekatonnesoi und verdanken dem ersten großen Strome von Auswanderern ihren Ursprung, der aus Nordgriechenland über das ägäische Meer kam, und der von Beloch (GrG. I 58) der zweiten Hälfte, von Ed. Meyer selbst (GA. II § 161) dem letzten Viertel des zweiten Jahrtausends v. Chr. zugewiesen wird. Den äolischen Städten der Troas aber weist Herodot eine Sonderstellung zu: κεχωρίδαται γὰρ αὗται (I 151); und Strabon berichtet von ihnen, sie seien der Mehrzahl nach Kolonien von Lesbos (XIII 1, 38; p. 599). Über Ilion im besonderen sagt er (a. O. 42; p. 601): ἐπὶ τῶν Λυδῶν ἡ νῦν ἐκτίσθη κατοικία καὶ τὸ ἱερόν; bis dahin habe, seit der Zerstörung durch Agamemnon, die Stätte wüst gelegen. Aus dem allen folgerte Meyer, daß »es vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Kolonien in der Troade gegeben« habe, und sah hierin einen »sicheren Beweis für die

»Unhaltbarkeit der Ansicht, daß der troische Krieg nur eine sagen»hafte Gestaltung der griechischen Kolonisation sei«. Auch später, als er von neuem und in größerem Zusammenhange die ganze Frage behandelte (GA. II [1893] § 132), hielt er an dieser Überzeugung fest, schränkte sie aber doch etwas ein und ergänzte sie durch ein wichtiges Zugeständnis: diejenigen Teile der epischen Überlieferung, in denen Achill eine Rolle spiele, gingen wirklich auf die Zeit der ersten äolischen Kolonisation zurück; »seine Taten »spiegeln die Eroberung von Lesbos (vgl. I 129), Tenedos, der »teuthrantischen Küste durch die Äoler wider«. Erst nachträglich sei die Sage von Achill und seinen thessalischen Mannen mit der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage verbunden, Achill durch die Dichtung zum Gegner Hektors gemacht worden. Auch darin kam Eduard Meyer der von ihm bekämpften Ansicht nun entgegen, daß er annahm, die Äoler hätten »an der Südseite der troischen Akte weit früher gekämpft als am Skamander«; er hielt es für möglich, daß in Achills Kämpfen gegen Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse (Υ 92. Α 366. 100)[18]) sich ebenso gut geschichtliche Erinnerungen widerspiegeln wie in seinem Zuge gegen Lesbos, wo er das Mädchen von Brisa sich gewonnen hatte. Doch »weiter »im Norden, in der thebischen Ebene und auf der Idahalbinsel sei »zur Zeit der ältesten äolischen Kolonisation eine Festsetzung zu»nächst wenigstens nicht gelungen, wenn sie auch vereinzelt ver»sucht sein möge. Nur die Insel Tenedos an der troischen Küste »und die Hekatonnesoi am Eingang des Adramyttenischen Golfs »wurden okkupiert.«

Mich dünkt, wenn dies alles feststeht oder wenigstens so wahrscheinlich ist, daß Ed. Meyer es nicht bestreiten mag, so ist damit aller nur wünschenswerte Anhalt für die Annahme gegeben, daß zur Zeit der ersten äolischen Eroberungen auch schon diejenigen Schlachten geschlagen worden sind, von denen sich in der Erzählung vom troischen Kriege eine Kunde erhalten hat. Von Tenedos nach Hissarlik war kein weiter Weg; und wenn die äolischen Eroberer die Insel in ihrem Besitz hatten, so werden sie es schwerlich unterlassen haben auch nach der unmittelbar gegen-

18) Nach der ursprünglichen Auffassung war die Chryseis beim Falle von Chryse, nicht bei dem von Theben erbeutet worden; s. Wilamowitz HU. 411.

überliegenden Küste die Hand auszustrecken. Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert worden; und wenn die Belagerung wirklich erfolglos geblieben sein sollte, so könnte man ja auch diese Tatsache im Epos ausgedrückt finden. Oder ist es Zufall, daß die Ilias mit Hektors Fall abschließt und den Wettstreit der beiden Völker unentschieden läßt?

Wilamowitz war es, der diese Frage aufwarf, und verneinte (HU. 407): da die Lesbier im Skamandrostale vergebliche Versuche gemacht haben sich festzusetzen, so sei es ganz in der Ordnung, daß die Kämpfe vor Troja und nicht Trojas Fall der Hauptinhalt des Epos sind; die Πέρσις sei stofflich jünger als die Sagen unserer Ilias. In ähnlichem Sinne äußerte sich Müllenhoff, der in der »Deutschen Altertumskunde« (I² 29) die Erzählung vom Ausgange des Krieges einer scharfen Kritik unterworfen hat. Er findet schon in der Darstellung von Paris' Tode »mehr ein Produkt klügelnder »Überlegung, wie wohl der letzte gefährliche Troer beiseite geschafft »sei, als der unbefangen, aus innerm Drange fortarbeitenden Sage«, und meint dann vollends: »die zuletzt angewandte Kriegslist be»weist, daß es den Griechen nicht nur an jeder historischen oder »historisch aussehenden Überlieferung, sondern überhaupt an jeder »ernsthaften Sage über die Einnahme der Stadt mangelte«. Die Geschichte von dem listigen Werk des Epeios sei »ursprünglich nur ein scherzhafter Einfall nach Märchenart« gewesen, der erst nachträglich in das ernste Epos aufgenommen und zu einer Tragödie umgearbeitet wurde. Müllenhoff sagt geradezu: »Auf die Frage, »wie denn endlich die Griechen Ilion eingenommen und die heiligen »unzerbrechlichen Mauern der Stadt gefallen seien, war die Ant»wort, daß die tapfersten Helden sich in den Bauch eines großen »hölzernen Pferdes versteckt und daß nun die Troer, um das »Wunderwerk oder Heiligtum in die Stadt zu schaffen, selbst die »Mauer an einer Stelle durchbrochen hätten, eben gut genug für »Kinder und Toren und ganz von derselben Art wie die Possen, »mit denen man im dreizehnten Jahrhundert in Österreich auf die »Frage antwortete, wohin denn zuletzt König Etzel gekommen sei.«

Im Anschluß an solche Bemerkungen mag man versuchen, wie ich es in der ersten Auflage dieses Buches getan habe, den Plan einer Ilias, der die sichere Aussicht auf den Fall der Stadt fehlte, in Gedanken wiederherzustellen; es gelingt doch nicht recht. Zwar daß unser eignes Denken zunächst widerstrebt, brauchte uns nicht

zu stören; von frühester Jugend an gehört zu unsrer Vorstellung vom trojanischen Kriege das hölzerne Pferd ebenso wie der Zwist der Könige oder Hektors Tod. Und wenn nicht nur das ganze spätere Altertum auf dem Boden dieser Anschauung stand, sondern auch die Odyssee, so könnte dies wieder eines der Merkmale des Altersunterschiedes sein, der sie von der Ilias trennt. Aber diese selbst deutet doch an mehr als einer Stelle auf das Ziel des großen Kampfes, und daß es erreicht werden wird, hin. Die Prophezeiung des Zeus allerdings, O 56—77, die in den Zusammenhang unseres Epos schlecht paßt und deshalb von den Alexandrinern gestrichen wurde, scheint ebenso jüngeren Ursprungs zu sein wie die Vorausdeutung des Dichters, der (M 1—33) erklärt, weshalb von der Mauer der Achäer im Gelände keine Spur zu finden war[19], und dabei die im zehnten Jahre erfolgte Eroberung erwähnt (15). Fester mit dem Bestande der Ilias verbunden ist die Klage der Andromache Ω 725 ff., in der Szenen der Zerstörung ausgemalt werden; denn wenn auch dieser Gesang zu den jüngsten gehört, so knüpft er doch gerade in diesem Punkte, weiter ausführend und verstärkend, an einen schon anderwärts gegebenen Gedanken an[20]. Das ist Hektors trüber Ausblick in die Zukunft, Z 447 ff.; er weiß es und glaubt es (οἶδε κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν): der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios hinsinkt. Dieselben Worte spricht voll trotziger Zuversicht Agamemnon, in dem Augenblick, wo Menelaos von Pandaros verwundet und durch diesen Frevel der Zorn der Götter gegen die Troer heraufbeschworen ist (Δ 163 ff.). Auch in X, wo der entscheidende Zweikampf die Sorge der Belagerten aufs höchste steigert, wird des Zusammenbruches, der nach Hektors Fall kommen müsse, gedacht. Freilich nicht von Andromache, deren Jammer der Dichter hier (477 ff.) in milderen Farben gemalt hat, doch von Priamos, noch ehe der Waffengang begonnen hat (60 ff.). So behält wohl Heinrich Heine recht[21], wenn er von dem »prophetischen Schmerz« spricht, »den wir in dem alten Heldenliede finden, »wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verse »geheimnisvoll knistert«.

19) Ὁ πλάσας ποιητὴς ἠφάνισεν. Aristoteles bei Strabon XIII 1, 36; p. 598.

20) Das hat Niese EHP. 35 erkannt.

21) Lutetia. Zueignungsbrief, Abs. 6.

Allerdings, ein Beweis liegt in solcher Empfindung nicht. Und es bleibt immer bemerkenswert, daß wir uns die Hindeutungen auf den Ausgang aus der Ilias zusammensuchen mußten, daß die Erzählung davon nicht nur nicht den Hauptgegenstand des Heldengesanges gebildet, sondern daß es, wie wir mit Müllenhoff sagen dürfen, überhaupt keine alte epische Überlieferung davon gegeben hat. Auf der andern Seite steht die Tatsache, daß in mykenischer Zeit Hissarlik von einer ansehnlichen Stadt besetzt war, die durch Gewalt zerstört worden ist. Wenn wir also — und darüber ist ja zwischen Eduard Meyer und uns gar kein Widerspruch — annehmen wollen, daß eine Erinnerung an die damals geführten Kämpfe der Ilias zugrunde liegt, so werden wir versuchen müssen uns den Verlauf dieser Kämpfe so vorzustellen, daß sich das Fehlen des Abschlusses in der Erzählung einigermaßen begreifen läßt. Das ist, wie mir scheint, schwer möglich unter der Voraussetzung eines einheitlichen Kriegszuges, der mit gesammelter Kraft unternommen wurde, um die feindliche Stadt zu bezwingen, und, wenn auch erst nach jahrelangen Mühen, doch den erstrebten Erfolg hatte. Viel verständlicher wird der Zustand der Überlieferung, wenn wir uns denken, daß im Zusammenhang einer Eroberung der ganzen Landschaft wiederholte, mehrfach unterbrochene Versuche gemacht worden sind, die auf Hissarlik ragende Burg der Feinde zu brechen, und daß erst sei es die gestaltende Kraft der Sage oder dichterische Phantasie das Bild des zehnjährigen, in sich geschlossenen, durch das mitgebrachte Motiv des Helena-Raubes bestimmten Krieges geschaffen hat. Manche der Erinnerungen, die dabei verwertet wurden, waren wohl schon zu Liedern geformt, als endlich die stolze Stadt fiel. So kam es, daß dieses Ereignis nicht mehr mit anschaulicher Kraft in die Sage einging, und daß es auch in der abgerundeten Gestalt des Epos, die auf uns gekommen ist, zwar der Phantasie vorschwebt und die Gedanken beschäftigt, aber nur in ein paar nachträglich eingefügten Voraussagungen (M 15. O 71) als geschehen oder sicher bevorstehend erwähnt wird.

In solcher Weise könnten wir, müßten wir den Hergang zu verstehen suchen, auch wenn es richtig wäre, daß die Äoler in der troischen Landschaft vor dem Jahre 1000 nur erfolglos gekämpft, erst um 700 v. Chr. sich dauernd festgesetzt hätten. Aber dieser Satz, den Ed. Meyer aus Herodot und Strabon abgeleitet hatte, läßt sich heute nicht mehr aufrecht erhalten. Alfred Brückner

hat in seiner »Geschichte von Troja und Ilion«[22]) zunächst die Aussagen der beiden genannten Autoren einer erneuten Prüfung unterzogen, und gezeigt daß sie gar nicht gegen eine frühe Besiedelung der Troas durch die Äoler zeugen, wenn sie auch freilich nichts enthalten was ausdrücklich dafür spricht (S. 556. 567 f.). Unzweifelhaft aber tut dies der uralte Bestand eines Athene-Heiligtums auf dem Burghügel. Daß der Kultus der Ἀθάνα Ἰλιάς und der schaurige Tempeldienst lokrischer Mädchen, den die Sage an den Frevel des Lokrers Aias anknüpfte[23]), nicht erst zur Zeit der lydischen Könige eingerichtet sein kann, ergibt sich aus historischen Erwägungen (S. 558 f.) und wird bestätigt durch eine Entdeckung in den Ruinen, wo ein sehr alter Brunnenschacht mit unterirdischem Zugang, der Art jenes Dienstes entsprechend, deutlich erhalten ist (S. 561). Brückner hat ebenso besonnen wie entschlossen die Tatsachen verwertet und es wahrscheinlich gemacht, daß bald nach dem Sturze der einheimischen Königsherrschaft inmitten der Trümmer auf dem Burgberge das Heiligtum der Athene gegründet worden ist (S. 569), dessen Hüter, von den Bewohnern des Landes nicht beunruhigt und vielleicht durch griechische Besatzungen der Küstenplätze geschützt, lange Zeit allein hier oben hausten (S. 570 f.), bis sie von Barbaren, etwa thrakischer Herkunft, verdrängt wurden, die dann ihrerseits wieder, durch die Lyder vertrieben, einer erneuten, nunmehr umfangreicheren griechischen Ansiedlung Platz machten (S. 200. 556). Zum Dienste der Athene von Ilion sandten Jahrhunderte hindurch, bis in hellenistische Zeiten herab, die Hypoknemidischen Lokrer Jungfrauen vornehmer Geburt; daraus darf man schließen, daß die Zerstörung der Stadt wie die Gründung des Heiligtums das Werk von Erobererscharen gewesen ist, zu denen die Lokrer gehörten. Sie und ihr Führer, Aias Oileus' Sohn, haben ihren festen Platz unter den Achäern der Ilias.

Zu diesen Achäern aber, zu den Kämpferscharen, deren Taten zu der Sage vom troischen Kriege den geschichtlichen Grund gelegt haben, gehören auch Achilleus und seine Myrmidonen. Oder sollen wir, mit Ed. Meyer, glauben, daß er erst nachträglich in diese

22) Abschnitt IX in dem S. 205 angeführten Werke »Troja und Ilion« (1902). Der Zeit von der Zerstörung Trojas bis zu den lydischen Königen sind S. 554—572 gewidmet.

23) Von Timäos berichtet, uns überliefert in den Scholien zu Lykophrons Alexandra 1141—1173. Erwähnt auch von Polybios 12, 5, 7.

Sage aufgenommen worden sei? Dem widerspricht die Ilias selbst und ihr Inhalt, sobald wir sie genauer betrachten. Es gibt ja eine Reihe von Büchern, B—H, in denen die Person des Helden so sehr zurücktritt, daß er fast vergessen erscheint; und aus diesen hat bekanntlich George Grote ein besonderes Epos bilden wollen, das er im strengeren Sinne »Ilias« nennt als Gegensatz zur »Achilleis«, der er die Hauptmasse unserer 24 Gesänge zuweist. Er findet (History of Greece II [New-York 1861] p. 175), jene sechs Bücher seien *of a wider and more comprehensive character*, weil in ihnen der in sich geschlossene Gang der Achilleus-Dichtung (*a plan comparatively narrow*) verlassen ist. Hieran ließe sich vielleicht anknüpfen, um der Hypothese eine bestimmtere Gestalt zu geben und von einer »Ilias ohne Achill« ein Bild zu gewinnen; aber gerade dieser Versuch führt dazu, den Gedanken abzulehnen. Grote selber war überzeugt, daß in dem uns vorliegenden Epos die »Achilleis« den Rahmen bilde, in den die »Ilias«-Dichtung später eingefügt worden sei; und durch die weiteren Forschungen, die sich aus seinem fruchtbaren Gedanken entwickelt haben, ist erkannt worden, daß die von ihm vorausgesetzte »Ilias« niemals als selbständiges Werk existiert hat, vielmehr die Gesänge B—H, mögen auch ältere Stücke darin verarbeitet sein, doch in der uns vorliegenden Gestalt für ihren jetzigen Platz, als Eindichtung in das überlieferte große Epos, geschaffen worden sind. Aus diesem aber kann Achill nicht weggedacht werden, ohne daß das Ganze zerstört wird; darauf wurde schon kurz hingedeutet (S. 206). Die Aias-Szenen sind, wie wir früher gesehen haben, in ihrem Kern uralt, aber nur wiederholte Bearbeitungen eines und desselben Motivs, nicht Teile einer zusammenhängenden Geschichte. Und auch Agamemnon bietet, wenn man ihn für sich nimmt, nicht Stoff genug, um ein eigenes Epos zu füllen; von den Stellen, an denen er ohne Beziehung zu Achill erscheint, kommen der Vertrag mit den Troern in Γ, die ἐπιπώλησις in Δ nicht mit in Betracht, weil sie als jüngerer Zuwachs anzusehen sind. In der πεῖρα (in B) könnte ein Stück älterer Dichtung enthalten sein, das dann in unsres Ilias unvermittelt und unverstanden dastehen würde. Außer ihr bliebe nur das elfte Buch (Ἀγαμέμνονος ἀριστεία), das uns natürlich nicht genau den Inhalt, aber doch ungefähr den Charakter der ursprünglichen, vorachilleischen Ilias anschaulich machen müßte, während auf der andern Seite der Streit zwischen Agamemnon und

Achilleus, Thetis' Bitte an Zeus, Kampf und Tod des Patroklos, die Versöhnung, Hektors Fall erst der jüngeren Schicht angehören würden. Ich meine, man braucht diese Verteilung nur einmal in Gedanken klar zu erfassen, und man wird erkennen daß sie ganz unmöglich ist.

Wenn danach der Versuch aufgegeben werden muß die Sage vom troischen Kriege ihrer Entstehung nach von der Achilleus-Sage und damit zugleich von dem historischen Ereignis der äolischen Kolonisation zu trennen, so bleibt hier doch eine Schwierigkeit. Gerade aus dem Teile Thessaliens, der die Wohnsitze der Myrmidonen umfaßte, aus der Phthiotis, liegt bis jetzt keine Inschrift in äolischem Dialekte vor. Und das ist um so auffallender, weil die Bewohner dieses Gebietes sich der fremden Eroberung gegenüber kraftvoller behauptet hatten als die der nördlichen Landstriche; Herodot nennt (VII 132) unter den Völkerschaften, welche dem Xerxes Erde und Wasser auslieferten, die phthiotischen Achäer (Ἀχαιοὶ οἱ Φθιῶται) ebenso wie die Doloper, Perrhäber, Magneten u. a. als selbständige Gemeinde neben den Thessalern. Wenn also in der Peneios-Ebene die Überlegenheit der altererbten Kultur so stark war, daß die Thessaler, als sie das Land eroberten, ihre eigene nordwestgriechische Sprache aufgaben und die äolische Mundart der Unterworfenen nahezu unverändert zu der ihrigen machten, so müßte man vollends erwarten, daß in dem nicht unterworfenen südlichen Teile des Landes die frühere Sprache unversehrt geblieben wäre. Aber wer beweist uns, daß sie das nicht war? Wir besitzen altertümliche phthiotische Inschriften überhaupt nicht; und mindestens einige der späteren Urkunden dieses Gebietes sind unter der Herrschaft des ätolischen Bundes geschrieben, zeigen daher naturgemäß die Sprache des regierenden Stammes. Wir sind also über den einheimischen Dialekt, der in dieser Landschaft in historischer Zeit gesprochen wurde, so gut wie gar nicht unterrichtet, sondern können heute oder morgen durch den Fund einer Inschrift überrascht werden, die uns über ihn ebenso viel Neues lehrt wie einst über den nordthessalischen die Tafel von Larissa. Und ganz fehlt es doch schon jetzt nicht an Anhaltspunkten für die Hoffnung, daß auf diesem Wege die sprachliche Zusammengehörigkeit zwischen dem Süden und dem Norden von Thessalien hervortreten werde. Sie verrät sich in dem Gebrauch der Patronymika auf einzelnen phthiotischen Steinen: Ἀμύνανδρος Μαχάτειος (Del.² 388 = GDI. 1453)

und Φυλίκα Εὐβιοτεία (Del.² 390 = GDI. 1460). Fick hat zwar angenommen, Amynander sei von Herkunft ein Nordthessaler gewesen und der Grabstein der Phylika gehöre nicht nach Pteleon, wo er gefunden ist, sondern nach dem benachbarten Alos, das eine Zeitlang unter pharsalischer Oberhoheit gestanden habe, er sei zum Bau einer Kirche von da nach Pteleon geschleppt worden; aber zu beiden Konjekturen hat ihn nur eben die Form der Patronymika veranlaßt. Vorsichtiger schien es mir, als ich vor 25 Jahren für meinen Delectus die thessalischen Inschriften ordnete, beide Steine als phthiotisch gelten zu lassen und in dem Εὐβιοτεία, Μαχάειος eine Spur der einheimischen Mundart zu sehen. Jetzt hat Otto Kern, der die Gegend bereist hat und kennt, den Gedanken der Verschleppung als ganz unmöglich abgelehnt und, was besonders erfreulich ist, ein drittes Beispiel hinzugefügt, eine wenn auch nicht mehr im Original doch in sorgfältiger Aufzeichnung der Worte erhaltene Weihinschrift aus der Gegend des phthiotischen Eretria: Μεθίστας Πιθούνειος Ἄπλουνι[24]. So sind wir doch schließlich berechtigt, auch das Tal des Spercheios als äolisches Sprachgebiet und Achill als einen Helden äolischen Stammes in Anspruch zu nehmen.

Daß seine Gestalt zu denen gehört, die bereits als Gegenstand von Liedern aus der Heimat mit übers Meer gewandert sind, wurde schon früher erwähnt (S. 191). Seine Lanze ist auf dem Pelion gewachsen (Π 143 f.); der Kentaur Cheiron, der für seinen Vater die Esche gefällt hat, ist sein Lehrer gewesen (Λ 831 f.); noch vor Troja betet Achill zu Spercheios, dem heimatlichen Flußgott, dem sein Haupthaar geweiht war (Ψ 141 ff.) Also: wenn wir uns eine Ilias ohne Achill nicht denken können, einen Achill ohne Ilias hat es sicher gegeben. Als die blutigen, langwierigen und zuletzt doch erfolgreichen Kämpfe um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien Stoff zu neuem Singen und Sagen geschaffen hatten, da wurde, in der fortwachsenden, Fernes und Nahes vermischenden Erinnerung, den vaterländischen Helden ein Hauptanteil an dem frischen Ruhme gegeben. Was von ihren auf thessalischem Boden vollbrachten Taten in Liedern verherrlicht war, übertrug man auf den fremden Schauplatz, so daß es ein Stück des troischen Krieges wurde oder doch räumlich und zeitlich ihm angegliedert erschien.

24) Kern in dem früher (S. 197) zitierten Aufsatze S. 16 f.

So haben, um an Useners Worte zu erinnern, die Wanderungs- und Eroberungszüge achäisch-äolischer Stämme, die das Volk zu neuen Lebensbedingungen führten und seinen Geist bis in die Tiefe erregten, einen Strom epischer Überlieferung entstehen lassen, in den alles mit aufging, was schon früher Gegenstand des Gesanges gewesen war[25]).

III. Achäer, Danaer, Argeer.

»Achäisch-äolische Stämme«: mit welchem Rechte sagen wir so? Daß der Name »Äoler« im Epos nirgends vorkommt, braucht uns nicht irre zu machen; schon früher (S. 185) wurde der Tatsache gedacht, daß er erst in den Kolonien aufgekommen ist, und nur vor der Folgerung gewarnt, daß darum auch der Stamm als eine lebendige Einheit erst in Kleinasien erwachsen sein müsse. Die Gemeinsamkeit der Sprache — Thessalisch, Lesbisch — gibt ihm festen Bestand. Die Träger dieser Sprache aber machten nur einen Teil der vordorischen Bevölkerung von Griechenland aus, die man sich neuerdings gewöhnt hat in ihrer Gesamtheit als »Achäer« zu bezeichnen. Vor anderen war es Otto Hoffmann, der diese Bezeichnung einführte und durchführte. Alles, was nicht ionisch ist, faßte er in zwei große Gruppen zusammen: Dorisch und Äolisch oder, wie er nun dafür einsetzte, Achäisch; und innerhalb der zweiten Gruppe unterschied er weiter nordachäische Dialekte (Thessalisch, Lesbisch) und südachäische (Arkadisch, Kyprisch). Gegen diese Anordnung habe ich früher Bedenken erhoben, die mir auch heute noch nicht widerlegt zu sein scheinen; aber der Gebrauch hat für die vorgeschlagenen Sammelnamen entschieden. Und Kretschmer mag recht haben, daß es praktisch ziemlich gleichgültig sei, ob sich dieser moderne Gebrauch des Achäer-Namens mit dem antiken genau decke oder nicht (Glotta I S. 9). An sich behält doch auch die Frage nach jenem ihren Wert; und insbesondere, was von den Achäern im Epos zu halten sei, kann nur von hier aus beurteilt werden.

Auf historischem Boden kennen wir Achäer an drei Punkten: in Unter-Italien, an der Nordküste des Peloponnes und im südlichen

25) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (1897) S. 3. 21. Inwiefern der Gedanke hier etwas anders gewendet ist als Usener ihn meinte, wird der Kundige leicht erkennen.

Thessalien. Daß hier, in der Gegend von Phthia, äolisch gesprochen wurde, haben wir vorher als wahrscheinlich erkannt; etwas anders liegt die Sache bei den peloponnesischen und italischen Achäern. Zwar ist auch aus diesen Gebieten das inschriftliche Material, das wir besitzen, kümmerlich[26]; aber es reicht doch aus, um zu zeigen, daß der Dialekt von dem lesbischen und thessalischen sehr verschieden, dagegen den Mundarten der nordwestlichen Gruppe (Lokrisch, Phokisch, Ätolisch) ähnlich ist. Otto Hoffmann (Griech. Dial. I [1891] S. 10) meint, diese Tatsache lasse sich daraus erklären, daß die Stämme, welche von Norden kommend den Peloponnes eroberten, hier nicht, wie in Thessalien, ihre Mundart der einheimischen zuliebe aufgaben, sondern sie behaupteten und nur in geringem Grade mit solchen Elementen mischten, die sie aus der Sprachgewohnheit der älteren Bewohner des Landes annahmen. Er kann sich hierfür auf ein Zeugnis Strabons berufen, der über die Sprachverhältnisse auf dem Peloponnes berichtet (VIII 1, 2; p. 333): καὶ οἱ ἐντὸς (Ἰσθμοῦ) Αἰολεῖς πρότερον ἦσαν, εἶτ' ἐμίχθησαν, Ἰώνων μὲν ἐκ τῆς Ἀττικῆς τὸν Αἰγιαλὸν κατασχόντων, τῶν δ' Ἡρακλειδῶν τοὺς Δωριέας καταγαγόντων, ὑφ' ὧν τά τε Μέγαρα ᾠκίσθη καὶ πολλαὶ τῶν ἐν τῇ Πελοποννήσῳ πόλεων. οἱ μὲν οὖν Ἴωνες ἐξέπεσον πάλιν ταχέως ὑπὸ Ἀχαιῶν, Αἰολικοῦ ἔθνους· ἐλείφθη δ' ἐν τῇ Πελοποννήσῳ τὰ δύο ἔθνη, τό τε Αἰολικὸν καὶ τὸ Δωρικόν· ὅσοι μὲν οὖν ἧττον τοῖς Δωριεῦσιν ἐπεπλέκοντο — καθάπερ συνέβη τοῖς τε Ἀρκάσι καὶ τοῖς Ἠλείοις ... — οὗτοι Αἰολιστὶ διελέχθησαν, οἱ δ' ἄλλοι μικτῇ τινι ἐχρήσαντο ἐξ ἀμφοῖν, οἱ μὲν μᾶλλον οἱ δ' ἧττον αἰολίζοντες· σχεδὸν δ' ἔτι καὶ νῦν κατὰ πόλεις ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται, δοκοῦσι δὲ δωρίζειν ἅπαντες διὰ τὴν συμβᾶσαν ἐπικράτειαν. Indem er ausdrücklich nur die Eleer und die Arkader ausnimmt und von allen andern sagt, daß sie einen aus Dorisch und Äolisch gemischten, überwiegend aber dorischen Dialekt gesprochen hätten, rechnet Strabon offenbar auch die Achäer zu denjenigen, deren Mundart einen starken Einfluß durch die Einwanderer erfahren habe. Ob er recht tut diese alle insgesamt als Dorer, die älteren Einwohner ebenso unterschiedslos als Äoler zu bezeichnen, bleibt allerdings die Frage; aber daß eine Mischung stattgefunden hatte, wird er oder sein Vorgänger in dieser Untersuchung richtig erkannt haben. Wir selbst müßten es vermuten, wenn nichts davon

---

26) GDI. 1599—1682, von Otto Hoffmann bearbeitet.

überliefert wäre. Denn im Grunde ist doch das was sich in Thessalien vollzogen hat das Auffallende und Ungewöhnliche; gleich diejenige Mundart, die räumlich und verwandtschaftlich der thessalischen besonders nahe steht, die böotische, zeigt ein anderes Verhältnis. Hier ist die einheimische Sprache in die der Einwanderer aufgegangen und bildet nur ein untergeordnetes Element der Mischung, die den böotischen Dialekt der geschichtlichen Zeit charakterisiert[27]). Was aber für Böotien nachgewiesen und zugegeben ist, kann für Achaia im Prinzip nicht bestritten werden: so gut wie die älteren Einwohner der einen Landschaft können auch die der anderen äolisch geredet haben.

In bezug auf die sprachlichen Verhältnisse des peloponnesischen mehr noch als des phthiotischen Achaia kommen wir über Vermutungen nicht hinaus. Daß aber zwischen den Bewohnern beider Landschaften eine alte Verbindung bestanden hat, dafür fehlt es auch an bestimmten Zeugnissen nicht. Von den peloponnesischen Achäern glaubte man, daß sie aus Thessalien herstammten; denn Strabon berichtet VIII 7, 1 (p. 383 f.): Ἀχαιοὶ Φθιῶται μὲν ἦσαν τὸ γένος, ᾤκησαν δ' ἐν Λακεδαίμονι, τῶν δ' Ἡρακλειδῶν ἐπικρατησάντων . . . τοῖς Ἴωσιν ἐπέθεντο, καὶ γενόμενοι κρείττους τοὺς μὲν ἐξέβαλον, αὐτοὶ δὲ κατέσχον τὴν γῆν . . . οὕτω δ' ἴσχυσαν, ὥστε τὴν ἄλλην Πελοπόννησον ἐχόντων τῶν Ἡρακλειδῶν, ὧν ἀπέστησαν, ἀντεῖχον ὅμως πρὸς ἅπαντας, Ἀχαΐαν ὀνομάσαντες τὴν χώραν. Wieviel von dem, was hier über die wechselvollen Schicksale des Stammes angedeutet wird, der Wirklichkeit entsprach, ist schwer zu sagen; aber das ist sicher, daß sie selbst das Bewußtsein, um Phthia zu Hause zu sein, immer bewahrt haben. Denn als sie später vom Ägialos aus nach Italien hinüberfuhren und dort Kolonien gründeten, nannten sie das neuerworbene Land »das große Hellas« im Gegensatz zu dem älteren, kleineren, das am Othrys die Heimat ihrer Vorfahren gewesen war. Ob die Namen Ἑλλάς und Φθία ganz dasselbe bezeichneten oder ob, wie der Sprachgebrauch des Epos (B 683. I 395. 478 f.) zu fordern scheint, ein Unterschied zwischen ihnen bestand und wie dieser abzugrenzen wäre, vermochte schon Strabon (IX 5, 6 p. 431 f.) nicht zu entscheiden; darüber aber läßt auch er keinen Zweifel, daß die Wohnsitze der Achäer im südlichen Thessalien so gut »Hellas« wie »Phthiotis« heißen konnten.

---

27) Vgl. oben S. 202 und Anmerkung auf S. 193.

Und daß nach diesem Vorbild ἡ μεγάλη Ἑλλάς benannt worden ist, folglich dieser Ausdruck mit »Großgriechenland« sehr unglücklich übersetzt wird, hat Ed. Meyer (Forschungen zaG. I [1892] 111) überzeugend dargelegt. Die drei Gruppen von Achäern also, die es in historischer Zeit gibt, hängen unter sich deutlich zusammen und haben alle in der Phthiotis ihren Ursprung.

Hierzu würde es gut passen, wenn im Epos der Name Ἀχαιοί auf denjenigen Teil des griechischen Volkes beschränkt wäre, der in der Phthiotis wohnte; aber dem ist nicht so. Schon das häufige Vorkommen des Namens in der Odyssee reicht aus um zu beweisen, daß er eine weiter ausgedehnte Bedeutung hat. Hier wie in der Ilias werden die Bezeichnungen Ἀχαιοί und Ἀργέιοι ohne Unterschied für sämtliche Griechen gebraucht. Ἀχαιοί begegnen uns in Messenien (Λ 759) und in Argos (ο 274), Ἀχαιιάδες heißen die Frauen auf Ithaka (β 101) so gut wie in Mykene. Wenn also Achill, indem er die Ehe mit Agamemnons Tochter zurückweist, sagt (I 395): πολλαὶ Ἀχαιίδες εἰσὶν ἀν' Ἑλλάδα τε Φθίην τε, so stellt er allerdings die Bewohnerinnen seiner Heimat den Töchtern andrer griechischer Landschaften gegenüber; aber das wird erst durch die hinzugefügte geographische Bestimmung deutlich. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Stellen, an denen die Masse der Griechen mit Ausschluß Achills und seiner Mannen gemeint ist und mit dem Namen Παναχαιοί bezeichnet wird. So in der Bitte, die Odysseus an den zürnenden Peliden richtet (I 300 ff.):

εἰ δέ τοι Ἀτρεΐδης μὲν ἀπήχθετο κηρόθι μᾶλλον,
αὐτὸς καὶ τοῦ δῶρα, σὺ δ' ἄλλους περ Παναχαιοὺς
τειρομένους ἐλέαιρε κατὰ στρατόν.

Im siebenten Buche, wo die Führer der Danaer sich fürchten den Einzelkampf mit Hektor, der sie herausgefordert hat, aufzunehmen und dafür von Nestor gescholten werden, nennt er sie (H 159) ἀριστῆες Παναχαιῶν; und Achill selber bedient sich einmal (Ψ 236) der Anrede: Ἀτρεΐδη τε καὶ ἄλλοι ἀριστῆες Παναχαιῶν. An der universellen Geltung des Namens Ἀχαιοί kann also für das Epos gar nicht gezweifelt werden. Die Frage ist, ob man darin den Rest eines historischen Verhältnisses oder eine Verallgemeinerung sehen soll, die nur dem poetischen Sprachgebrauch verdankt wird. Eduard Meyer ist geneigt (GA. II § 50) das erste anzunehmen; und allerdings würde es zu dem Bilde stimmen, das er sich von dem

politischen Zustande der vorhomerischen Periode gemacht hat. Wenn damals wirklich, im Gegensatz zu der »Zersplitterung der Folgezeit«, in Griechenland ein großes Reich bestand, das von Argolis aus regiert wurde und unter anderem mächtig genug war einen gemeinsamen Kriegszug nach der Troas zu unternehmen, so liegt die Annahme nicht fern, daß diese »mykenische Epoche einen Namen gekannt hat, der einen größeren Teil der Nation zusammenfaßte«. Und davon könnte sich dann ein Rest darin erhalten haben, daß gelegentlich auf ganz getrennten Punkten für Personen oder Örtlichkeiten sich Bezeichnungen finden, die vom Namen Ἀχαιοί gebildet sind: Ἀχαιῶν ἀκτή auf Kypros, ein Ort Ἀχαία auf Rhodos, Φιλάχαιος der Vater des Xuthias in Lakonien. Aber diese Spuren sind doch gar zu vereinzelt und fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß in historischer Zeit der Achäername auf jene drei klar bestimmten, unter sich zusammenhängenden Gruppen beschränkt ist. Und die Hypothese von der politischen Konzentration, die zur Zeit der mykenischen Kultur — trotz Thukydides I 3 — bestanden haben soll, entbehrt jeder herzhaften Begründung; um das zu erkennen braucht man nur nachzuzählen, wie oft in der Beschreibung, die Ed. Meyer (§ 106) von diesen Dingen gibt, Ausdrücke wie »vielleicht, vermutlich, wohl zweifellos« vorkommen. Auf der andern Seite wird durch innere wie durch äußere Gründe die Annahme empfohlen, daß es dem Namen der Achäer ebenso ergangen ist wie dem der Argeer: beide bezeichneten in Wirklichkeit die Bewohner einzelner Landschaften, wurden aber im Munde der Dichter, die drüben in Asien von den Taten ihrer Vorfahren erzählten und die Verhältnisse der Heimat nicht mehr aus eigner Anschauung kannten, vollends nachher von den stammfremden ionischen Fortsetzern des epischen Gesanges ohne scharfe Scheidung angewendet und allmählich zu zwei gleichbedeutenden, d. h. gleich bedeutungslosen Benennungen sämtlicher Griechen ausgeweitet. Nur in dem Verse des Schiffskataloges, der die Untertanen des Achilleus angibt (B 684):

Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί,

wie vielleicht in dem vorher angeführten I 395, scheint sich eine Erinnerung an den ursprünglichen Sinn erhalten zu haben.

Neben dem Achäernamen gibt es zwei andere, mit denen die Gesamtheit der Griechen bezeichnet wird: Δαναοί und Ἀργέιοι. Alle drei sind kürzlich von einem italienischen Gelehrten, A. della Seta, in sorgfältiger Untersuchung behandelt worden[28]. Diese geht aus von dem Nachweis, daß die einzelnen Formen von Ἀχαιοί für die Unterbringung im Hexameter weniger bequem waren als die anderen, stellt fest, daß sie trotzdem in beiden Epen viel häufiger vorkommen, und zieht aus dieser doppelten Beobachtung den Schluß, daß zum Grundstock der Ilias eigentlich nur Ἀχαιοί gehören, während die Benennungen Δαναοί und Ἀργέιοι späteren Ursprungs und demgemäß erst in jüngeren Schichten des Epos zu finden seien. Diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß Quintus von Smyrna, der ein Jahrtausend nach Homer dichtete und den epischen Sprachschatz als etwas Abgeschlossenes übernahm, sich den metrischen Vorteil entschieden zunutze gemacht hat, wie folgende Übersicht zeigt:

	Ἀχαιοί	Ἀργέιοι	Δαναοί
Ilias	605	176	146
Odyssee	118	30	13
Quint. Smyrn.	118	224	102

Dasselbe, meint della Seta, würden die Verfasser des alten Epos getan haben, wenn sie die drei Namen als gleich berechtigte gekannt hätten; der seltene Gebrauch von Ἀργέιοι und Δαναοί lasse sich nur so erklären, daß diese Benennungen, während Ilias und Odyssee entstanden, erst im Aufkommen begriffen gewesen seien. — Der metrischen Verwendbarkeit ist hier zuviel Gewicht beigelegt. Für Quintus mag die gegebene Erklärung gelten, für Homer stimmt schon die Beobachtung nicht ganz. Wenn die metrisch gefälligeren Formen die jüngeren wären, so müßte ihr Verhältnis zu den anderen in der Odyssee eine Zunahme aufweisen; das ist bei Ἀργέιοι nicht der Fall, bei Δαναοί zeigt sich sogar das Gegenteil. So sind wir viel mehr berechtigt, in beiden Bezeichnungen etwas Altertümliches zu sehen. Dafür sprechen auch innere Gründe.

Weder Ἀργέιοι noch Δαναοί ist in der Odyssee noch ein Wort der lebendigen Sprache. Hier werden nicht die handelnden Personen so genannt, sondern die Personen des älteren Epos, wo von

28) A. della Seta, »Achaioi, Argeioi, Danaoi nei poemi omerici«, Accademia dei Lincei, Rendiconti vol. 16 (1907) p. 133—210.

ihnen die Rede ist, die Helden die vor Ilios kämpften. Das gilt von den »Danaern« ausnahmslos[29]; höchstens, was Penelope sagt, sie habe einen Mann verloren παντοίῃς ἀρετῇσι κεκασμένον ἐν Δαναοῖσι (δ 725. 815), steht auf der Grenze. Ἀργεῖοι, wie es überhaupt häufiger ist, zeigt auch eine etwas größere Mannigfaltigkeit der Verwendung; sieht man aber näher zu, so dienen die Ausnahmen der Regel nur zur Bestätigung. Denn sie beschränken sich darauf, daß zweimal die Bewohner von Argos Ἀργεῖοι heißen: in der Erzählung von Ägisthos γ 309 (vgl. 251) und in der von Melampus ο 240 (vgl. 239). In allen übrigen Fällen sind Ἀργεῖοι, wie Δαναοί, in der Odyssee nur die Troja-Kämpfer: ὅτε Ἴλιον εἰς ἀνέβαινον Ἀργεῖοι β 172 f. u. ö.; Antilochos war οὔ τι κάκιστος Ἀργείων δ 199 f., usw. Die Äußerung des Menelaos, er habe gehofft, den Odysseus φιλησέμεν ἔξοχα πάντων Ἀργείων (δ 171 f.), bezieht sich zwar auf die Zeit nach dem Kriege, also auf die Situation der Odyssee; aber es sind die alten Kriegsgefährten, von denen er spricht. Ein der Bedeutung von Ἀχαιοί in der Odyssee gleichartiger Gebrauch des Argeer-Namens liegt auch hier nicht vor.

Um so enger scheinen auf den ersten Blick Δαναοί und Ἀργεῖοι unter sich zusammenzugehören. Denn der Mythus von Danaos und den Danaiden ist in Argolis fest lokalisiert; und nichts scheint natürlicher, als daß »Danaer« die Leute des Danaos, die also in Argos zu Hause waren, bedeute[30]. Doch, von der Übereinstimmung der Namen abgesehen, gibt es keinerlei Anhalt für diese Verbindung. Homer kann sie unmittelbar schon deshalb nicht bezeugen, weil er den Danaos und seine Töchter nirgends erwähnt. Aber auch zu der Landschaft, als deren Beherrscher und Wohltäter Danaos in der Sage galt, liegt an keiner der 159 Stellen, an denen die Δαναοί in Ilias und Odyssee erwähnt werden, eine Beziehung vor. Daß in Phthia und Hellas Achäer wohnten, war den Verfassern von Versen wie B 684. I 395 immerhin bewußt; nichts der Art haben wir für Argos und die Danaer. Das hat

29) So modifiziert sich der Gedanke von Gladstone (Landmarks of Homeric study [1890] p. 38): *The Danaan is an archaic name, which perhaps had never been in actual use for the whole people, and in the Poems it has a specially military colour.*

30) Allzusicher Ed. Meyer (Forsch. zaG. I 73): »Daß dieser Name »ehemals als Stammname in der argivischen Ebene wirklich lebendig »gewesen ist, wird niemand bezweifeln.«

Strabon wohl bemerkt. Er vermutet zwar im Anschluß an Euripides (fr. 230, aus dem Ἀρχέλαος), daß der Gesamtname früher eine engere Bedeutung gehabt habe: οἶμαι ὅτι — — Δαναούς, ὥσπερ καὶ Ἀργείους, ἡ δόξα τῆς πόλεως ταύτης ἀπ' αὐτῆς καὶ τοὺς ἄλλους Ἕλληνας καλεῖσθαι παρεσκεύασεν (VIII 6, 9; p. 371); aber aus dem wirklichen Sprachgebrauche kennt er hier wie anderwärts (p. 369. 574) nur die erweiterte Bedeutung. Und nur diese liegt bei Homer vor, besonders deutlich da wo die Danaer den Troern entgegengestellt werden (B 40 u. ö.). Möglich wäre noch, daß die Bezeichnung Δαναοί sich besonders geläufig da eingestellt hätte, wo von Agamemnon, der über ganz Argos herrschte (B 108) und die Argeerin Helena seinem Bruder zurückerobern wollte, erzählt wurde; aber auch dies trifft nicht zu. Zwar wird Agamemnon einmal »allen Danaern«, einmal »den andern Danaern« gegenübergestellt (A 90. I 316); aber das Gleiche geschieht öfter mit Achill (B 674. H 227 f. P 280. Ω 338). Von dessen Myrmidonen wird mehrmals gesagt, daß sie für die Danaer Rache nehmen, den Danaern Hilfe bringen (Λ 797. Π 39. 546). Und in einer ganz persönlich dem Achill gehörenden Szene, dem Gespräch des Helden mit den Götterpferden, heißt es: φράζεσθε σαωσέμεν ἡνιοχῆα ἄψ Δαναῶν ἐς ὅμιλον (T 401 f.). Nach dem allen sieht es eher so aus, als wären die Δαναοὶ ταχύπωλοι — dies ihr häufigstes Beiwort, das außer ihnen bloß die Myrmidonen einmal (Ψ 6) haben — in Nordgriechenland zu Hause. Zu derselben Vermutung ist von anderer Seite her Wilamowitz gekommen[31]), indem er daran erinnert, daß der Eigenname Δανᾶ in Thessalien nachweisbar ist (GDI. 347). Mag diese Kombination erneuter Prüfung empfohlen sein, bei der vielleicht auch eine historische Beziehung — zu den Danauna, die unter Ramses III. um 1160 v. Chr. an dem Einfall von Seevölkern in Ägypten teilnahmen, und in denen Ed. Meyer (GA. II § 121) die Danaer zu erkennen glaubt — erst in ihr rechtes Licht treten wird. Soviel steht schon jetzt fest: mit Argolis und dem Inachostale haben die Danaer ursprünglich nichts zu tun.

---

31) Herakles² I [1895] S. 17 Anm. 34. Von der dort ausgesprochenen Bemerkung soll noch in anderem Zusammenhange Gebrauch gemacht werden.

Wenn die Achäer sicher und die Danaer wahrscheinlich thessalischer Herkunft sind, so kann uns das eigentlich nicht wunder nehmen, bei dem grundlegenden Anteil den Thessalien an der Ausbildung der Heldensage gehabt hat. Von dort ging der Eroberungszug aus, dessen Mühen, Gefahren, Taten im Epos fortleben; die Götter, auf deren Schutz das Volk vertraute und denen es zuletzt für den Sieg dankte, waren die olympischen; Achill, der tapferste Held, der allein dreiundzwanzig Städte in der Nähe von Ilios genommen und zerstört hat, ist in Thessalien zu Hause. Aber wie steht es mit Agamemnon, dem anerkannten Führer der Gesamtmacht? Müßte nicht auch er ein Thessaler sein? Und er stammt doch aus dem Peloponnes! er herrscht in Mykene, sein Bruder in Sparta, ihre Mannen sind die Argeer. Der Name bezeichnet zwar bei Homer, ebenso wie die beiden vorher besprochenen, alle Griechen; aber das ist eben eine poetische Übertragung: von rechtswegen, scheint es, kam er nur den Bewohnern von Argolis zu.

Alle diese Bedenken sind mit einem Schlage gehoben, wenn wir der glänzenden Vermutung nachgeben, die zuerst von Busolt (GrG. I² [1893] S. 223), kurz darauf auch von Beloch (GrG. I [1893] S. 157) ausgesprochen worden ist, daß die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nur das thessalische verstanden haben. Ist dies richtig, so war auch Agamemnon der echten Sage nach ein thessalischer Fürst und ist erst in späterer Zeit, als die Pflege des epischen Gesanges bereits auf die Ionier übergegangen war, nach dem Peloponnes versetzt und zum Könige von Mykene gemacht worden.

Der Gedanke ist so kühn und führt zu so weitreichenden Konsequenzen, daß wir ihn mit großer Vorsicht aufnehmen müssen. Aber er hält der strengsten Prüfung stand. Die Erwägungen, auf denen er beruht, lassen sich in vier Punkte zusammenfassen. Der erste Grund ist sprachgeschichtlicher Art: wenn Agamemnon ebenso wie Achill dem frühesten Bestande der Sage angehört, so muß er wie dieser aus einer Landschaft stammen, in der äolisch gesprochen wurde; und zwar nicht äolisch in dem weiten Sinne, den die Alten dem Wort gegeben haben, wo der Name das Eleische und Arkadische mit umfaßt, sondern lesbisch-äolisch. Dies war, wie die Inschriften lehren, die Sprache der Ureinwohner von Thessalien; daß es im Peloponnes jemals geherrscht habe, wird von niemandem auch nur behauptet. Otto Hoffmann, der die gemeinsamen

Züge des Thessalischen, Lesbischen, Arkadischen, Kyprischen stark betont, hebt doch zugleich hervor, daß die zwei ersten (»Nordachäisch«) und die beiden anderen (»Südachäisch«) enger zusammengehören und durch die eigenartigen Formen, die jede der beiden Gruppen entwickelt hat, Einheiten niederer Ordnung bilden[32]. — Zweitens: Agamemnon ist mit seiner Flotte von Aulis ausgefahren; auch dies weist ihn in die nördlichen Gegenden, die Heimat griechischer Schiffahrtskunst und Seefahrersage, das Land, in dem in ältester Zeit die Stämme saßen, von denen die äolischen Kolonien im nördlichen Teil der kleinasiatischen Westküste gegründet worden sind. Er ist in der Sage von vornherein mit Achilleus verbunden; seine Argeer sind die Genossen der von jenem geführten Achäer; beide Stammnamen werden beliebig miteinander vertauscht, und jeder von ihnen ist geeignet die Heerscharen zu benennen die vor Troja kämpfen: also müssen Argeer und Achäer Nachbarn gewesen sein. — Eine dritte Spur der richtigen Bedeutung von Ἄργος liegt in dem Beiwort ἱππόβοτον. Beloch erinnert daran, daß das peloponnesische Argos noch im 5. Jahrhundert v. Chr. keine Reiterei besessen hat; nirgends in der Geschichte spielen argivische Reiter eine Rolle: die Bedeutung der thessalischen Ritterschaft braucht nur erwähnt zu werden. Neumann hat in seiner »Physikalischen Geographie von Griechenland« zwar an der Vorstellung des »rossenährenden Argos« keinen Anstoß genommen (S. 405); aber die Beschreibung, die er selbst (S. 179) von der Bodengestalt der Argolis gibt, läßt uns nicht zweifeln, daß jenes Epitheton nicht hier sondern in der Peneios-Ebene entstanden ist. — Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Tatsache eines Irrtums in dem Gebrauch, den Homer vom Namen Ἄργος macht, bereits anerkannt ist. Daran nämlich zweifelte wohl schon im Altertum niemand, daß, als die formelhafte Verbindung καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος entstand, Hellas die Landschaft um Phthia, Argos die benachbarte Zentralebene Thessaliens war; diese Formel aber ist in der Odyssee ohne Bewußtsein ihres eigentlichen Sinnes gebraucht. Denn wenn Penelope klagt (α 343 f.):

τοίην γὰρ κεφαλὴν ποθέω μεμνημένη αἰεὶ
ἀνδρός, τοῦ κλέος εὐρὺ καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,

---

32) Hoffmann, Die griechischen Dialekte, I (1891) S. VIII. Vgl. oben S. 216.

so denkt sie natürlich nicht an Thessalien; sondern der Dichter hat ihr diesen Ausdruck in den Mund gelegt, weil er selbst ihn als einen festgeprägten überkommen hatte. Geschaffen sein muß er in einer Zeit, wo Hellas und Argos zusammengenommen das Gebiet ausmachten, das alle Vorstellungen und Interessen der Sänger umfaßte und für sie wie für ihr Publikum die Welt bedeutete; deshalb hatte Aristarch recht, an dem erweiterten Gebrauch von Ἑλλάς und Ἕλληνες Anstoß zu nehmen: οὐκ οἶδεν ὁ Ὅμηρος τὴν καθ' ἡμᾶς Ἑλλάδα, ἀλλὰ τὴν Θεσσαλικὴν οὕτω λέγει, καὶ Ἕλληνας τοὺς ἐκεῖθεν (zu δ 720, u. ä. ö.). Nur werden wir ihm, wenn er durch Athetese zu helfen suchte, nicht beistimmen, sondern eine unwillkürliche Verschiebung des Sinnes der Worte annehmen. Noch weiter vom Ursprung entfernt als an der angeführten Stelle ist dieser in dem Anerbieten, das Menelaos dem Telemach macht (ο 80 f.):

εἰ δ' ἐθέλεις τραφθῆναι ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,
ὄφρα τοι αὐτὸς ἕπωμαι, ὑποζεύξω δέ τοι ἵππους.

Hier wissen sich die Herausgeber nicht anders zu helfen als daß sie sagen, Ἄργος sei der ganze Peloponnes, Ἑλλάς das griechische Festland. Wohl, so verstand es der Dichter von ο; aber er verstand die übernommenen Worte anders, als der welcher sie geprägt hatte. Ein Mißverständnis liegt also im Gebrauch des Namens Ἄργος unter allen Umständen vor; wir haben nur zu fragen, wie weit es sich erstreckt und auf welchem Wege es sich entwickelt hat.

Strabon erklärt (V 2, 4; p. 221): τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἡ Θετταλία λέγεται, τὸ μεταξὺ τῶν ἐκβολῶν τοῦ Πηνειοῦ καὶ τῶν Θερμοπυλῶν ἕως τῆς ὀρεινῆς τῆς κατὰ Πίνδον, διὰ τὸ ἐπάρξαι τῶν τόπων τούτων τοὺς Πελασγούς. Und über die Doppelheit der Bedeutung sagt er (VIII 6, 5; p. 369 f.): τὴν ὁμωνυμίαν τοῖς ἐπιθέτοις διαστέλλεται, τὴν μὲν Θετταλίαν Πελασγικὸν Ἄργος καλῶν (»νῦν αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον«), τὴν δὲ Πελοπόννησον (»εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαιικόν« — »ἦ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαιικοῦ«) σημαίνων ἐνταῦθα, ὅτι καὶ Ἀχαιοὶ ἰδίως ὠνομάζοντο οἱ Πελοποννήσιοι κατ' ἄλλην σημασίαν. Ἴασόν τε Ἄργος τὴν Πελοπόννησον λέγει· »εἰ πάντες σε ἴδοιεν ἀν' Ἴασον Ἄργος Ἀχαιοί« [σ 246], τὴν Πηνελόπην, ὅτι πλείους ἂν λάβοι μνηστῆρας· οὐ γὰρ τοὺς ἐξ ὅλης τῆς Ἑλλάδος εἰκός, ἀλλὰ τοὺς ἐγγύς. ἱππόβοτον δὲ καὶ ἵππιον κοινῶς εἴρηκε. Wenn hier das »achäische Argos« auf die Inachos-Ebene

gedeutet wird, so brauchen wir uns dadurch nicht bestimmen zu lassen. Strabon stand natürlich wie das ganze Altertum unter dem Banne der durch das Epos überlieferten Anschauung, daß in Argolis, Lakonien und Messenien die achäischen Völker der Atriden und des Nestor gewohnt hätten; und wenn wir jetzt versuchen uns von dieser Anschauung frei zu machen, so dürfen wir nicht aus ihr selbst Entscheidungsgründe holen. Nach dem, was wir vorher über die Achäer erkannt haben, können wir nicht zweifeln, daß mit Ἄργος Ἀχαιικόν ursprünglich die Ebene von Thessalien gemeint war, wozu auch der Beiname οὖθαρ ἀρούρης besser paßt als zu der von Gebirgen eingeengten Landschaft im Peloponnes. Für den ganzen Gebrauch des Wortes bei Homer gewinnen wir nun folgende Abstufung.

1) Ausgesprochenermaßen ist Thessalien gemeint B 681, wo die Abgrenzung der Mannen des Achilleus mit den Worten beginnt: νῦν αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον. Die Beziehung auf Thessalien ist nicht ausgesprochen aber durch den Zusammenhang dringend nahe gelegt T 329. ω 37, wo Achills Heimat als Ἄργος bezeichnet wird.

2) Wo Ἄργος innerhalb einer formelhaften Wendung die Heimat sämtlicher Griechen bezeichnet, sind doch manchmal die Epitheta der Art, daß man noch erkennt, wie damit eigentlich etwas andres gemeint war. Dahin gehören die ganzen Verse I 141. 283: εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαιικόν, οὖθαρ ἀρούρης, und Γ 75. 258: Ἄργος ἐς ἱππόβοτον καὶ Ἀχαιίδα καλλιγύναικα. Auch wo bloß ἱππόβοτον neben dem Namen steht, B 287. I 246, erkennen wir noch eine Spur des echten Sinnes.

3) Weiter wird dann Ἄργος ohne charakterisierenden Zusatz als unbestimmter Ausdruck für Griechenland gebraucht: Paris hat Helena und viele Schätze ἐξ Ἄργεος geraubt H 363, die Griechen haben vor der Abfahrt zu Zeus gebetet ἐν Ἄργεϊ πολυπύρῳ O 372; jetzt droht die Gefahr νωνύμνους ἀπολέσθαι ἀπ' Ἄργεος ἐνθάδ' Ἀχαιούς M 70. N 227. Ξ 70; aber nur Feiglinge können wünschen πρὶν Ἄργοσδ' ἰέναι (B 348), bevor klar entschieden ist ob Zeus sein Versprechen nicht halten will. Hermes verspricht dem Priamos: σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην Ω 437.

Zweifelhaft ist Z 456, wo Hektor sich ausmalt, wie einst seine Gattin ἐν Ἄργει ἐοῦσα als Gefangene wird Wasser tragen müssen Μεσσηΐδος ἢ Ὑπερείης. Wenn wir den Pharsaliern (bei Strabon IX 5, 6; p. 432) glauben, so lagen beide Quellen nicht weit von ihrer Stadt; und eine Quelle Ὑπέρεια in Thessalien wird B 734 erwähnt: also dachte hier vielleicht der Dichter bei Ἄργος noch deutlich an das thessalische. Aber Pausanias (III 20, 1) kennt auch eine Quelle Μεσσηΐς bei Therapne in Lakonien; sollte diese gemeint sein, so wäre Ἄργος auch hier schon allgemein »Griechenland«.

4) Als Heimat Agamemnons im besonderen wird Ἄργος erwähnt A 30. B 115. I 22. N 379. Die Verfasser dieser Stellen haben sicher bereits nur an das peloponnesische gedacht. Besonders deutlich ist dies Δ 171 durch das Epitheton πολυδίψιον, das auf die thessalische Ebene gar nicht paßt. Daneben wird aber das konventionelle ἱππόβοτον weiter gebraucht γ 263, wo es von Ägisthos heißt, daß er μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο geblieben sei, während andere nach Troja zogen.

5) Zweimal wird Ἄργος mit anderen peloponnesischen Städten zusammen genannt: mit Sparta und Mykene Δ 52, mit Pylos und Mykene φ 108. Auch diese beiden Stellen zeigen, wie die der vorigen Gruppe, eine mißverständliche Anwendung, insofern sie dasjenige Argos, das für den Vorstellungskreis der Ilias einer der wichtigsten Orte war, in den Peloponnes versetzen.

6) Etwas anders zu beurteilen sind die Beziehungen, in denen Sisyphos und Melampus zu Argos stehen. Von ersterem heißt es Z 152, er habe in Ephyra gewohnt μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο; daß unter Ephyra nicht Korinth sondern eine Burg im innersten Winkel des Inachos-Tales zu verstehen sei, hat Bethe (Theban. Heldenl. 182) wahrscheinlich gemacht. Wenn Melampus von Pylos nach Argos ausgewandert ist (ο 226. 239) und sein Urenkel nun von dort nach Pylos flieht (ο 224), so ist natürlich das peloponnesische Argos gemeint, obwohl es wieder ἱππόβοτον genannt wird (239. 274). Aber das Geschlecht des Sisyphos sowohl wie das des Melampus stammt aus Thessalien (Apollodor

I 7, 3 und I 9, 11); und so wäre es doch möglich, daß auch hier der zweideutige Name zu einer Übertragung den Anlaß gegeben hätte, die diesmal nicht in einfacher Identifizierung zweier Örtlichkeiten sondern — wovon wir weitere Beispiele treffen werden — in der Annahme von Auswanderungen ihren Ausdruck gefunden haben würde.

7) Dagegen gehört dem Peloponnes von rechtswegen an Argos als derjenige Ort, an dem der Ätoler Tydeus (Ξ 119) und sein Sohn Diomedes (B 559. Z 224. γ 180) Heimatsrecht gewonnen haben. Wie Eurystheus hier zu Hause ist (Ἄργος Ἀχαιικόν T 115), so muß auch bei Herakles, den von weiter Irrfahrt Zeus Ἄργος ἐς ἱππόβοτον (O 30) zurückgeführt hat, an das peloponnesische gedacht werden. Wenn dem Namen an den beiden letzten Stellen die alten, aus Thessalien mitgebrachten Epitheta irrtümlich beigelegt sind, so kann das nicht überraschen.

8) Die Vorstellung von dem großen Reiche Agamemnons führte zu einer Ausdehnung des Begriffes: er hat von Thyestes die Herrschaft geerbt, πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν B 108. Hier scheint, während B 569 ff. das beherrschte Gebiet genauer begrenzt wird, πᾶν Ἄργος den ganzen Peloponnes zu bedeuten. Und in diesem Sinne steht dann der Name in der Odyssee öfter: Telemach fragt, ob Menelaos nicht im achäischen Argos gewesen sei, als sein Bruder ermordet wurde (γ 251); Menelaos erzählt, er habe den Wunsch gehabt den Odysseus in Argos anzusiedeln (δ 174); ihm selber ist es nicht bestimmt Ἄργει ἐν ἱπποβότῳ θανέειν δ 562. Danach ist auch wohl δ 99 der Peloponnes gemeint, wo Menelaos derer gedenkt, die Τροίῃ ἐν εὐρείῃ ἑκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο gefallen sind.

9) Endlich hat man nun diese spät abgeleitete Bedeutung in die alte Formel ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος hineingetragen (α 344. δ 726. 816. ο 80), von der schon oben die Rede war. Und dasselbe möchte ich vermuten für Ἴασον Ἄργος σ 246. Dem Zusammenhange nach müßte es wie α 344 der Peloponnes sein; aber das Epitheton ist unerklärt und war schon den Alten dunkel: so scheint es aus älterer Zeit und fremder Gegend hierher verschlagen zu sein, ähnlich wie anderwärts Ἀχαιικόν und ἱππόβοτον.

Durch diese Übersicht sämtlicher Stellen, an denen Ἄργος bei Homer genannt wird, hat hoffentlich der vorher geführte Beweis an Wirksamkeit gewonnen; man kann noch mit Augen sehen, wie der Gebrauch durch Verallgemeinerung, Vermischung, Übertragung allmählich sich wandelt. Nur danach könnte jemand fragen, ob denn die kleinasiatischen Griechen so wenig von den Verhältnissen des Mutterlandes wußten, daß sie zwei gleichnamige Landschaften, die weit getrennt lagen und nichts miteinander zu tun hatten, vermengen konnten. Darauf antwortete Beloch (S. 157): »In der Zeit, »als in Ionien das Epos sich bildete, überstrahlte das peloponne»sische Argos alle anderen Teile der griechischen Halbinsel; und »die Dichter mußten infolgedessen von selbst dahin kommen, den »Herrschersitz des mächtigen Völkergebieters von Thessalien nach »dem Peloponnes zu verlegen.« Ganz erledigt ist damit die Sache doch nicht; zu der Zeit, als »das Epos sich bildete«, war es ja in den Händen der Äoler, die selber in Thessalien wohnten, später ihre heimischen Erinnerungen mit großer Treue bewahrten. Erst als die Pflege der Kunst an einen fremden Stamm, den ionischen, überging, konnte der Irrtum entstehen. Da lag er aber auch wirklich sehr nahe. Die Ionier hatten, ehe sie über das ägäische Meer zogen, teils in Attika, teils im Peloponnes gewohnt[33]), um Epidauros, in der Kynuria, auch an der Küste des korinthischen Meerbusens: für alle diese war Argos im Inachos-Tal eine vertraute und leibhafte Anschauung, das thessalische höchstens ein unklarer Begriff. Als sie nun in Asien Lieder kennen lernten, in denen Argos und die Ruhmestaten der Argeer verherrlicht wurden, da machte es sich von selbst, daß sie dabei an Land und Leute in ihrer früheren Heimat dachten; und als sie selbst die alte äolische Dichtung aufnahmen und erweiterten, konnte es nicht ausbleiben, daß das Mißverständnis fortwucherte und zu Neubildungen den Stoff gab. Die Vorstellung, daß Agamemnon und Menelaos im Peloponnes zu Hause seien, kam so erst in der ionischen Periode des Epos auf, drang dann aber, indem die älteren Sagen von Mund zu Munde weitergegeben wurden, mehr und mehr auch in diese ein, während

33) Busolt, GrG. I² S. 286. Beloch, GrG. I S. 54 f. Ed. Meyer, GA. II § 128. Den Wert der antiken Überlieferung von einer peloponnesischen Herkunft der Ionier hat kürzlich Kretschmer in der schon mehrfach angeführten Untersuchung (Glotta I [1907] S. 12) wirksam verteidigt.

umgekehrt manche Epitheta und Wortverbindungen, die der Sache nach nur für das thessalische Argos paßten, gewohnheitsmäßig auch in den neu hinzugedichteten Teilen beibehalten wurden. Die altertümliche Formel καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος fehlt in der Ilias: erst in den jungen Partien der Odyssee taucht sie auf, von vornherein in jener Anwendung, die zeigt, daß man sie nicht mehr richtig verstand. Daher würde es auch hier eine vergebliche Hoffnung sein, nach dem einen Merkmal »echte« und »unechte« Stücke zu sondern; allzu mannigfaltig sind die Schichten ineinander verwachsen. Nur in den Hauptzügen läßt sich das Fortschreiten des Irrtums erkennen.

Wilamowitz hat beobachtet, daß »Argos der Hauptort ist in »den Geschichten, die wesentlich Helden einführen, deren Zuwan»derung aus dem Norden anerkannt ist«[34]). Vielleicht bietet sich hier die Erklärung der Tatsache. Der Doppelsinn des Namens Argos verlockte dazu, Gestalten der Sage aus Nordgriechenland nach dem Peloponnes zu versetzen; weil aber die Erinnerung an ihre eigentliche Heimat nicht sogleich völlig erlosch, so ergab sich ein Widerspruch, den auszugleichen dann eine Wanderung erdichtet wurde. In Argos und Mykene herrschten die Persiden; davon weiß auch Homer noch etwas (T 115 ff.). Im Dienste von Perseus' Enkel Eurystheus stand der Mykenäer Periphetes (O 638 ff.), in der Ilias der einzige Vertreter eines Kontingentes der Μυκηναῖοι[35]). Daß andrerseits die Atriden ursprünglich dem Peloponnes fremd waren, ist in der Erzählung von ihrem Ahnherrn Pelops, der von Lesbos her eingewandert sei, noch deutlich ausgesprochen[36]). Was Thukydides darüber sagt, läßt erkennen, wie man sich bemüht hat, den Wechsel der Herrschaft, der sich in der Vorstellung voll-

---

34) Unter den Beispielen nennt er als wahrscheinlich die Danaer. Vgl. oben S. 222 Anm.

35) Da von ihm Genaueres erzählt wird, während ein Troer Periphetes nur mit seinem Namen in einem Verzeichnis vorkommt (Ξ 515), so ist es doch wohl wahrscheinlicher, daß der Troer nach dem Mykenäer erfunden ist, als umgekehrt.

36) Thuk. I 9. Schol. *A* zu A 38, nach Theopomp. Leider ist die Geschichte der Pelopiden bei Apollodor verloren. — Eduard Meyer hält die Ableitung der Pelopiden aus Lesbos für sekundär (GA. II § 153. 261); das hängt mit seiner, wie ich glaube, falschen Grundansicht zusammen, daß die Sage vom troischen Kriege aus dem Peloponnes stamme und erst in Asien äolische Einflüsse erfahren habe.

zogen hatte, als einen in der Wirklichkeit erfolgten zu begreifen. Den Anstoß zu dieser ganzen Entwicklung hat der Dichter gegeben, der, sei es den Plan unsrer Ilias schaffend oder den übernommenen ausbildend, den Oberkönig nach Mykene versetzte, weil das damals die mächtigste Stadt im peloponnesischen Argeerlande war.

Gegen diese Annahme uns zu sträuben haben wir um so weniger Ursache, weil die Beziehungen Agamemnons zu Mykene noch in der Ilias sehr lockere sind, gar nicht zu vergleichen mit dem festen Zusammenhang, durch den Achill an Thessalien gebunden ist, an das Spercheiostal, das Land der Kentauren, die Nachbarschaft des Pelion-Gebirges (s. S. 214). Zunächst die Angabe des Schiffskataloges (B 569) ist kein Zeugnis für eine dem Epos zugrunde liegende Anschauung. Dann wird Agamemnon zweimal (H 180. Λ 46) als König πολυχρύσοιο Μυκήνης bezeichnet, ohne daß etwas Weiteres über Stadt und Landschaft gesagt wäre. Einmal (Δ 52) wird Mykene ohne Agamemnon genannt, neben Argos und Sparta als eine der Götterkönigin besonders liebe Stadt. In einer Beratung der Fürsten spricht Diomedes von den Schiffen des Atriden: αἵ τοι ἕποντο Μυκήνηθεν μάλα πολλαί (I 44). Und nur an einer einzigen Stelle läßt der Dichter etwas erzählen, was in Mykene geschehen sei (Δ 376 ff.): Tydeus sei mit Polyneikes zusammen in die Stadt gekommen, um Hilfe gegen Theben zu werben. Agamemnon ist es, der dieser Einzelheit aus einer berühmten Gruppe von Ereignissen gedenkt; aber mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß er nur durch Hörensagen davon wisse (οὐ γὰρ ἔγωγε ἤντησ' οὐδὲ ἴδον 374 f.). Das ist alles, was die Ilias über Mykene bietet: kaum etwas mehr als inhaltlose Erwähnungen, und von diesen eine zwar in der ἀριστεία des Helden, die andern aber, auch jene Erzählung von Tydeus, in solchen Gesängen, über deren relativ späte Entstehung so ziemlich Einstimmigkeit herrscht: Δ, H, I. Der Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα gehören auch die Verse an (I 149 ff.), in denen Agamemnon dem Gekränkten, den er versöhnen will, sieben in Messenien gelegene Städte als Geschenk in Aussicht stellt; daß diese Städte ihm gehören, hat der Verfasser von I sich gedacht, eine ursprüngliche Voraussetzung des Epos ist es darum nicht. — Noch weniger befestigt im älteren Bestande der Dichtung ist Menelaos' Zugehörigkeit zu der Eurotas-Landschaft: Λακεδαίμων und Σπάρτη werden im Schiffskatalog (B 581 f.) genannt, um sein Gebiet zu bestimmen, außerdem Sparta nur noch einmal in

dem schon erwähnten Verse des Δ (52), mit Argos und Mykene zusammen; Lakedämon als Heimat der Helena und der Dioskuren kommt ein paarmal vor, in der Teichoskopie und in der nachher folgenden Szene zwischen Helena und Paris (Γ 239. 244. 387. 443).

Das sind alle, nur vereinzelte, großenteils erkennbar späte Zeugnisse aus der Ilias. In der Odyssee steht es ganz anders. Für sie war es etwas Gegebenes, daß Agamemnon in Mykene, Menelaos in Sparta herrschte; bei der Darstellung von Telemachs Reise wie in den Erzählungen, die Nestor und Menelaos geben, ist dieses Verhältnis dem Dichter deutlich bewußt. Darüber können wir uns nicht wundern. Nachdem der Irrtum — wenn eine geänderte poetische Vorstellung so genannt werden darf — einmal Wurzel gefaßt hatte, wuchs er weiter. Und so ist es natürlich, daß in den Gegenden, die sich als Heimat der Helden gepriesen hörten, der Wunsch und durch ihn bald auch der Glaube erwachte, noch eigne Erinnerungen an so ruhmreiche Bewohner zu besitzen. In Sparta wurde ein Ζεὺς Ἀγαμέμνων verehrt (Lykophron 335. 1123. 1369); in Amyklä zeigte man ein Grabmal des Königs (Paus. III 19, 6), in Tegea glaubte man die Gebeine seines Sohnes Orestes gefunden zu haben (Hdt. I 67 f.). Daß sich die Lakedämonier dem Könige Gelon von Syrakus gegenüber auf Agamemnon beriefen, von dem sie die Hegemonie geerbt hätten (Hdt. VII 159), geschah vielleicht in gutem Glauben; aber sind wir verpflichtet diesen zu teilen? Eduard Meyer sieht in den angeführten Tatsachen die Spuren eines Gottes Agamemnon, den es vor der Zeit des Epos im Peloponnes gegeben habe (GA. II § 121 Anm.). Aber er widerlegt sich selbst, indem er den Kultus des Agamemnon in Klazomenä, die Verehrung seines Szepters in Chäroneia, die in ganz ähnlicher Weise überliefert sind (Paus. VII 5, 11; IX 40, 11), für sekundär, d. h. aus der homerischen Dichtung heraus entwickelt hält[37]). Wenn der Gott irgendwo echt sein soll, dann doch am ehesten da, wo für einen Einfluß vom Epos her kein erkennbarer Anlaß gegeben war; und umgekehrt: wenn wir solchen Einfluß annehmen sollen für Orte, zu denen Agamemnon bei Homer in gar keiner Beziehung steht, dann doch erst recht für jene Landschaften, die aus der Odyssee jeder als das Herrschaftsgebiet der Atriden kannte.

---

37) Ähnlich wie Ed. Meyer urteilt Wernicke bei Pauly-Wissowa, wo jetzt die Belegstellen am vollständigsten gesammelt sind.

Minder einfach als für diese liegt die Sache für Nestor. Niese hat es (EHP. 116 f.) glaublich zu machen gesucht, daß er »nicht zu den ursprünglichen Personen der Ilias gehörte«, vielmehr erst nachträglich eingefügt wurde, weil »in den Städten Ioniens sich das königliche Geschlecht von ihm ableitete«; es sei ja doch »unzweifelhaft, daß die homerischen Gedichte in Ionien ausgebildet »sind und die Sänger an den Fürstenhöfen Ioniens ihre erste »Anregung fanden«. Beloch (GrG. I S. 131) scheint geneigt sich dieser Hypothese anzuschließen. Aber sie wird nur einem Teil der Tatsachen gerecht. Freilich sehen wir, wie Nestor in jüngeren Partien des Epos allmählich an Bedeutung gewinnt; doch daraus folgt noch nicht, daß er ihm früher einmal ganz gefehlt habe. Und völlig entschieden wird die Frage dadurch, daß bei ihm wie bei Agamemnon, nur in etwas anderer Weise, ein noch deutlich erkennbarer Wechsel der Heimat stattgefunden hat. Nestor herrscht zwar in Pylos, und die Stadt dieses Namens und ihre Bewohner spielen in der Ilias schon eine merkbar größere Rolle als Mykene und Sparta; aber er heißt gewöhnlich doch der »gerenische Reisige«, und in dieser Benennung zeigt schon der nominativische Gebrauch des erstarrten Vokativs ἱππότα, daß sie sehr altertümlich ist. Sie war denn auch schon zur Zeit der jüngeren epischen Dichter unverstanden. Hesiod erzählte in den Katalogen (Schol. *A* zu B 336 und Steph. Byz. unter Γερηνία), Nestor sei παρ' ἱπποδάμοισι Γερήνοις auferzogen worden; davon leitete man den Beinamen ab und fand den Wohnsitz der Γέρηνοι in der Stadt Γερηνία am messenischen Meerbusen. Aber das ist ein nachträglicher Deutungsversuch, der von vornherein vielfach angezweifelt wurde. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Γερηνία nach dem Beinamen Nestors spät erst benannt worden ist; denn daß der Name der Stadt nicht altererbt war, verrät die bei Strabon (VIII 4, 5; p. 360) erhaltene Vermutung, daß sie mit dem homerischen Ἐνόπη (I 150) identisch sei. Wir sind also genötigt, den Ursprung des Epithetons Γερήνιος in die älteste Periode des Heldengesanges zu verlegen, deren Vorstellungs- und Wortschatz von den ionischen Fortsetzern nicht mehr durchweg verstanden wurde. Auch Niese und Beloch würden dies erkannt haben, wenn sie es nicht unterlassen hätten auf die Schichtung der Dialekte im Epos zu achten und aus ihr die beiden Hauptstufen der Entwicklung, eine äolische und eine ionische, zu erschließen. Ed. Meyer, dem diese Anschauung weniger fremd

geblieben ist, hat über Nestor richtiger geurteilt. Ob seine Vermutung zutrifft (GA. II § 157 A), daß Γερήνιος »vielleicht mit dem Ort Γέρην auf Lesbos zusammenhänge«, mag dahingestellt bleiben; viel wesentlicher ist die Einsicht, daß Nestor (§ 261) »äolischen Ursprungs« und erst später zu einem ionischen Nationalhelden geworden ist. Nur darin irrt Meyer, daß er den Vorschlag macht, Nestor seiner Herkunft nach nicht nur von Pylos zu trennen, sondern auch von seinem Vater Neleus, der von alters her mit Pylos verknüpft gewesen sei. Vielmehr stammt auch Neleus aus Thessalien: er ist ein Sohn des Flußgottes Enipeus und durch seine Mutter ein Enkel des Salmoneus (λ 235 ff.); sein Bruder Pelias herrscht in Iolkos (λ 256), von wo er ihn selbst erst vertrieben hat (Diodor IV 68). Zu diesen Zügen, in denen die Sage den Gedanken an die eigentliche Heimat des Neleus festgehalten hat, stimmen sprachliche Tatsachen: Nestors Patronymikon Νηλήιος ist altäolische oder thessalische Bildung und, das allerwichtigste, Νηλεύς ist ein äolischer Name, dessen ionische Form Νείλεως lautet (z. B. Herodot IX, 97; Νε[ιλ]εύς Marm. Par. 42)[38]. Also gehören ebenso wie Nestor auch Neleus und die Neliden von rechtswegen nach Thessalien und sind erst von den ionischen Fortpflanzern des Epos, im Zusammenhange der Umdeutungen zu denen das mißverstandene Ἄργος den Anlaß gab, nach dem Peloponnes, nach Pylos versetzt worden.

In der Sage gewandert und so in Argos eingewandert ist auch Diomedes. Sein Großvater Öneus spielt in der Geschichte des kalydonischen Krieges, die Phönix erzählt, eine Rolle (I 535 ff.). Dessen Sohn Tydeus, der Vater des Diomedes, einer der Helden des Zuges gegen Theben (E 800 ff. K 285 ff.), ist mit Polyneikes zusammen nach Mykene gekommen, um dort Bundesgenossen zu werben; davon spricht, wie schon erwähnt, Agamemnon, und nennt ihn dabei einen Ätolier (Δ 399). Αἰτωλὸς γενεήν, μετὰ δ' Ἀργείοισιν ἀνάσσει, heißt es noch von Diomedes (Ψ 471). Und dieser weiß, wie der Wechsel sich vollzogen hat: πατὴρ ἐμὸς Ἄργεϊ νάσθη πλαγχθείς· ὡς γάρ που Ζεὺς ἤθελε καὶ θεοὶ ἄλλοι (Ξ 119 f.). Ob der Sohn aus Zartgefühl die Bluttat des Vaters verschweigen soll, oder ob Homer von dieser — die uns aus Euripides geläufig ist —

38) Vgl. jetzt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 353: »Νηλεύς ist die aus »den alten äolischen Heldenliedern übernommene Namensform des ioni»schen Νειλεύς oder Νείλεως gewesen, d. h. eine Personifikation des Götter»stromes.«

noch nichts wußte, so daß Ζεὺς ἤθελε nur, wie so oft, das Fehlen eines Grundes verdeckt, wird sich schwer entscheiden lassen. Für die zweite Annahme spricht der Umstand, daß von eben dem Scholiasten (*A*), der die εὐσχημοσύνη des Diomedes lobt, die Schuld des Tydeus in doppelter Form berichtet wird, was eher den Eindruck bewußter Erfindungen als altüberlieferter Sage macht. Bei Homer jedenfalls ist Diomedes noch kein Argeer geworden. Zu den angeführten Stellen, an denen von ihm selbst, von Agamemnon, von Athene seine ätolische Herkunft betont wird, kommen noch bestimmte Züge aus den Kämpfen, in denen er sich auszeichnet. Unter den Verlusten auf griechischer Seite, die in E zum Eingreifen der Athene führen, ist der Fall eines Ätolers und eines Böoters (706 ff.); und bald darauf wird in nächster Nähe des Tydiden von dem Gotte Ares ein Periphas getötet, Αἰτωλῶν ὄχ' ἄριστος (842 f.). Also sind in der Ilias alte Lieder von Diomedes benutzt, die ihn noch als Helden des ätolischen Landes feierten. Erst der Schiffskatalog (559 ff.) hat ihm die Herrschaft über Argos und benachbarte Städte gegeben.

Man erschrickt beinahe, wenn man die Konsequenzen der neuen Erkenntnis weiter ausdenkt. Das nächste Resultat zwar ist ein erwünschtes, positives: ein neues Merkmal für den großen Abstand, der die beiden Epen voneinander trennt. Stärkere Spuren der ursprünglichen Stellung, welche Agamemnon und die Argeer in der Sage einnahmen, daß sie auf thessalischem Boden standen und dem Peloponnes fremd waren, lassen sich nur in der Ilias aufdecken; in der Odyssee ist der Widerspruch zwischen der echten und der irrtümlichen Vorstellung überwunden, diese letztere zu völliger Herrschaft durchgedrungen. Man vergleiche nur die flüchtige Erwähnung, die Mykene und Sparta in der Ilias finden, mit dem viel klareren Bilde, das der Dichter der Telemachie von der peloponnesischen Heimat der Helden hat: durchaus sachgemäß, ja mit geographischer Genauigkeit beschreibt er den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilios her über das Meer zurückgelegt haben (γ 174 ff. 276 ff.), ebenso Telemachs Fahrt von der Westküste des Peloponnes nach Hause (ο 297 ff.). Den Taygetos schien er zu ignorieren; aber auch diese Schwierigkeit verschwindet, wenn wir annehmen, daß er mit »Pylos« nicht das messenische, sondern die gleichnamige Stadt in Triphylien, südlich von der

Alpheios-Mündung, gemeint hat, von der man recht wohl in zweitägiger Wagenfahrt nach Sparta gelangen konnte. Daß dieses Pylos das homerische sei, war Strabons Ansicht (VIII 3, 26—29; p. 350—353); in neuester Zeit hat Victor Bérard sie lebhaft vertreten, und Dörpfeld hat im Sommer 1907 an der bezeichneten Stelle Burg und Königsgräber wirklich gefunden[39]. Soweit also ist alles in bester Übereinstimmung. Aber wenn wir mit unserer Betrachtung über die Odyssee hinabsteigen und uns der geschichtlichen Zeit nähern, so droht die Wirkung der neu gewonnenen Erkenntnis eine geradezu verheerende zu werden.

Die Anschauung, welche Homer von den Besitz- und Bevölkerungsverhältnissen auf dem Peloponnes gibt, bildete ja die Grundlage, auf der alle späteren Darstellungen griechischer Dichter und Geschichtschreiber beruhen; sie war im Altertum und ist noch jetzt der wichtigste Grund für den Glauben an »die dorische Wanderung«. Diesen Glauben hat denn auch Beloch ausdrücklich bestritten[40]. Er wies darauf hin, daß »die Schichtung der griechi- »schen Stämme von Süden nach Norden in Asien genau ihrer »Schichtung an der Westküste des ägäischen Meeres entspricht«, und gewann daraus zwar Vertrauen zu der Tradition, daß Lesbos und die äolischen Städte auf dem asiatischen Festlande vom nördlichen Teil der griechischen Ostküste aus besiedelt worden seien (GrG. I 55; vgl. oben S. 201); andrerseits aber blieb nun kein Raum für die Annahme, daß nach der mykenischen Periode, der doch die Kolonisation von Kleinasien angehöre, eine Einwanderung der Dorer in den Peloponnes erfolgt sei (Hist. Ztschr. 79 S. 210. 215). Die Erzählung von der Rückkehr der Herakliden erschien so als eine bloße Konstruktion der Dichter, veranlaßt — etwa ums Jahr 800 — durch das Bestreben, den Widerspruch zu erklären zwischen der tatsächlich dorischen Bevölkerung in Lakonien, Messenien, Argolis und dem Zeugnis Homers, daß diese Landschaften früher im Besitz von Achäern gewesen seien (GrG. I 151 f.). Nach-

39) Bérard, Topologie et Toponymie antiques (Rev. arch. 1900 III 36 S. 345—391), und wieder in seinem großen Werke 'Les Phéniciens et l'Odyssée' I (1902) S. 83—105; Dörpfeld, 'Vierter Brief über Leukas-Ithaka: Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907', S. 25 f.

40) Beloch, Die dorische Wanderung. Rhein. Mus. 45 (1890) S. 555 ff.; Griechische Geschichte I (1893) S. 54—56. 146 ff.; Zur griechischen Vorgeschichte: II. Die Wanderungen. Histor. Zeitschr. 79 (1897) S. 207 ff.

dem dieses Zeugnis beseitigt war, mußte die Hypothese, durch die es mit dem Zustande der historischen Zeit ausgeglichen werden sollte, von selbst wegfallen.

Mit einer so kühnen Kritik überlieferter Vorstellungen fand Beloch mehr Widerspruch als Zustimmung. Vielleicht war er in der Negation etwas zu weit gegangen. Der Gedanke an das Epos brauchte für die Dichter des 8. Jahrhunderts doch nicht der einzige Grund zu sein, auf dem die Annahme einer großen Wanderung beruhte. Vielleicht zeigte die lebendige Sprache im Periökengebiete mehr und greifbarere Abweichungen von der lakonischen, als Meister (Dorer und Achäer. 1904) nachzuweisen vermocht hat. Sicher waren wohl die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Peloponnes der Art, daß sie sich kaum anders als aus einem in früherer Zeit erfolgten gewaltsamen Besitzwechsel erklären ließen. Durch Erwägungen solcher Art ist, so scheint es, Beloch selber dazu gelangt, den Kern von Wahrheit, der in den Wanderungssagen steckt, wieder mehr hervorzuheben. Nur will er ihn nicht durch literarische Analyse herausschälen, sondern unternimmt es — und mit vollem Rechte — die aus dem Altertum überkommene poetische Hypothese durch eine ganz neue, auf den Boden moderner Wissenschaft gestellte zu ersetzen. So hat er in einem Aufsatze von 1897 (s. Anm. 40) versucht, aus der äußeren Verteilung und den inneren Beziehungen der Mundarten im Peloponnes Anhaltspunkte zu gewinnen, nach denen sich die Schiebungen der Stämme, die auf diesem Gebiete stattgefunden haben müssen, konstruieren lassen. Vieles darin ist unsicher, und wird es vielleicht immer bleiben. Und so mag mancher verdrießlich sich abwenden und mit Wehmut der Zeit gedenken, wo der böse Zweifel noch nicht aufgetaucht, Agamemnons Wohnsitz in Mykene und der flotte Siegeszug der Herakliden noch unangefochten waren. In der Wissenschaft ist es kein Einwand gegen eine neue Ansicht, daß sie zu neuen Fragen führe.

Denen weiter nachzugehen ist hier nicht der Ort. Für uns kam es ja nur darauf an die Herkunft der Mannen Agamemnons zu prüfen, und festzustellen daß es wirklich thessalische Krieger gewesen sind, von denen die Kämpfe geführt wurden, die zur Bildung der troischen Sage den Anstoß gegeben haben.

Zweites Kapitel.

Die Heimat des Odysseus.

Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,
οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἵ τε Ζάκυνθον ἔχον ἠδ' οἳ Σάμον ἀμφενέμοντο,
οἵ τ' ἤπειρον ἔχον ἠδ' ἀντιπέραι' ἐνέμοντο·
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἦρχε Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος.

Diese Beschreibung, die der Schiffskatalog vom Reiche des Odysseus gibt (B 631 ff.), hat schon Strabon so verstanden, daß darin Leukas und Akarnanien mitbegriffen seien, X 2, 10 (p. 453): ἤπειρον μὲν οὖν καὶ τὰ ἀντιπέρα τῶν νήσων βούλεται λέγειν, ἅμα τῇ Λευκάδι καὶ τὴν ἄλλην Ἀκαρνανίαν συμπεριλαβεῖν βουλόμενος. Ebenso die Neueren. Eine wertvolle Bestätigung brachte Wilamowitz (HU. 73), indem er darauf hinwies, daß Δ 491 ein Gefährte des Odysseus mit Namen Λεῦκος auftritt, daß wir einen anderen Λεῦκος der Penelope Nachstellungen bereitend in einer alten Sage finden[1]), daß endlich die Alkmaionis als Gründer von Leukas den Bruder der Penelope, Leukadios, nannte (nach Ephoros bei Strabon 452). In allen drei Fällen stehen Männer, die durch ihren Namen mit Λευκάς zusammenhängen, in einer nahen persönlichen Beziehung zu Odysseus. Das stimmt aufs beste zu der Ansicht, die wir also festhalten dürfen, daß zum Reiche des Odysseus in B auch Leukas gehört. Aber der Dichter nennt es nicht, während er doch Namen genug aufzählt. In einem von diesen könnte es ja versteckt sein; doch warum sagt er nicht einfach Λευκάς, wie er doch Arkadien,

---

1) Schol. zu δ 797 mit Lykophr. Alex. 1218 verbunden durch Wilamowitz, De Lycophronis Alexandra (Greifswalder Ind. schol. 1883/4) p. 5.

Elis, Euböa, Lakedämon usw. in der gewöhnlichen Weise benennt? Fast scheint es, als habe die Landschaft — Halbinsel oder Insel — zur Zeit, da der Verfasser von B arbeitete, den Namen Λευκάς noch nicht gehabt.

Daß es wirklich so gewesen ist, sagt Strabon mit klaren Worten, X 2, 8 (p. 452): Κορίνθιοι .... τῆς χερρονήσου διορύξαντες τὸν ἰσθμὸν ἐποίησαν νῆσον τὴν Λευκάδα, καὶ μετενέγκαντες τὴν Νήριτον ἐπὶ τὸν τόπον, ὃς ἦν ποτὲ μὲν ἰσθμός, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρᾳ ζευκτός, μετωνόμασαν Λευκάδα, ἐπώνυμον — δοκῶ μοι — τοῦ Λευκάτα· πέτρα γάρ ἐστι λευκὴ τὴν χρόαν, προκειμένη τῆς Λευκάδος εἰς τὸ πέλαγος καὶ τὴν Κεφαλληνίαν, ὡς ἐντεῦθεν τοὔνομα λαβεῖν. Daß der »weiße Fels« — der auch im Gesichtskreise der Odyssee liegt (ω 11), so daß Λεῦκος und Λευκάδιος unmittelbar nach ihm benannt sein können — für Stadt und Halbinsel den Namen geliefert hat, versteht sich von selbst. Nach Strabon ist das überhaupt erst geschehen, als die Korinther in diese Gegend kamen, also gegen 600 v. Chr.; denn wenn er gemeint hätte, daß die Halbinsel früher schon so geheißen habe, so würde er den Namen der Stadt eben hiervon und nicht erst von dem weißen Vorgebirge abgeleitet haben. Ähnliches berichtet Plinius nat. hist. IV 2: *Dein sinus, ac Leucadia ipsa paeninsula, quondam Neritis appellata, opera accolarum abscissa a continenti ac reddita ventorum flatu congeriem arenae accumulantium: qui locus vocatur Dioryctos, stadiorum longitudine trium. oppidum in ea Leucas, quondam Neritum dictum.* Hier bekommen wir zugleich einen älteren Namen für die Halbinsel: *Neritis.* Doch möchte ich diesem ganz vereinzelt stehenden Zeugnis nicht allzu sehr trauen; die Angabe könnte, ohne positiven Anhalt, aus der anderen herausgesponnen sein, in der Plinius mit Strabon übereinstimmt: daß die Hauptstadt ursprünglich Νήριτος hieß.

Übrigens ist das, was Strabon von der völligen Verlegung der Stadt sagt, nicht ganz genau; denn Thukydides (III 7) kennt noch, auf Leukas, ein gesondertes Νήρικος, wo im Jahre 428 der Athener Asopios eine Landung versucht, doch wohl denselben festen Platz, an dessen Einnahme Laertes (ω 377) gern zurückdenkt. Wir haben also im wesentlichen übereinstimmend bei Plinius, Strabon und Thukydides diese Vorstellung: mit Leukas fest verbunden eine Ortsbezeichnung Νήριτος oder Νήρικος. Daß dies im Grunde ein und derselbe Name ist, nimmt Wilamowitz

gewiß mit Recht an[2]), womit es ja nicht ausgeschlossen wäre, daß die Differenzierung nicht zufällig erfolgt war sondern etwas zu bedeuten hatte: z. B. die Unterscheidung der Stadt vom benachbarten Berge. Und der Berg ist uns ja allen bekannt: Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές — auf Ithaka.

Freilich war er auf dem Ithaka der historischen Zeit nicht zu finden; das hat vor vierzig Jahren Conrad Bursian (Geogr. v. Griech. II S. 367) richtig erkannt aus der Art, wie die griechischen Schriftsteller, besonders Strabon, davon sprechen. Strabon (S. 454) hält es für nötig, aus dem Beiworte nachzuweisen, daß Homer mit Νήριτον einen Berg meine; ob dies aber derselbe sei wie Νήιον (γ 81), und ob Νήιον überhaupt ein Berg sei oder ein Ort, bleibe unklar. Das war nicht die einzige Schwierigkeit, die Strabon fand, wenn er die homerischen Namen mit den in seiner Zeit bekannten verglich: Kephallenia fehlte bei Homer, Dulichion und Same gab es in der Wirklichkeit nicht. Dieser Widerspruch hatte schon früheren zu schaffen gemacht; Hellanikos hatte gemeint, Dulichion sei das historische Kephallenia. Wegen dieser Ansicht wird er von Strabon getadelt (S. 456): Homer nenne Dulichion und Same nebeneinander, Same aber sei zurzeit eine der vier Städte auf Kephallenia; wäre dieses nun gleich Dulichion, so müßten wir fragen, τίς ἂν εἴη ἡ Σάμη. Die Frage ist in der Tat nicht abzuweisen, die ganze Lage der Dinge aber so verworren, die Namen der geschichtlichen Zeit so offenkundig verschoben gegen die homerischen, daß wir gedrängt werden nach einer Hypothese zu suchen, die Zusammenhang und Ordnung hereinbringt. Draheim hatte vollkommen recht, als er sich (WklPh. 1894 S. 62 f.) darüber wunderte, daß noch niemand die Identität von Ithaka bezweifelt habe.

---

2) HU. 73. Wilamowitz meint, aus der Stadt Neritos = Nerikos an der akarnanischen[?] Küste habe ein »minder geographisch bewanderter »Dichter (dem ι 22, ν 351 gehören) einen Berg auf Ithaka gemacht, worauf »dann spätere Mytho- und Geographen fußen« (ähnlich BphW. 1903 S. 383). Ganz undenkbar wäre das ja nicht; und die Annahme eines solchen Irrtums ergibt sich mit Notwendigkeit aus der in historischer Zeit bestehenden Verteilung der Namen. Eben deshalb aber kann sie nun doch dazu beitragen, uns gegen diese Verteilung mißtrauisch zu machen.

Das hat denn Wilhelm Dörpfeld getan[3]). Er ging aus von der Tatsache, daß Homer wiederholt vier Inseln aufzählt[4]) — Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos —, während in Wirklichkeit nur drei größere Inseln zu finden sind, wenn man nicht, was ein Blick auf die Karte ganz natürlich erscheinen läßt, Leukas mit als Insel rechnet. Hierzu entschloß sich Dörpfeld; ob mit Recht, darüber entbrannte ein heißer Streit. Gustav Lang[5]) unternahm auf Grund von Beobachtungen des griechischen Ingenieurs Négris den Beweis, daß da, wo Leukas und Akarnanien sich nahe kommen, seit homerischer Zeit das Land stark gesunken sei, so daß Leukas damals eine Insel nicht gewesen sein könne; vielmehr habe es auf eine Strecke von 4 bis 5 km (vom Südeingang der Meerenge nach Norden gemessen) mit dem Festlande zusammengehangen; und diesen breiten Isthmus, nicht die schmale Nehrung im Norden der Lagune, hätten die Korinther durchstochen. — Durch Langs Arbeit schien der Entscheidung über die Inselnatur von Leukas eine neue Grundlage gegeben zu sein; doch erwies sie sich als nicht haltbar. Hauptmann von Marées[6]), der, vom deutschen Kaiser beauftragt, im Jahre 1905/6 durch eine selbständige Aufnahme die Verhältnisse von Land und See wie auch die Beschaffen-

3) Zuerst 1902, »Das homerische Ithaka«, in den Mélanges Perrot S. 79 ff. Hiergegen wandte sich Wilamowitz mit einem in der Archäol. Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag, dessen wesentlicher Inhalt BphW. 1903 S. 380 ff. gedruckt ist. Dörpfeld antwortete im Archäol. Anzeiger 1904 S. 65 ff., und hat dann seine beiden Aufsätze als Broschüre erscheinen lassen: »Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka.« Athen (Beck und Barth) 1905. Über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf Leukas hat er in offenen, als Manuskript gedruckten Briefen berichtet, deren vierter im Januar 1908 geschrieben ist.

4) Die Hauptstelle ist ι 21 ff.; aber auch α 246 f. π 123 f. τ 131 f. sind die vier Inseln klar genannt. An einer fünften Stelle, π 247 ff., wird angegeben, wie viel Freier von jeder der vier Inseln gekommen sind, woraus man einen Maßstab für ihre Größe und wirtschaftliche Bedeutung entnehmen kann.

5) Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee, Karlsruhe 1905. Gegen ihn hauptsächlich wendet sich der klar geschriebene, durch umsichtige Verwertung antiker Zeugnisse und neuerer Literatur nützliche Aufsatz von K. Reissinger, »Zur Leukas-Ithaka-Frage«, Blätter f. d. Gymnasialschulwesen (Bayerische) 42 (1906) S. 497—523.

6) Walther v. Marées: Karten von Leukas. Beiträge zur Frage Leukas-Ithaka. (6 Karten und 1 Heft Text.) Berlin 1907.

heit des Meeresbodens im Sunde zwischen Leukas und Akarnanien feststellte, kam zu dem Ergebnis, daß die Angaben, die Lang benutzt hatte, ungenau und irreführend gewesen waren. In den Folgerungen, zu denen er sein Material verwertet, zeigt er sich allerdings so warm eingenommen für Dörpfelds Sache, daß deren Gegner es leicht haben würden den Einspruch der Befangenheit zu erheben; und zur Verteidigung ist ihm der Mund geschlossen. Wenige Monate, nachdem sein Werk vollendet und die ermittelten Tatsachen in Karten und Erläuterung veröffentlicht waren, hat ein vorzeitiger Tod ihn hinweggenommen. Ganz unparteiisch aber ist Partsch, der aus Anlaß dieser Veröffentlichung seine eignen Studien über Leukas wieder aufgenommen hat[7]. Mit lächelndem Gleichmute sieht er dem Streite der Philologen zu und freut sich des Gewinnes, den die geographische Wissenschaft daraus zu ziehen weiß. Dieser besteht zunächst in der gesicherten Erkenntnis, daß jene breite Landverbindung zwischen Akarnanien und Leukas auch im frühen Altertum gar nicht existiert hat, daß vielmehr da, wo Lang sie ansetzt, auch damals offene Meeresstraße gewesen und der Durchstich der Korinther im Norden durch die Nehrung geführt worden ist. Dauernden Erfolg hat ihre Arbeit nicht gehabt; schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war der Kanal nicht mehr fahrbar (Thuk. III 81. IV 8). So ist durch den künstlichen Eingriff die Natur von Leukas gar nicht geändert worden: »Man hätte es »auch ferner«, meint Partsch, »so gut wie früher ‘ein festländisches »Ufer’, ἀκτὴ ἠπείροιο, nennen können; andrerseits war schon vorher »die verbindende Landenge so schmal und lang und wenig brauch»bar gewesen, daß das Leben auf Leukas einen insularen Charakter »tragen mußte, die Halbinsel also mit demselben Rechte wie die des »Pelops von den Griechen als νῆσος bezeichnet werden konnte.« Diese Möglichkeit hatte auch Wilamowitz ausdrücklich anerkannt[8].

7) Josef Partsch, Die Insel Leukas. Peterm. Mitteil. Ergänzungsheft 95 (1889). — Derselbe: Das Alter der Inselnatur von Leukas. Nach des Hauptmanns v. Marées neuester Aufnahme beleuchtet. Peterm. Mitt. 1907 S. 269—278.

8) BphW. 1903 S. 380: »Wenn Leukas den Eindruck einer Insel »machte, so konnte es so heißen trotz einem verbindenden Isthmus, wie »die Pelopsinsel; und wenn keine Durchfahrt war, so war es für die Schiff»fahrt keine Insel.« — Auch Philippson in seiner Rezension von Dörpfelds »Leukas«, so zurückhaltend er im übrigen urteilt, hat in bezug auf diesen Punkt kein Bedenken (Peterm. Mitt. 1906, Lit.-Ber. Nr. 747).

Wir haben also vier Inseln; und die von Homer genannten können jedenfalls der Zahl nach alle untergebracht werden. Mit dieser jetzt nicht mehr anfechtbaren Voraussetzung treten wir an die Beschreibung heran, die Homer den Helden selbst von seiner Heimat geben läßt, ι 21 ff.:

ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ
Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον — αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠόα τ' ἠέλιόν τε —,
τρηχεῖ', ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος.

Die Bezeichnung πρὸς ζόφον steht im Gegensatze zu πρὸς ἠόα τ' ἠέλιόν τε. Der Dichter glaubte also, die Reihe der Inseln erstrecke sich, ebenso wie die akarnanische Küste, von Südost nach Nordwest: in kompaßloser Zeit ein verzeihlicher Irrtum, der uns nicht berechtigt, dem, der ihn beging, zuzutrauen, daß er eine Insel, die — wie Thiaki — südlich von der einen und östlich von einer anderen lag, als »äußerste nach dem Dunkel hin« bezeichnet habe. Vortrefflich aber und ungesucht passen die Worte auf Leukas. Dulichion und Same wären dann Kephallenia und Thiaki, das große, weizen- und grasreiche Dulichion (π 396) und das kleinere, felsige Same (ο 29), Δουλίχιόν τε Σάμη τε, wie sie der Dichter mehr als einmal nennt, in engerer Verbindung neben dem gesondert liegenden Zakynthos. Alle drei aber erscheinen, von Leukas her betrachtet, als geschlossene Gruppe; und so sieht sie Telemach — von Ithaka aus, φ 346 f.:

οὔθ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κάτα κοιρανέουσιν,
οὔθ' ὅσσοι νήσοισι πρὸς Ἤλιδος ἱπποβότοιο.

Steht, oder fährt, man umgekehrt an der Küste von Elis, so müssen wohl — ich habe es noch nicht gesehen — in einer Reihe sich zeigen: am weitesten rechts Leukas, dann Kephallenia und Thiaki, die eine kaum von der andern sich abhebend, und im Süden Zakynthos. Genau so beschreibt den Anblick der Apollon-Hymnos (428 f.), nur daß er statt Leukas Ἰθάκη, als die eng verbundenen Δουλίχιόν τε Σάμη τε nennt:

καί σφιν ὑπὲκ νεφέων Ἰθάκης ὄρος αἰπὺ πέφαντο
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.

Wilamowitz meint (S. 382), das sei »ein dummer Cento«. Nicht ganz ein Cento: die Worte Ἰθάκης ὄρος αἰπύ stehen sonst nirgends; nur die Anschauung hat der Hymnendichter aus Homer genommen, um sie in eigner Form auszusprechen. Und gewiß nicht dumm; denn die Beschreibung bringt gegebene Elemente in eine neue, dem Standpunkte des Betrachtenden angepaßte Ordnung. Die Fahrt der Kreter, von der der Hymnus erzählt, um den Peloponnes herum nach Krisa, ist ja auch sonst geographisch richtig beschrieben.

Aus diesen Übereinstimmungen geht soviel wohl schon hervor: Dörpfelds Hypothese schafft Verständnis und Übersicht für manches, was unheilbar verwirrt erschien; sie verdient deshalb auch in allem Weiteren eingehende Würdigung.

Αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται: diese Worte hatte man bisher so verstanden, daß mit dem hervorragenden Berge die Insel selbst, die niedrig da liege, verglichen werden solle. Freilich paßte das nicht recht zu der κραναὴ Ἰθάκη, auf der gleich vom Hafen ein steiniger Pfad durch Wald und Klippen emporführt (ξ 1 f.); doch wenn der Dichter schon in den Angaben über die Lage seine Phantasie hatte walten lassen, so mochte er auch die Bodengestalt der Insel sich anders vorgestellt haben als sie in Wirklichkeit war. Immerhin hätten wir beachten sollen, daß auch die Alten sich mit diesem Widerspruch beschäftigt und ihn dadurch zu heben versucht haben, daß sie χθαμαλήν nicht als »flach« nahmen (ταπεινήν), sondern πρόσχωρον τῇ ἠπείρῳ, ἐγγυτάτω οὖσαν αὐτῆς (Strab. X 454). Es ist nicht Dörpfelds Schuld, daß es ihm überlassen blieb diese Deutung hervorzuziehen, die nun allerdings wieder erst für Leukas einen klaren und guten Sinn gibt. Noch heute — das hat außer ihm auch Philippson bezeugt (s. Anm. 8) — heißt bei den griechischen Schiffern allgemein und unzweideutig χαμηλά (niedrig) »an der Küste«, ὑψηλά (hoch) »auf hoher See«. Wilamowitz will dies nicht gelten lassen (S. 381): »Das Wort gehört zu »χθών, *humilis* »ist es, also kein relatives Wort, wie ἄνω und κάτω, sondern ab»solut«. Gewiß hängt χθαμαλός mit χθών zusammen; wie aber beide Begriffe, von gemeinsamer Wurzel aus, im Gebrauche sich entwickelt haben, darüber kann doch die Etymologie nicht entscheiden. Daß χθαμαλός schon im Altertum »dicht am Lande« heißen konnte, wird durch die Anführung bei Strabon bewiesen, gerade deshalb so sicher, weil diese Wortbedeutung ι 25 auf Ithaka gar nicht paßt — trotz Strabons Lob —, also nicht für diese

Stelle erfunden sein kann. Schwierigkeit macht nur κ 196, wo dieselben Worte (αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται) von der Insel der Kirke gesagt sind. Der von Dörpfeld vorgeschlagene Ausweg, auch Ääa dicht am Lande uns zu denken, ist durch den vorhergehenden Vers (τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται) doch wohl abgeschnitten. Auch bliebe in αὐτή ein Anstoß: in ι scheidet es Ithaka von den anderen Inseln, in κ kann es kaum anders als den Gegensatz zu der Felswarte meinen, auf der Odysseus steht. In origineller Weise versucht ein Scholion, auch hier der Grundbedeutung Raum zu schaffen, die für ι 25 und Leukas so schön zutraf: »unten, im Vergleich zur hohen See«. Τὴν πέρι πόντος ἐστεφάνωται: Ἀντὶ τοῦ ὡς ὄρος ἐπίκειται ἡ θάλασσα τῇ νήσῳ, οἷον δοκεῖν ἐπάνω αὐτῆς εἶναι· χθαμαλὴ γὰρ νῆσος προείρηται. ἀπὸ τῆς στεφάνης οὖν τοῦ ὄρους ‛ἐστεφάνωται’ εἶπεν. Nicht übel! Ein Stück Anschauung, und ein weiteres Zeugnis, wie vertraut griechisch redenden Menschen diese Gegenüberstellung war: χθαμαλός — hohe See. Vielleicht hatte der alte Erklärer recht; vielleicht löst sich die Aporie auf andre Weise[9]). Ein kleines Bedenken, das hier noch besteht, will ich lieber anerkennen als durch zuversichtliche Sprache zu bannen suchen.

Die Rauheit des Bodens, von der wiederholt die Rede ist, zeigen beide Inseln. »Das Relief der Insel war der nutzbaren Ent-»faltung ihrer bescheidenen Naturanlage entschieden hinderlich«: so schreibt Partsch (im Jahre 1889) von Leukas, und hebt weiter den Mangel an fahrbaren Straßen hervor, der Anlaß gegeben habe, daß die Hauptstadt »Hamaxichi« genannt wurde, als der einzige Platz wo man von Wagen Gebrauch machen könne. Das wäre eine willkommene Illustration zu Telemachs Ablehnung: ἵππους δ’ εἰς Ἰθάκην οὐκ ἄξομαι (δ 601 ff.). Nur würde sie nichts beweisen, weil sich die Beschreibung ebenso gut auf Thiaki anwenden läßt. Aus demselben Grunde ist in der Verwertung einzelner Örtlichkeiten, in denen Homers Schilderung zu der Natur der einen oder der anderen Insel stimmen soll, Vorsicht geboten. Den Phorkys-Hafen, die Nymphengrotte, Reste der uralten Wasserleitung, eine

9) Der Kirke-Dichter könnte den Satz auch als halbverstandene Formel übernommen haben. Daß ihm so etwas zuzutrauen wäre, zeigen, in derselben Rede des Odysseus, 190—192, in denen die Schwierigkeit der »Orientierung« auf eine Art beschrieben ist, die der Situation des Verschlagenen auf weiter Meeresfläche entspricht, nicht der von Leuten, die an der Küste schon zwei Tage und zwei Nächte festgelegen haben.

Erinnerung an ausgedehnte Schweinezucht (in dem Namen der Syvota-Bucht) glaubt Dörpfeld auf Leukas gefunden zu haben; andere meinen dieselben oder fast dieselben Anhaltspunkte auf Ithaka zu besitzen. Ohne eigne Anschauung läßt sich darüber schon gar nicht urteilen; aber auch wer diese besitzt, bleibt der Selbsttäuschung ausgesetzt. Buchten, Landzungen, Felsklippen, Quellen sehen sich leicht soweit ähnlich, daß die Beschreibung, die einer bestimmten Stelle gilt, auch auf manche andre paßt. Den Schauplatz von Goethes »Wanderer« behauptete Felix Mendelssohn im Jahre 1831 zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden, ja bei der inzwischen zur Greisin gewordenen Frau zu Mittag gegessen zu haben; und Goethe wünschte ausdrücklich, man möchte ihm nicht sagen, daß dieses Gedicht im Jahre 1771, also lange vor der italienischen Reise geschrieben sei. »Das ist der Vorteil des »Dichters«, fügt er in seinem Briefe an Zelter (28. Juni 1831) hinzu, »daß er das voraus ahnet und wert hält, was der die Wirklich- »keit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt »lieben und höchlich daran sich erfreuen muß.« Diesen Vorteil dürfen wir für Homer gewiß in Anspruch nehmen. So würde ich, an Dörpfelds Stelle, auch auf die Ausgrabungen, die er seit einigen Jahren in der Ebene von Nidri veranstaltet, lieber etwas weniger Gewicht legen. Angenommen selbst, was ja gar nicht unwahrscheinlich ist, daß hier ein wirkliches und unverkennbares Königshaus gefunden würde, so könnte dessen Zugehörigkeit zu dem Inhalte der Odyssee immer noch bestritten werden. Inzwischen aber, solange noch gesucht wird, kann er sich nicht wundern, wenn seine Gegner den feinen Unterschied zwischen »Bestätigung« und »Beweis« nicht mitmachen und aus der Tatsache, daß er nach einer Bestätigung verlangt, den Schluß ziehen, ihm selbst erscheine seine Ansicht des Beweises noch bedürftig, also unbewiesen.

Anders steht es mit den Beziehungen der Insel zu benachbarten Punkten; dadurch, daß diese außerhalb festliegen, bekommt das Urteil einen greifbaren Anhalt.

Um von Ithaka nach Elis zu gelangen, muß man ein Schiff haben oder sich verschaffen; das dem Telemach geliehene wünscht Noëmon zu diesem Zwecke zurück zu haben (δ 634 f.). Philötios aber mit seinen Tieren bedient sich einer regelmäßigen Überfahrtsgelegenheit, υ 187 f.:

πορθμῆες δ' ἄρα τούς γε διήγαγον, οἵ τε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰσαφίκηται[10]).

Und zwar kommt er vom Festlande; denn dort, nicht auf einer andern Insel, hat Odysseus auswärtigen Viehstand (ξ 100). Und daß die Herden, die Philötios verwaltet Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ (υ 210), eben diese festländischen sind, erfahren wir aus seinem eignen Munde (υ 219 f.): er hat den Gedanken erwogen, nur aus Rücksicht auf den Sohn des Hauses immer wieder aufgegeben, ἄλλων δῆμον ἱκέσθαι ἰόντ' αὐτῇσι βόεσσιν ἄνδρας ἐς ἀλλοδαπούς, was doch von einer Insel aus nicht möglich wäre. Also muß das homerische Ithaka so dicht am Festlande gelegen haben, daß eine regelmäßige Fährverbindung bestehen konnte. Eine solche Insel mochte man auch wohl von fernher »zu Fuß«, d. h. »auf dem Landwege« aufsuchen, obschon dies nicht die natürlichste Art der Reise dorthin war. Und nun erinnern wir uns der Stellen, wo der fremde Bettler erst von Eumäos dann von Telemach gefragt wird, mit was für einem Schiffe er gekommen sei; beide halten es für nötig (ξ 190. π 59. 224), die stillschweigend gemachte Voraussetzung, daß er überhaupt den Seeweg gewählt habe, nachträglich zu begründen:

οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν ὀίομαι ἐνθάδ' ἱκέσθαι.

Man hat dies früher als Scherz verstanden und mußte sich den, so frostig er war, gefallen lassen; nun rückt der Satz in ganz anderes und helleres Licht. Es ist, als wenn jemand, ehe es auf Rügen eine Eisenbahn gab, in Göhren oder Thiessow unerwarteten Besuch bekam und sich erkundigte, welches Schiff den Gast gebracht habe: denn er werde doch nicht den langweiligen Weg über Stralsund zu Fuß gemacht haben. Von Kiel nach Kopenhagen kommt man auf die angenehmste Art, wenn man mit dem Schiffe bis Korsör fährt; es gibt aber auch eine Schnellzugverbindung über Fridericia. Wer diese vorzieht, wird harmlos sagen, er reise »zu Lande«; und es müßte schon ein ziemlicher Pedant sein, der ihm etwa einwendete: »Sie wissen wohl nicht, daß Sie erst den Kleinen

10) Daß allein aus dem Ausdruck πορθμῆες noch nicht auf eine »Fähre« im heutigen Sinne des Wortes geschlossen werden darf, mahnt mit Recht Reissinger in der Anm. 5 erwähnten Abhandlung S. 520; Herodot I 24 nenne auch die Schiffer, die den Arion von Tarent nach Korinth bringen sollen, πορθμῆες.

und dann den Großen Belt zu passieren haben?« Wir dürfen deshalb die Frage unerörtert lassen, die doch nicht zu entscheiden wäre, ob etwa zu Homers Zeit die Nehrung, die Akarnanien und Leukas im Norden verbindet, so beschaffen gewesen sei, daß ein Wanderer trockenen Fußes hinübergehen konnte. Auch bei Benutzung einer Fähre war damals wie heute der Ausdruck πεζός, d. h. »zu Lande«, gerechtfertigt. Auch Teiresias, wo er dem Odysseus vorschreibt, was er nach Tötung der Freier tun solle, setzt voraus, daß man von Ithaka aus — ohne Seefahrt — landeinwärts wandern könne (λ 121). Das alles beruht auf einer Vorstellung, die ebenso sehr mit der Lage von Thiaki unvereinbar wie für Leukas natürlich ist.

Noch eine geographische Beziehung ist übrig, die von Dörpfeld für besonders beweiskräftig gehalten, von andrer Seite mit Spott abgewiesen wird. Den Freiern dient, um dem Telemach aufzulauern, eine kleine Insel als Stützpunkt, die der Dichter am Ende von δ so beschreibt (844 ff.):

ἔστι δέ τις νῆσος μέσσῃ ἁλὶ πετρήεσσα
μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,
Ἀστερίς, οὐ μεγάλη· λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ
ἀμφίδυμοι· τῇ τόν γε μένον λοχάοντες Ἀχαιοί.

Nach dem, was Antinoos π 365 erzählt, muß es auf der Insel Höhen geben, die weiten Umblick gewähren: σκοποὶ ἶζον ἐπ' ἄκριας ἠνεμοέσσας. Besonders charakteristisch aber ist der doppelte Hafen. Dieser jedenfalls fehlt dem zwischen Thiaki und Kephallenia gelegenen Eiland Daskalio, das im späten Altertum Ἀστερία genannt war; deshalb meinte Demetrios von Skepsis, die Insel habe sich im Laufe der Zeit verändert. Strabon berichtet hierüber (X 2, 16; p. 456 f.): Μεταξὺ τῆς Ἰθάκης καὶ τῆς Κεφαλληνίας ἡ Ἀστερία νησίον, Ἀστερὶς δὲ ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ λέγεται· ἣν ὁ μὲν Σκήψιος μὴ μένειν τοιαύτην οἵαν φησὶν ὁ ποιητής — »λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ« — ὁ δὲ Ἀπολλόδωρος μένειν καὶ νῦν, καὶ πολίχνιον λέγει ἐν αὐτῇ Ἀλαλκομενάς, τὸ ἐπ' αὐτῷ τῷ ἰσθμῷ κείμενον. Was Apollodor eigentlich gemeint, oder in welcher Weise man ihn mißverstanden hat, muß dahingestellt bleiben[11]); soviel aber ist klar: Strabon

11) Nach einer anderen, mehr Vertrauen erweckenden Überlieferung lag Alalkomenä auf Ithaka selbst. Vgl. Bursian, Geogr. v. Griechenl. II S. 369.

vermochte bei Ἀστερίς ebenso wenig wie bei Νήριτον und Νήιον die Angaben des Dichters mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Neuere Herausgeber erklärten deshalb die kleine Insel für frei erfunden oder doch für nicht nachweisbar. Erst Wilamowitz erkannte, daß in den geographischen Voraussetzungen des Odyssee-Bearbeiters doch ein gutes Stück richtiger Anschauung enthalten ist, und kam so zu der Frage, ob »nicht gar Asteris real« sei (HU. 25).

Dieser Gedanke scheint nun im Zusammenhange von Dörpfelds Theorie die schönste Bestätigung zu finden. Zwischen Leukas und Thiaki — also, wenn wir ihm folgen, zwischen Ithaka und Samos — liegt die zwar kleine doch schon auf mäßig genauen Karten deutlich erkennbare Insel Arkudi. Die Stelle ist so recht geeignet für den, der einem von Süden nach Ithaka-Leukas Steuernden auflauern will; und vor allem: hier finden sich zu beiden Seiten eines nach Osten vorspringenden, halb natürlichen halb künstlichen Dammes die beiden Häfen, die bei wechselndem Winde abwechselnd noch heute benutzt werden. Dörpfeld durfte hoffen, daß gerade Wilamowitz sich freuen würde, eine vor Jahrzehnten von ihm selbst angedeutete Vermutung bewährt zu sehen; doch dessen Abneigung gegen die ganze Hypothese war zu stark und führte ihn auch in diesem Punkte zu einem rein negativen Urteil. Jener Schluß von δ und der Anfang von ο, wo der Platz zwischen Ithaka und Samos noch einmal bezeichnet wird (ο 29), gehörten ja zu denjenigen Partien, die Wilamowitz — ebenfalls in den »Homerischen Untersuchungen« (S. 101. 103) — dem späten Bearbeiter der Odyssee zugeschrieben hatte, während die Verhandlung der Freier in π (342—448), »das einzige Stück, in welchem der Hinterhalt der »Freier nicht erst vom Bearbeiter erwähnt« werde sondern von dem Verfasser der ursprünglichen Telemachie (HU. 98), an keine bestimmte Örtlichkeit zu denken scheint. Daß von drei Erwähnungen desselben Vorganges nur gerade die am wenigsten greifbare echt sein, daß der Redaktor zwar den Hinterhalt aus der älteren Dichtung übernommen, den Ort aber hinzuerfunden haben sollte, war an sich keine sehr wahrscheinliche Annahme; Wilamowitz selbst hatte in ihr »nur eine Hypothese« gesehen (HU. 102). Jetzt aber, im Kampf gegen eine fremde, vergaß er diese Einschränkung. »Es »ist schon schlimm, wenn eine Hypothese zu dem echten Texte »nicht stimmt, aber wenn sie zu dem interpolierten stimmt, dann

»ist es vorbei mit ihr«: so ließ er im Jahre 1903 drucken (S. 382). Vielleicht hält er das schon selbst nicht mehr aufrecht. Daß bei Homer nicht »echt« und »interpoliert« geschieden werden können, sondern nur »Älteres« und »Jüngeres«, hat ja gerade er uns gelehrt. Was aber älter und was jünger sei, muß immer von neuem geprüft werden. Dieselbe Stelle, die ein Forscher mit guten Gründen einer relativ späten Periode zugewiesen hat, kann doch durch neue Beobachtungen ein verändertes Licht bekommen und in unerwarteten Zusammenhang gerückt werden, in dem sie nun als altertümlich dasteht und so wieder anderen zur Stütze dient. Gewiß, eine Wahrheit die niemand leugnet; wessen Schuld ist es, daß daran erinnert werden muß?

Immerhin möchte ich die Gleichsetzung von Arkudi mit Asteris nicht als entscheidendes Argument verwerten; das wird niemand tun wollen, der nicht Lage und Beschaffenheit der Insel mit eignen Augen geprüft hat. Nur soviel steht fest: was man gegen Dörpfeld vorgebracht hat, ist nicht geeignet seine Beweisführung zu erschüttern. Das gilt hier wie in fast allen früher besprochenen Punkten. Ernste Bedenken erheben sich erst für den, der die neue Lehre in ein Gesamtbild griechischer Kultur und Geschichte einzuordnen unternimmt.

Wann und wie soll der Namenswechsel stattgefunden haben? Nach Dörpfeld ums Jahr 1000, in Zusammenhang mit der dorischen Wanderung. »Durch die von Norden kommenden dorischen »Stämme«, so schreibt er (Leukas S. 18), »werden die auf dem »Festlande wohnenden Kephallenen und die Ithakesier auf Leukas »aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden sein. Die Ithakesier »zogen auf die Nachbarinsel Same und gründeten vermutlich bei »der späteren Polis ihre neue Stadt Ithaka. Die Kephallenen »setzten nach Dulichion über und bildeten dort ein neues Kephal»lenenland. Die Bewohner von Same, von den Ithakesiern ver»drängt, mußten zum Teil ihre Insel verlassen und gründeten »gegenüber auf Dulichion die neue Stadt Samos.« Das ist alles an sich wohl denkbar. Wenn es aber so geschehen sein soll, nachdem im Epos die frühere Verteilung von Besitz und Namen festgelegt war, so müßte die Odyssee in vordorischer Zeit, auf dem Boden der mykenischen Kultur gedichtet sein. Diese Folgerung zieht Dörpfeld mit Entschlossenheit (Leukas S. 39 f.). Nach dem geographischen Horizonte der Odyssee müsse man vermuten, »daß

»das Epos nicht in Kleinasien, sondern im Mutterlande, sei es im »Peloponnes oder auf den ionischen Inseln entstanden sei«. Etwas Ähnliches nimmt er, mit sehr viel weniger Grund, für die Ilias an, und führt weiter aus: »Die von den Dorern aus dem Peloponnes »und dem Festlande vertriebenen Achäer (Aiolier und Ionier) haben »die Gedichte mitgenommen nach Kleinasien. Dort sind sie weiter »gesungen und als nationales Kleinod bewahrt worden. Dort haben »sie dann im Laufe der Jahrhunderte durch Zusätze und Abände»rungen aller Art die Gestalt angenommen, in der wir sie besitzen.«

Daß ein Epos verpflanzt wird, ist nichts Unerhörtes. Wir brauchen nur wieder an das Gudrunlied zu denken, das fern von der Heimat der darin erzählten Taten und Leiden in seiner jetzigen Form gedichtet worden ist. Wenn das Nibelungenlied, wie doch nicht bezweifelt wird, in Österreich seine abschließende Gestalt erhalten hat, so haben wir darin etwas Ähnliches, mit dem Unterschiede freilich, daß hier die Wanderung der Sage ins Innere gewirkt hat und in dem Wechsel des Schauplatzes, vom Rhein an die Donau, hervortritt. Der russische Heldengesang stammt aus der Gegend von Kiew, wird nun aber im Norden gepflegt, ohne daß er sein Landschaftsbild geändert hätte[12]). Fraglich bleibt in jedem einzelnen Falle, wieviel und in welcher Gestalt es gewandert ist: ob nur Sprache, Wortschatz, Bild des Daseins, oder bestimmte Erzählungen von festbenannten Personen, oder gar ein fertiges Epos. Für die Ilias haben wir uns in einem früheren Kapitel bemüht zu erkennen, welche Elemente aus der nordgriechischen Heimat stammten, und haben gefunden, daß es mannigfaltige und nicht geringe waren, die dann aber zu Liedern von Kämpfen um Ilios erst da verarbeitet worden sind, wo diese Kämpfe stattgefunden hatten, in Kleinasien. Dort hat dann, durch das Übergreifen der Ionier in früher äolisches Machtgebiet, die Sprache des Epos mehr und mehr ionischen Einfluß empfangen und ist schließlich zu dem Mischdialekt geworden, den die Odyssee nun schon voraussetzt. Denn in ihm ist sie gedichtet, nicht erst überarbeitet worden. Gerade der zweite Teil, in dem Lage und Örtlichkeit von »Ithaka« am deutlichsten hervortreten, von der Heimkehr des Helden an, trägt einen geschlossenen und einheitlichen Charakter, in viel

12) Aus Wollners Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen ist oben (S. 165) ein Hauptergebnis mitgeteilt.

höherem Grade als irgend eine größere Partie der Ilias. Natürlich hat auch hier der Dichter ältere Stoffe und also ältere Lieder sich zunutze gemacht; aber er hat alles so frisch und lebendig dargestellt[13]), daß es nun doch seine persönliche Schöpfung ist, und daß man nicht sagen kann, hier liege ein älteres Werk vor, das, von Hand zu Hand gegeben, durch Zusätze und Abänderungen nach und nach die Gestalt angenommen habe, in der wir es kennen. Daß dieses Werk vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden sei, ist nach Sprache und Stil undenkbar.

Und wollten wir selbst gegen den mächtigen Beweis, der hierin liegt, Augen und Ohren verschließen, so würde das nichts helfen: es bleiben andre Gründe, die uns hindern den Namenswechsel als ein Ergebnis jener großen Besitzverschiebung aufzufassen. Der Apollon-Hymnus, der, wie Wilamowitz mit Recht erinnert, doch wohl nicht älter sein kann als das 7. Jahrhundert, zeigt an der von Dörpfeld so wirksam verwerteten Stelle (428 f.) eine klare Anschauung von der Lage der ionischen Inseln; und diese weiß der Dichter mit selbständigem Ausdruck in seine Erzählung einzuordnen und auf den Standpunkt seiner Personen zu beziehen. Dabei nennt er, vom einen Ende anfangend, zuerst Ithaka mit seinem hohen Berge, dann Dulichion und Same, zuletzt Zakynthos; für ihn liegt also Ithaka im Norden, es ist Leukas — noch im 7. Jahrhundert. Kehren wir von hier zu der Stelle im Schiffskatalog zurück, von der wir ausgegangen sind, so gewinnt auch sie ein ganz anderes Aussehen. Auffallen mußte es, daß in der Aufzählung Leukas mit gemeint war, doch nicht genannt wurde[14]). Wie, wenn auch hier Ἰθάκη noch Leukas wäre, Ἰθάκη καὶ Νήριτον die Insel mit ihrem hohen Berge? Daß der Verfasser einem Ganzen den Teil mit »und« anschließt, kommt auch sonst in dieser Partie vor: Λακεδαίμονα κα ιετάεσσαν Φᾶρίν τε Σπάρτην τε 581 f., Βουπράσιόν τε καὶ Ἤλιδα 615. Das hat schon Strabon beobachtet und benutzt, um Ἰθάκην καὶ Νήριτον als die Insel und den Berg darauf zu

13) Die Eigenart dieses Dichters, zu dessen Charakterisierung Adolf Roemer, Homerische Studien (1902), einen wertvollen Beitrag bietet, wird uns später noch beschäftigen.

14) Daß mit Νήριτον das spätere Leukas gemeint sei, hält Reissinger (S. 508 des in Anm. 5 zitierten Aufsatzes) für selbstverständlich, nimmt aber, wenn ich ihn recht verstehe, Ἰθάκη für Thiaki; beides ließe sich doch schwer vereinigen.

erklären (S. 453). In dem Reiche des Odysseus bleiben dann nur Κροκύλεια und Αἰγίλιψ (B 633) unbekannt, doch wohl kleine Inseln in der Nähe. Es umfaßt: Ithaka-Leukas, Zakynthos, Samos-Thiaki und ein Stück des gegenüberliegenden Festlandes (Akarnanien). Auch hier erhalten wir also eine deutlichere und vollere Vorstellung von dem, was der Dichter sagen will, wenn wir annehmen, daß er Ἰθάκη noch in dem ursprünglichen Sinne gemeint habe. Ein wenig wunderlich ist nur die Lage, die sich nach der älteren Bedeutung der Namen für das Herrschaftsgebiet des Meges ergibt (625 ff.): οἳ δ' ἐκ Δουλιχίοιο Ἐχινάων θ' ἱεράων. Denn Δουλίχιον ist nun Kephallenia, nicht eine der Echinaden, Δολίχα, mit der Strabon (S. 458) es identifizieren will. Und so mag man fragen, wie es gekommen sein solle, daß Meges mit seinem Besitze sich zwischen den des Odysseus, der ja Zakynthos mit umfaßte, hineinschob. Das können wir freilich nicht wissen, und müssen uns begnügen festzustellen, daß auch auf die andere Art Seltsamkeiten herauskommen, ja viel schlimmere. Wenn das Δουλίχιον des Meges zu den Echinaden gehört, dann ist das große Δουλίχιον der Odyssee in B überhaupt nicht erwähnt[15]); und von der kleinen Inselgruppe der Echinaden müßte Meges 40 Schiffe mitgebracht haben, während Odysseus von den vier großen Inseln bloß 12 gestellt hätte. Beides ist in hohem Grade unwahrscheinlich; so wollen wir lieber die vorläufig unerklärte Tatsache hinnehmen, daß der Verfasser des Schiffskataloges die größte und reichste der vier Inseln nicht der Herrschaft des Odysseus zurechnet, sondern der eines Fremden, eines eleischen Auswanderers.

Soweit scheint alles sich besser zu ordnen, wenn wir den Namenswechsel nicht, mit Dörpfeld, in die Periode der dorischen Wanderung verlegen, sondern an das Vordringen der Korinther anknüpfen. Daß diese der nördlichsten Insel den Namen Λευκάς erst gegeben haben, berichtet ja Strabon ausdrücklich (oben S. 239). Die von ihnen verdrängten Kephallenen mögen dann, nach Süden

15) Dörpfeld (Leukas S. 19) nimmt an, daß im Schiffskatalog Ithaka das heutige Ithaka, Neritos das waldige Leukadien, Samos das heutige Kephallenia sei. Aber dann würden wir, sogar in zwei Fällen, einen zweimaligen Namenswechsel bekommen: Ἰθάκη — Νήριτος — Λευκάς und Δουλίχιον — Σάμος — Κεφαλληνία. Das ist doch fast unglaublich. Ich ziehe es deshalb vor, sowohl Ἰθάκη als Δουλίχιον in B ebenso zu verstehen wie in der Odyssee.

sich wendend und auf den beiden nächsten Inseln Halt findend, die eine nach dem Namen ihres Stammes, die andere nach ihrem bisherigen Wohnsitze benannt haben. Die Tatsache einer Namenverschiebung liegt, ganz unabhängig von unserer Hypothese, auch hier vor: Homer kennt Κεφαλληνία nicht, in historischer Zeit fehlen Δουλίχιον und die Insel Σάμη. Unerklärt bleibt nur — zumal doch Leukas nicht außer dem Gesichtskreise literarischer Überlieferung lag, vielmehr durch die Erzählung von Sapphos Todessprung frühzeitig berühmt wurde — wie es möglich gewesen sein soll, daß an der Insel keinerlei Erinnerung, sie sei das homerische Ithaka, haften blieb, daß die Einwohner den Ruhm, Landsleute des Odysseus zu sein, völlig preisgaben.

Dies kann wohl nur so gedeutet werden, daß zur Zeit, da die Verschiebung der Namen stattfand, der Sang von Odysseus in diesen Gegenden nicht lebendig war. Auswanderer hätten die Lieder, die von ihm erzählten, und zugleich ein deutliches Bild des Schauplatzes mitgenommen; im Osten wäre die Sage weiter gepflegt worden, während auf den Inseln selbst unter gewaltsamem Besitzwechsel der Kulturzusammenhang zerstört wurde; endlich hätte in Kleinasien ein bedeutender Dichter die zweite Hälfte der Odyssee, vielleicht auch die Telemachie, geschaffen. Daß er das in der Ferne mit anschaulicher Schilderung der Örtlichkeit vermocht hat, ist freilich auffallend; fast könnte man versucht sein, in dem was die Alten von einer Reise des Smyrnäers Melesigenes nach Leukas und Ithaka erzählten, etwas mehr als bloße Erfindung zu sehen[16]. Doch auch wenn die Erzählung rein erfunden ist, bezeugt sie etwas — den Sinn dessen, der sie erdacht hat, für das Problem, das hier vorliegt: wie kommt eine so lebendige Vorstellung von westgriechischen Verhältnissen in das kleinasiatische Epos? Wir hatten uns gewöhnt die Frage zu umgehen, indem wir einzelne Ungenauigkeiten betonten und uns dabei beruhigten: der Dichter spreche zwar scheinbar mit genauer Ortskenntnis, in Wahrheit aber sei das Stück Griechenland, das er voraussetze, wie er es voraussetze, ein Gebilde seiner Phantasie. Erst Wilamowitz — an einer früher (S. 249) zitierten Stelle — wies darauf hin, daß sich in der Odyssee doch sehr bestimmte, einen klaren Gesichtskreis ergebende geographische Beziehungen

16) »Ἡροδότου Ἁλικαρνασσῆος« περὶ τῆς τοῦ Ὁμήρου γενέσιος καὶ βιοτῆς, 6. 7.

finden. Und nun hat uns Dörpfeld gelehrt, Ithaka und seine Umgebung so anzusehen, daß alles darin, flächentreu und winkeltreu, möchte man sagen, der Wirklichkeit entspricht. Dadurch aber ist die Frage hervorgerufen, wie der Namenswechsel, den er annimmt, so völlig habe durchdringen können, daß an Ort und Stelle jede Spur der früheren Benennung verloren ging; und die alte Frage ist in etwas geänderter Wendung wieder aufgewacht: wie konnte die hier zerstörte Erinnerung in der Ferne deutlich genug erhalten bleiben, um den lebensvollen Hintergrund für die Dichtung eines Ioniers abzugeben?

Also Fragen über Fragen! statt befriedigender Lösung neue Rätsel! Konnte es auch anders sein? Dörpfelds Theorie mußte zu Unmöglichem führen, da sie auf einen methodischen Fehler gegründet ist; denn sie geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die Ortsangaben des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmen müßten, während sie doch offenbar und naturgemäß mit voller poetischer Freiheit behandelt sind. — So höre ich eifern, so habe ich mehr als einmal Einwendungen lebhaft vortragen hören.

Was zunächst den letzten Vorwurf betrifft, so beruht jede neue wissenschaftliche Hypothese — ὑπόθεσις heißt »Voraussetzung« — darauf, daß etwas anderes, als was bisher gegolten hat, vorausgesetzt wird, versuchsweise, um zu sehen wie sich von da aus die Erscheinungen erklären. Wer einen solchen Versuch im voraus ablehnt, macht seinerseits den Fehler, eine Voraussetzung — die altgewohnte — zum Axiom zu erheben. Freilich nicht jede Hypothese ist ernsthafter Prüfung wert. In unserm Fall aber hatten die archäologischen Funde für vieles, was Homer beschreibt oder andeutet, so überraschende Bestätigung gebracht, in bezug auf die Ilias war der Zweifel an des Dichters Ortskenntnis so entschieden durch die Tat widerlegt worden, in der Odyssee selbst gab es Beispiele von so strenger geographischer Sachlichkeit, z. B. wo von Fahrten über das ägäische Meer erzählt wird: daß es ernstlich der Mühe wert war, einmal die Probe zu machen, ob sich das Bild von der Heimat des Odysseus vielleicht besser zurechtschieben würde, wenn man — doch an sich nichts Unerhörtes — voraussetzte, daß die vier großen Inseln, von denen Homer immer spricht, eben die vier sind, die jetzt noch dort liegen. Aus diesem einen Versuch folgte alles Weitere mit Notwendigkeit; und, innerhalb der

Odyssee, ein so gut wie vollständiges Gelingen, im einzelnen wie im großen. Das durchaus realistische Bild griechischen Kleinlebens, das in β und in der zweiten Hälfte des Epos uns vorgeführt wird, zeigte sich nun auch in einen Rahmen gefaßt, der nicht ein Werk der Phantasie ist sondern ein Stück Wirklichkeit. Darüber hinaus freilich ergab sich durch die neue Erkenntnis nicht Aufklärung, sondern Verwirrung. Den Wechsel der Benennungen in die geschichtlichen Ereignisse einzureihen, die Altertümlichkeit der geographischen Vorstellung in der Odyssee mit dem späten Charakter ihrer Sprache in Einklang zu bringen: diese und verwandte Aufgaben bieten Schwierigkeiten, die noch ungelöst sind. Ist das zu beklagen? die besten Resultate sind doch überall die, aus denen Probleme neu erwachsen. Und ist es zu verwundern? Wenn in einem so wichtigen Punkte, wie es das Verhältnis des Dichters zur Wirklichkeit ist, unser Urteil sich ändert, so geschieht es unvermeidlich, daß damit unsere gesamten Ansichten vom Epos einen Stoß bekommen, daß wir genötigt werden zuzusehen, was von ihnen bestehen bleiben soll, was der Umgestaltung bedarf.

Jeder bedeutendere Fortschritt der Wissenschaft bringt etwas Ähnliches mit sich: irgendwo fühlen wir den Boden erschüttert, auf dem wir sicher zu stehen meinten. Ungewöhnlich ist nur, wie diesmal die Rollen und die Plätze verteilt sind. Was ins Wanken gebracht wird, ist der negative Glaube, daß Homers Schilderungen keinen festen Halt haben, daß die Welt, in die er uns versetzt, ein Gebäude der Phantasie sei; was uns den vertrauten Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, ist die Erkenntnis, daß die Phantasie des Dichters den festesten Boden unter den Füßen gehabt hat. Zweifel und Resignation hatten sich als Dogma verschanzt, gegen das nun ein hellblickender Wirklichkeitsinn siegreich Sturm läuft. Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen; ihretwegen gescholten zu werden kann sich Wilhelm Dörpfeld gefallen lassen. Daß noch nicht für alle Fragen, die er mit glücklicher Spürkraft aufgerührt hat, das letzte Wort gesprochen ist, weiß wohl er selbst am besten; im vorstehenden sind einige Punkte bezeichnet, in denen ich vermuten möchte daß weiter dringende Forschung von ihm abweichen wird. Wie es aber auch kommen mag: keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als ein positives Element in sich aufgenommen hat.

Drittes Kapitel.

Kulturstufen.

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung höchst greifbaren Anteil. Diese Erkenntnis, zu der die unermüdliche Arbeit des Spatens und die nicht minder eindringliche des spürenden Verstandes zusammengewirkt haben, wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos durch die Ausgrabungen eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten. Je genauer das Leben der mykenischen Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde der Kultur jener Epoche zusammenschlossen, desto sicherer wurde die Übereinstimmung: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des θριγκὸς κυάνοιο (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.[2] 105) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der mykenischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall[1]); und dieselbe

1) In der untersten Schicht von Hissarlik sind neben Waffen und Werkzeugen von Stein auch Nadeln und ein Messer aus so gut wie reinem (d. h. nicht absichtlich mit Zinn gemischtem) Kupfer gefunden worden; in

Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie χάλκεον ἔγχος oder ἀκαχμένον ὀξέι χαλκῷ mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eherne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte; aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine leise Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied χαλκεύς genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer sich vorstellt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Epoche finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED.[2] 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist. Die gleiche Übereinstimmung wie in dem, was man besaß und gebrauchte, zeigte sich in bezug auf solche Kulturerrungenschaften, die noch fehlen — oder wieder fehlen. Schriftbedeckte Täfelchen aus Ton, die auf Kreta in Menge gefunden worden sind, gehören einem zwar älteren, doch auch ferner stehenden Kulturkreise an, über dessen Verhältnis zu dem durch Mykenä und Tiryns vertretenen gestritten wird; und die Schriftzeichen selbst, bisher unentziffert, sind eher geeignet die Ansicht zu bestätigen, daß die Träger der kretischen Kultur — 'Ετεόκρητες nennt ja auch der Odyssee-Dichter τ 176 im Gegensatze zu den griechischen Stämmen, die er auf der Insel erwähnt — Fremde gewesen seien. Innerhalb der sicher griechischen Entwicklung, die

allen darüber liegenden Schichten ebenso wie in Mykenä, Tiryns und sonst in Griechenland finden sich keine Spuren der Kupferzeit. Die Frage, ob eine solche überall der Bronzezeit vorangegangen sei, scheint von Sachkundigen mehr und mehr bejaht zu werden. Darüber handeln eingehend Montelius, Archiv für Anthropologie 21 (1892) S. 19. 32 f. und 23 (1894) S. 425 ff., und Much, Die Kupferzeit in Europa (1893) S. 226 ff.

wir mit dem Epos vergleichen dürfen, gibt es von Kenntnis der Schrift, die auch jenem fremd ist, kein Denkmal; und Götterbilder, die den Mittelpunkt des Kultus ausmachen könnten, fehlen hier wie dort.

Aber ein Unterschied tritt doch hervor. So wenig die vielfachen Berichte von Opfer und Gottesdienst, die bei Homer vorkommen, einen Zweifel darüber lassen, daß der Dichter an ein künstlerisch ausgeführtes und geschmücktes Bild der Gottheit nicht denkt, so erzählt er doch einmal (Z 273. 303) ausdrücklich von einem Sitzbilde der Athene, dem Antenors Gattin Theano, die Priesterin, im Namen der troischen Frauen einen Peplos als Weihgabe in den Schoß legt[2]). Und gerade in demselben Buche (Z 168) werden die σήματα λυγρά erwähnt, die Proitos dem Bellerophontes, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt; daß hier an wirkliche Schrift gedacht ist, hätte nie bestritten werden sollen und ist jetzt wohl allgemein zugegeben[3]).

2) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 54 f., glaubte aus dem Wortlaute der Stelle, an der das Fehlen einer Beschreibung des Bildes allerdings auffällt, zu erkennen, daß ursprünglich der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr sei hier ein Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin habe das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Dieser Auffassung von Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠυκόμοιο widerspricht wohl mit Recht Otto Kern, Strena Helbigiana (1900) S. 155 f.; dagegen wieder Reichel, Hom. Waff.[2] 153.

3) Damit unterschreibe ich nicht das Urteil von Karo (Archiv für Religionswiss. 7 [1904] S. 117), daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, »die Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters endgültig zerstört« hätten. Durch die glänzenden Entdeckungen von Evans ist festgestellt, daß im Kulturgebiete des Ägäischen Meeres lange vor Einführung des phönizischen Alphabetes ein ganz anders geartetes Schriftsystem bekannt und gebräuchlich war; ob aber diese Schrift von griechisch redenden Menschen benutzt worden ist zur Bezeichnung griechischer Worte, ist noch nicht festgestellt. Aus der Tatsache, daß die Annahme des phönizischen Alphabetes ein grundlegendes Ereignis für die griechische Kulturentwicklung gebildet hat, möchte man eher schließen, daß die Frage verneint werden muß. Wenn heute die »kretisch-mykenische« Periode als Einheit aufgefaßt wird, so ist dabei doch wohl zunächst an eine Aufgabe gedacht: die Zusammenhänge nachzuweisen, die Unterschiede zu erklären. Zur Lösung dieser Aufgabe könnte gerade der Umstand etwas beitragen, der bestehen bleibt, daß das Epos nur an der einen Stelle in Z vom Gebrauche der Schrift etwas weiß, und daß man an dieser einen Stelle noch zu empfinden meint, wie dem Sprechenden die σήματα λυγρά etwas Fremdes, Unheimliches sind.

Der vorherrschende Gebrauch des Erzes in den mykenischen Waffen und Geräten schließt nicht aus, daß doch auch einige steinerne Werkzeuge und Pfeilspitzen in den Trümmern von Tiryns und in den Schachtgräbern zum Vorschein gekommen sind, während andrerseits bei Homer schon der Gebrauch des Eisens beginnt. Und der stärkste Abstand, ja ein voller Gegensatz tritt uns in der Behandlung der Toten entgegen: bei Homer werden sie verbrannt, von den Mykenäern sind sie in Felsschachten oder Kuppelgräbern beigesetzt worden. Welches Verfahren das ältere sei, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden; in all den übrigen Fällen aber ist auf den ersten Blick deutlich, daß die jüngeren Ansätze in der homerischen Kultur enthalten sind.

Immerhin, von der zuletzt erwähnten, umfangreicheren Erscheinung abgesehen, sind es eben nur Ansätze, die den Gesamteindruck nicht aufzuheben brauchen, daß zwischen der Kultur, in die Homer uns versetzt, und der, die wir seit Schliemanns Ausgrabungen kennen gelernt haben, enge Verwandtschaft besteht. Denkmäler und Kleinfunde auf der einen Seite, die Erzählungen des Epos auf der anderen ergänzen sich in der erwünschtesten Weise, so daß wir gar nicht anders können als herüber und hinüber greifen, um das eine Bild des Daseins durch das andere und dieses wieder durch jenes anschaulich zu machen.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervorgehoben (HU. 291 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte und nachwies, daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so oft an»gewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. In ähnlicher Weise sieht Ed. Meyer die Dinge an. Er glaubt in dem, was das Epos über die Besitzverhältnisse und die Verteilung der Stämme in Griechenland und Kleinasien andeutet, ein »geflissentliches Ignorieren« der Gegenwart zu erkennen (GA. § 47). »Mit vollem Bewußtsein«, heißt es (§ 45), »suchen die Epen alles aus ihrer Schilderung der

»Völkerverhältnisse fernzuhalten, was jünger ist als die Epoche »der Heroenkämpfe, so vor allem die Besiedelung der kleinasiati»schen Küsten und die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier«. So formuliert fordert die Ansicht nun doch zum Widerspruch heraus, den sogleich, an Wilamowitz anknüpfend, Studniczka erhoben hat[4]); seine Einwendungen sind vielleicht deshalb zu wenig beachtet worden, weil gerade auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete auch im wirklichen Leben bei den Griechen ein sehr konservativer Sinn gewaltet hat. Wir müssen die Frage von neuem und in ihrer allgemeinen Bedeutung prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das Bewußtsein von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstrahierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Scheidung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet, und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. In dem Dankliede für den Untergang der Ägypter im Roten Meer, das Exod. 15 dem Helden des jüdischen Volkes in den Mund gelegt ist, heißt es (V. 13. 15): »Du geleitetest mit Deiner Huld das Volk, »das Du befreit hattest; Du führtest es mit Deiner Macht zu Deiner »heiligen Wohnstätte. Damals erschraken die Stammesfürsten Edoms, »die Anführer Moabs ergriff Beben; es verzagten alle Bewohner »Kanaans.« Die Befangenheit in den eigenen Anschauungen, vermöge deren hier der Dichter den Moses so sprechen läßt, als wäre in seiner Zeit bereits das gelobte Land erobert und die Wohnstätte Jahwes auf Zion gegründet gewesen, ist für die Denkweise einer literarisch naiven Zeit durchaus das Natürliche. Wenn also in den Erzählungen der Ilias die griechischen Ansiedelungen in Kleinasien, die zur Zeit ihrer Verfasser schon bestanden, nicht berücksichtigt werden, so beruht dies gewiß nicht auf Absicht, sondern bedarf einer anderen Erklärung. Man denke doch nur an die Harmlosigkeit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie

4) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40.

Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt als ein allerdings besonders starkes Beispiel der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt. Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle leibhafter Gedanken, die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben? sollen wir es gar, wie Aristarch getan zu haben scheint[5]), für einen Vorzug halten?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körper-

---

5) Adolf Roemer hat es durch scharfsinnige Verwertung der von ihm gesammelten Beispiele sehr wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. (»Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben«, in den Abhandlungen der Bayer. Akad., philos.-philol. Kl. 22 [1903/4]; S. 581 ff.)

lichen Kräfte ihrer Zeitgenossen mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304. ϑ 222). Dazu würde es stimmen, wenn sie sich bemüht hätten, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Aufzeichnungen darüber gab es doch nicht; mündliche Überlieferung aber konnte nur in dichterischer Gestalt bestehen[6]. So hilft jener Gedanke, wenn man ihm nur entschlossen zu Leibe geht und ihn zu greifen sucht, zu seiner eigenen Widerlegung: vor den »Anfängen« des Heldengesanges, wenn dieser von Anfang an archaisierend gewesen sein soll, müßte es eine noch ältere Poesie gegeben haben, die wir uns auch doch wieder nur als eine epische vorstellen können. Das wäre denn also erst der eigentliche, schöpferische Anfang; und der war sicher frei von konventionellem Zwang, unbeirrt durch das Bedenken, daß die Vergangenheit ein anderes Kleid getragen habe als die Gegenwart.

Was hier so leicht irre führt, ist der Ausdruck »homerisches Zeitalter«. Welches ist damit gemeint? die Zeit, als die Äoler in Thessalien zuerst von Agamemnon und Achilleus sangen, oder die der ionischen Epigonen, die den überkommenen Liederstoff sich mundgerecht machten und ordneten? die Periode der Blüte des Heldengesanges, oder die in welcher unsre Ilias und Odyssee vollendet wurden? rechnen wir dem »homerischen Zeitalter« die ältesten Sänger zu, von denen Bilder Beiwörter Redewendungen geschaffen worden sind, in deren Munde das, was später Formel wurde, noch lebendig war, oder die späten Träger einer langen Tradition, die gern eine fertige Sprache für sich dichten und denken ließen? Wilamowitz, wo er dem Epos die bewußte Tendenz des Archaisierens zuschreibt, spricht ausdrücklich von den »uns erhaltenen epischen Gedichten«, denen die Zeit der »Fixierung des epischen Stiles« weit vorausliege. Aber seine Darstellung schloß

6) Daß Georg Finsler Herm. 41 (1906) S. 433. 435 für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzählung« für möglich hält, sei als Tatsache verzeichnet. Diese Vorstellung steht zu allem, was wir seit Herder von der ältesten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinen, in solchem Widerspruch, daß sie wohl nicht als diskutierbar gelten kann. Gerade auch die Entstehung der griechischen Prosa gibt das deutlichste Zeugnis dagegen.

ein Mißverständnis nicht aus, und ist vielfach dahin mißverstanden worden, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde »Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg ein- »zukleiden in das Kostüm der eigenen Zeit«[7]. Ganz sicher hat das Epos in seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit diese Naivetät besessen; undenkbar daß es anders gewesen wäre. Aber zwischen Anfang und Ende jener Stufenreihe, die wir durch einige Gegensätze angedeutet haben, lagen Jahrhunderte; und in ihnen mußten sich zugleich mit der Kunst des Dichters auch die Sitten seiner Zeitgenossen ändern. Wir haben gesehen, daß die Äoler, als sie nach Kleinasien kamen, schon eine in langer Kunstübung ausgebildete Dichtersprache besaßen; von dem Inhalte der Lieder, die sie aus Thessalien mitbrachten, versuchten wir uns eine Vorstellung zu machen. Diese Lieder wurden in der neuen Heimat umgebildet, erweitert, vielfach durch neue Stücke verdrängt; aber Sprache und Technik blieben dieselben, der ganze überlieferte Formelschatz wurde weitergebraucht und gab das Gewand her, in das nun auch neue Geschichten, erlebte oder erfundene, gekleidet wurden. Wenn also, zur Zeit der äolischen Wanderung, und sicher vorher in der alten Heimat, zwischen den wirklichen Sitten des Volkes und den in der Poesie geschilderten voller Einklang bestand, so war das nach hundert, zweihundert, vierhundert Jahren schon ganz anders. Die Zustände der Wirklichkeit hatten sich geändert, aber die von der Dichtung vorausgesetzten waren dieselben geblieben; nicht durch irgend eine Absicht der Sänger, die sich bemüht hätten Vergangenheit und Gegenwart zu unterscheiden, sondern ganz von selbst und natürlicherweise. Den einmal gegebenen Gedankenkreis zu durchbrechen, die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in der Periode des Nachahmens und Sammelns nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die in den Sängerschulen gepflegt wurde und jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Möglich an sich wäre es ja gewesen, daß auch unter den Ioniern ein Geschlecht von Dichtern erwachsen wäre, das mit unbefangenem Blick nur die gegenwärtige Welt er-

7) Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

faßt, in frischer Unmittelbarkeit ihr Bild in Worten gezeichnet und so einen neuen epischen Stil geschaffen hätte. Etwas davon hat die Odyssee, an einem neuen Stoffe, vollbracht; die eigentliche Heldendichtung aber ging über die überlieferten Formen nicht hinaus. Je bequemer und geläufiger diese geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von Inhalt in sie zu fassen. Und wenn die Vermutung, zu der wir in anderem Zusammenhange geführt worden sind, richtig ist, daß der Plan eines großen, mannigfaltige Stoffe verbindenden Epos bei den Ioniern entstanden ist (S. 178), so haben sie auch dadurch gezeigt, daß die Triebkraft erzählender Poesie bei ihnen noch nicht erstorben war.

Doch überall, wo sich ein Lebendiges entwickelt, da gibt es den Kampf zwischen Gewordenem und Werdendem: so in Sitte und Recht, so in Glauben und Sprache, in der redenden Kunst wie in der bildenden. Die jüngeren epischen Dichter bewegten sich im allgemeinen in den herkömmlichen Wendungen, benutzten den überkommenen Schatz von schmückenden Beiwörtern, Situationsschilderungen und Übergangsformeln, weil sie es nicht anders kannten; aber sie waren doch nicht so sehr Nachahmer, daß sie den ererbten Bestand nicht auch ihrerseits vermehrt hätten. Wenn ihre Phantasie nicht selbständig genug war ein neues Weltbild hervorzubringen, so reichten der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Ausdrucks doch immer noch aus, um charakteristische Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frisch zu erfassen und auf eigne Art darzustellen. So trug jede nachfolgende Generation etwas dazu bei den Vorstellungskreis des Epos zu erweitern; und das was wir jetzt lesen ist nicht ein Abdruck der Anschauungen eines einzigen Zeitalters, auch nicht zusammengesetzt aus Denkmälern von zwei oder drei verschiedenen Kulturstufen, sondern der unwillkürliche Niederschlag einer in sich zusammenhängenden, jahrhundertelangen Entwicklung. Nirgends essen Homers Helden Fische, das hatte man schon vor Aristarch beobachtet (zu Π 747); wo die Gefährten des Odysseus und in Ägypten des Menelaos zu dieser Nahrung greifen, zwingt sie die Not (μ 330 f. δ 368 f.). Aber in Vergleichen kommt der Fang von Fischen (und Austern Π 747) mehrmals vor (E 487. Ω 80 ff. κ 124. μ 252. χ 384 f.); und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regimentes schildert, so ist die Ergiebigkeit des Fischfanges (θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς τ 113) ein Zug in dem Bilde. Diese Bemerkung

hat Arthur Platt verwertet im Zusammenhang seines Versuches, aus dem Stoff der homerischen Gleichnisse eine Anschauung von den Verhältnissen, unter denen der Dichter lebte, zu gewinnen[8]. Da zeigt sich in beiden Epen neben scharfer Auffassung der Natur auch eine reiche Anschauung des menschlichen Lebens, aber nicht so wie Helden und Krieger es führen, sondern des Lebens der Bauern, Hirten, Handwerker. Daß die Ilias nur ganz vereinzelt (wie N 298 ff.) Kampfszenen zur Vergleichung heranzieht, mag natürlich sein, weil sie ja von solchen ausgeht; immerhin bemerkenswert, daß die Erinnerungen und Begleitvorstellungen, die in der Seele des Sängers durch die Taten und Leiden, von denen er berichtet, hervorgerufen werden, so durchaus friedlicher Art sind. Wo gesagt werden soll, daß Hektor und die Troer eines Speerwurfs Weite zurückwichen, heißt es (Π 589 ff.):

ὅσση δ' αἰγανέης ῥιπὴ τανασοῖο τέτυκται,
ἥν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέῃ πειρώμενος ἢ ἐν ἀέθλῳ
ἠὲ καὶ ἐν πολέμῳ δηίων ὕπο θυμοραϊστέων,
τόσσον ἐχώρησαν Τρῶες, ὤσαντο δ' Ἀχαιοί.

Der Zusatz ἠὲ καὶ ἐν πολέμῳ verrät, wie dem Dichter persönlich die kriegerische Erfahrung nicht das Nächste ist. Aber auch in der Odyssee, wo doch umgekehrt wohl Anlaß gewesen wäre, aus dem alltäglichen Treiben, das zu gefährlicher Spannung sich entwickelt, den Ausblick ins Große und Heldenhafte zu eröffnen, wird nur selten etwas von Kampf und Krieg herangezogen (ρ 471. σ 376 ff. υ 49 ff.), nur einmal in einem wirklichen Gleichnis, ϑ 523 ff.: Odysseus weint wie um den gefallenen Mann das unglückliche Weib, das die harten Eroberer von dem Toten, über den sie hingesunken ist, fortstoßen in die Gefangenschaft, πόνον τ' ἐχέμεν καὶ ὀιζύν. Also auch hier nicht die Freude an Waffengang und Männerstreit, wie sie dem Angehörigen einer ritterlichen Gesellschaft natürlich wäre, vielmehr das bittere Gefühl der Zerstörung, die der Krieg in ein friedliches Dasein hineinwirft. Dies alles hat Platt fein beobachtet. Man muß erkennen: dem Vorstellungskreise der Dichter, die Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen haben, liegen Lebensführung und Denkweise der achäischen Helden, deren Taten das eine Epos erzählt, das andere voraussetzt, ebenso fern,

8) Platt, Homers Similes. Journ. of Philology 24 (1896) p. 28—38.

wie die äolische Mundart, in der jene gesprochen hatten und zuerst besungen worden waren, der ionischen, die sich später allmählich und zuletzt abschließend über die Dichtung gelagert hat. So darf man wohl vermuten, daß beide Unterscheidungen sich decken, und daß die Kultur, deren Zustände in dem reichen Beiwerk der Gleichnisse abgebildet sind, die ionische war. Aber ist das »die homerische Kultur«? Platt scheint es zu glauben, und zu fordern daß von hier aus alles übrige — der eigentliche Inhalt der Erzählungen — beurteilt und gedeutet werde. Dies im einzelnen durchzuführen hat er nicht unternommen; der Versuch müßte ebenso scheitern wie der umgekehrte, »homerisch« und »mykenisch« schlechthin gleichzusetzen. Wer aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kulturentwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe die Wilamowitz schon vor 25 Jahren bezeichnet hat (HU. 416 f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen[9]).

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter der einzelnen Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Von diesem

9) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtet Seymour, der zu früh Verstorbene, in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, Classical Review 21 (1907) p. 139 f.; über Seymour vgl. meine eigne Anzeige NJb. 21 (1908) S. 574 f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, Rev. des deux mondes 41 (1907); p. 614 s.

Standpunkte aus empfinden wir die Erwähnung der Schrift an der vielberufenen Stelle in Z nicht mehr als etwas Unbequemes; sie schließt sich uns mit den anderen Merkmalen zusammen, die dafür sprechen, daß dieses Lied zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört. Auf die Erzählung von einem Kultbilde der Athene, die in demselben Buche steht, wurde schon (S. 259) hingedeutet; sie ist natürlich ebenso zu beurteilen. An der Vorstellung, daß Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen zurück reiten, hat man, obwohl Aristarch solche Besonderheit einleuchtend zu erklären wußte, Anstoß genommen und sich bemüht die Worte (K 504 ff. 513) so zu erklären, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht würde. Welcker vertrat diese Ansicht (Ep. Cycl. II 217), und sie hat wieder in Walter Leaf einen unverächtlichen Verteidiger gefunden. Aber der Wortlaut an der entscheidenden Stelle und der Verlauf der nachfolgenden Erzählung (541. 567 f.) sprechen gegen sie. Nimmt man hinzu, daß sich noch bei zwei anderen Gelegenheiten im Epos eine Bekanntschaft mit der Reitkunst verrät (O 679. ε 371), so kann man sich eigentlich nicht wundern, daß in dem vielleicht jüngsten Gesange der Ilias die Sitte der Zeit, in der er entstanden ist, hervortritt, weil sie dem Dichter lebhafter gegenwärtig war als die konventionelle Anschauung vom Gebrauch des Streitwagens.

In dieser Auffassung stimmen denn auch jetzt die meisten überein. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Eduard Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Υ—Χ Achill zu Fuß kämpft, obwohl Τ 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von Τ eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien[10]. In der Tat könnte man eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfszenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in

10) Kammer, Zur homerischen Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhetischer Kommentar zur Ilias[3] (1906) S. 330. 337. — Niese, EHP. 119. — Der gleich nachher zitierte Aufsatz von Roßbach steht im Philologus 51 (1892) S. 7 ff.

denen die Helden zu Fuße sind. Aber hierzu stimmt das nicht, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen: den Denkmälern von Mykene sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd, und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beiname des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität im einzelnen auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist, sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenzuhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer haben wir Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres besteht schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk.

Auf Seite der Griechen, hätte er hinzufügen müssen; denn bei den Troern spielen Wagen und Pferde durchweg eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων θ' ἱπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat kürzlich van Leeuwen in einer sehr anregenden Studie hingewiesen[11]) und die Beantwortung der Frage, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen sind, ein gutes Stück gefördert. Sie auf Schiffen mitzuführen war etwas so Großes, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheint er überall da, wo ihm die Situation beider

11) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—265.

Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustechen. Doch zu dem Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ gehört von rechtswegen das Fuhrwerk, das er benutzt; und von Diomedes, dem Ätoler-Helden, der durch die Eroberung Thebens berühmt geworden ist, wird ausführlich und anschaulich erzählt, wie er vom Wagen herab kämpft: das sind denn altertümliche Bestandteile der Dichtung. Doch zu den ältesten Gestalten wenn auch nicht der troischen Sage, doch der Heldensage überhaupt gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; aber nirgends wird erwähnt, daß er einen Wagen bestiegen habe. Und der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So harrt hier ein Problem noch seiner Lösung, während in andern Fällen, vorab dem typischen der Bewaffnung, die kulturhistorische Betrachtungsweise schon dem Ziele näher gekommen ist.

Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die ὁπλοποιία in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters εὔκυκλος (Μ 426. Ξ 428; vgl. Μ 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163. 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (Κ 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem »Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, »ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und bloßen Schenkeln; um »die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschnallten Riemen ge»halten, der Chiton, zusammengerollt und in die Höhe gerafft; das »Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur die Hirnschale »schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient der lange, »fast den ganzen Körper deckende Schild.« So beschrieb Kluge[12])

12) Hermann Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 147 (1893) S. 81—94. — Reichels Arbeit (1894) ist schon Anm. 2 angeführt; die zweite Auflage erschien 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz so die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag vorweggenommen das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügtes seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 152; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in Λ war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Viel natürlicher doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unmerklich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der

entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns in diesem Falle doch darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstatthaft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altmykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gesträubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das Nebeneinander von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch die Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem

Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft[13]) sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird Λ 32 ἀμφιβρότη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας εὐκύκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oïleus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἵ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὁππότε μιν κάματός τε καὶ ἱδρὼς γούνατ᾽ ἵκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in Λ 32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὔκυκλος — und so auch den κύκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für Λ. Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst. In der Dichtung aber erinnern solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

Zu derselben Beobachtung gelangen wir bei dem Versuch, uns von den Wohnungsverhältnissen im Epos eine Vorstellung zu

13) Drerup, Homer, Abb. 13 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

machen. Nachdem van Leeuwen (Mnemos. 29 [1901] p. 221—231) gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher geglaubt hatte, hat Ferdinand Noack[14]) diese Beobachtung weiter geführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflußt, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 321 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὑπ' αἰθούσῃ ἐριδούπῳ (η 345. 336): so mächtig ist der Zwang des Konventionellen. Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίη) die Rede ist; den Dichter hat dies nicht gestört, weil er — mehr als irgend ein andrer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte[15]). Noack sagt

14) Noack: Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. 1903.

15) Dietrich Mülder NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Begleiter in der »Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der »alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Aga»memnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἴθουσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

(S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durchaus dem Brauche entspreche[16]. Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπικερτομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit hereingenommen hatte, sich auch an die αἴθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 71 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin »vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn nicht? aber warum »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden gefunden haben, in die fernste Vergangenheit wird er gerückt; gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: anzunehmen, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe.

---

16) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 19 (1907); S. 575 f.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selbst gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder ausstreicht[17]), hat für Dörpfeld Anlaß gegeben, die gesamte Frage nachzuprüfen[18]). Er verwahrt sich dagegen, daß ein so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen »Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen« (S. 283. 279), und findet selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen (S. 284), Übereinstimmung in allem wesentlichen. Das ist nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἴθουσα gebracht hat, und es doch ablehnen, die ausgebildetere Wohnung des Odysseus mit dem ὑπερώιον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren[19]). Doch liegt wohl das Hauptgewicht von Dörpfelds Untersuchung in dem, was er über das Verhältnis der mykenischen zu den kretischen Bauten sagt, und in den Folgerungen, die er daraus ableitet für die Entwicklung jener alten Kultur und ihren Übergang von Karern zu Achäern (S. 287—297). Ohne mir in diesen Dingen ein eigenes Urteil beizumessen, muß ich doch bekennen, daß bei dem, der von den Archäologen gern lernen möchte, allein schon die Entschiedenheit, mit der Dörpfeld hier eine Frage anerkennt und zu lösen sucht, mehr Vertrauen erweckt als das sonst vielfach beliebte Verfahren, alles, was in Kreta nachgewiesen ist, ohne weiteres auch für »mykenisch« und also »achäisch« zu halten[20]).

---

17) Mein Einspruch dagegen, den ich hier aus NJb. 15 (1905) S. 7 wiederhole, hat inzwischen Zustimmung gefunden bei Goeßler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907]; S. 468 f.).

18) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitteil. 30 (1905) S. 257 ff.

19) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64 f.) entstanden ist, habe ich NJb. a. a. O. 8 dargetan.

20) Neuere Versuche, chronologische und ethnologische Ordnung auf diesem Gebiete herzustellen, sind die von Reisch in den Mitteilungen der

In allen bisher besprochenen Fällen handelte es sich darum, daß sich altertümliche Zustände und Gebrauchsweisen, die wir durch die Ausgrabungen kennen gelernt haben, bei Homer wiederfinden, doch mit jüngeren verbunden. Das Verhältnis beider Elemente zueinander war verschieden und wird weiter die Forscher beschäftigen; darüber jedoch war nirgends ein Zweifel, daß die Mischung an sich die Folge einer Entwicklung ist, die in der Wirklichkeit stattgefunden hat. Dies gilt nun auch in bezug auf die zu Anfang erwähnte und offen gelassene Frage, wie sich die homerische Sitte der Bestattung zur mykenischen verhalte. Zwar herrscht bei Homer die Verbrennung; aber wenn er das Verbum ταρχύειν, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« anwendet (H 85. Π 456 f.), so verrät sich darin die Erinnerung an einen Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß und darin bestand, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der benutzt wurde um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED.[2] 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, die doppelte Frage aber unbeantwortet gelassen, wie die Griechen, von denen Homer erzählt, dazu gekommen seien von den Mykenäern abzuweichen, und weiter, weshalb die der historischen Zeit zu dem einst verlassenen Brauche zurückgekehrt sind[21]). Beides hat Dörpfeld aufs glücklichste erklärt, wieder so daß man sich beschämt fühlt es nicht ohne ihn gefun-

Wiener Anthropologischen Gesellschaft 34 (1904), leichter zugänglich in der Anführung bei Kretschmer, Glotta I (1907) S. 21 f., und von Ronald M. Burrows in seinem zusammenfassenden Werke »The discoveries in Crete and their bearing on the history of ancient civilisation« (1907) p. 40 ff., der an die von Evans eingeführte Bezeichnung »früh-, mittel- und spätminoisch« anknüpft. Beherzigenswert ist, wie der Verfasser im letzten Kapitel (»Crete and the Homeric poems«) zur Vorsicht im Verwerten der Ausgrabungen mahnt, in deren Fülle und Mannigfaltigkeit leicht ein jeder Beweisgründe für das finden könne, was er zu beweisen wünsche. S. 209: *The inference we draw from the combinations will probably largely depend on our general theory as to the origin and composition of the Homeric poems.*

21) Vgl. Dümmler, Athen. Mitteil. 13 (1888) S. 296, und Rohde, Psyche[2] (1898) I 225 f.

den zu haben[22]). Gedörrt, also mit Feuer behandelt worden waren die Leichen auch früher, und wurden es auch später; ἢ καιόμενον ἢ κατορυττόμενον im Phädon (S. 115 E) sind nicht zwei Arten sondern zwei Teile des Verfahrens. Das Besondere, worüber Homer berichtet, ist nur, daß aus dem καίειν ein κατακαίειν gemacht wurde. Und er berichtet das mit vollem Bewußtsein, unter Angabe des Grundes, den er Nestor aussprechen läßt (H 333 f.): κατακήομεν αὐτοὺς τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὥς κ' ὀστέα παισὶν ἕκαστος οἴκαδ' ἄγῃ, ὅτ' ἂν αὖτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν. Denen, die so beschließen sollten und nachher wirklich so verfuhren, kann der Gebrauch des Feuers bei der Bestattung nicht etwas ganz Fremdes gewesen sein; darauf deutet auch die Antwort hin, die Agamemnon kurz darauf (408 ff.) dem Boten des Priamos erteilt[23]). Aber völliges Verbrennen war bisher nicht Brauch gewesen. So stellt Homer es dar, durchaus verständlich. Das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen hat wohl tatsächlich in Kleinasien eine Änderung der überkommenen Sitte herbeigeführt; Ähnliches vermutete schon Rohde (Psyche I² 41. 47 f.). Und da Ereignisse der Wanderzeit den Hintergrund für das Epos bilden, so ist es kein Wunder, daß in ihm diesmal die jüngere Sitte, die im Zusammenhang mit diesen Ereignissen entstanden war, fast ausschließlich gilt. Daß sich daneben in dem Kultus der Toten doch auch Reste von älteren Gebräuchen und in ihnen Zeugnisse eines Glaubens erhalten haben, mit dem die vollständige Verbrennung nicht vereinbar war, werden wir später sehen.

Durch das Vorstehende wird prinzipiell die Aufgabe, zu der wir durch Betrachtung der homerischen Kultur gelangt waren, klarer geworden sein. Sie kann der Grundvorstellung nicht entraten, daß das Epos allmählich und schichtenweise entstanden ist, muß es aber ablehnen, irgend eine von andrer Seite her begründete Theorie über diese Entstehung als gegeben anzunehmen und

22) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, Mélanges Nicole (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, Südwestdeutsche Schulblätter 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürfen, hat Burrows hingewiesen, Discoveries in Crete (1907) p. 211 f.

23) Daß bei dem πυρὸς μειλισσέμεν an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I² 31) Albrecht Dieterich, Nekyia (1893) S. 197.

einen Zug in dem Bilde der Zustände und Sitten deshalb für jung oder alt zu halten, weil nach jener Theorie die Partie der Dichtung, in der er vorkommt, jung oder alt ist. Wenn diese Analyse einen selbständigen Beitrag zur Bewältigung des Gesamtproblemes liefern soll, so muß ein Urteil über das Alter der verschiedenen Kulturelemente nur aus deren eigner Beschaffenheit und durch ihre sachliche Prüfung abgeleitet werden. Wie schwer es ist hierin streng zu sein, zeigt sich immer aufs neue. Auch Noack hat der Gefahr nicht ganz widerstanden, seine so wertvolle Untersuchung als Beweis für ein übernommenes Resultat der höheren Kritik dienen zu lassen, also die Entscheidung da zu holen, wo er sie bringen konnte. Roberts »Studien zur Ilias« sind von diesem Fehler ganz beherrscht. Und ein so vortrefflich angelegter Plan wie der von Louis Erhardt[24]), bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Im folgenden soll an ein paar größeren Proben der Versuch gemacht werden, die kulturhistorische Vergleichung zunächst auf sich selbst zu stellen.

I. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er selbst in der »Griechischen Geschichte« noch einmal ausgesprochen hat, zugleich einzelne statistische Angaben berichtigend[25]). Danach »wird das »Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen »der Ilias häufiger erwähnt; in den älteren Liedern der Ilias kommt »es nur verhältnismäßig selten vor, und wie es scheint fast durch»weg an Stellen, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören.« Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache auch zu dem seinen gemacht und beschreibt

---

24) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte, 1894. Vgl. meine Besprechung Preuß. Jahrb. 75 (1894) S. 166 ff. und, mittelbar eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage meiner »Grundfragen« ebenda 82 (1895) S. 149 ff.

25) Rivista di Filologia II (1873) S. 42 ff.; GrG. I (1893) S. 80 f. Dazu vgl. Helbig HED.[2] S. 329 ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, Herm. 32 (1897) S. 86 ff.

ganz zutreffend, wie »die Dichter im großen und ganzen an dem »in den älteren Liedern vorgebildeten poetischen Apparate fest- »hielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, welche »durch die fortgeschrittenere Entwicklung ihrer eigenen Zeit be- »stimmt waren«. Er pflichtet Beloch auch darin bei, daß Verse wie Δ 123 und Σ 34 für »spätere Einschiebsel« zu halten seien, weil hier eiserne Waffen »innerhalb der älteren Teile der Ilias« vorkommen. Aber welche Teile älter und welche jünger sind, soll doch erst, unter anderem durch das Mittel der kulturgeschichtlichen Analyse, herausgefunden werden. Wer in die selbständige Kraft dieser Analyse so wenig Vertrauen setzt, kann nicht erwarten, daß er andere von ihrem Nutzen überzeugen werde. Der Widerspruch ist denn auch nicht ausgeblieben. Ferdinand Dümmler schrieb (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): »Bei der Häufigkeit des »Eisens an allen älteren Sitzen der Griechen muß die Frage auf- »geworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ur- »sprüngliche sind.« Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung der bronzenen »Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter Rück- »schritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des »Epos« seien »daher unstatthaft«. Hier haben wir also, gerade wie vorher bei den Streitwagen, aus demselben Material und anscheinend nach demselben Prinzip gezogen zwei entgegengesetzte Schlüsse. Aber Dümmler erinnerte selber daran, daß den Vertretern der mykenischen Kultur in Griechenland das Eisen so gut wie ganz fehlte, wozu es doch aufs beste stimmt, daß auch im Epos der Gebrauch des Erzes überwiegt. Und wie soll man sich jenen Rückschritt vorstellen, den orientalischer Einfluß an den Höfen Kleinasiens verursacht hätte? Griff man wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler sagt hierüber nichts, versucht auch gar nicht ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze aus Inhalt und Sprachgebrauch der Epen nachzuweisen; das einzige was er in dieser Art erwähnt, das bronzene Schwert das Euryalos dem Odysseus »in einer jungen Partie ϑ 403« schenkt, erledigt sich ohne weiteres dadurch, daß Beiwörter wie παγχάλκεον eben zu dem überlieferten Wortschatz der Sänger gehörten. Wäre

Dümmler auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall. Bei Homer findet sich, während χάλκεον ἔγχος, δόρυ χάλκεον, ξίφος χάλκεον oft begegnen, kein einziges Epitheton dieser Waffen, das vom Namen des Eisens gebildet ist; an den vereinzelten Stellen, wo von einem eisernen Schwert die Rede ist, heißt es einfach σίδηρος.

Wenn die einander genau widersprechenden Ansichten, über die wir hier berichtet haben, beide ganz oder teilweise verfehlt sind, so ist es wohl das vorsichtigste einzugestehen, daß das Verhältnis der beiden Metalle für eine Altersbestimmung überhaupt nicht verwertbar ist? In der Tat, diesen skeptischen Satz hat man mehrfach ausgesprochen. F. B. Jevons suchte ihn in einem Artikel des Journal of Hellenic Studies (13 [1892/3] p. 25 ff.) zu beweisen, indem er eine unter den Hypothesen über die Komposition der Ilias, die von Leaf, als richtig annahm und zeigte, daß auf die kleinere Hälfte der Ilias, die Leaf für älteren Bestand hält, auch nicht viel weniger als die kleinere Hälfte der 23 in der Ilias vorkommenden Beispiele des Eisens kommen, also das Verhältnis von Eisen zu Bronze in den älteren Teilen dieses Epos wesentlich dasselbe ist wie in den jüngeren. Aber bei allem Respekt, den man vor Walter Leaf haben muß — die Bücher Δ Ε Ζ Η »sind« doch noch nicht Teile der ältesten Ilias, weil Leaf sie dafür hält; sondern, wenn er und andere durch allgemeine Erwägungen zu einer solchen Ansicht gekommen sind, nun aber sich herausstellt, daß diese Lieder innerhalb des Epos auf einer relativ späten Kulturstufe stehen, so dürfen wir nicht diese Beobachtung verleugnen noch auch, wie Beloch wollte, durch Athetese einzelner Verse korrigieren: vielmehr ist nun die Frage, ob dem neuen Resultat gegenüber jene Ansicht wird behauptet werden können.

Auf dem Wege bloßer Zahlenstatistik ist eine Entscheidung überall nicht zu hoffen. Es kommt darauf an die 48 Beispiele des Eisens einzeln zu betrachten und ihrer Art nach zu vergleichen. Dabei finden wir denn folgende Gruppen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird,

ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος steht dreimal (Z 48. K 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, der davon wohl ein Lösegeld für seinen gefangenen Sohn aufbringen könne. Denselben Vers gebraucht ξ 324 der Bettler bei Beschreibung der Schätze, die Odysseus mit heimbringen werde. Auch φ 10 ist er formelhaft gesetzt, wo von den κειμήλια die Rede ist, die in der Zeugkammer des Königs liegen. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 261 γυναῖκας ἐυζώνους πολιόν τε σίδηρον; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentes α 184 αἴθωνα σίδηρον mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und αἴθωνι σιδήρῳ kaufen H 473 manche Achäer Wein von den Schiffen, die aus Lemnos gekommen sind. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele. Dies geschieht im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeier eindringen, ἐπεὶ οὔ σφι λίθος χρὼς οὐδὲ σίδηρος (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: ἦ ῥά νυ σοί γε σιδήρεα πάντα τέτυκται (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenübersitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr ὡς εἰ κέρα ἠὲ σίδηρος (τ 211). Nachher, als er der alten Amme, die ihn erkannt hat, Stillschweigen auferlegt, verspricht sie ihm, sie wolle aushalten ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ σίδηρος (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, κραδίη δ 293. Als Hektor noch voll Zuversicht ist für den Kampf mit Achilleus, sagt er, er wolle jenem entgegengehen auch wenn er πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ (Υ 372). Ein paarmal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das

Feuer wird Ψ 177 als πυρὸς μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἵκει. Und damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424 f.: ὣς οἳ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἷκε δι' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο.

Der Vergleich, der dem eben geschilderten Sprachgebrauch zugrunde liegt, konnte nur gemacht werden, wenn dem Dichter und seinen Zuhörern das Eisen bekannt war; und daraus muß man folgern, daß es auch einen Gegenstand der täglichen Benutzung bildete. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es nur 4 Stellen gegen jene 15 vom Eisen: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 241, ὄπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 341 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορύθων ἄπο λαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Redeweise hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (oben S. 266) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen lebhafter als das Kupfer; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte wo es im täglichen Leben Verwendung fand. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte (p. 28) mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben; von ganz derselben Art ist (E 723) die eiserne Achse am Wagen der Göttinnen. Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἑ σιδήρεα δέσματ' ἔχῃσιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α

Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (S. 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkamen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutat, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mitsprachen. Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von Ψ die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als ἰόεντα σίδηρον (850). Und dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: τὴν [d. i. αἴγειρον] μέν θ' ἁρματοπηγὸς ἀνὴρ αἴθωνι σιδήρῳ ἐξέταμ', ὄφρα ἴτυν κάμψῃ περικαλλέι δίφρῳ. Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammenfassend σίδηρος genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. 114. 127. 328. ω 168. 177. Ihnen muß noch φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Geräte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, τῇ δ' ἄρ' ἅμ' ἀμφίπολοι φέρον ὄγκιον, ἔνθα σίδηρος κεῖτο πολὺς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο ἄνακτος. Denn ob auch hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in dem oben (unter 1) angeführten Formelverse, so muß man doch glauben, daß in dieser Umgebung der Erzähler ganz bestimmt die Beile im Sinne gehabt hat.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar nur 5mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist schon (S. 281) erwähnt worden, daß es zu den allgemein gebräuchlichen

Waffen Beiwörter, die vom »Eisen« hergenommen sind, überhaupt nicht gibt; nur die Keule des Böoters Areïthoos heißt (Η 141. 144) σιδηρείῃ κορύνῃ. Aber das war auch ein ganz ungewöhnliches Stück, das seinem Träger den Beinamen κορυνήτης eingebracht hatte und deshalb auch vom Dichter als etwas Besonderes hervorgehoben wird. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile des Pandaros kurzweg σίδηρος genannt, also vorausgesetzt wird, daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet μὴ λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρῳ (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren geschlachtet wurden, ὀρέχθεον ἀμφὶ σιδήρῳ σφαζόμενοι (Ψ 30 f.). In beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein Messer gedacht; daß dafür einfach σίδηρος gesagt wurde, war nur möglich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren. Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange erscheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem Männersaale fortgeschafft hat (π 294. τ 13): αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der Κυκλώπεια: der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Blicken wir von hier zurück, so bietet sich ein etwas anderes Bild dar, als ich früher zu erkennen glaubte, wo ich den Unterschied in bezug auf Geräte und Waffen wohl nicht richtig beurteilte. An der Grundanschauung aber muß ich festhalten, daß die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak[26]) hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich

---

26) In der früher (S. 115. 125 f.) angeführten Abhandlung S. 423.

von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? Polak scheidet ja selber eine äolische und eine ionische Periode des Epos. War für alle Zeitstufen innerhalb dieser beiden Perioden Eisen gleich sehr schon das gebräuchliche Metall? lag für alle die Versuchung gleich nahe, es an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze einzusetzen? Sicherlich nicht, sondern hier gab es, in einer durch Jahrhunderte gehenden Entwicklung, Unterschiede und Stufen. Im Hinblick auf diese verdient es doch verzeichnet zu werden, wiewohl dabei der Zufall mitspielen kann, daß in der Ilias die Gesänge Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ, in der Odyssee β γ ζ η ϑ κ λ ν σ υ χ ohne jedes Beispiel des Eisens sind. Wenn dann aber von den 23 Beispielen der Ilias 3 auf Δ, 3 auf Η, 5 auf Ψ, 2 auf Ω kommen, die übrigen 10 sich auf ebenso viele Bücher zu je einem verteilen, so heben sich deutlich diese vier Gesänge als Teile einer jüngsten Schicht von der Mehrzahl der übrigen ab. Für Ψ und Ω ist dies ohnehin wohl anerkannt; für Δ und Η aber wird es dadurch bestätigt, daß hier auch die Art der Erwähnung eine besonders spät eingedrungene ist: von den geringen Spuren eiserner Waffen in der Ilias steht eine in Δ, eine in Η.

II. In historischer Zeit bestand bei den Griechen die feste Sitte, daß ein Mädchen das sich verheiratete von ihren Angehörigen mit einer Mitgift ausgestattet wurde. In alter Zeit war es anders gewesen; davon weiß Aristoteles zu berichten (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Und der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch durchaus der herrschende. Von Andromache heißt es (Χ 472), Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἠετίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἕδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (Π 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἕδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. Von Antenors Sohn Iphidamas, der eine Tochter seines Großvaters Kisses geheiratet hatte, wird erzählt, er sei fern von seiner Gattin

gefallen, ἧς οὔ τι χάριν ἴδε, πολλὰ δ' ἔδωκεν (Λ 243). Odysseus' Eltern haben seine Schwester Ktimene nach Same gegeben καὶ μυρί' ἕλοντο (ο 367). Zuweilen wird statt der ἕδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Kassandra, ohne Kaufpreis (ἀνάεδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (N 366). Als er nachher von der Hand des Idomeneus fällt, spottet dieser: der Tote hätte einen ähnlichen Handel mit Agamemnon eingehen können; und indem er ihn an sich zieht um ihn der Waffen zu berauben, sagt er (381 f.): ἀλλ' ἕπευ, ὄφρ' ἐπὶ νηυσὶ συνώμεθα ποντοπόροισιν ἀμφὶ γάμῳ, ἐπεὶ οὔ τοι ἐεδνωταὶ κακοί εἰμεν. Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamenon dem Achill an, den er versöhnen will (I 146 = 288): drei Töchter habe er zu Hause in Argos, τάων ἥν κ' ἐθέλῃσι φίλην ἀνάεδνον ἀγέσθω. Und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 314) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zu beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt; er preist den glücklich (ζ 159), ὅς κέ σ' ἐέδνοισι βρίσας οἶκόνδ' ἀγάγηται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah. In dem Liede des Demodokos läßt der Dichter, als Aphroditens Untreue offenkundig ist, den betrogenen Ehemann drohen (ϑ 317 ff.): ἀλλά σφωε δόλος καὶ δεσμὸς ἐρύξει, εἰς ὅ κέ μοι μάλα πάντα πατὴρ ἀποδῷσιν ἔεδνα, ὅσσα οἱ ἐγγυάλιξα κυνώπιδος εἵνεκα κούρης.

Die Bedeutung des Wortes ἕδνα blieb natürlich auch den Alexandrinern nicht verborgen. So lautet ein Scholion *A* zu N 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht: ἡ διπλῆ ὅτι ἕδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἐεδνωταὶ« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἕδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Aber es stehen andere Zeugnisse gegenüber, die nicht ganz dazu stimmen. Zu Π 178 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἕδνα τὰ ὑπὸ

τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer an der vorigen Stelle (N 382) den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von ἐεδνωταί, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Vielleicht mit Recht; denn diese Erklärung ist zwar die richtige, steht aber vereinzelt da, während die andere mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἕδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἕδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευομέναις διδόμενα· »μείλια« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μείλια gemacht. Wichtiger aber als beides ist der Unterschied in der Zeitform des Partizipiums, μνηστευομέναις statt μεμνηστευμέναις, der auf ein wirkliches Schwanken der Ansichten hinzudeuten scheint. Denn noch in einer dritten Form hat sich, auch bei Hesychios, dieselbe Angabe erhalten: »ἀνάεδνον« ἄπροικον, χωρὶς ἕδνων· ἕδνα δέ ἐστι τὰ πρὸ τῶν γάμων ταῖς γαμεῖσθαι μελλούσαις παρὰ τῶν μνηστήρων διδόμενα δῶρα. Die Frage, in welchem Zeitpunkte genau genommen die Geschenke gegeben wurden, ist für die sittengeschichtliche Entwicklung nicht ohne Interesse, aber der Unterschied in diesem Punkte doch nicht so groß, daß man Bedenken tragen müßte die in der Hauptsache immerhin übereinstimmenden Erklärungen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Als solche sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die sachlich richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἕδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern[27]) in

27) Beispiele für dieses Übergangstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A H.Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte

der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. ὅτε τὰν ὁμοπάτριον ἕδνοις ἄγαγες Ἡσιόναν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen Gebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. Soviel aber steht fest, daß schon die homerische

des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 1 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen, wofür ich mich begnüge auf Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62, zu verweisen. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber sagt Tacitus Germ. 18: *Dotem non uxor marito sed uxori maritus offert. intersunt parentes ac propinqui ac probant munera, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque* [vgl. dazu die nachher zu besprechende Stelle σ 278 f.]. *in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro adfert: hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur.* Den inneren Sinn der ihm fremden Einrichtung hat der Römer nicht ganz verstanden, den Hergang aber richtig beschrieben. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden »haben, daß der Vormund den erhaltenen Preis *(Wittum)* der Braut ganz »oder teilweise in die Ehe mitgab. — — So wurde der Kaufpreis, ohne »zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine Notwendigkeit für »jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde aus»bedungenen Dos des Bräutigams an die Braut.« Die Entwicklungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[2] [1894] S. 291 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἕδνα, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird. In Deutschland trat die Vorstellung des Kaufes seit dem 12. Jahrhundert zurück (s. Schröder S. 699 f.), das Wittum wurde nur noch durch ein Handgeld angedeutet, das der Bräutigam, meist in Gestalt des Eheringes, bot; und auch dieser letzte Rest der alten Anschauung verschwand, als, seit dem 13. Jahrhundert, der Ringwechsel üblich wurde. Auf der andern Seite sind Bedeutung und Umfang der *Gerade*, d. h. des Besitztums das die Braut dem Manne zubrachte, immer mehr gewachsen.

Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Gebrauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὤπασε παιδὶ γέρων ὀνομάκλυτος Ἄλτης (X 51). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 147 f.): ἐγὼ δ᾽ ἔπι μείλια δώσω πολλὰ μάλ᾽, ὅσσ᾽ οὔ πώ τις ἑῇ ἐπέδωκε θυγατρί.

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἕδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.):

οἳ πατρὸς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασι νέεσθαι
Ἰκαρίου, ὅς κ᾽ αὐτὸς ἐεδνώσαιτο θύγατρα,
δοίη δ᾽, ᾧ κ᾽ ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.
οἳ δ᾽ εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἕδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένῃ· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδοίη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἕδνα zugrunde gelegt, ἐεδνώσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Die neueren Erklärer sind teils der einen teils der anderen Auffassung gefolgt. Um die Frage zu entscheiden, wollen wir die Stellen, an denen von ἕδνα in bezug auf die Freier der Penelope die Rede ist, vergleichen, nur die, welche selbst erst der Erklärung bedürfen, vorläufig außer Betracht lassen.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, die dadurch begründet ist daß seine Mutter zu keinem Entschluß kommen kann, sagt er, sie schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἅμ᾽ ἕπηται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν

(π 76 f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν (υ 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161 f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528 f.): ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισι πορὼν ἀπερείσια ἕδνα. Noch ist sie freilich weit von diesem Entschluß entfernt, und was Athene in Sparta an Telemach berichtet, es sei nahe daran, daß seine Mutter dem Eurymachos die Hand reiche, ist nur erdacht um jenen zur schnellen Heimkehr zu bewegen; aber charakteristisch ist doch die Art, wie sie ihre falsche Aussage begründet (ο 17 f.): ὃ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔεδνα. Danach kann auch β 53 ἐεδνώσαιτο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde.« Sonst würde man auch gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber müssen wir nun auch die Konsequenzen annehmen, die er daraus gezogen hat? Es handelt sich da um die Forderung, die Eurymachos in seiner Gegenrede erhebt (β 194 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
μητέρα ἣν ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
οἳ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσιν ἔεδνα
πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἕπεσθαι.

Hier können ἔεδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen[28]. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentes in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἳ δέ sagen und damit

28) Ganz unklar scheint mir die Behandlung dieser Stelle bei van Oordt, De nuptiis heroum, Mnemos. 26 (1898), p. 293 sq.

sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (MCr. 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen die irrige Auffassung des Wortes ἔδνα fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke in β seinen eigentlichen Platz hat, in α, wo Athene-Mentes ihn ausspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des οἳ δέ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle soviel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die ἔδνα sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.[2] 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte ἔδνον genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Die Antwort liegt eigentlich nicht fern und tritt sofort klar hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, wer denn den Vorschlag macht, daß die ἔδνα von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt (λ 117. ν 378):

μνώμενοι ἀντιθέην ἄλοχον καὶ ἔδνα διδόντες.

Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kalypso erzählt, sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ε 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (ζ 149. 168 f.): γουνοῦμαί σε ἄνασσα — — δείδια δ' αἰνῶς γούνων ἅψασθαι. Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (274 ff.):

ἀλλὰ τόδ' αἰνὸν ἄχος κραδίην καὶ θυμὸν ἱκάνει·
μνηστήρων οὐχ ἥδε δίκη τὸ πάροιθε τέτυκτο.
οἵ τ' ἀγαθήν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα
μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίσωσιν,
αὐτοὶ τοί γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἴφια μῆλα,
κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσιν.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein andrer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite Antinoos in der Rede, die er nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. Um diesem Vorschlag mehr Nachdruck zu geben, schließt der Redner (π 387 ff.) so:

εἰ δ' ὑμῖν ὅδε μῦθος ἀφανδάνει, ἀλλὰ βόλεσθε
αὐτόν τε ζώειν καὶ ἔχειν πατρώια πάντα,
μή οἱ χρήματ' ἔπειτα ἅλις θυμηδέ' ἔδωμεν
ἐνθάδ' ἀγειρόμενοι, ἀλλ' ἐκ μεγάροιο ἕκαστος
μνάσθω ἐέδνοισιν διζήμενος. ἡ δέ κ' ἔπειτα
γήμαιθ', ὅς κε πλεῖστα πόροι καὶ μόρσιμος ἔλθοι.

Daß Antinoos es mit dieser zweiten Möglichkeit ernst meinen könnte, ist durch seinen Charakter ausgeschlossen; er will nur, um die andern zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ihnen zeigen, wohin sie kommen, wenn sie seinem Rate nicht folgen. »Falls ihr den Telemach schonen wollt«, sagt er, »dann mögt ihr »nur gleich ganz und gar euch dem Herkommen beugen und

»schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken um die Königin werben.« So verstehen es auch die Hörer: alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben.

Durch den Rat, den Antinoos hier spottenderweise seinen Freunden erteilt, wird für uns aufs willkommenste die ernsthafte Zumutung ergänzt und erläutert, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir wissen, daß bei den Griechen wie anderwärts die Einrichtung des Brautkaufes durch die Sitte der Mitgift abgelöst worden ist, und haben aus zwei vorher (S. 290) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch dieses älteste Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes ἔδνα in β (53 und 196) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König

nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde vom Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 ἀνέρι μητέρα δώσω). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (ο 20. π 391. φ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 91. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden: die eine der beiden Rechtsanschauungen verträgt sich nicht mit der anderen. Wenn in der Odyssee trotzdem beide nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung nicht nur für uns sondern auch für den Dichter. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere, für unser Gefühl menschenwürdigere Stellung der Witwe sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere Sitte im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὴν δὴ παῖδα γενειήσαντα ἴδηαι,
γήμασθ' ᾧ κ' ἐθέλῃσθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte, fast parodische Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; hier kommt es nur darauf an die Voraussetzungen zu erkennen, die sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope ergeben: sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres ersten Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

III. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben. Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED.² 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden. Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs: das hat Helbig richtig erkannt und durch Besprechung sämtlicher Fälle, wo im Epos Heiligtümer der älteren oder jüngeren Art vorkommen, bewiesen. Wenn demnach die Verehrung der Götter in Tempeln jünger ist als die im Freien und sich dies darin äußert, daß bei Homer die Beispiele der älteren Art beträchtlich häufiger sind, so ist weiter zu erwarten, daß die anderen, seltneren sich zugleich erst in den später entstandenen Partien des Epos finden; und

umgekehrt: in ihrem Vorkommen hat man einen neuen Maßstab für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. Den Anfang mögen diejenigen Stellen machen, an denen zweifellos ein Tempel erwähnt wird. Es sind folgende:

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὅν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ ζείδωρος ἄρουρα·
κὰδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἶσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ,
ἔνθα δέ μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἵκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγυιαν Ἀθήνην,
δῦνε δ' Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen^2 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören den Interpolationen an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos in den Text gebracht worden sind, wovon früher (S. 127. 132 f.) gehandelt wurde.

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die troischen Frauen versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Dieser Tempel ist zugleich der einzige, für den ein Kultusbild der Gottheit vorausgesetzt wird, wovon schon oben (S. 259. 268) die Rede war. — 3) Ebendort befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt noch einmal Hektor in der Herausforderung zum Zweikampf, die er an die Griechen richtet: wenn er seinen Gegner besiegt, so will er den Leichnam zur Bestattung ausliefern, nur die Rüstung des Erschlagenen mitnehmen und προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἑκάτοιο aufhängen (H 83).

4) Von besondrer Art ist der Apollontempel in Chryse, den Helbig zu den wirklichen Beispielen aus homerischer Zeit rechnet; auch von diesem wird nur gesagt daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.):

— — εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἔπι νηὸν ἔρεψα,
ἢ εἰ δή ποτέ τοι κατὰ πίονα μηρί' ἔκηα
ταύρων ἠδ' αἰγῶν, τόδε μοι κρήηνον ἐέλδωρ.

Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels in dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.):

τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων πολύμητις Ὀδυσσεὺς
πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει,

und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.):

— — τοὶ δ' ὦκα θεῷ κλειτὴν ἑκατόμβην
ἑξείης ἔστησαν ἐύδμητον περὶ βωμόν.

Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσεσιν, Staat 394 *A*), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove.* Und van Leeuwen[29]) hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gotte ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Lite-

29) van Leeuwen, ΝΗΟΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 181—190.

ratur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen gelten zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltsamkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Allerdings bemerkt Helbig (S. 422): die Angabe sei für die Beurteilung des in »der »Wirklichkeit vorliegenden Sachverhaltes von sehr geringem Werte, »da die Dichtung entschieden darauf ausgeht jene Stadt als eine »wunderbare und über die gewöhnlichen Verhältnisse erhabene »darzustellen.« Dies ist insofern nicht richtig, als der Verfasser dieser Verse doch jedenfalls die Sitte des Tempelbaues kennen mußte, wenn er sie den Phäaken andichten sollte; darin aber können wir Helbig beistimmen, daß die hier erwähnten Gotteshäuser für die Handlung des Epos keine greifbare Bedeutung haben, da ihr Bau nur als Tatsache hervorgehoben ist, die Stätten des Gottesdienstes nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt werden. — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfuhren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporragte (B 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (Θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.):

πολλὰ δὲ μηρί' ἔκηε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς,
πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε.

Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypern noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ (ζ 162) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (E 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (H 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσιδήιον ἀγλαὸν ἄλσος (B 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (ζ 291. 321) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσεϊ δενδρήεντι Φοίβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und malerisch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegenheit seiner Wanderungen auf Cypern angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen,

die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλσος ὕπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (υ 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 171 erwähnt und für die als Priester Π 604 f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgotte Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

κεῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
σοί τε κόμην κερέειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
ἐς πηγάς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἐς πηγάς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404 f.),

οὐδ' ὅσα λάινος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει
Φοίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἔνι πετρηέσσῃ.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem

Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht »zur Annahme eines Tempels, da er mit gleichem Rechte auf den »Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dargelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34 S. 189) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. — 2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (ζ 266 f.) mit den Worten:

ἔνθα δέ τέ σφ' ἀγορὴ καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς,
ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene (oben B 8) beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλσος in Onchestos (oben B 7) verglichen werden könnte.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln die überhaupt vorkommen einer (A 1) auf Rechnung der athenischen Interpolation zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung, für die Handlung des Epos sind sie bedeutungslos. Wo im Zusammenhange dessen was uns der Dichter erzählt wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß diese beiden den Büchern E Z H angehören, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie immer deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht

gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (B 14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise der ihn umgab hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst den dort die Chariten der Göttin leisten in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in ϑ beschrieben werden, ist ein Tempel dazugekommen.

Das Wort νηός hat uns seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal beschäftigt (S. 109 f.). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als ᾱο erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort λαός immer den äolischen Vokal ᾱ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt; jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit des Epos, und das war die in welcher es von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Sänger die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen schufen: diese mußten wohl den neuen Begriff den sie einführten in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen[30]) kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie ἄμμι und ἡμεῖς (z. B. η 203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen als es hier der Fall ist.

---

30) Das tut van Leeuwen a. a. O. 187 sq.

Das letzte Beispiel führte uns von der kulturhistorischen Analyse zur sprachlichen zurück. Beide stimmen nicht bloß in solcher Einzelheit, sondern im großen darin überein, daß sie in der Hoffnung unternommen wurden, eine Scheidung älterer und jüngerer Stücke des Epos zu gewinnen, und daß sie diese Hoffnung zwar nicht getäuscht doch berichtigt und auf eine etwas andere Bahn gelenkt haben. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. Und ein ganz greifbares Resultat ist doch auch gewonnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab damals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne μῆνις und μήνιδος ἀπόρρησις gab es keine Ilias, und die eine ist ionisch durch den Tempel, die andre jedenfalls jung wegen der Art der Bewaffnung[31]).

Zu eben dieser Ansicht bekennt sich neuerdings Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung erkennt. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen dürfte sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erscheint. Das Gleiche gilt von dem Versuche, den jüngst Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen

31) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Erheblich früher hat, wie ich jetzt sehe, Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden muß (Göttinger Nachrichten 1895 S. 231).

(1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in rosigem Lichte zu erscheinen pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Daß überhaupt in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt charakterisierter Perioden noch schwieriger ist, als da wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unserer Betrachtung hereinzuziehen.

Viertes Kapitel.

Olymp und Hades.

Wenn in den äußeren Veranstaltungen für den Gottesdienst eine Entwicklung bei Homer sich verfolgen läßt, deren Hauptstufen sich so deutlich voneinander abheben, daß die jüngere geradezu als »die ionische« festgestellt werden konnte, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch in den religiösen Anschauungen selber ein Wandel erkennbar sei; denn daß er stattgefunden hat, kann wohl im voraus als sicher gelten. Die Untersuchung läßt sich in doppelter Richtung anstellen: einmal vom oberen Ende her, indem Äußerungen altertümlicher, im Epos schon überwundener Denkweise aufgespürt und in erklärenden Zusammenhang gebracht werden; dann umgekehrt, von der fertigen Dichtung ausgehend, so daß man die Rolle, welche die persönlichen Götter in der Handlung spielen, zunächst da ins Auge faßt, wo sie am entschiedensten den Eindruck des Unursprünglichen macht, und nun, wie das Fortwuchern der Analogie in Formen und Formeln, so hier den Entwicklungsgang wieder zu erkennen sucht, der ein Element poetischer Technik vom Natürlichen zum Nachgemachten geführt hat und feierlichen Ernst in übermütigen Scherz ausklingen läßt. Jeder dieser Aufgaben soll ein Kapitel gewidmet sein.

---

1. Wie höchst ungeeignet im Grunde unser modernes Denken ist hellenische Göttervorstellungen aufzufassen, zeigt sich in einer ans Lächerliche streifenden Schwierigkeit, mit der doch jeder Herausgeber des Homer sich irgendwie auseinandersetzen muß: wo er Ἠώς mit großem, wo mit kleinem Anfangsbuchstaben drucken soll. Wo ist es die Morgenröte selbst, wo die Göttin der Morgenröte? — so drängt es uns zu fragen, als wären die Naturerscheinung und deren »Personifikation« verschiedene Dinge. Der Grieche sah unmittelbar in dem, was vorging, die Gottheit. Κῆτος, ἃ μυρία

βόσκει ἀγάστονος Ἀμφιτρίτη (μ 97): das ist nicht die persönliche Göttin, die über das Meer waltet und in ihm Delphine und Seehunde und allerlei Getier gedeihen läßt, sondern die dumpftönende See ist es selbst, die große Nährmutter für alles was in ihr lebt. Wenn Telemach von der Möglichkeit spricht, daß sein Vater ἐν πελάγει μετὰ κύμασιν Ἀμφιτρίτης den Tod gefunden habe (γ 91), so übersetzen wir »in den Wogen der Amphitrite«, mit richtigem Genetiv, und sind doch in Gefahr uns dabei etwas ganz anderes zu denken, als der Dichter gemeint und jeder seiner Zuhörer empfunden hat. So ist φλὸξ Ἡφαίστοιο (z. B. I 468. ω 71) nicht die dem Hephästos heilige Flamme, sondern die Flamme, in der Hephästos selbst brennt. Wie könnte sonst gesagt werden: σπλάγχνα δ' ἄρ' ἀμπείραντες ὑπείρεχον Ἡφαίστοιο (B 426)? Der uns fremdere Gebrauch rückt den unserm eigenen Denken näher liegenden erst in das rechte Licht[1]).

Aber dürfen wir, in dem späten B, etwas Altertümliches anerkennen? — Lassen wir doch alles, was wir über das Alter des Stückes sonst wissen oder zu wissen glauben, beiseite und beurteilen das einzelne nur aus sich selbst und im Zusammenhange mit Gleichartigem! Wer stilistisch geschult ist, denkt ja unwillkürlich an Metonymie. Doch wenn solche Kunstausdrücke schon das Verständnis der literarisch gereiften Rede oft mehr hemmen als fördern, so versagen sie vollends bei dem anschaulichen Denken einer Sprache, die längst vergangen war, als Grammatiker auf den Gedanken kamen ihre Äußerungen zu beobachten und zu registrieren. Daß wir es hier in der Tat nicht mit einer fortgeschrittenen Freiheit poetischer Übertragung sondern mit dem Überrest einer natürlich kraftvollen, gegenständlichen Denkweise zu tun haben, zeigt die Mannigfaltigkeit der Wendungen, in denen der Name des Kriegsgottes den Kampf selber, ja das Werkzeug des Kampfes bezeichnet. Beispiele wie ἔριδα ξυνάγοντες Ἄρηος (Ξ 149), μένος κρίνηται Ἄρηος (π 269) ließen sich allenfalls in ein modernes Schema einspannen; aber Homer sagt auch ξυνάγωμεν Ἄρηα (B 381), στυγερῷ κρίνονται Ἄρηι (Σ 209). Persönlich gefaßt werden könnte μίμνομεν ὀξὺν Ἄρηα

1) Umgekehrt urteilte, früher wenigstens, über dieses Verhältnis bei Hephästos wie bei Ares Wilamowitz, Göttinger Nachrichten philol.-histor. 1895 S. 226 f. Er sieht in der metonymischen Anwendung des Götternamens einen Rückschlag gegen die religiöse Begriffsbildung, den das bewußte Denken gebracht habe (S. 245).

(P 721): aber wenn es wiederholt heißt ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα (B 440. Δ 352. Θ 531. Σ 304) oder ἐπ' ἀλλήλοισι φέρον πολύδακρυν Ἄρηα (Γ 132), so ist das, was geweckt oder gebracht werden soll, doch der Kampf selber, untrennbar verbunden mit der unheimlichen Kraft, die sich in ihm betätigt. Daher sind Verbindungen wie διαπραθέειν Ἄρηι (I 532), κτεῖναι μεμαῶτες Ἄρηι (υ 50), μαχέσασθαι Ἄρηι (P 490) oder, mit altertümlich grausigem Bilde, δηίῳ μέλπεσθαι Ἄρηι (H 241) unserm Dichter geläufig. Und es zeigt sich nur wieder, wie fern unser nüchternes Verstehenwollen seinem sinnlichen Denken steht, wenn wir uns versucht fühlen zu sagen, hier sei der Göttername als Appellativum gebraucht. Gewiß, Ἄρης ist hier der Kampf selbst, aber zugleich der Gott selbst, der überall da gegenwärtig ist, wo die im Kampf wirkende Kraft hervortritt. Meriones trifft den Adamas αἰδοίων τε μεσηγὺ καὶ ὀμφαλοῦ, ἔνθα μάλιστα γίγνετ' Ἄρης ἀλεγεινὸς ὀιζυροῖσι βροτοῖσιν (N 568 f.). Von hier aus kann, im Augenblick der Aktion, sogar die Waffe die den Tod bringt als Träger einer selbständigen Kraft angesehen werden. Sei es daß sie einen Unglücklichen durchbohrt hat oder, darüber hinausfliegend, in die Erde gefahren ist, noch zittert der Schaft der Lanze: ἔνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης (N 444. Π 613. P 529).

Züge dieser Art richtig zu würdigen hat Usener gelehrt durch seine umfassende und tiefgründige Deutung von »Sondergöttern« und »Augenblicksgöttern«, mit der er eine Hauptquelle religiöser Vorstellungen aufdeckte[2]). Bei Homer allerdings fließt sie nur noch spärlich; ihre erkennbaren Wirkungen sind zurückgetreten, während ein reiches persönliches Leben sich vor unsern Augen in der Götterwelt abspielt und auch die beiden, Ares und Hephästos, mit ergriffen hat. Ebenso ist es denjenigen Gottheiten ergangen, die, einem zweiten großen Ursprungsgebiet entstammend, früheren Tierdienst nur noch eben erschließen lassen. Daß Beiwörter wie γλαυκ-

2) Usener: Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung. 1896. Beispiel einer Lanze, die als helfender Gott gleichsam um ihren guten Willen gebeten wird, S. 285. Der Grundsatz des attischen Strafrechtes, den wir aus Demosthenes 23 (geg. Aristokrates), 76 erkennen, und daß Perikles einen ganzen Tag darüber zugebracht haben soll, im Gespräch mit gelehrten Männern die Frage zu erörtern, ob bei einer unfreiwilligen Tötung der, welcher den verhängnisvollen Wurf getan, oder die Lanze selbst für schuldig zu erklären sei, wird in diesem Zusammenhang verständlicher (Plutarch Per. 36).

ὦπις und βοῶπις nicht einen gewagten Vergleich ausdrücken, sondern das Rudiment eines Glaubens sind, der die Göttin mit dem Kopfe des benannten Tieres vorstellte, wird heute kaum jemand bezweifeln, obwohl ich nicht zu sagen weiß, von wem es zuerst ausgesprochen worden ist. Was zu der Einsicht verholfen hat, war die vergleichende Betrachtung, die, spät genug in unserm klugen Zeitalter, den Gedanken des Thukydides (I 6) wieder aufnahm, τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον nachzuweisen. Eine breitere Masse theriomorpher Erinnerungen, an denen der ἐρίγδουπος πόσις Ἥρης reichen Anteil hat, ist in den Sagen erhalten, die von der gelegentlichen Verwandlung eines Gottes in ein Tier berichten; wo solche Sage entstanden ist, da war früher der Gott in Tiergestalt verehrt worden[3]. Auch bei Homer finden sich Spuren dieser Anschauung. Ob wirklich, wie Usener meint (Sintflutsagen 229), der ἱερὸς ἰχθύς, nach dem Π 407 ein Mann die Angel auswirft, dazu gerechnet werden darf, ist mir doch nicht ganz sicher. Die Erinnerung wäre dann auch hier zu einem bedeutungslosen Beiwort verblaßt; und das war in der Sprache des Kultus, der nach wie vor der γλαυκῶπις Ἀθήνη galt, leichter möglich als in der alltäglichen Rede, mit der Fischerleute sich über ihr Geschäft verständigten. Aber davon erzählt Homer ein paarmal, daß Götter die Gestalt von Tieren — immer von Vögeln — angenommen hätten.

Allerdings müssen von den Beispielen einige Stellen in Abzug gebracht werden, an denen der Dichter bloß einen Vergleich machen will[4]. Athene kommt so wenig als Falke Τ 351 vom Himmel herab wie Δ 75 als Sternschnuppe; nur die blendende Schnelligkeit ihres Fluges soll bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von Apollon Ο 237. Es heißt zwar: βῆ δὲ κατ' Ἰδαίων ὀρέων ἴρηκι ἐοικὼς φασσοφόνῳ, ὅς τ' ὤκιστος πετεηνῶν; doch nachher in der Begegnung mit Hektor ist er durchaus nicht als Vogel gedacht.

3) So Zeus als Stier die Europa entführend. Dies und Verwandtes bei de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam (Leyden 1900) p. 266 sq. Von der langen Dauer theriomorpher Göttervorstellungen bei den Doriern handelt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 361; ebenda (360 ff. 377) ausführlich von Ursprung und Entwicklung des Gedankens, den führenden Gott als Widder zu fassen.

4) Georg Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst (1902), S. 34, ist in der Anerkennung der Beispiele etwas allzu bereitwillig.

Was zum Irrtum verführen könnte, ist nur der Ausdruck ἐοικώς, die adjektivische Wendung statt der adverbiellen; aber eben diese Schiebung des Gedankens treffen wir bei Homer sehr oft: einen Begriff, der im Grunde so gemeint ist daß er die Handlung näher bestimmt, schließt der Dichter an das persönliche Subjekt oder Objekt an, weil dieses seinem gegenständlichen, nicht abstrakten Denken lebhaft vor Augen steht und seiner Phantasie den festeren Anhalt bietet. So will er auch von den troischen Greisen Γ 151 nicht sagen, daß sie wie Zikaden ausgesehen hätten, obgleich er sie ἀγορηταὶ ἐσθλοί, τεττίγεσσιν ἐοικότες nennt; nur ihre Stimme soll durch den Vergleich beschrieben werden[5]. Das rechte Verständnis für diesen Sprachgebrauch scheint allerdings schon früh ermattet zu sein; und so hat irgend ein Pedant des Altertums zu ε 353 die Ergänzung 337 hinzugefügt. Wenn Leukothea als Wasserhuhn Abschied nimmt, muß sie doch auch als Wasserhuhn gekommen sein, meinte er, und merkte nicht, daß hier nur, ebenso wie N 62 und α 320, ein plötzliches Verschwinden anschaulich gemacht werden soll. Aber wie scharf man sichtet, es bleiben einige Fälle, in denen wirklich verlangt wird, daß wir Götter in Vogelgestalt uns vorstellen sollen: Apollon und Athene als Geier das Schlachtfeld beobachtend (H 59), der Schlafgott der in ähnlicher Verwandlung an Zeus heranschleicht (Ξ 290), Athene als Schwalbe im Gebälk des Daches sitzend um dem Freiermorde zuzusehen (χ 240). An einer Stelle (γ 372) kann man zweifelhaft sein, ob die Göttin, die φήνῃ εἰδομένῃ von den Pyliern enteilt, nach der Meinung des Dichters der Gestalt eines Adlers oder nur der Kraft seines Fluges sich bedient. In der Verwendung eines poetischen Motives gibt es vielfach abgestufte Möglichkeiten. Und um ein poetisches Motiv handelt es sich hier überall nur, nicht etwa um unmittelbar erhaltene Züge des Mythus. Aber daß überhaupt der Erzähler auf den Gedanken kam, Götter in Tiergestalt an der Handlung teilnehmen zu lassen, war nur möglich, weil ein Glaube, der sie in dieser Gestalt verehrte, noch nicht ganz verklungen war[6].

---

5) Über diese Stelle wie über die allgemeine hier herangezogene Beobachtung vergleiche Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88 f. 91.

6) Mit dieser allerdings starken Modifikation können wir wohl heute noch gelten lassen, was Nägelsbach (Homerische Theologie² [1861] S. 161) über jene Fälle von Verwandlung in Vögel urteilte: sie seien »als Ver»suche zu betrachten, die dem menschlichen Verstand unbegreifliche

Wenn dabei die befiederten Geschöpfe bevorzugt werden, die im luftigen Bereiche frei sich bewegen und wunderbar schnell kommen und verschwinden, so ist das an sich begreiflich. Es hat aber noch einen besonderen Grund darin, daß die Phantasie der Alten in ihren Kreis die Seelen versetzt hatte, die, aus menschlichen Leibern abgeschieden, ein übermenschliches Dasein weiterführen. Der Einfluß des Seelenkultes auf den Götterglauben ist bei den verschiedensten Völkern so mächtig, daß die Meinung gewagt werden konnte, er habe ihn überall erst entstehen lassen. Das ist nun freilich einseitig, und als kraftvoller Protest gegen diese Übertreibung trat Useners Buch über Götternamen (1896) hervor. Daß er nicht gewillt war in das entgegengesetzte Extrem zu treiben, zeigte er dann in den »Sintflutsagen« (1899), besonders in dem Kapitel über die »Mehrdeutigkeit mythischer Bilder«. Das Land der Seligen mußte von dem Götterlande abgezweigt werden, »als man die seligen Geister ehemaliger Menschen schärfer von den Göttern unterschied« (S. 201). Aber die Fahrt ins Jenseits »wurde durch dieselben Bilder veranschaulicht, die für den Lichtaufgang ausgebildet waren«. Das Schiff, so lernen wir, das aus dämmeriger Ferne heranschwebt, bringt den Gott, aber es dient auch dazu die Verstorbenen hinüberzufahren; und Hermes ist so gut der Träger des neugeborenen Götterknäbleins wie der Geleiter der Seelen in den Hades (S. 214. 217). Die Beziehungen, durch die der Seelenglaube im Bilde des Vogels oder vogelartigen Wesens sich Ausdruck verschafft hat, sind von Weicker in seiner schönen Monographie ausführlich dargelegt, wobei auch Stellen aus Homer, die noch Spuren dieses Glaubens enthalten, ihre Würdigung fanden (λ 605. ω 5 f. Ψ 101: Weicker S. 21). Vor allem aber hat hier Rohdes »Psyche« (1890. 94; 2. Aufl. 1898) Licht geschaffen, indem sie einen starken Bestand von göttlicher Verehrung der Toten auch bei Homer nachwies. Der Beweis bringt die sorgfältig gesammelten und gedeuteten Merkmale mit einer ganz auf sich stehenden Ansicht vom Wesen der homerischen Poesie in Verbindung, auf die wir denn etwas näher eingehen müssen.

2. Rohde lehnt (Psyche I² 38) den Gedanken ab, daß »in irgend einer mystischen Weise das ‘Volk’ bei der Hervorbringung

---

»Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit des Da- und Verschwundenseins oder »die nicht minder unbegreifliche unsichtbare Gegenwart und Augenzeug- »schaft des Gottes einigermaßen erklärlich und probabel zu machen«.

des Epos beteiligt gewesen wäre«, und fährt dann fort: »Viele »Hände sind an den beiden Gedichten tätig gewesen, alle aber in »der Richtung und dem Sinne, die ihnen angab nicht das 'Volk' »oder 'die Sage', wie man wohl versichern hört, sondern die »Gewalt des größten Dichtergenius der Griechen und wohl der »Menschheit, und die Überlieferung des festen Verbandes von »Meistern und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fort»führte und nachahmte. Wenn nun, bei manchen Abirrungen im »einzelnen, im ganzen doch éin Bild von Göttern, Mensch und »Welt, Leben und Tod aus beiden Dichtungen uns entgegenscheint, »so ist dies das Bild, wie es sich im Geiste Homers gestaltet, in »seinem Gedichte ausgeprägt hatte und von den Homeriden fest»gehalten wurde.« Und kurz darauf heißt es (S. 39) mit bezug auf Homers Vorstellung vom Hades: »Wenn er nur éin Reich der »Unterwelt von éinem Götterpaar beherrscht, als Sammelplatz aller »Seelen, kennt, und dieses Reich von den Menschen und ihren »Städten so weit abrückt wie nach der anderen Seite die olym»pischen Wohnungen der Seligen — wer will bestimmen, wie weit »er darin naivem Volksglauben folgt? Dort der Olymp als Ver»sammlungsort aller im Lichte waltenden Götter, — hier das Reich »des Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben »geschieden sind, umfaßt: die Parallele ist zu sichtlich, als daß »nicht eine gleiche ordnende und konstituierende Tätigkeit hier wie »dort angenommen werden sollte.« In solchen Sätzen ist allerdings die Einheit und Persönlichkeit des schöpferischen Genius, Homers, stark betont. Aber dabei wird doch zugestanden, daß die Schule der Sänger, die ihm nachfolgte, nicht nur sein Werk weitergegeben, sondern auch seine Weise zu denken und zu dichten weiter geübt hat und so geschäftig gewesen ist durch eigene Zutaten den ursprünglichen Bestand der Dichtung zu erweitern und umzubilden. Als ein Beispiel solches Zuwachses sucht Rohde I² 49 ff. die Nekyia zu begreifen, und zwar nicht etwa als »Interpolation«, sondern als die Erfindung eines unter den Homeriden, der, um seiner poetischen Zwecke willen, ältere, gar vorhomerische Gebräuche und Anschauungen wieder aufnahm (S. 57) und in sein Werk verarbeitete, mit diesem dann aber den Rahmen schuf, in den spätere Dichter, auch sie noch Träger der homerischen Tradition, neue und immer neue Züge und Szenen eingefügt haben (S. 59 ff.). Auf der andern Seite wird anerkannt (S. 13), »daß vor Homer, um bis zu

»Homer zu gelangen, das Griechentum viel gedacht und gelernt, »mehr noch überwunden und abgetan haben muß«. Dem genialen Spürsinn, mit dem Rohde einzelne Vorgänge, Sitten, Redewendungen, die innerhalb der homerischen Welt fremd und unverstanden dastehen, aus einer älteren, wesentlich andersgearteten, bei Homer sonst zurückgedrängten Allgemeinansicht zu deuten suchte, verdankt er die tiefsten Einblicke in die Geschichte der griechischen Religion, die er gewonnen hat. Als eines der mächtigsten Rudimente einer abgetanen Kulturstufe weist er die feierlichen Handlungen nach, die an der Leiche des Patroklos vollzogen werden: die Weinspenden, die Ausgießung fließenden Blutes, die Verbrennung menschlicher und tierischer Leichen, alles dies, wodurch die Psyche des Verstorbenen erquickt werden solle, lasse einen altertümlichen, dem Dichter sonst fremden Seelenkult erkennen; daß Homer den inneren Grund von dem was er hier schildert selbst nicht mehr verstehe, verrate sich in der auffallenden Kürze, »mit der das Gräßlichste, »die Hinschlachtung der Menschen samt den Pferden und Hunden, »erzählt wird«. Im Anschluß daran heißt es (S. 18): »Man merkt »überall: er ist es wahrlich nicht, der so grausige Vorgänge zum »erstenmal aus seiner Phantasie erzeugt; übernommen (woher auch »immer), nicht erfunden hat Homer diese Bilder heroischen Seelen»kultes.« Und in einer Anmerkung wird dann doch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß er diese Partie »aus Schilderungen älterer Dichtung« herübergenommen habe.

Die Frage nach der Existenz des einen Dichters Homer ist von solchen die sie bejahten öfters in dem Sinne maßvoll erörtert worden, daß eine lange und mannigfaltige Entwicklung der epischen Poesie anerkannt und nur entweder an den Anfang oder ans Ende »Homer« gestellt wurde, je nachdem man ihm die Rolle der ursprünglichen Erfindung des Planes oder die einer nachträglichen Zusammenfassung und Gestaltung zuwies. Keins von beidem trifft bei Rohde zu: sein Homer steht mitten inne in dem Gange des Werdens und Wachsens; er hat ältere Anschauungen, darunter auch solche die ihm selbst schon unklar waren, beibehalten, zum Teil vielleicht im Anschluß an frühere poetische Bearbeitungen dargestellt, dann aber ist sein eigenes Werk der Grundstock für ein weiteres Wachstum geworden, das sich durch Generationen hinzog. Wieviel Berechtigung unter diesen Umständen der Nachdruck hat, mit dem Rohde sein Festhalten an der Annahme eines eigentlichen

Homer betont, darüber wollen wir nicht streiten; die wichtigsten praktischen Konsequenzen jedenfalls sind seiner Auffassung und der unsrigen gemeinsam. Aber die Übereinstimmung reicht noch weiter.

Rohde hat eine Scheidung äolischer und ionischer Elemente in den überlieferten Epen nicht versucht, die Grundtatsache ihrer Mischung überhaupt nicht berührt: Homer ist ihm ein Ionier, ein Repräsentant ionischer Geistesbildung. Aber indem er die schöpferische Tat dieses Genius, die Erzeugung einer freisinnigen, hier und da schon fast ins Frivole überschlagenden Theologie, einerseits in Gegensatz stellt zu Resten älteren Volksglaubens, die sich innerhalb derselben Dichtung erhalten haben, andrerseits aus Naturanlage und Denkweise gerade des ionischen Stammes erklärt, bringt er ungewollte und deshalb um so zuverlässigere Hilfe für unser Unternehmen, den Anteil der beiden Stämme auszusondern. Nur in eingeschränktem Sinne hält er den Götterstaat, wie Homer ihn schildert, für eine Erfindung des Dichters (I² 40 f.): »was er vor»bringt, muß auch zum Volksglauben gehört haben; die Auswahl, »die Zusammenfügung zum übereinstimmenden Ganzen wird des »Dichters Werk sein. Wäre nicht der homerische Glaube so ge»artet, daß er, in seinen wesentlichen Zügen, Volksglaube seiner »Zeit war oder sein konnte, so wäre auch, trotz aller Schulüber»lieferung, die Übereinstimmung der vielen an den zwei Gedichten »tätigen Dichter fast unerklärlich. In diesem eingeschränkten Sinne »kann man sagen, daß Homers Gedichte uns den Volksglauben »wiedererkennen lassen, wie er zu der Zeit der Gedichte sich »gestaltet hatte — nicht überall im vielgestaltigen Griechenland, »aber doch gewiß in den ionischen Städten der kleinasiatischen »Küste und Inselwelt, in denen Dichter und Dichtung zu Hause »sind.« Dieser Zusammenhang wird dann weiter mit eindringendem Verständnis geschildert und zur Erklärung der auffallenden Tatsache verwertet (S. 37 f.), daß »in dieser Frühzeit griechischer Bildung »eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, in »dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, erreicht »werden konnte«. Das Irrationelle, Unerklärliche sei das Element des Seelen- und Geisterglaubens, die homerische Religion lebe im Rationellen, ihre Götter seien griechischem Sinn völlig begreiflich, griechischer Phantasie hell erkennbar, ein echtes Erzeugnis desjenigen griechischen Stammes, der in späteren Jahrhunderten die Naturwissenschaft und Philosophie »erfunden« habe (S. 43 f.). Mit

dem älteren Glauben stand es in Einklang, daß man die Toten unversehrt bestattete, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattete und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgab; das Verbrennen des Leibes hingegen war geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Verstorbenen eingegangen sei »in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit«, aus der sie nicht mehr zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken könne. Aus der Tatsache, daß in mykenischer Zeit die Beisetzung, bei Homer Verbrennung herrschender Gebrauch war, folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine »gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Entstehungsgrund des Leichenverbrennens« gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdrucke kam, bringt er — wie schon (oben S. 278) erwähnt — in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat und durch die schließlich der ionische Stamm zum Träger der epischen Poesie geworden ist.

Diese einleuchtenden Gedanken stimmen nicht ganz zu dem, was derselbe Forscher vorher gesagt hat. Ob mehr die Sitte der Verbrennung durch den geänderten Glauben oder ein Wandel des Glaubens durch die aus äußerem Anlaß eingeführte Sitte gefördert worden ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das ein Vorgang, den ein einzelner Mensch nicht herbeiführen konnte. Und überhaupt, Homers Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits, die so durchaus den Geist eines bestimmten Erfinders verraten sollten, erscheinen nun doch als der unwillkürliche Ausdruck des Volksgeistes, nicht der Griechen überhaupt aber der Ionier. Hier möchte man fast vermuten, daß der Glaube an die Persönlichkeit Homers, wie Rohde ihn bekennt, ein fremdartiges Element innerhalb seiner sonstigen Anschauungen ist, stehen geblieben als Überrest von einer im Grunde überwundenen Entwicklungstufe des Erkennens. Aber anstatt bei diesem Punkte zu verweilen, wollen wir uns lieber der lebendigen und fruchtbaren Ideen freuen, die um ihn her erwachsen sind. Treffend charakterisiert Rohde die Geistesrichtung des ionischen Stammes, indem er die Tatsache, daß aus ihm die Begründer der griechischen Wissenschaft hervorgegangen sind, in Zusammenhang bringt mit der von Furcht und im Grunde auch schon von Ehrfurcht freien Art, wie Homer über die Götter spricht. Man erinnert sich der grellen Beleuchtung, in

die das Bild ihres Lebens und Treibens durch Herman Grimm gerückt worden ist[7]). Er verglich das Verhältnis der homerischen Götter zu den Menschen mit dem zwischen einem übermütigen und rücksichtslosen Adel und einem an sittlicher Tüchtigkeit überlegenen, doch immer noch willig sich unterordnenden Bürgerstande. Wie in der Sphäre, in die uns Schillers »Kabale und Liebe« versetzt, die Mitglieder der Hofgesellschaft sich gegenseitig nichts Gutes zutrauen, vielfach gegeneinander intrigieren, aber darin übereinstimmen, daß sie von dem niederen Stande unbedingte Verehrung erwarten und ihn nur als Spielball ihrer Launen ansehen, so seien die Götter in der Ilias im eignen Verkehr oft kleinlich und würdelos, werden aber majestätisch und unnahbar, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheine. Grimm wagte die Vermutung, daß sich »die homerische Götterwirtschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters erkläre«, daß er Zustände und Vorgänge in einer adligen Kaste seiner Zeit geschildert, zugleich aber dadurch, daß er den Schauplatz auf den Olymp verlegte, den Anschein einer hämischen Kritik habe vermeiden wollen. Das ist ja nun sicher eine verfehlte Deutung, und selbst unter den modernen Geistern konnte wohl nur eben Herman Grimm auf sie verfallen, der die angeborene Fähigkeit des Nachempfindens mehr und mehr durch das Lustgefühl betäubt hatte, überall ein der eigenen Denkart verwandtes Raffinement aufzuspüren; wer das geistreich verzerrte Bild ansah, das er von Goethes Tasso gezeichnet hat, konnte nicht mehr erwarten Homer von ihm verstanden zu finden. Aber ein Element von Wahrheit liegt doch auch hier in dem, was er vorträgt. »Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über »den Göttern, die ihn mit Lug und Trug zu Tode hetzen!« solcher Satz drückt eine berechtigte Empfindung aus, von der wir kaum glauben können, daß sie den Griechen ganz fremd gewesen sei. Sie war es in der Tat nicht; an Protesten gegen die homerische Weltanschauung hat es in geschichtlicher Zeit nicht gefehlt. Und wenn die Macht der Poesie groß genug gewesen ist, um den Vorstellungen vom Dasein der Götter, die im Epos fixiert waren, für alle spätere Kunst und Dichtung die Herrschaft zu sichern, so

7) Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. 1890. Dasselbe, zehnter bis letzter Gesang. 1895. (Vgl. meine Besprechung des wunderlichen Buches BphW. 1892 Sp. 517 ff.) Von den Göttern handelt der Verf. I 29 ff. 221.

verträgt sich die Tatsache doch sehr wohl mit der Einsicht, daß diese Vorstellungen, da wo sie zuerst erwuchsen, nicht der Ausdruck der griechischen Religion waren, sondern das Zeugnis einer beginnenden Abkehr vom überlieferten Götterglauben bei demjenigen Stamme, der auch für die folgenden Generationen in Verstandeskultur und freier Ausbildung der menschlichen Geisteskräfte die führende Rolle behauptet hat.

Daraus folgt dann aber von selbst, daß die Reste einer früheren, minder leichtherzigen Religion, die Rohde inmitten der homerischen Schilderungen aufgedeckt hat, den äolischen Bestandteilen des Epos angehören, so daß sich hier das Verhältnis wiederholt, das uns in einer Reihe von Beispielen entgegengetreten ist. Dies müßten wir annehmen, auch wenn kein besondrer Anhalt dafür sich böte; aber auch der ist von Rohde nachgewiesen. In Hesiods Erzählung von den Dämonen und den »Seligen«, die aus den Menschen des goldenen und des silbernen Geschlechtes hervorgegangen seien (Ἔργ. 121 ff. 140 ff.), hat er die Nachwirkung eines Unsterblichkeitsglaubens erkannt, der weit über Homers Gedichte hinaufreicht (I 91 ff.). Bei aller Verwandtschaft und Abhängigkeit steht Hesiods Poesie zur homerischen in deutlichem Gegensatze. Daß sich dieser auch in bewußter Kritik betätigt habe, schließt Rohde aus den Worten, die der Dichter den Musen, da wo sie ihn zu seinem Berufe weihen, in den Mund gelegt hat (Θεογ. 26 ff.):

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα γηρύσασθαι.

Von hier aus versteht es sich leicht, daß Hesiod Reste von altem, ernstem Brauch und Glauben wieder zu beleben suchte, die sich »im festländischen Griechenland, im Lande der böotischen Bauern »und Ackerbürger, in abgeschlossenen Lebenskreisen« erhalten hatten. Dieser Boden aber, auf dem seine Poesie erwuchs, war altäolisches Gebiet.

3. Die Erkenntnis, die wir durch Rohde gewonnen haben, ist keine bei der sich ausruhen läßt; sie drängt zu der Frage, wie denn nun im einzelnen die an Alter und Herkunft verschiedenen Bestandteile der homerischen Religion zu sondern seien. Und da wiederholen sich eben in verstärktem Maße die Schwierigkeiten, mit denen wir im vorigen Kapitel zu tun hatten. Wenn gestritten

werden konnte, ob die auffallende Handlungsweise der Penelope in σ auf der frivolen Erfindung eines Homeriden beruhe oder ein Ausdruck uralter Rechtsanschauungen sei, wenn so handgreifliche Dinge wie Streitwagen und eiserne Waffen, wo sie im Epos vorkommen, von den einen für moderne Eindringlinge von andern für eine Antiquität gehalten wurden: so wird vollends im Kreise religiöser und mythologischer Vorstellungen Irrtum und Zweifel darüber möglich sein, ob solche Züge, die bei Homer nur vereinzelt begegnen, noch oder schon mit der Entwicklungstufe verbunden sind, die er sonst vertritt. Daß ferner die Teile der Sage, die bei Homer überhaupt nicht sondern erst bei späteren Dichtern bezeugt sind, notwendig nach der Zeit des Epos erdacht sein müßten, wird niemand behaupten; gleich die Geschichte der Weltalter bei Hesiod ist ein Beweis des Gegenteils. Altertümliche Vorstellungen, die durch die Herrschaft des ionischen Geistes zurückgedrängt waren, können im Kultus und im Volksglauben lebendig geblieben und von da nachher wieder in die Dichtung eingedrungen sein. Aber wie sind die einzelnen Fälle zu beurteilen? Die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die zuerst bei Hesiod (Θεογ. 924) und in den Hymnen (Athen. 4 f. und pyth. Apoll. 130 f. [308]) erwähnt wird, ist sie ein alter Mythus oder freie Dichtung? Von Achills Unverwundbarkeit weiß die Ilias nichts, und Preller hat (Griech. Mythol. II² S. 399 f.) die Stufen angedeutet, durch welche dieser Zug der Sage später sich entwickelt hat. Aber Beloch (GrG. I 134) meinte, Achilleus sei schon nach der ursprünglichen Volkssage nur an einer Stelle verwundbar gewesen, so gut wie andere Sonnenhelden, z. B. unser Siegfried, und die Ilias habe nur »mit feinem Takt diesen Zug fallen lassen und die durch Thetis »im Feuerbad undurchdringlich gemachte Haut durch eine undurch»dringliche Rüstung ersetzt«. Das wäre nicht unmöglich, müßte aber doch etwas kräftiger bewiesen werden als durch den Vergleich mit Siegfried und die Berufung auf den feinen Takt des Iliasdichters.

Die Methode, nach welcher der Verfasser der Psyche die Rudimente eines vorhomerischen Seelenkultes zu erkennen sucht, ist vortrefflich; im einzelnen aber sind manche seiner Deutungen doch anfechtbar. Gewiß hat er recht die feierlichen Begehungen an der Leiche des Patroklos als wertvollstes Zeugnis für die ältere Religion geltend zu machen; und wenn in dem Gebet, das Achill

bei dieser Gelegenheit an den Gott Spercheios richtet (Ψ 144 ff.), anschaulich ein Gottesdienst ohne Tempel, ein Opfer dessen Blut in die Quellen des Stromes fließen soll, beschrieben wird, so stimmt der Platz, den Rohde im Zusammenhang seiner Theorie diesem Gebet anweist, aufs beste zu der Schätzung, die sich uns von einer andern Seite her für dieselben Verse ergeben hat (oben S. 301). Nicht berechtigt aber scheint mir der Schluß, den er ohne weiteres zieht, daß nun auch die Kampfspiele, die nachher veranstaltet werden, zum ältesten Bestande der Ilias gehören müßten. Sie können sehr wohl als ausschmückende Zutat in den ursprünglich kürzeren und einfacheren Verlauf der Feier nachträglich eingefügt sein. Rohde selbst führt (I² 19) einige Homerstellen an, aus denen hervorgeht, daß die Veranstaltung von Wettspielen zu Ehren verstorbener Fürsten eine ganz gewöhnliche Sitte war, und erinnert an die Häufigkeit solcher ἀγῶνες ἐπιτάφιοι in der späteren Dichtung. Freilich meint er in den Worten, die Nestor Ψ 646 an den Peliden richtet (ἀλλ' ἴθι καὶ σὸν ἑταῖρον ἀέθλοισι κτερέιζε), einen besonders altertümlichen Gedanken zu erkennen (S. 20): »die Leichenspiele »werden auf die gleiche Stufe gestellt wie die Verbrennung der »einstigen Habe [κτέρεα], an der die Seele des Verstorbenen auch »ferner Genuß haben soll«. Aber eben der eigentliche Sinn der Verbindung κτέρεα κτερεΐζειν, den Rohde hier und anderwärts mit Recht betont, läßt deutlich erkennen, daß das Verbum ursprünglich gar keinen anderen Akkusativ als den des Nomens, von dem es abgeleitet ist, bei sich haben durfte; wo statt dessen eine Person das Objekt zu κτερεΐζειν bildet, da ist die Bedeutung des Wortes verblaßt und es heißt — ebenso wie, von andrer Seite hergekommen, ταρχύειν — weiter nichts als »feierlich bestatten«. In dieser Weise gebraucht es Homer auch außerhalb von Ψ mehrmals; und die Stellen, an denen es geschieht, können eher für relativ jung als für lebendige Zeugnisse einer vorhomerischen Denkungsart gehalten werden.

Einer etwas eingehenderen Untersuchung bedürfen die Fragen, zu denen in der Odyssee die Nekyia den Anlaß gibt[8]. Rohde

---

8) Gegen Rohdes Behandlung dieses Gegenstandes wandte sich Ed. Meyer teils im 2. Bande seiner Geschichte des Altertums (1893) teils im Hermes (30 [1895] S. 241 ff.): »Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult.« Darauf antwortete Rohde im Rhein. Museum (50 [1895] 22 ff. 600 ff.): »Paralipomena« und

bezeichnet es (S. 49) als »eines der wenigen sicheren Ergebnisse »einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte, daß die Er»zählung von der Fahrt des Odysseus in die Unterwelt im Zu»sammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vorhanden war«. Hier werden Kirchhoff und Wilamowitz stillschweigend abgelehnt, nach deren Ansicht der Grundstock der Nekyia gerade zu den ältesten Teilen des Epos gehört, während Niese (EHP. 166 f.) im Anschluß an manche älteren Forscher das ganze elfte Buch für einen späteren Zusatz erklärt hat. Wer nun recht habe, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die verschiedenen Elemente, aus denen die Nekyia besteht, unter sich verglichen und dem relativen Alter nach abgestuft sind. Kammer (Die Einheit der Odyssee [1873] S. 474 ff.) und Wilamowitz (HU. I 7), die vor Rohde am eindringendsten diese Aufgabe behandelt haben, gehen von entgegengesetzten Grundanschauungen aus, stimmen aber in der Abgrenzung und zum Teil auch in der Beurteilung der einzelnen Partien überein.

Mit beiden (Kammer S. 525, Wilamowitz S. 144 f.) dürfen wir zunächst die Elpenor-Episode als nachträgliche Zutat ausscheiden. Das Gleiche gilt von dem Abschnitt (λ 566—631), der von Minos, Herakles und den Büßern handelt und auf einer theologischen Anschauung beruht, die »dem Vorstellungskreise der homerischen Zeit fern liegt« (Kammer S. 529). Dies darf als gesichert gelten und wird auch von Rohde anerkannt, der freilich Wilamowitz' Deutung, wonach diese Interpolation orphischen Ursprung hätte, ablehnt[9]). Es bleiben noch drei Stücke: die Unterhaltung mit Teiresias und Antikleia, der Frauenkatalog und die Gespräche mit den Genossen des troischen Krieges. Das mittlere erledigt sich wieder leicht. Kammer (S. 527) weist es in die Zeit, »in der jene »von Begebenheit zu Begebenheit die Odyssee organisch fort»bildende Erfindungskraft ausgestorben war«, während doch immer noch die Rhapsoden »nicht nur wiedererzählen wollten, sondern

---

»Nekyia«, wobei er im zweiten Aufsatze zugleich auf das betreffende Kapitel meiner »Grundfragen« einging, die darin geäußerten Bedenken großenteils widerlegend. Aus meiner diese Arbeiten zusammenfassenden Besprechung (JbA. 112 [1902] S. 103 ff.) werden einzelne Gedanken jetzt wiederholt.

9) Vgl. oben S. 133. Rohde, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 627 ff. In dieser Ablehnung trifft er zusammen mit Milchhoefer, »Orphisch-Unterweltliches«, Philol. 53 (1894) S. 393 ff.

»auch selbst schaffen an dem Webstuhle der Dichtung«; und Wilamowitz hat (S. 147 ff.) die mutmaßlichen Quellen dieses Heroinenverzeichnisses genauer erörtert. Die beiden Szenengruppen, um die es sich schließlich nur noch handelt — Teiresias und Antikleia auf der einen Seite, Agamemnon, Achill, Aias auf der anderen — sind dadurch geschieden, daß in der ersten vorausgesetzt ist, die Schatten müßten Blut trinken um zum Bewußtsein zu kommen, während Achill und Aias den Besucher ohne weiteres erkennen und sofort imstande sind mit ihm zu sprechen. Nur von der Seele des Agamemnon heißt es beim ersten Auftreten (390): ἔγνω δ' αἶψ' ἐμὲ κεῖνος, ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν. Aber die zweite Hälfte des Verses lautet in manchen Handschriften, ebenso wie 615, ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι; und diese Lesart könnte, wie sie dort durch eine Bemerkung im Harleyanus (πῶς μὴ πιὼν τὸ αἷμα γινώσκει;) bestätigt wird, so auch an der früheren Stelle (390) die echt überlieferte sein. Möglich allerdings auch, wie Kammer (S. 497) und Wilamowitz annehmen, daß die Erwähnung des Blutes durch eine Korrektur schon von demjenigen hereingebracht worden wäre, der die Unterhaltung mit Agamemnon und den Seinen an die Begegnung mit Teiresias und Antikleia anknüpfte. Die Entscheidung der Frage, welche der beiden Szenengruppen die ältere sei, wird auf anderem Wege gefunden werden müssen.

Kammer hält das Bluttrinken wie in Vers 390 so in der ganzen Schilderung der Unterwelt für einen später eingefügten Zug (S. 495) und spricht deshalb der Begegnung mit Agamemnon, Achill, Aias im Vergleich zu der mit Teiresias und Antikleia das höhere Alter zu, sieht also in dem Gespräche mit den griechischen Helden das ursprünglichste Stück der ganzen Nekyia (S. 510. 517). Umgekehrt entscheidet sich Wilamowitz (S. 158): das Gespräch mit Teiresias und Antikleia sei ein »Stück einer älteren und in jeder Weise originalen Poesie«. Wie stellen sich die Dinge dar, wenn wir mit der durch Rohde gebrachten Erkenntnis an sie herantreten? Wenn es jetzt feststeht, daß die finsteren Gebräuche, mit denen Achill die Leichenfeier für Patroklos begeht, innerhalb der homerischen Poesie einer älteren, vergessenen oder absichtlich zurückgedrängten religiösen Vorstellung angehören, muß dann nicht über das Opfer, das Odysseus im Hades darbringt, ebenso geurteilt werden? Rohde hat diesen Schluß nicht gezogen. Er faßt Antikleia nicht mit Teiresias sondern mit den früheren Kriegsgefährten

zusammen und hält diese Begegnungen des Helden für den eigentlichen Kern der Hades-Dichtung (I^2 51); diese ganze Partie habe ein Dichter erfunden, um »den Odysseus, der nun schon so lange »fern von den Reichen der tätigen Menschheit einsam umirrt, in »geistige Verbindung zu bringen mit den Kreisen der Wirklichkeit, »zu denen seine Gedanken streben, in denen er einst selbst wirk»sam gewesen ist und bald wieder kraftvoll tätig sein wird«; die Befragung des Teiresias sei nur ein Vorwand, um den Verkehr des Odysseus mit der Mutter und den alten Genossen herbeizuführen (S. 53). Der Gedanke, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes für eine Weile unterbrochen werden kann, ist nach Rohde eine Fiktion eben dieses Dichters, der eines solchen Mittels bedurfte, um in den Rahmen der homerischen Weltanschauung, die ein irgendwie inhaltsvolles Dasein nach dem Tode überhaupt nicht kannte, die Erzählung die er geben wollte einzufügen; und wieder um diese Fiktion anknüpfen zu können, hat der Dichter die Schilderung eines altertümlichen Totenopfers, wie es zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich war, aus der Vergessenheit hervorgeholt. »Auch hier also sehen wir«, heißt es S. 57, »versteinerte, sinnlos gewordene Rudimente eines einstmals »im Glauben voll begründeten Brauches vor uns, vom Dichter um »dichterischer Zwecke willen hervorgezogen und nicht nach ihrem »ursprünglichen Sinne verwendet.«

Diese Erklärung hat viel für sich; vor allem, daß danach das Gespräch mit der Mutter von denen mit Agamemnon und Achill nicht getrennt wird. In ihrem inneren Charakter sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede lassen sich aus der Eigenart der Personen verstehen (Rhein. Mus. 50 S. 605—611). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623 f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächszenen mit erfunden sein könnte, mag unentschieden bleiben. Wichtiger ist der Anstoß, den ein paar andere Punkte noch bilden. Auf eine »Gedankenlosigkeit« des Dichters hat Rohde selbst (I^2 58) hingewiesen: dieser lasse den Odysseus für Teiresias und alle Toten ein Opfer geloben (κ 521 ff. λ 29 ff.), das er daheim in Ithaka ihnen darbringen wolle; das stimme nicht zu der homerischen Anschauung, nach der die Seelen aller Verstorbenen für ewig in den Erebos gebannt sind und der Genuß des Opfers ihnen unmöglich ist.

Ferner, was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unsrer Odyssee herrschenden Situation. Vor allem aber machen in der Rede des Teiresias die Verse Schwierigkeit, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (121—137); denn sie mit Rohde (50 S. 620 f.) als Interpolation zu erklären geht deshalb nicht an, weil niemand zu sagen wüßte, was zu einer solchen Einschiebung Anlaß gegeben haben könnte. Der Widerspruch zwischen Antikleias Schilderung und der Telemachie wird uns in einem späteren Kapitel (III 5) beschäftigen. Die beiden anderen Bemerkungen ordnen sich einem prinzipiellen Bedenken ein. Es ist doch kaum zu glauben, was Rohdes Meinung zu sein scheint, daß Odysseus' Besuch im Hades von vornherein bloß zu dem Zweck erfunden worden sei, ihn mit verstorbenen Angehörigen und Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die den Helden mit den finsteren Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe hier der Dichter selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche I² 58 f.). Aber wozu sollte er selbständig etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Absicht verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hadesbesuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers. Daß Odysseus nach Kirkes Worten ihn aufsuchen soll, um von ihm zu erfahren ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου νόστον θ' ὡς ἐπὶ πόντον ἐλεύσεται (κ 539 f.), ist in der Tat nur ein Vorwand; denn diese Dinge erfährt er nachher von Kirke selbst vollständiger (μ 38—141). Daß aber überhaupt ein lebender Mensch in den Hades hinabsteigt um einen Verstorbenen um Rat zu fragen, ist eine an sich so kühne Erfindung, daß sie für einen ernsteren Zweck gemacht sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als leichte Übergangswendung zu benutzen, durch die er einen Helden mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenbrachte. Der ernstere Sinn wirkt vielleicht noch nach in der Anweisung des Teiresias, später den beleidigten Gott

zu versöhnen, die in unserer Odyssee so beziehungslos steht, daß sie entweder sehr früher oder sehr später Herkunft zu sein scheint. Ich denke, beides zugleich: sie ist alt als ein Element der Sage, aber vom Verfasser unseres λ als Mittel zu seinem Plane äußerlich hereingezogen.

Daß ein Dichter solchen Plan überhaupt faßte, läßt sich nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche, weil es öfter in epischen Liedern beschrieben worden war, etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte. Auf diese Weise erklärt sich auch die sonst auffallende Erscheinung, daß Beispiele der »Repristination« eines älteren Glaubenszustandes sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592 ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

4. Die Frage, in welchem Zusammenhange jenes älteste Element der odysseeischen Hadessage einst gestanden habe, hat Eduard Meyer zu beantworten gesucht (GA. II § 67 und Herm. 30 S. 256 ff.). Er bringt den Auftrag, daß der Held ins Binnenland gehen und dort einem den Bewohnern fremden Gotte opfern solle, in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe (Pausan. VIII 14, 5 ff. vgl. 12, 5). Meyer verlegt diesen Besuch im Binnenlande (gegen λ 119. 121) vor die Heimkehr nach Ithaka, läßt dann aber auch diese Version, wie sie in dem alten Nekyia-Epos gewesen sei, nicht als ursprüngliche bestehen, sondern geht noch weiter zurück zu der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter des Gottes Pan gehöre (Herodot II 145), die eigentliche Heimat des Helden, dieser selbst mit Poseidon im Grunde identisch, ein uralter Gott sei. Ähnliches hatte früher, an eine Andeutung von Wilamowitz anknüpfend, Otto Seeck ausgeführt in seinem Buche über »die Quellen der Odyssee« (1887). Er glaubte aus dem Wortlaut einzelner Stellen zu erkennen, daß nach der ursprünglichen Meinung Odysseus im Westen unter die Erde hinabgehe, dann den ganzen Hades durchschreite und im Osten wieder emporsteige: ein menschliches Bild für die Bewegung der Sonne. Ed. Meyer legt statt des Tageslaufes den des Jahres zugrunde: »Der Held, der lange die Heimat meiden

»muß, in die Unterwelt hinabsteigt, in die Gewalt der ‘grauen »Männer’, der Phäaken, der ‘Verhüllerin’ Kalypso, der Zauberin »Kirke gerät, ist nichts anderes als der sterbende Naturgott«, dessen Verschwinden und Wiederkehr demnach in der Odyssee in vierfacher Gestalt dargestellt wäre. — Mit solcher Deutung sind wir in ein Gebiet gekommen, auf dem es verhältnismäßig leicht ist eine geistreiche Ansicht aufzustellen, aber sehr schwer sie zu beweisen. Nur ein paar bestimmte Bedenken sollen geltend gemacht, im Anschluß daran dann versucht werden für die Entscheidung einer prinzipiellen Frage etwas zu gewinnen.

Bei den arkadischen Spuren eines durch Odysseus begründeten Poseidon-Kultus müßte man doch vor allem untersuchen, wie alt sie sind. Den Gedanken, daß solcher Kult erst unter dem Einflusse des auch uns bekannten Epos entstanden sei, lehnt Meyer (Herm. 30 S. 264) ohne Beweis ab. Die von Svoronos mitgeteilten Münzen von Mantinea[10]), auf die sich die ganze Hypothese stützt, zeigen den Helden mit dem Ruder auf der Schulter, dem Abzeichen dessen, der über See und Wasser waltet; in der hier zugrunde liegenden Vorstellung war also Poseidon schon der Meergott: als solcher ist er demnach in Arkadien eingeführt, nicht als einheimischer Naturgott bewahrt worden. Die Entstehung dieses Typus setzt Svoronos in Übereinstimmung mit Weil in die Zeit des Wiederaufbaues der Stadt Mantinea, 370 v. Chr. Wäre es nicht denkbar, daß die Arkader, in einer Zeit wo ihre Macht und ihr Wohlstand durch Epaminondas' Erfolge emporstieg, sich wenigstens in der Idee einen Anteil am Meere sichern wollten, von dem abgeschnitten zu sein sie als schweren Nachteil erkannt hatten? Mir scheint solche Entwicklung glaublicher zu sein als die von Meyer angenommene, bei der man ganz und gar nicht sieht, wie der Beherrscher der See aus einem Gotte geworden sein soll, der das sommerliche Leben in der Natur darstellte. Seinem Wesen entspräche es besser — und so hat ihn Usener geradezu

10) Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée. Gazette archéol. 13 (1888) p. 257—280. Svoronos hatte auf Grund der Münzbilder und der bei Pausanias erhaltenen Nachrichten vermutet, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe.

gedeutet[11]) — die kalte, winterliche Macht zu bezeichnen, die das Leben in der Natur zerstört.

Sollten aber wirklich so kühne Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus doch für die Aufgaben der Homerkritik unmittelbar nichts ergeben. Ed. Meyer weist selbst darauf hin, »wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen« (S. 265. 271). Die Frage, wie das Epos entstanden sei, darf nicht vermengt werden mit der vielleicht noch interessanteren und sicher noch schwierigeren, wie die Namen und Begriffe entstanden sind, die ihm zur Voraussetzung dienen. Auf diesem entfernteren Gebiete bewegen sich die kühnen Forschungen und überraschenden Entdeckungen von Hermann Usener. In dem Schaffner der Winde, Äolos, erkennt er einen alten Doppelgänger des Zeus, in den sechs Paaren seiner Kinder die Reihe der zwölf Monate[12]): eine um so willkommnere Deutung, als sie die Hoffnung erweckt, daß auch der verschwundene Sinn dessen, was Odysseus dort erlebt, noch einmal gefunden werden könnte. Denn in der Erzählung unseres κ steht die Geschichte von dem Schlauch, in dem die Winde mitgegeben werden, unverstanden neben dem echt menschlichen Zuge, daß der früher so gastfreundlich Gesinnte den vom Unglück, also von den Göttern Verfolgten grausam von seiner Schwelle weist. Hier und in ähnlichen Fällen nötigt das Epos selbst durch Unebenheit oder Unvollständigkeit seiner Darstellung dazu, daß wir den Blick weiter zurück lenken. Aber wenn Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn, Axylos von Arisbe, der Tydide tötet (Z 12 ff.), eigentlich der Gott der Unterwelt war, der alle »einladet« und bei sich aufnimmt[13]), wie Πολυδέκτης oder Πολύξενος der, bei dem alle zuletzt Unterkunft finden, wenn in Thersites im Grunde ein alter Wintergott steckt, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220): so sind das Beziehungen, die möglicherweise einmal wirksam waren, die aufzusuchen aber in der epischen Erzählung

11) Usener, Göttliche Synonyme. Rhein. Mus. 53 (1898); die betreffende Stelle S. 367.

12) Rhein. Mus. 34 (1879) S. 433 f.; 53 (1898) S. 346.

13) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897, aus den Sitzungsber. d. Kais. Akademie d. Wiss.). S. 27 f. Kalesios, 56 ff. Thersites, 31 (und Sintflutsagen S. 85) Polydektes.

an sich kein Anlaß vorliegt, weil sie so wie sie nun ist verstanden werden kann. Useners Schuld ist es nicht, wenn der wichtige Unterschied, der hier besteht, oft verkannt wird. Er warnte ausdrücklich: man solle nicht meinen, »darum, weil der Name eines »Helden mythische Bedeutung besitze, alles was er tut und leidet »aus altem Mythus 'ableiten' zu können« (Stoff des Epos S. 21). Vielmehr seien mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen der dunkle Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung ziehe, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim lege, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann. Für die Auffassung der Dichtung aber ist es doch wohl das erste und das Wesentliche, nachzuempfinden was der Dichter gemeint hat. Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? Würdigen wir die rührende Geschichte von Joseph und seinen Brüdern besser, wenn wir uns an der Vermutung erfreuen, daß dieser Geschwisterkreis, in dem sich ein Zwillingspaar, eine Jungfrau und ein Löwe befinden (Gen. 30, 21; 49, 9), aus den zwölf Zeichen des Tierkreises hervorgegangen sei? So liegt auch zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwicklung und mannigfaltiger Umbildung, der es nicht zuläßt, daß wir die nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Züge eines verblaßten Mythus als Merkmale benutzen, um danach Fugen und Schichten im Epos zu erkennen.

Aber wie überall die klare Festsetzung und Einhaltung einer Grenze auch auf das bestimmend einwirkt, was diesseits der Grenze geschieht, so wird sich für unser Bemühen, Homer aus Homer zu erklären, ein mittelbarer, doch nicht zu unterschätzender Gewinn ergeben, wenn wir uns deutlich machen, daß er eine Fülle von Elementen enthält, die aus ihm selbst gar nicht mehr verstanden werden können. Schon die Beinamen γλαυκῶπις und βοῶπις weisen auf eine Stufe von Göttervorstellungen zurück, die überwunden war, als der Heldengesang in Übung kam, und würden, wenn wir sie nach unsrer mythologischen Einsicht verstehen und übersetzen wollten, den Gedanken des Dichters eher trüben als deutlich machen. So ist es zwar gewiß richtig und für den Mythenforscher eine fruchtbare Erkenntnis, daß unter den Gestalten des troischen Krieges

viele einst als übermenschliche Wesen verehrt waren und erst dadurch, daß die schöpferische Phantasie des äolischen Stammes eine auserlesene Schar persönlicher Götter um den Olymp versammelte, von ihrer Höhe herabgedrückt worden sind. Doch für unsere Auffassung des Epos kann sich dieser Gedanke nur insofern wirksam erweisen, als dadurch der Hintergrund, vor dem es steht und in den es den ahnenden Blick einzudringen lockt, mehr und mehr, ja ins Unendliche vertieft wird. Usener, wo er die Sage vom Siege des Neliden Melanthios über den Böoterkönig Xanthos, des »Schwarzen« über den »Blonden«, auf die Vorstellung vom siegreichen Einzuge des Winters zurückführt, fügt hinzu: »Die Kon»zeption dieser Sage reicht in eine Zeit zurück, wo die Gestalt »des Poseidon noch nicht geschaffen war« (Rhein. Mus. 53 S. 367). Unverstandene Einzelzüge der Sage, mehr doch Kulthandlungen und vor allem Namen geben dem Forschen nach der frühesten Bildung religiöser Begriffe einen Anhalt; die Entstehung unserer mit vollem Bewußtsein aufs Menschliche gerichteten Epen hängt mit jenem Wachstum nicht mehr zusammen.

Eher können wir hoffen, und kehren damit zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück, falls unter den griechischen Heroen neben herabgesunkenen Göttern auch erhobene Menschen sind, hiervon in der Dichtung oder mit ihrer Hilfe Spuren zu finden. Daß in der Tat auch diese Entwicklung stattgefunden habe, daß vielfach menschliche Vorfahren unter die Götter versetzt worden seien, meinte Beloch (GrG. I 121); und mit Entschiedenheit hat Erwin Rohde diese Ansicht vertreten[14]). Ebenso entschieden widersprach ihr Eduard Meyer (GA. II § 277 Anm.; Herm. 30 S. 284 f.). Er begründete seine schroffe Ablehnung damit, daß ihm kein Fall der Vergötterung eines Sterblichen bekannt sei; Zeugnisse, wie sie in den Anschauungen eines Pindar (Pyth. V 94) oder Euripides (Alkest. 1002) vorliegen, ließ er nicht gelten. Aber durch Homer gewinnen wir, die Richtigkeit früherer Beweisführung vorausgesetzt, ein objektiv gesichertes Beispiel. Agamemnon und Menelaos wurden in Sparta als Gottheiten verehrt (GA. II § 121 Anm., 277); und dies ist der Grund, weswegen Ed. Meyer als Heimat der

14) Psyche I² 175 ff. und wieder, auf Ed. Meyers Widerspruch scharf antwortend, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 29. Speziell mit Bezug auf Achill Psyche I² 183.

troischen Sage, der ja Achill ursprünglich fremd gewesen sein soll, den Peloponnes annimmt (s. oben S. 203 f.). Uns aber hat sich herausgestellt, daß Agamemnon mit den Seinen von rechtswegen nach Thessalien gehört und nur durch Irrtum der ionischen Sänger, die den überlieferten Grundstock der äolischen Sage weiter entwickelten, in den Peloponnes versetzt worden ist. Wenn also er und sein Bruder in historischer Zeit im Peloponnes göttliche Verehrung genossen, so kann diese erst aufgekommen sein, nachdem jener Irrtum eingedrungen war und sich festgesetzt hatte; und die Menschen oder die Generationen, die den Heerkönig der Ilias als Gott anzusehen sich gewöhnten, haben in ihrer Anschauung eben den Wandel vollzogen über den gestritten wurde: Heroisierung sterblicher Menschen und Aufnahme solcher Heroen in den Kreis der Götter.

Fünftes Kapitel.

Der Götterapparat im Epos.

1. Den Götterstaat haben wir uns bisher als ein Ganzes gedacht; und doch macht das Treiben der Olympier keineswegs den Eindruck einer in sich geschlossenen Einheit. Feindschaften spalten ihn: Here, Poseidon, Pallas Athene stehen auf Seiten der Griechen, Phöbos Apollon hilft, solange er darf, den Troern; und mit seinem Herzen neigt auch Zeus ihnen zu (Δ 44 ff. O 231 ff. 596. X 168 ff.). Er heißt zwar der Olympier; und dort, auf uraltem Götterberge thronend, entläßt er Here und Athene zum Kampfe gegen Ares, dort empfängt er die Klagen des Unterlegenen, gegen den der sterbliche Diomedes die Hand zu erheben gewagt hat (E 753 ff. 868 ff.). Aber er hat auch auf dem Ida eine vielbesuchte Kultstätte (Θ 48), als Ἴδηθεν μεδέων wird er von Priamos (Ω 308) wie von Agamemnon (Γ 276) angerufen; und vom Ida aus waltet er wirklich während der κόλος μάχη (Θ 47. 51), während all der Kämpfe des dritten Schlachttages (Λ. Ξ. O. Π). In der Gestalt des homerischen Zeus sind also zwei ursprünglich verschiedene Elemente zusammengeflossen; und die Frage wird einmal gründlich untersucht werden müssen, wie das geschehen ist: ob so, daß der Idäische von alters her der Schutzgott des Volkes war, das die übers Meer gekommenen Äoler in Kleinasien bezwungen haben, oder ob spätere Dichter, die hier lebten, mehr und mehr den Ida als Göttersitz anstatt des schattenhaft gewordenen Olympos eingeführt haben. Für die erste Möglichkeit entscheidet sich van Leeuwen, indem er kurz einige Gesichtspunkte für die Beurteilung des Problemes andeutet. Damit ist ein Gedanke weiter geführt, den mit bezug auf Apollon Wilamowitz wirksam vertreten hat[1]).

---

1) v. Wilamowitz, Apollon. Herm. 38 (1903) S. 575—586. — van Leeuwen, De Iunone Troianis infesta. Mnemos. 34 (1906) p. 292—306.

Er hält ihn für einen Lykier, und weist darauf hin, wie entwickelt der Glaube des Volkes, von dem die Griechen ihn übernahmen, schon gewesen sein müsse, weil er in der Mutter, der Zwillingsschwester verwandtschaftliche Verhältnisse auf die Götter übertragen gehabt habe.

Bedenken im einzelnen bleiben genug; aber darüber kann kein Zweifel sein, daß wir hier eine Art von Veränderungen, vor allem Bereicherungen des Götterkreises berührt haben, auf welche das Epos mit seiner Entwicklung bestimmenden Einfluß geübt hat. Ein weiteres, und zwar völlig durchsichtiges, Beispiel bietet Hermes, der, wo er bei Homer mit Menschen verkehrt, als Jüngling auftritt, πρῶτον ὑπηνήτῃ, τοῦ περ χαριεστάτη ἥβη (κ 279; vgl. Ω 425. 433); und dies ist ein der altionischen Kunst eigentümlicher Typus[2]). Die Erzählungen, die von ihm handeln, sind also erst in der ionischen Periode des Epos aufgekommen und eingefügt worden. Ähnlich späten Ursprung hat Wilamowitz in einer recht aus dem Vollen schöpfenden Untersuchung für Hephästos wahrscheinlich gemacht, dessen das Lachen herausfordernde Gestalt doch gar zu wenig von göttlicher Würde besitzt, und bei dem sich, wie glücklich vermutet wird, ein Bewußtsein davon, daß er eigentlich nicht auf den Olymp gehört, noch in seiner eignen Erinnerung erhalten hat, daß Zeus (Α 591) oder, wie er ein andermal (Σ 395 f.) sagt, Hera ihn einst hinuntergeworfen habe[3]). Die Szenen, in denen er mitwirkt, zeigen alle jenes übermütige Spiel mit den Personen der Götter, das wir als Äußerung der Geistesart des ionischen Stammes schon kennen gelernt haben, und in dessen Betätigung dem Epos durch die lustig weiterbildende Phantasie der Sänger manch gutes Stück seines Inhaltes erst hinzugewachsen ist.

Die Ergiebigkeit dieser Quelle und der mächtige Umfang der aus ihr geflossenen Sagenschicht, die man lange Zeit ganz ver-

---

2) Furtwaengler, Antike Gemmen III (1900) S. 97. Ove Jörgensen Herm. 39 (1904) S. 374.

3) v. Wilamowitz, Hephästos. Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1895 S. 217 ff.; s. besonders S. 233. 238. Im Anschluß an ihn hat dann Friedrich Marx aus der Lahmheit des Gottes und aus dem Umstande, daß Lemnos seine Heimat ist, die geistreiche Vermutung abgeleitet, daß Philoktet, der ebenfalls fest an Lemnos gebunden erscheint, eine poetische Umgestaltung des Feuergottes sei; »Philoktet-Hephästos« NJb. 13 (1904) S. 673 ff.

kannt hatte, ist zuerst durch Niese kräftig hervorgehoben worden; ein Verdienst, das dadurch nicht geschmälert wird, daß er nach der andern Seite übertrieben hat. Wie er die ganze Nekyia aus dem echten Homer streicht (oben S. 320), so hält er in der Ilias »alle olympischen Szenen für nicht ursprünglich« (EHP. 105). Eben dies hat kürzlich in einer besonderen Schrift Finsler aufs neue zu beweisen unternommen, ohne sich auf seinen Vorgänger zu stützen und, wie er selber sagt (S. 55), in anderem Sinne[4]. Finslers Beweisführung, in vielen Einzelheiten höchst anfechtbar, bezeichnet auch in der Methode keinen Fortschritt, da sie nur wieder mit Beziehungen und Widersprüchen in der Komposition arbeitet und die fruchtbare Anregung, die Niese gegeben hatte, unbenutzt läßt. Dieser hatte gefragt, ob sich nicht in der inneren Beschaffenheit der Götterszenen eine Entwicklung erkennen lasse, so daß diejenigen die jüngeren wären, »wo die göttliche Einwirkung zur Handlung selbst gehört«, älter die, welche ohne Störung für den Gang der Ereignisse ausgeschieden werden können, und hatte diese Frage allerdings etwas zu schnell und sicher bejaht (S. 104). Daß er aber so fragte, war entschieden richtig, und hier wird eine Untersuchung, die weiter kommen will, einsetzen müssen. Denn wenn das Epos in seinen historischen Voraussetzungen, in dem Kulturbilde das vorschwebt, in Sprache und Stil eine Entwicklung durchgemacht hat, so natürlich auch in der Art, wie die Sänger den olympischen Apparat handhaben; und wenn jene Entwicklung erkennbar ist, so dürfen wir glauben, daß es diese auch sein wird. Die Schwierigkeit der Aufgabe, die sich im Zusammenhange des allgemeinen Problemes hier ergibt, ist doch kein Grund, auf ihre Lösung im voraus zu verzichten.

2. Der eigentliche Ursprung religiöser Gesinnung liegt darin, daß der Mensch Unbegreiflichem gegenübersteht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt habe. Ein Stück der Entwicklung dieses Glaubens muß sich bei Homer verfolgen lassen. Daß Zeus den furchtbaren Krieg gewollt hat, ist einer der ersten Gedanken, die der Dichter aus-

4) Finsler: Die olympischen Szenen der Ilias. Ein Beitrag zur homerischen Frage. Bern (Gymn.-Progr.) 1906.

spricht (A 5); Helena meint zu erkennen, weshalb (Z 357). Von ihm werden Erfolg und Mißerfolg, Leid und Glück verteilt; auf seine Hilfe hoffen die Griechen, um Troja zu nehmen (A 128 f.), und ihn klagt der König an, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe (B 111 ff.): Ζεύς με μέγας Κρονίδης ἄτῃ ἐνέδησε βαρείῃ. Nach derselben Seite meint Agamemnon auch die Verantwortung für seinen Streit mit Achill abwälzen zu können (T 90 f.): ἀλλὰ τί κεν ῥέξαιμι; θεὸς διὰ πάντα τελευτᾷ, πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἄτη, ἣ πάντας ἀᾶται. Die übermäßige Stärke, auf die Achill pocht, hat ein Gott ihm verliehen (A 178). Menelaos hält es P 101 nicht für schimpflich vor Hektor, ἐπεὶ ἐκ θεόφιν πολεμίζει, zurückzuweichen; daß er seinerseits den Paris besiegt hat, schreibt dieser Athenens Hilfe zu (Γ 439). Aias fordert seinen Bruder auf, den Bogen zu gebrauchen den Phöbos Apollon ihm gegeben habe (O 441); wie nachher im entscheidenden Augenblick die Sehne zerreißt — der Dichter weiß, daß Zeus den Hektor beschützt hat —, da erkennt Teukros: μάχης ἐπὶ μήδεα κείρει δαίμων ἡμετέρης (O 408 f.). Eine Krankheit, die ohne äußeren Anlaß den Körper befällt, muß von Zeus gesendet sein (ι 411); für plötzlichen Tod eines Menschen suchen Verstand und Phantasie eine Ursache und finden sie in den sanften Geschossen des Geschwisterpaares Apollon und Artemis. Aber auch die unerwartete Genesung kommt von den Göttern (ε 397). Sie sind es, die wohl einem Sterblichen den Sinn betören, daß er Dinge sagt und tut, die ein anderer sich nicht zu erklären vermag: wenn Glaukos seine goldne Rüstung gegen die eherne des Diomedes weggibt, so muß Zeus ihn verblendet haben (Z 234); Telemachs Reise nach Pylos führt der treue Diener darauf zurück, daß ihm τις ἀθανάτων βλάψε φρένας ἔνδον ἐίσας (ξ 178). Ein Krieger, der auf Feldwache gezogen ist, hat seinen Mantel vergessen: παρά μ' ἤπαφε δαίμων οἰοχίτων' ἴμεναι (ξ 488 f.). Aus Erwägungen dieser Art ist Bedeutung und Gebrauch der Anrede δαιμόνιε entstanden. Wie Odysseus als Bettler verkleidet mit seinem Sohn und dem Sauhirten zusammensitzt und das Gespräch auf die Bedrängnis kommt, in der sich Telemach befindet, da fragt jener (π 95 f.):

εἰπέ μοι, ἠὲ ἑκὼν ὑποδάμνασαι, ἦ σέ γε λαοὶ
ἐχθαίρουσ' ἀνὰ δῆμον ἐπισπόμενοι θεοῦ ὀμφῇ,
ἦ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, κτλ.

Irgend einen Grund müßte die feindliche Stimmung des Volkes doch haben; und wenn äußerlich nichts vorliegt, wodurch sie entstanden sein könnte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Gott nach seiner Willkür sie erregt habe. Aber auch Gutes wird den himmlischen Mächten verdankt. Dem Schiffbrüchigen hat Zeus selber den Mastbaum in die Hände gegeben, daß er sich retten konnte (ξ 310); wie er dann gefesselt hilflos im Schiffe lag, δεσμὸν ἀνέγναμψαν θεοὶ αὐτοί (ξ 348 f.). Staunend blicken die Leute auf den Redner, der sicher, doch mit wohltuender Zurückhaltung spricht: θεὸς μορφὴν ἔπεσι στέφει (θ 170). Wie Telemach von Menelaos Abschied nimmt, fliegt ein Adler der eine Gans geraubt hat nach rechts über sie hinweg; der König zweifelt, was das zu bedeuten habe, doch Helena weiß schnellen Rat (ο 172 f.): κλῦτέ μευ, αὐτὰρ ἐγὼ μαντεύσομαι, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι καὶ ὡς τελέεσθαι ὀίω.

Wir empfinden die Berufung auf die Götter, die ihr das erklärende Wort eingegeben haben, hier wie eine stereotype Formel; und schwerlich hat es der Verfasser von ο anders gemeint. Aber ursprünglich muß doch in solchen Äußerungen ein bestimmter, kraftvoller Sinn gelegen haben. Wir verstehen ihn besser, wenn wir an den Unterschied denken, der schon in dem Beispiel von Teukros hervortrat, der sich aber durch beide Epen als herrschender Gebrauch hindurchzieht: der Dichter erzählt, wer von den Himmlischen eingreift, seine Personen aber, die eine auffallende Wirkung bemerken und sich zu erklären suchen, läßt er nur unbestimmt von einem Gotte (θεός, δαίμων) oder den Göttern oder von dem Höchsten unter ihnen, Zeus, sprechen. Im Seesturm stehen Leukothea (ε 333 ff.) und Athene (382 ff.) dem Odysseus bei, er aber glaubt dem Zeus die Rettung zu danken (409). Als er endlich gelandet ist, senkt ihn Athene in Schlaf (ε 491); wie er dem Alkinoos davon erzählt, heißt es (η 286): ὕπνον δὲ θεὸς κατ' ἀπείρονα χεῦεν[5]). Dieses Gesetz hat Ove Jörgensen erkannt und in einer ausgezeichneten Untersuchung — »die Götter in ι—μ der Odyssee« (Herm. 39 [1904] S. 357 ff.) — dazu benutzt, zu zeigen wie sorgsam vom Dichter nicht nur in ι sondern auch in κμ die Selbsterzählung stilisiert sei. Davon wird später, im dritten Buche, noch zu reden sein. Hier kam es darauf an, deutlich zu machen,

5) Weitere Beispiele bei Jörgensen S. 366 f.; Ausnahmen, die sich finden, sind dort S. 368 f. besprochen.

wie im Zusammenhang einer poetischen Weltanschauung und ihrer fortgesetzten Pflege durch das Epos allmählich immer mehr von dem, was Sterbliche auch innerlich erleben, als unmittelbare göttliche Schickung sich darstellte. Wünsche, Vermutungen, Erkenntnisse stiegen in der Seele auf, ohne daß man sagen konnte, woher sie kamen; Homer wußte, was in unserer Zeit erst wieder entdeckt werden mußte, daß der Mensch nicht immer denkt, was er will, sondern oft Gedanken sich einstellen und Beachtung fordern, als ob sie von einer unbekannten fremden Macht geschickt werden. Vor anderen sind es natürlich die Seher und Dichter, die solche innere Wirkung erfahren, wie denn Phemios sein Verhältnis zur Poesie treffend erklärt (χ 347 f.): αὐτοδίδακτος δ' εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἴμας παντοίας ἐνέφυσεν. Er dankt der Gottheit, die ihn gelehrt habe, und bezeichnet sich doch zugleich als αὐτοδίδακτος: ein sprechendes Zeugnis dafür, wie konventionell zuletzt der Gedanke geworden war, aus einer Betrachtungsart zu einer Redeweise. Da muß eine lange Entwicklung vorhergegangen sein; und wir dürfen hoffen etwas von ihren früheren Stufen auch bei Homer noch zu unterscheiden.

3. Dafür bietet einen gewissen Anhalt Vergil, der in seiner Nachahmung des griechischen Epos auch die Götter und ihre Tätigkeit reichlich verwendet, aber ohne rechtes Verständnis für die Feinheit der homerischen Kunst. Übertreibungen und Verkehrtheiten, zu denen er dabei gelangt ist, habe ich vor Jahren bei Gelegenheit einer Untersuchung [6]) erörtert, die der Charakteristik Vergils dienen sollte, zugleich aber schon damals den Gewinn angedeutet, der sich von hier aus für die Beurteilung der homerischen Poesie ergeben könnte. Durch Vergleichung von Homer und Vergil erkennen wir die Züge, die jedem von beiden eigentümlich und wesentlich sind, und dürfen dann sagen: je deutlicher in einem einzelnen Beispiel göttlicher Einwirkung bei Homer die einen hervortreten, desto wahrscheinlicher ist es, daß die Stelle zum ursprünglichen Bestande des Epos gehört; und je mehr eine Götterszene in Ilias oder Odyssee dem vergilischen Charakter sich nähert, desto tiefer muß sie herabgerückt werden, wenn wir die Teile der Dichtung ihrer Entstehungszeit nach ordnen wollen. Inzwischen hat

6) Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel 1885. S. besonders S. 23. Einzelne Sätze daraus sind hier wörtlich benutzt.

Richard Heinze im Rahmen seiner Monographie über »Virgils epische Technik« (1903) auch dessen Theologie behandelt, deren eigenartige Züge er aus dem Geiste römischer Poesie, aus der Weltanschauung des augusteischen Zeitalters, aus persönlichem künstlerischen Wollen und Können zu erklären und zu würdigen sucht. Auf seine Ausführungen wird im folgenden mehrfach Bezug zu nehmen sein.

Der ganze Gang der Handlung, den die Äneïde darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen der Himmlischen überhaupt nicht denkbar: der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin er gelangen will; die Götter leiten ihn von Ort zu Ort und lassen nur sehr allmählich erkennen, wo das Land liegt, in dem ein neues Troja gegründet werden soll. Eine wunderbare Verkündigung schließt sich immer an die andere an, erläuternd, ergänzend, aber nie vollständig aufklärend. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe ebenso oft muß Äneas den Entschluß fassen weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar, nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß er auch ohne höheren Befehl hätte zustande kommen können. Wenn man aus der Äneïde das fortnimmt, was die Götter sagen und tun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer. Daß Niese in der Ilias alle Götterszenen für spätere Zusätze hält, wurde erwähnt; und die Tatsache dieser Hypothese reicht allein aus, um den tiefen Unterschied zu bezeichnen, der hier besteht. Wie sich die Wunderlichkeiten in Vergils Darstellung aus der Aufgabe ergeben mußten, die er sich gestellt hatte, das stoische Dogma von der alles lenkenden Vorsehung mit der homerischen Sagenwelt zu vereinigen, hat Heinze gut entwickelt (S. 285 f. 289 ff.).

Vollends deutlich wird der Unterschied zwischen beiden Dichtern, wenn man zusieht, in welcher Art der aus dem Reiche der Götter kommende Anstoß in das Getriebe der menschlichen Dinge eingefügt ist. Den Plan nach Sparta und Pylos zu reisen faßt Telemach, weil Athene es ihm geraten hat, die in Gestalt des Taphierfürsten Mentes zu ihm gekommen ist; aber denselben Rat hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können. Ebenfalls Athene ist es, die in Δ den unglücklichen Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen, daß in Wahrheit Antenors Sohn Laodokos der

Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe. Dieses Verhältnis läßt sich nun in besonders lehrreicher Weise da beobachten, wo ein bei Vergil erzählter Vorgang einem homerischen nachgebildet oder doch ähnlich ist.

Wie Äneas bei Dido so verweilt Odysseus, wenn auch gezwungen, bei der Nymphe auf Ogygia; beide werden durch diesen Aufenthalt dem eigentlichen Ziel ihrer Fahrt ferngehalten, und für beide bringt erst der Götterbote den entscheidenden Befehl zur Abreise. Von Anfang bis zu Ende begreiflich ist die Erzählung in ε. Die Göttin fügt sich dem Willen des höchsten Gottes; aber was sie dabei tut und sagt, ist vom Dichter menschlich empfunden und geht uns menschlich nahe. Odysseus seinerseits erfährt nichts Genaueres über das was zwischen den Göttern verhandelt ist, so daß er später (η 263) den Zweifel äußern kann, ob Kalypso auf Befehl des Zeus ihn entlassen oder von selbst ihren Sinn zum Mitleid gewandt habe. Völlig anders bei Vergil. Äneas wünscht gar nichts anderes als in Karthago bei der Geliebten zu bleiben; da tritt, während er beschäftigt ist die Arbeiten am Bau der Stadt zu leiten, bei hellem Tage Merkur vor ihn, mit scheltenden Worten, und befiehlt ihm in Jupiters Namen, seiner Pflichten zu gedenken und Italien aufzusuchen (IV 260 ff.). Heinze meint zwar (S. 301 f.), auch hier sei »das natürliche Substrat« gegeben; man brauche nur »statt des als Person gedachten von außen herantretenden »göttlichen λόγος den in der Brust jedes Menschen wohnenden »göttlichen λόγος als die erinnernde Macht einzusetzen«, und es sei »ein sehr feines Motiv, daß gerade beim Anblick der erstehen»den Burg Karthagos plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt den »Helden die Erinnerung an die Stadt überfällt, die ihm vom »Schicksal bestimmt war zu gründen.« Das wäre recht schön, wenn der Held durch Merkur überzeugt und innerlich gewonnen wäre, wie der tobende Achill in A, woran Heinze erinnert, durch Athene; aber davon sehen wir nichts. Erschüttert durch die gewaltige Autorität, die zu ihm gesprochen hat, entschließt er sich einem Befehle nachzukommen, der ihn von außen drängt (340 ff. 361), während ihm selbst die klägliche Rolle bewußt ist, die er dabei der Königin gegenüber spielt (337. 349 f.). Hier ist kein menschlich erklärlicher Verlauf: die göttliche Macht tritt störend dazwischen; und wenn wir sie wegdenken, so bleibt uns nicht, wie bei Homer, die Möglichkeit den Zusammenhang der Ereignisse auch als einen

natürlichen anzusehen. — Auch Merkurs Auftreten an einer früheren Stelle, Aen. I 297 ff., hat in der Ilias ein Gegenstück. Jupiter schickt ihn nach Karthago hinab, um dafür zu sorgen, daß Äneas dort freundlich aufgenommen wird; und er entledigt sich dieses Auftrages, ohne daß wir im geringsten erfahren, wie er es gemacht habe, um auf die Stimmung der Punier und ihrer Königin einzuwirken. Es heißt nur (302 ff.):

et iam iussa facit, ponuntque ferocia Poeni
corda volente deo; in primis regina quietum
accipit in Teucros animum mentemque benignam.

Hier findet auch Heinze Mangel an Anschaulichkeit. Und damit vergleiche man den psychologischen Takt, mit dem selbst in einem späten Gesange wie Ω das Erscheinen des Gottes behandelt ist. In Gestalt eines Jünglings, der zum Gefolge des Achilleus gehört, begegnet er dem troischen König, wie er durch das Dunkel der Nacht in das griechische Lager fahren will; neugierig und teilnehmend wie ein sterblicher Mensch spricht er zu ihm, führt ihn durch das Tor der Befestigung bis zum Zelte des Peliden und gibt sich erst beim Abschied (460) zu erkennen. Um Achill im voraus freundlich zu stimmen, haben sich die Götter der Vermittlung seiner Mutter bedient. Und wie nun der Vater seines toten Feindes bittend vor ihm kniet, verstehen wir, was in den Herzen beider vorgeht, und denken nicht mehr daran, daß diese Szene durch fremde Veranstaltung herbeigeführt ist.

Ein beliebtes Mittel, um auf die Entschließung der Menschen einzuwirken, ist die Erscheinung im Traume. Auf diesem Wege gibt Zeus (B 23) dem Führer des griechischen Heeres den Plan zu einem entscheidenden Angriff ein; im Traum tröstet Athene (δ 804) die unglückliche Mutter des Telemach, ein Traumbild schickt sie (ζ 25) der Nausikaa, um sie zu veranlassen daß sie am folgenden Tage mit ihren Mägden zur Wäsche hinausfährt. In all diesen Fällen könnte der Traum auf die natürlichste Weise so stattgefunden haben, wie er erzählt wird: dem Agamemnon erscheint als Mahner und Berater Nestor, Penelope glaubt ihre Schwester zu sehen, Nausikaa eine vertraute Gespielin; und so wenig wunderbar wie die Person ist das was sie sagt, vielmehr wird jedesmal nur ein Gedanke ausgesprochen, der auch aus der eigenen Seele des Träumenden hätte aufsteigen können. Auch Vergil weiß von

Träumen zu erzählen; aber immer sind es wunderbare Erscheinungen und unerwartete Botschaften, die er in dieser Form einführt. Noch am wenigsten gilt dies von Hektors Schatten, der (II 270) in der Unglücksnacht dem Äneas die Nachricht bringt, daß die Danaer in der eroberten Stadt wüten. Aber so recht den Eindruck eines künstlichen Apparates haben wir im folgenden Buche, wo Äneas schon längere Zeit auf der Insel Kreta verweilt, die er für das ihm bestimmte Land hält, plötzlich durch Mißwachs darauf hingewiesen ist, daß die Götter es anders wollen, und nun im Traum von den Penaten Auskunft erhält, wohin er sich wenden soll (III 148). Noch unnatürlicher ist die Weise, wie Turnus (VII 419 ff.) zum Zorn gegen die phrygischen Ankömmlinge aufgeregt wird. Die Furie Allekto naht dem Schlafenden in Gestalt einer alten Priesterin der Juno und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm drohe; aber die Sorge darum liegt seinem eigenen Denken so fern, daß er die Warnerin spöttisch zurückweist, bis sie, darüber empört, ihr wahres Wesen offenbart, mit ihrer Geißel den Verwegenen peitscht und ihm eine brennende Fackel gegen die Brust schleudert. In Schweiß gebadet erwacht er, und ist nicht etwa froh daß die Spukerscheinung entflohen ist, sondern tut jetzt, was sie ihm befohlen hat. Heinze meint (S. 299), »ohne übernatürlichen »Einfluß würde der Umschwung von ruhiger Unbekümmertheit zu »rasender Kriegswut kein so plötzlicher sein; an sich aber« sei er »aus natürlichen Voraussetzungen wohl begreiflich«. Wo sind diese Voraussetzungen? Ich vermag keine zu entdecken, und muß dabei bleiben, daß hier die psychologische Entwicklung unterbrochen ist, ein Anstoß der dadurch nicht gemildert wird, daß man den Vorgang, der ihn ersetzen sollte, einen »symbolischen« nennt. Etwas mehr innerlich vermittelt ist der Traum, den Äneas kurz vor der Abfahrt von Karthago, schon an Bord seines Schiffes, hat (IV 554); wenn doch einmal Merkur in eigener Gestalt den Wachenden besucht und genötigt hat Dido zu verlassen, so ist es verständlich, daß er jetzt, wo alles zur Fahrt bereit ist, im Traume den Gott zu erblicken und seine Mahnung zur Eile zu vernehmen glaubt.

Leise angedeutet ist von Homer ein göttlicher Eingriff γ 280: Apollon tötet mit seinen sanften Geschossen den Steuermann des Menelaos, πηδάλιον μετὰ χερσὶ θεούσης νηὸς ἔχοντα. Was hat Vergil daraus gemacht? Dem Palinurus nähert sich, allerdings in

menschlicher Verkleidung, der Schlafgott und redet ihm zu, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Jener widersteht der Versuchung. Da ergreift der Gott einen in lethäisches Naß getauchten Zweig und schwingt ihn über dem Haupte des Unglücklichen, daß er einschläft; aber damit ist es nicht genug, er greift selber zu um sein Werk zu vollenden (V 858 ff.):

et superincumbens cum puppis parte revolsa
cumque gubernaclo liquidas proiecit in undas
praecipitem ac socios nequiquam saepe vocantem;
ipse volans tenuis se sustulit ales ad auras.

Heinze (S. 300) erkennt auch hier »nur eine Übersetzung des natürlichen Vorgangs ins Mythische, des unsichtbaren Vorgangs ins anschaulich Bildliche«. War das Vergils Absicht? Daß Palinurus den Griff des Steuerruders, an dem er sich im Sturze noch zu halten sucht, mit sich reißt, wäre, so gut wie das Rufen um Hilfe, an sich verständlich; was aber erzählt wird, ist, daß der Schlafgott, indem er sich anstemmt um den Unglücklichen hinabzuwerfen, das Ruder — das ja auch Phrontis Onetors Sohn μετὰ χερσὶν hatte — mit abbricht. Palinurus selbst berichtet (VI 349): *multa vi forte revolsum.* Ein harter Zug im Bilde des sanften, gliederlösenden Gottes, und ein besonders deutliches Zeugnis dafür, welche Freude der Dichter und gewiß auch seine Leser empfanden, wunderbare Vorgänge ins Prodigienhafte gesteigert zu sehen.

Wie in dem Verlauf dieses letzten Beispiels, so ist es anderwärts von vornherein: die Götter greifen unmittelbar in das natürliche Geschehen ein, nicht bloß durch das Mittel eines menschlichen Entschlusses, den sie herbeiführen. Auch dabei unterscheiden sich Homer und Vergil in höchst charakteristischer Weise. Wie Odysseus aus dem Bade kommt, sich gesalbt und reine Gewänder angelegt hat, macht ihn Athene (ζ 230 f.)

μείζονά τ' εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, κὰδ δὲ κάρητος
οὔλας ἧκε κόμας ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας,

eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als

übermenschliche Gabe. Auch an einer späteren Stelle, wo die entsprechenden Verse aus anderem Grunde für interpoliert gelten müssen (ψ 157 ff.), sind sie doch ohne Schaden für die innere Wahrscheinlichkeit angebracht. Vergil hat das nicht empfunden; er läßt den Äneas von seiner göttlichen Mutter in dem Augenblick verschönert werden, wo er den Puniern überhaupt zuerst sichtbar wird (I 589). Diese Stelle ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; denn hier tritt Äneas mitten in der Versammlung des karthagischen Hofstaates plötzlich aus der Wolke heraus, die ihn, nach homerischem Muster, bei seinem Eintritt in die Stadt verdeckt hat. Zuerst erwähnt wird sie I 411, wo Venus am Morgen im Walde dem Irrenden begegnet ist und ihn auf den Weg zur Stadt gewiesen hat. Mehrfach wird dann erwähnt, daß Äneas und sein Begleiter aus der sicheren Umhüllung heraus beobachten, was um sie her vorgeht (439. 516), bis zuletzt, wo sie Zeugen der Aufnahme sind, die ihre Genossen bei Dido finden, der schützende Nebel ihnen selbst anfängt lästig zu werden (579 f.):

his animum arrecti dictis et fortis Achates
et pater Aeneas iamdudum erumpere nubem
ardebant.

Ein seltsames Bild: da steht am lichten Tage die Nebelsäule mit den beiden Männern; diese vor Eifer brennend sich bemerklich zu machen, aber außerstande das zu tun, bis der Zauber von selbst verschwindet. Homer hatte es anders gemeint. Als Odysseus in die Stadt der Phäaken eintritt, ist es später Abend (η 13. 138); und wenn jetzt der Dichter erzählt, daß Athene ihn mit Nebel umgeben habe (16), so mutet er damit dem Hörer keine schwer vollziehbare Vorstellung zu. Auch nachher, als der Gast in den Saal eingetreten ist, durch die schmausenden Phäaken unbemerkt hindurchgeht und auf einmal, indem die Wolke zurücksinkt (143), vor der Königin kniet, wird es unserer Phantasie nicht schwer der Schilderung zu folgen; denn denselben Hergang können wir als einen ganz natürlichen, ohne Göttin und ohne Nebelhülle, uns denken.

Der Grund des geschilderten Unterschiedes liegt zum guten Teil in der Weltanschauung beider Dichter; so urteilt auch Heinze (S. 293). Treffend erinnert er an den breiten Raum, den die Prodigien in Livius' Geschichtserzählung einnehmen (S. 296): Ähnliches mußte natürlich auch der Dichter seinem Publikum bieten. So

konnte — oder mußte? — er dazu kommen, die künstlerischen Mittel, die er bei Homer benutzt fand, zu steigern. Daß ihm solche Absicht nicht fern lag, zeigt, als ein Beleg für viele, die Angabe der Tiefe des Tartarus[7]. Τόσσον ἔνερθ' Ἀΐδεω, ὅσον οὐρανός ἐστ' ἀπὸ γαίης, hatte Homer gesagt (Θ 16); Vergil machte daraus: *bis patet in praeceps tantum tenditque sub umbras, quantus ad aetherium caeli suspectus Olympum* (VI 578 f.). Ob er daneben auch die innere Bedeutung des Einwirkens der Götter bei Homer verstanden und zu vertiefen sich bemüht hat, bleibt mir trotz Heinzes Versicherung (S. 298) zweifelhaft. Zwar bei dem Bilde der Fama (IV 173 ff.) ist der Sinn klar: »statt des 'Gerüchtes', das als solches keine anschauliche Schilderung verträgt«, sollte »ein darstellbares Symbol« geschaffen werden; und das ist hier, in einer für sich stehenden Allegorie, vorzüglich gelungen. Wo aber göttliche Wesen mit Menschen in Verkehr zu bringen waren, da mußte sich die starke Hervorhebung des Übermenschlichen in einer für unser Gefühl störenden, den psychologischen Zusammenhang leicht zerstörenden Weise bemerkbar machen. Zwar Vergil mochte getrost etwas übertreiben; daß sie dergleichen wie etwas wirklich Geschehenes hinnähmen, würde er von Lesern der augusteischen Zeit auch mit gemilderter Darstellung wohl kaum erreicht haben. Heinze meint allerdings, er habe solches Element der Dichtung aus dem Glauben seiner Zeit geschöpft, und weiß diesen Glauben als einen die Tradition der Altvordern treu festhaltenden zu schildern (S. 296 f.). Aber wo es gilt aus dieser Voraussetzung einen Schluß zu ziehen, da nimmt er statt ihrer unwillkürlich die entgegengesetzte, richtigere. »Virgil hat empfunden«, so schreibt er (S. 304), »daß das Auftreten der Götter in eigener Person weitaus die stärk»sten Ansprüche an die Gläubigkeit des Lesers stelle, und wendet »es infolgedessen nur an, wo es unvermeidlich ist.« Im folgenden gibt es allerdings wieder starke Einschränkungen; »unvermeidlich« ist ein dehnbarer Begriff. Doch halten wir uns an den Grundgedanken. Wie steht es in dieser Beziehung bei Homer?

---

7) Hesiod Θεογ. 720 ff. hatte den homerischen Gedanken übertreibend ausgemalt; Vergil hält ihn fest, überbietet aber den Ausdruck. Daß dies seine eigene Zutat sei, vermutet Norden in seinem Kommentar zum VI. Buch der Aeneide (1903), und erinnert an *linguae centum oraque centum* (VI 625) nach δέκα μὲν γλῶσσαι δέκα δὲ στόματα (B 489). Ähnlich ist Aen. XII 899, verglichen mit E 303.

4. Für meinen Versuch — in erster Auflage dieses Buches —, in der Art der Erscheinung der Götter eine chronologische Abfolge aufzustellen, fordert Heinze mit Recht bessere Begründung. Auch Berichtigung konnte er fordern. Wenn es bewußterem Denken und verminderter Gläubigkeit entspricht, göttliche Wesen nur in die Gestalt bestimmter Menschen gekleidet auftreten zu lassen, so dürfen wir diese Weise, einerlei wie sehr sie in der römischen Dichtung bevorzugt wird, bei Homer als die jüngere ansprechen. So urteilten unter anderen Polak und Robert[8]), und ich habe schon in einem Bericht über ihre Arbeiten (JbA. 112 [1902] S. 115) die Vermutung ausgesprochen, daß sie mehr recht hätten als ich. Seitdem ist ein wesentliches Moment hinzugekommen durch unser Bekanntwerden mit ältesten Götterdarstellungen der bildenden Kunst[9]). Schon Reichel hatte erkannt, daß solche Darstellungen, und zwar in rein menschlicher Gestalt, bereits in einer Zeit geläufig gewesen sind, die noch keine Kultbilder kannte. Genauer und unter reichlicher Mitteilung von Beweismaterial hat dann Georg Karo den Gedanken durchgeführt, daß bildloser Kultus und anthropomorphe Göttervorstellung in mykenischer Zeit nebeneinander bestanden haben. Zwar kann ich auch hier, im Anschluß an das früher (S. 259. 276) über die Schrift und über den Palastbau Gesagte, ein Bedenken nicht ganz unterdrücken, ob es erlaubt ist, alles was für Kreta feststeht ohne weiteres auf Mykene und seinen Kulturkreis zu übertragen; Gemmen und Goldringe, die zum Teil dort gefunden wurden, könnten leicht importiert sein. Doch ist hier ein ernsterer Irrtum nicht zu befürchten. Daß die Schöpfer des epischen Gesanges ihre Götter in menschlicher Gestalt dachten, wird durch die für alle späteren Geschlechter grundlegende Vorstellung von den olympischen Göttern, die in Thessalien zu Hause ist, bestätigt. Und indem sie solche Vorstellung nährten, scheinen sie geradezu — eine Beziehung, auf die Löschcke mich aufmerksam machte — Bildwerke vor Augen gehabt zu haben.

---

8) Polak in der früher (S. 115. 125 f.) zitierten Abhandlung (1896) S. 380. Robert, Studien zur Ilias (1901) S. 353. — In ähnlichem Sinne widersprach Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 31.

9) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 51. 74—76; gegen ihn, doch nur mit prinzipiellem Einwand, de Visser in der früher (S. 309) angeführten Dissertation S. 255. — Karo, »Altkretische Kultstätten«, Archiv für Religionswissenschaft 7 (1904); besonders S. 142. 152 ff.

Auf dem Schilde des Achilleus führen den Trupp, der einen Ausfall macht, Ares und Athene, schön und groß ὥς τε θεώ περ, ἀμφὶς ἀριζήλω, λαοὶ δ' ὑπ' ὀλίζονες ἦσαν (Σ 518 f.). Ähnliche Darstellungen mußte der Dichter gesehen haben[10]. Es ist also nicht eine vereinzelte Kühnheit der Erfindung, wenn von Ares gesagt wird, daß er, am Boden liegend, sieben Plethra bedeckte (Φ 407), oder von Aphrodite, daß sie den von schwerem Steinwurfe getroffenen Sohn samt seiner Rüstung in ihre Arme genommen und mit ihrem Peplos verhüllt habe (E 314 f.). Kolossalstatuen wie die des Apollon von Delos und Naxos zeigen, daß die Kunst diesen Typus zunächst auch dann noch festhielt, als Götterbilder in den Kultus eingeführt waren. Agamemnon wird (B 477 ff.) beschrieben, wie er an Haupt und Antlitz dem Zeus gleicht, um die Hüften dem Ares, mit der Brust dem Poseidon. Ob hier Bilder von ungeheurer Größe dem Dichter vor Augen gestanden haben, läßt sich nicht sagen; Bilder wohl jedenfalls. So auch wenn Hektors Blick mit dem der Gorgo oder des Ares verglichen wird (Θ 349), die Erscheinung einer schönen Frau mit Aphrodite oder Artemis (I 389. δ 122. ρ 37, u. ö.). Die Beschreibung des Apollon, wie er, Bogen und Köcher auf der Schulter, zürnend vom Olymp herabsteigt, oder die berühmten Verse, in denen Zeus eine Bitte gewährend sein Haupt neigt, würden einem Dichter nicht gelungen, ja nicht in den Sinn gekommen sein, dessen Phantasie nicht durch den Anblick verwandter Bilder — sei es gemalter oder in Silber getriebener oder eingelegter — belebt gewesen wäre. Der Vergleich des zum Kampfe schreitenden Aias mit dem gewaltigen Kriegsgotte, ὅς τ' εἶσιν πόλεμόνδε μετ' ἀνέρας (H 208 f.), oder der beiden, Idomeneus und Meriones, mit Ares und seinem Sohne Phobos, die von Thrakien zum Kriege ausziehen (N 298 ff.), deutet wieder unmittelbar auf Abbildung einer ganzen Szene hin. All solche Beispiele zusammengenommen erheben es über jeden Zweifel, daß es den Dichtern schon der Ilias etwas Vertrautes war, sich Götter in menschlicher Gestalt anschaulich vorzustellen.

10) Reichels Vermutung (Hom. Waffen² 162), daß der Verfasser von Σ zwei Gestalten auf einem wirklichen Bildwerke falsch als Götter gedeutet habe, steht nicht entgegen. Sollte sie zutreffen, so würde damit um so sicherer bewiesen sein, daß dem Dichter riesenhafte Götterdarstellungen vertraut waren. Auch hat er selbst (Vorh. Götterk. 51) das Beispiel mit verwertet.

Aus den bisherigen Ausführungen ergeben sich die Gesichtspunkte für die Vergleichung: in welcher Gestalt treten die Götter auf? und wie wirken sie? Allerdings läßt sich keine der beiden Beziehungen mit einem einfachen Entweder — Oder abtun. In bezug auf die Art des Wirkens ist besonders noch zu unterscheiden: ob körperlich oder geistig, mit persönlicher Anwesenheit oder aus der Ferne. Durchweg aber wird darauf geachtet werden müssen, inwiefern eine Erzählung den Eindruck macht ernst gemeint zu sein und nicht etwa schon der Stufe anzugehören, auf der eine ausgelassene Phantasie sich daran ergötzte, das menschliche Wesen der Götter ins Allzumenschliche weiterzubilden.

---

5. Das letzte gilt sogleich von einem Teil der Szenen, durch die uns der Dichter ganz in den Kreis der Himmlischen, ohne Berührung mit den Erdenbewohnern, versetzt. Welch ein Abstand zwischen der in aller Kürze prächtigen Beschreibung des Apollon in A, deren wir soeben gedachten, oder dem glänzenden Zuge Poseidons durch das beherrschte Element (N 20 ff.), und den in ihrer Art ja auch köstlichen Schilderungen des Familienlebens der Olympier! Auf der einen Seite alte mythische Bilder, das von Poseidon als ein überkommenes noch daran erkennbar, daß der Dichter von N, der es zu verwerten wünschte, den Gott von Samothrake nach Tenedos über Ägä (in Achaia) den Weg nehmen läßt[11]. Auf der andern Seite nicht bloß in ϑ sondern doch auch am Schluß von A, am Anfang von Δ, von Θ und, obwohl harmloser, in Σ Proben einer Götterburleske, die eigentlich den Spöttern späterer Jahrhunderte nicht mehr viel zu steigern übrig ließ. Wenn wir aus der Odyssee erfahren (σ 6 f.), daß die Junker für den Bettler, der Botengänge verrichtete, einen Spitznamen von der windschnellen goldbeschwingten Ἶρις entlehnt hatten, so läßt auch dies erkennen, was für Geschichten von einem ionischen Publikum gern gehört wurden. Freilich müssen wir uns hüten, daß wir nicht unwillkürlich zu sehr auf das, was uns schön und würdig erscheint, den Blick einstellen, und so die Züge der Dichtung auch da verzerrt sehen, wo den griechischen Hörer nichts in ernsthafter

11) Darauf hat Dietr. Mülder BphW. 1908 S. 870 treffend hingewiesen.

Auffassung störte[12]. Und wenn in N ein Stück alter Poesie oberflächlich eingearbeitet ist, so könnte Ähnliches anderwärts in der Weise geschehen sein, daß der Rest einer Sage, der ein tieferer Sinn innewohnt, durch die neue Umgebung ins Komische herabgezogen wird. Sicher trifft dies zu für den Mythus von der heiligen Hochzeit des Himmelsgottes, den, wie Theodor Bergk (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 610) erkannte, der Verfasser des Ξ keck und doch zugleich anmutig für den Mechanismus der epischen Handlung benutzt hat. Nicht unwürdig aber unverständlich verwendet erscheint ein Zug, der früher greifbare Bedeutung gehabt haben muß, an den beiden Stellen, die von der Wage des Schicksals in der Hand des Göttervaters berichten, X 208 ff. — wo doch längst (179. 185) die Entscheidung feststeht — und noch mehr Θ 70 ff. Auch die Götterkämpfe in Φ, für die menschliche Handlung ohne Erfolg und in ihrem eignen Verlaufe teils übermäßig zart empfunden (462 ff. 500 f.) teils possenhaft (489 ff.), sehen so aus, als habe der Dichter mit dem ererbten Motiv nichts Rechtes mehr zu machen gewußt; vielleicht sind sie durch die knappe Schilderung der streitenden Parteien zu Anfang von Υ (33 ff.) und diese wieder durch ein wirkliches Bildwerk, das der Erinnerung vorschwebte, hervorgerufen worden. Der Olymp bildet an beiden Stellen den Hintergrund, doch tritt auch der Ida und die troische Landschaft ins Bewußtsein (Υ 53. 59 ff. Φ 442 ff.).

Daß ein Stück als Teil des vorliegenden Epos ganz jung und dabei in sich selber sehr alt sein kann, davon haben wir ein umfangreiches Beispiel in der Διομήδους ἀριστεία. Die Herkunft des Helden, die Anschaulichkeit der Beziehung zum Olymp als Göttersitz (360. 367 ff. 398. 750 ff. 867 f.) sprechen für ihr hohes Alter (vgl. oben S. 194. 234 f.). Dazu stimmt nun auch das urwüchsig Ungeschlachte in den Götterkämpfen dieses Gesanges, vor allem die Begegnung von Ares und Athene. Diese macht dem Diomedes die Augen hell, daß er Götter und Menschen unterscheiden kann (127 f.); später steigt sie selbst zu ihm auf den Wagen, dessen hölzerne Achse (838) unter dem Gewichte der Göttin kracht[13]; dem verhaßten Gegner

---

12) Hier Merkmale der Entscheidung zu finden ist das Thema der lesenswerten Studie von Wilhelm Nestle, »Anfänge einer Götterburleske bei Homer«, NJb. 15 (1905) S. 161 ff.

13) Eine echte und weitverbreitete mythische Vorstellung; s. z. B. Usener, Sintflutsagen S. 135. 190.

macht sie sich durch den Helm des Hades unsichtbar (845): lauter Züge von kraftvoller Ursprünglichkeit. In dieser Umgebung, wo Diomedes von seiner Beschützerin ermutigt ist Aphrodite nicht zu schonen (131 f. 330 f.), dann in eignem Übermut mit vollem Bewußtsein gegen Apollon anstürmt (433 ff.), dieser auf der Höhe von Pergamos seinen Platz wählt (460), da stört es etwas, daß Ares, wie er die Troer ermuntert, sich dem Akamas ähnlich macht (462), Here den Achäern in Stentors Gestalt — oder nur mit seiner Stimme? — zuruft (785). Man wird kaum umhin können, hierin später eingeschlichene Milderungen zu sehen. Umgekehrt scheint der Dichter in Ξ eine Versgruppe von altertümlichem Gehalt verwertet zu haben, wenn er den Poseidon unverhüllt die Griechen zum Kampfe führen läßt (384). Im vorhergehenden Gesange war er erst als Kalchas, dann als Thoas aufgetreten, in diesem selbst hatte er einem alten Manne gleichend (Ξ 136) den Agamemnon aufgesucht und ermutigt, dann aber anscheinend die Maske abgeworfen und ein Schlachtgeschrei erhoben so stark wie 9000 oder 10000 Männer (148). Der Dichter hat die Verkleidung, die er dem Gott gegeben hatte, vergessen; daß dies geschah, war wohl eben eine unwillkürliche Folge des Wunsches, eine vorhandene Schilderung wirksam zu verwerten. Wie er hier beschrieben wird:

δεινὸν ἄορ τανύηκες ἔχων ἐν χειρὶ παχείῃ
εἴκελον ἀστεροπῇ· τῷ δ' οὐ θέμις ἐστὶ μιγῆναι
ἐν δαΐ λευγαλέῃ, ἀλλὰ δέος ἰσχάνει ἄνδρας,

das kann doch nicht von demselben erfunden sein, der ihn kurz vorher vorsorglich dreimal unter verschiedener menschlicher Gestalt verborgen hatte. Hier ist er der Gott, der Herr des Meeres, das mächtig aufwogt (392), als wolle es mit ihm in den Kampf eingreifen. — Auf derselben Stufe des altertümlich Riesenhaften steht es, wenn Apollon von der Burg herab (ähnlich wie Δ 460) den Troern zuruft, während Zeus' Tochter Tritogeneia durch die Menge der Achäer geht, sie anzutreiben ὅθι μεθιέντας ἴδοιτο (Δ 507 ff.): vielleicht wieder ein aus wirklicher Abbildung übernommenes Motiv. Und wenigstens eine von dort genährte Kraft der Anschauung glaubt man zu spüren, wenn erzählt wird, daß Apollon mit seinen Füßen den Wall der Achäer niedertritt, wie ein Kind die im Spiel errichtete Strandburg (O 355 ff.), oder, in demselben Gesange, daß Zeus den Führer der Troer ὦσεν ὄπισθεν χειρὶ μάλα μεγάλῃ,

ὤτρυνε δὲ λαὸν ἅμ' αὐτῷ (694 f.), die einzige Stelle an der von einem unmittelbaren Eingreifen des obersten Gottes berichtet wird.

In all diesen Fällen, die vereinzelte Abweichung in E ausgenommen, war es dem Dichter selbstverständlich, die Götter menschenähnlich sich zu denken. Wo dies ausdrücklich erwähnt wird, da verrät sich schon ein Beginn reflektierten Denkens und leises Nachlassen an naiver Zuversicht. So an einer Stelle in der μάχη παραποτάμιος. Prachtvoll anschaulich ist das Wüten des Flusses beschrieben; und er selbst ist der Gott: ἐξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας πεδίον κάτα μέρμερα ῥέζε, ruft er dem Peliden zu (217). Nur, daß er sprechen kann, scheint eben von dieser Vorstellung aus unglaublich; und so wird erläutert: προσέφη ποταμὸς βαθυδίνης ἀνέρι εἰσάμενος, βαθέης δ' ἐκ φθέγξατο δίνης (212 f.). Das soll heißen: er sprach wie ein Mensch. Doch die Art des Vorganges verschiebt sich unwillkürlich zur Eigenschaft des Handelnden, wie wir es oft finden (s. S. 310) und deshalb auch in E für Here vermutet haben. Wer soll denn die Gestalt des Gottes sehen, wenn er aus tiefem Strudel heraus die Stimme ertönen läßt? Nein, er hat sich so wenig in einen Menschen verwandelt, wie bald nachher Achill, als er einem Adler gleich vorstürmt — τῷ εἰκὼς ἤιξεν (254) — in einen Vogel. Aber der Nachfahr, der sich gedrängt fühlte nachher durch Poseidon und Athene eine Diversion eintreten zu lassen, der er doch, um den gegebenen Verlauf nicht zu stören, keine Wirkung beilegen durfte, scheint das εἰσάμενος anders verstanden zu haben: δέμας δ' ἄνδρεσσιν ἐίκτην, an Körperbau glichen sie Menschen, bemerkt er (285), was für die Form ihres Zuspruches (286) auch unerläßlich ist. Daß der Gott wie ein Mensch ausgesehen habe, erzählt Odysseus in κ von Hermes: νεηνίῃ ἀνδρὶ ἐοικώς κτλ. (278 f.), der ionischen Vorstellung, wie wir gesehen haben, entsprechend, doch abweichend von der Regel, daß eine erzählende Person, wenn ein Gott vorkommt, allgemein von θεός oder δαίμων spricht (S. 334). Ähnlich wird er in Ω eingeführt, nur daß dort die Worte βῆ δ' ἰέναι κούρῳ αἰσυμνητῆρι ἐοικὼς πρῶτον ὑπηνήτῃ κτλ. (347 f.) auf eine Umwandlung deuten, weil er vorher doch nicht in dieser Gestalt vom Himmel herabgekommen ist; auch der Zusatz αἰσυμνητῆρι führt in bestimmtere menschliche Verhältnisse ein.

Dies ist nun schon in der Ilias die gewöhnliche Wendung. Unter wechselnden Masken verkehren hier besonders Athene, Apoll

und Poseidon. Zuweilen schimmert die übermenschliche Natur hindurch; so bemerkt Helena bei Aphrodite, die als alte Dienerin gekommen war, περικαλλέα δειρὴν στήθεά θ᾽ ἱμερόεντα καὶ ὄμματα μαρμαίροντα (Γ 397). Der Lokrer Aias, den Poseidon in Kalchas' Gestalt aufmunternd angesprochen und mit zauberkräftigem Stabe (N 59) berührt hat, sieht und fühlt, daß das nicht Kalchas ist (71 ff.):

ἴχνια γὰρ μετόπισθε ποδῶν ἠδὲ κνημάων
ῥεῖ᾽ ἔγνων ἀπιόντος· ἀρίγνωτοι δὲ θεοί περ.
καὶ δ᾽ ἐμοὶ αὐτῷ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι φίλοισιν
μᾶλλον ἐφορμᾶται πολεμιζέμεν ἠδὲ μάχεσθαι,
μαιμάουσι δ᾽ ἔνερθε πόδες καὶ χεῖρες ὕπερθεν.

Die ursprüngliche Voraussetzung (E 127 f.), daß ein Mensch göttlicher Hilfe bedarf um Götter und Menschen zu unterscheiden, ist aufgegeben; daß sie gelegentlich, wie es dem Dichter paßt, wieder aufgenommen wird (Υ 131), hat nichts Befremdendes. Im ganzen überwiegt schon die Vertrautheit mit dem Auftreten der Olympier. Iris kommt, von Zeus gesendet, in Gestalt des Priamos-Sohnes Polites mit der Mahnung das Heer zu ordnen, Ἕκτωρ δ᾽ οὔ τι θεᾶς ἔπος ἠγνοίησεν (B 807). Phöbos, der als Agenor erscheinend und fliehend den Peliden von den bedrängten Troern abgezogen hat, gibt sich endlich zu erkennen und spottet, daß jener ihn nicht erkannt hat (X 9 f.). Die kräftigen Scheltworte, mit denen der Dichter den Getäuschten — freilich den Peliden, den Sohn der Göttin, — antworten läßt (θεῶν ὀλοώτατε πάντων — — ἦ σ᾽ ἂν τισαίμην, εἴ μοι δύναμίς γε παρείη, 15. 20), zeigen doch deutlich, wie weit wir hier schon von echtem religiösem Empfinden entfernt sind. Dazu stimmt es, wenn in P (333 f.) Äneas den Apollon, der als Herold Periphas zu ihm gesprochen hat, ohne weiteres erkennt und sich dabei nicht im geringsten wundert.

Auf dieser fortgeschrittenen Stufe steht durchweg die Odyssee. In einzelnen Erinnerungen taucht die frühere Scheu vor göttlicher Gegenwart wohl noch auf: ὀίσατο γὰρ θεὸν εἶναι heißt es α 323 (vgl. 420); das Nahen der Göttin in π spüren die Hunde, während Telemach sie nicht sieht und nicht merkt (160 ff.). Das sind geschickt und wirksam verwendete Züge. Im ganzen aber schaltet der Dichter nicht nur frei mit der allzeit hilfreichen Pallas Athene, läßt sie bald als Mentor bald als Mentes, hier als Wasserträgerin

dort als Herold ihren Lieblingen zu Diensten sein[14]), sondern er bemüht sich auch gar nicht mehr dies als etwas Besonderes hinzustellen. Ὦ φίλος, οὔ σε ἔολπα κακὸν καὶ ἄναλκιν ἔσεσθαι, εἰ δή τοι νέῳ ὧδε θεοὶ πομπῆες ἕπονται, sagt Nestor, als der scheinbare Mentor entschwebt, zu seinem Gast (γ 375 f.), nicht viel anders als wenn heute jemand einen jungen Menschen beglückwünscht, weil ein bedeutender Mann ihm schon seine Gunst zugewendet hat. Das Gespräch zwischen Odysseus und Athene in ν ist geschickt und psychologisch fein ausgeführt, doch von der Anschauung aus, daß hier Gleichberechtigte miteinander verhandeln. Die Göttin stellt sich dem Helden mit freundlicher Schätzung seines Verdienstes gleich in Rat und Rede (297 f.), hört seine Vorwürfe ruhig an und erwidert sie fast mehr als bescheiden (417 ff.). Wenn sie nachher von ihm während des Kampfes mit den Freiern (χ 210), obwohl sie wieder Mentors Gestalt angenommen hat, sofort erkannt wird, wenn gar der Herold Medon den Ithakesiern berichten kann, daß die Göttin als Mentor erscheinend dem Könige geholfen habe (ω 446), oder in δ (654) Noëmon von der Möglichkeit, daß in Mentor der ihm begegnet war die Göttin verborgen gewesen sei, wie von einer ganz natürlichen Sache spricht, wenn die Freier argwöhnen, in dem Bettler stecke vielleicht ein Gott (ρ 484), so sind das alles Zeugnisse für den späten Charakter dieser ganzen Gattung von Poesie[15]).

Unter solchen Umständen ist es höchst auffallend, daß einmal (ο 9. 43) Athene in eigener Person zu Telemach kommt und ihm einen Rat erteilt, den er sogleich befolgt, ohne auch nur ein Wort wo nicht des Dankes, doch der Anerkennung, der Erkennung zu sagen. So müßten wir die Erzählung verstehen, wenn wir es mit dem Dichter streng nähmen. In Wahrheit ist es doch wohl so, wie Kirchhoff es ansah, daß der, welcher hier die klaffende

---

14) Mülder, der mehrfach (z. B. in seinem Programm »Homer und die altionische Elegie« [1906] S. 5) auf die Leichtigkeit, mit der sich der Dichter des »Götterapparates« bedient, hingewiesen hat, vermutet weiter, daß er solche Verkleidung manchmal benutzt habe, um beim Zusammenarbeiten mehrerer Quellen Personen, deren Auftreten sich mit dem anderer nicht vertrug, unterzubringen (NJb. 17 [1906] S. 33 f. 44). In anderem Zusammenhang (Buch III Kap. 4) wird hierauf zurückzukommen sein.

15) Vgl. Benno Diederich, Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant (Kieler Dissert. 1894) p. 27. 30 sq.

Lücke überbrücken und Telemachs Reise mit seiner beim Freierkampfe notwendigen Anwesenheit vermitteln wollte, flüchtig gearbeitet und seiner Phantasie nicht erst zugemutet hat, die Szene anschaulich vorzustellen. Die Göttermaschine hatte so oft funktioniert, daß sie ohne Bewußtsein ihres inneren Baues kurzerhand für einen rein äußerlichen Zweck eingestellt werden konnte. Ist dies aber für das eine Mal zugegeben, so kann die Frage nicht umgangen werden, ob nicht Ähnliches auch sonst vorkommt. Mehrfach haben wir ja dies beobachtet, daß Züge, die sich von ihrer Umgebung abheben, von einigen Gelehrten für älter von andern für jünger als die übrige Masse gehalten wurden. Es ist wie wenn in einer perspektivischen Zeichnung bei wechselndem Standpunkt, zuweilen schon bei geändertem Willen der die Auffassung bestimmt, dieselben Teile bald vertieft bald hervortretend erscheinen. In unserm Falle stehen beide Möglichkeiten objektiv nebeneinander, und es kommt darauf an für die Wahl einen Anhalt zu gewinnen. Mit voller Sicherheit wird das nicht gelingen; doch möchte ich glauben, daß die kurzen Szenen in Υ (375—380) und Χ (214 ff.), wo Apoll an Hektor, Athene an Achill herantritt, um sie, den einen zurückzuhalten den andern zu ermutigen, sehr viel eher mit dem Besuch in ο als mit altertümlichen Göttererscheinungen wie in der Aristie des Diomedes gleichgestellt werden können. Auch daß Iris in Ω nicht, wie in Β, Menschengestalt annimmt, sondern sich bei Priamos, der freilich bei ihrem Flüstern erzittert, ohne Umschweife als Botin des Zeus einführt (173), scheint ein Beispiel wieder unterlassener, nicht noch unterlassener Verwandlung zu sein. Zweifelhafter bin ich in bezug auf Apollon Ο 243 ff. und Athene Α 194 ff. Jener wird von Hektor, den er in Zeus' Auftrag mit neuer Kraft erfüllen soll, gefragt, wer von den Göttern er sei; der Pelide erkennt die Göttin — δεινὼ δέ οἱ ὄσσε φάανθεν —, während sie keinem sonst unter den Anwesenden sichtbar wird: hier wie dort zeigt sich, daß der Dichter wußte, was er tat, in Α besonders schön, wie er das übermenschliche Wesen der Gottheit empfand und zum Ausdruck zu bringen wußte. So wird über die größere oder geringere Ursprünglichkeit beider Szenen das Urteil anderswoher zu suchen sein. Die Art, wie die Götter in die Handlung eingreifen, könnte dazu einen Beitrag liefern.

6. Daß Götter da, wo sie körperlich tätig sind wie in Ε, auch körperliche Wirkungen von wunderbarer Stärke hervorbringen,

versteht sich von selbst. Den Kämpfen, in denen Diomedes sich hervortut, ist die Patroklie an altertümlicher, roher Kraft verwandt, nur daß hier der Held erliegt, von Apollon, den anzugreifen er sich vermißt, mit wuchtiger Hand zu Boden geschlagen (Π 791 ff., ohne 804). Wie derselbe Gott den Wall der Griechen niedertritt, gehört ebenfalls hierher (O 355 f.). Auf der andern Seite stehen heilsame Eingriffe, auch sie zunächst anschaulich gedacht. Apollon haucht dem eben wieder (nach Ξ 418) zum Bewußtsein gekommenen Hektor Kraft ein: so dürfte diese Stelle, die vorher im Unentschiedenen gelassen war, einer älteren Schicht zuzurechnen sein (O 262). Mehrmals werden Krieger vom Schachtfelde entrückt. Wie Kypris den Sohn mit ihrem Gewande bedeckt und davonträgt (E 314 ff.), ist leibhaft beschrieben, ganz anders als gleich nachher seine Rettung durch Apollon (445) oder in Γ die Hilfe, die Aphrodite dem Paris leistet; den entführt sie durch die Luft und bringt ihn in seine Wohnung, ῥεῖα μάλ' ὥστε θεός (381), ohne daß wir erfahren, ob und wie sie selber zugreift: so ist die ursprüngliche Vorstellungsweise weitergebildet. Ebenso entrafft Apoll ῥεῖα μάλα den Hektor, dessen erstes Zusammentreffen mit Achill abgebrochen werden soll (Υ 443 f.), Poseidon den vom Peliden verdrängten Äneas so, daß dieser viele Reihen von Männern und Rossen überspringt — θεοῦ ἀπὸ χειρὸς ὀρούσας, heißt es allerdings (Υ 327), aber das ist kaum anders als wenn wir sagen »durch den Eingriff des Gottes«; denn nachher erst (330) tritt dieser an den Geretteten heran. Daß Phöbos auf Zeus' Befehl den gefallenen Sarpedon vom Schlachtfelde trägt, in den Wellen des Flusses wäscht und den Zwillingsgöttern übergibt, damit sie ihn nach der Heimat tragen, wird kurz erzählt (Π 667 ff.); aber hier ist der Anlaß der Erfindung, aus dem Grabe in Lykien, so deutlich, daß er den späten Ursprung verrät. — Χειρὶ καταπρηνεῖ, wie Patroklos geschlagen wurde, soll auch Poseidon das Schiff der Phäaken getroffen haben, um es zu Stein zu machen (ν 163 f.); und das ist sicher, obwohl es in der Odyssee steht, altertümlicher gedacht, als wenn in der Ilias zweimal Versteinerungen ohne diesen greifbaren Zug erwähnt werden (B 319. Ω 611). Aber eine poetische Denkweise, der es so, wie wir zu Anfang (S. 333 f.) durch einige Beispiele uns erinnert haben, geläufig war, in jedem irgendwie auffallenden Vorkommnis göttliche Machtäußerungen zu sehen, konnte leicht auch übernatürliche Wirkungen aus einem bloßen Willensakte der Gottheit erklären.

Die stärksten Fälle der Art sind es, daß Here in Σ (239) die Sonne zur Eile treibt, damit die Achäer zu Atem kommen, Athene in ψ (242 ff.) die Morgenröte zurückhält, um nach männermordender Arbeit Ruhe zu gewähren, kindlich gläubige Erfindungen, die im Alten Testament ein berühmtes Gegenstück haben (Josua 10, 12), bei Homer übrigens wohl an den beiden Stellen, wo sie vorkommen, nicht erst entstanden sind. Für die Odyssee bedarf das keines Beweises; ihr Reiz beruhte ja zum guten Teile darin, daß der ererbte Stil des Heldenepos auf die Erlebnisse einer Familie angewandt wurde. In der Ilias aber konnte kein Tag weniger als der mit Λ 1 begonnene, an dem es schon zweimal Mittag geworden war, von sich aus Anlaß geben auf ein beschleunigtes Ende zu sinnen. — Blitze von Zeus sind ein gegebenes Mittel den Willen des herrschenden Gottes kund zu tun. Unmittelbar motivierend in die Handlung eingefügt sind sie in Θ, wo dadurch zuerst (76 ff.) eine allgemeine Flucht der Griechen bewirkt wird; als trotzdem durch Diomedes und Nestor die Troer hart bedrängt werden, erschreckt Zeus diese besonders durch Blitz und Donner (133 f.), muß aber, da Diomedes von Hektor verspottet den Kampf wieder aufnehmen will, noch dreimal donnern um ihn zurückzuhalten (169 f.). Nimmt man dazu, daß bald darauf durch ein Vogelzeichen die Achäer wieder zum Vordringen ermutigt werden (251 f.), so sieht man an dem Hin- und Herspringen, wie hier ein später Dichter mit überliefertem Apparat verschwenderisch gearbeitet hat. Zuletzt ist es ihm selbst leid geworden; die entscheidende Wendung, deren dieser Gesang bedurfte, um auf die πρεσβεία vorzubereiten, wird aufs kürzeste dadurch herbeigeführt, daß ἂψ αὖτις Τρώεσσιν Ὀλύμπιος ἐν μένος ὦρσεν (335). Auch der Nebel in P ist schon Formel: Zeus sendet ihn, um den Leichnam des Patroklos zu retten (269 ff.), und zuletzt betet Aias, daß er ihn entferne, damit ein Bote gesucht werden kann, der den Peliden zu Hilfe ruft (640 ff.); dazwischen steht eine Beschreibung der durch die Wolkenhülle abgetrennten Kämpfergruppe (366 ff.). Wie geschickt der Verfasser von η, einer der jüngsten Mitarbeiter am Epos, das Nebelmotiv in die abendliche Stimmung eingefügt hat, wurde bei Besprechung Vergils erwähnt.

Eben dort ist darauf hingewiesen, daß in ζ das Wunderbare der Verschönung des Helden durch die Situation gemildert ist, auch dies ein überlegter Zug reifer Kunst; denn daß Götter die

Fähigkeit haben auf die Körperbeschaffenheit eines Menschen einzuwirken, ist alter Glaube. Wie er in frühester Zeit für die Einbildungskraft vermittelt war, haben wir gesehen: ἔμπνευσε μένος μέγα hieß es O 262. Dem Ursprünglichen nahe bleibt der Zauberstab, durch dessen Berührung Poseidon die beiden Aias mit gewaltiger Kraft erfüllt, γυῖα δ' ἔθηκεν ἐλαφρά, πόδας καὶ χεῖρας ὕπερθεν (N 59 ff.). Aber schon in E bringt Athene dieselbe Wirkung durch ihre bloße Gegenwart, das Gebet des Tydiden erhörend, hervor (122 f.). Und nicht einmal der Anwesenheit, so lernte man, bedarf es. Wie Hektor die dem Patroklos geraubte Rüstung seines großen Gegners anlegt, nun dem Tode verfallen ist, sieht ihn Zeus und empfindet Mitleid; zum Ersatz dafür, daß er nicht mehr heimkehren soll, beschließt er ihm noch einmal erhöhte Kraft zu leihen, P 209 ff.:

ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
Ἕκτορι δ' ἥρμοσε τεύχε' ἐπὶ χροΐ, δῦ δέ μιν Ἄρης
δεινὸς ἐνυάλιος, πλῆσθεν δ' ἄρα οἱ μέλε' ἐντὸς
ἀλκῆς καὶ σθένεος.

Daß ein Gott auch aus der Ferne Gebete erhören kann, weiß Glaukos (Π 515); und Phöbos belohnt das Vertrauen, heilt aus der Ferne seine Wunde (527 ff.). Wo Ähnliches dem Äneas geschieht, den Apoll in seinen Tempel auf Pergamos gebracht hat, sind Leto und Artemis um ihn beschäftigt (E 448), während Troer und Achäer um ein εἴδωλον des Helden kämpfen. Man könnte hier in der Hervorhebung unmittelbar körperlicher Pflege etwas Altertümliches sehen; nur bleibt sie gar zu sehr im allgemeinen: ἐν μεγάλῳ ἀδύτῳ ἀκέοντό τε κύδαινόν τε, wo doch die schwere, anatomisch genau beschriebene Verwundung (305 ff.) sehr bestimmte Hilfe verlangte. Dazu kommt der verräterische Tempel (446) und nötigt uns, diese Partie — deren Grenzen zu suchen wären — unter diejenigen zu rechnen, die der Gesang vom Heldentume des Diomedes im Laufe seiner Fortbildung erst in sich aufgenommen hat.

Wie auf eine Stufe naiver und voller Gläubigkeit eine andere folgt, die sich bemüht das ihr unwahrscheinlich Gewordene durch rationalistische Zutat glaublicher zu machen, haben wir bei Betrachtung der göttlichen Gestalt gesehen. Es zeigt sich auch in bezug auf die Art des Wirkens. Die Macht, einen Leichnam vor Verwesung zu schützen, mochte kindlicher Sinn den Göttern zutrauen.

Von Hektor erzählt der Dichter einmal (Ψ 185 ff.), daß Aphrodite ihn durch Salbung mit ambrosischem Öl, Apoll durch Umhüllung mit einer Wolke geschützt, an andrer Stelle, daß Apoll ihn gegen Achills Mißhandlung mit der Ägis gedeckt habe (Ω 20 f.); Patroklos soll dadurch vor den Würmern bewahrt worden sein, daß Thetis ihm Nektar und Ambrosia in die Nase träufelte (T 38 f.). Dieses letzte ist aus der Sitte des Einbalsamierens anschaulich übernommen, im Verein mit den ähnlichen Angaben jedoch wohl ein Zeichen des Bedürfnisses nach Erklärung. Daneben hält sich das Einfachere. Von Thetis und Achill heißt es an derselben Stelle (37) ὣς ἄρα φωνήσασα μένος πολυθαρσὲς ἐνῆκεν; aber wie bald nachher Athene ihn zum Kampfe stärkt, müssen wieder Nektar und Ambrosia herhalten (T 352 f.). Nur scheinbar ein Widerspruch zu so nüchterner Verständigkeit war es — Vergil zeigte uns, wie beides zusammenwohnt — wenn, ebenfalls in jüngerer Zeit, die Phantasie sich überbot und für ein Publikum, das ja doch nichts davon glaubte, wundersame Ereignisse erfand, die in keinen irgendwie als wirklich gedachten Verlauf sich einordnen ließen. Dahin gehört es, wenn Poseidon die Lanze Achills aus dem Schilde des Äneas reißt und jenem wieder vor die Füße legt (Υ 323 f.), wenn Athene im Kampfe mit Hektor dem Peliden den Speer wiederbringt (X 276 f.). Das Stärkste in dieser Richtung leisten die Ἆθλα, wo wir uns gefallen lassen sollen, daß Athene dem auf seinem Wagen dahinrollenden Tydiden nachsetzt, die Peitsche, die ihm durch Apolls bösen Willen aus der Hand gefallen, von ihr dienstfertig aufgehoben worden ist, zurückgibt und dann, persönlich hingehend, den Pferden des Eumelos das Joch zerbricht (Ψ 389 ff.).

Ist die Szene in τ, wo Athene leuchtet, verwandter Art? Früher habe ich das unbedingt geglaubt und Kirchhoffs launiger Charakteristik zugestimmt; vielleicht liegt hier doch Echteres zugrunde. Telemachs Staunen, seine Ahnung daß ein Gott gegenwärtig sei, dann die Mahnung des Vaters:

σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μηδ᾽ ἐρέεινε·
αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὄλυμπον ἔχουσιν,

das sind Äußerungen lebendiger Ehrfurcht vor der unsichtbaren Gottheit. Nur, daß sie einen goldenen Leuchter gebraucht (34) um das Wunder zu vollbringen, stört uns die Illusion, indem es sie stützen will. Und so geht es in den letzten Gesängen der

Odyssee mehrfach. Zum Kampfe mit Iros stärkt Athene dem Helden die Glieder ἄγχι παρισταμένη (σ 70); um ihn zum Betteln unter den Freiern zu ermuntern, ist sie mit denselben Worten heranbemüht worden (ρ 361). Man könnte denken, worauf mich gesprächsweise Löschke hinwies, dem Dichter schwebe entweder ein Bild vor oder doch die aus Bildwerken bekannte Darstellungsart, von der Athene neben Perseus auf einer Metope von Selinus ein Beispiel ist. Aber ein Vergleich mit der Tätigkeit, die ihr der Dichter σ 192 ff. beilegt, führt eher zu einer anderen Auffassung. Dort ist der Gedanke, daß Athene die Schönheit der Penelope erhöht, realistisch ausgemalt: sie wäscht ihr das Antlitz mit einer sonst von Aphrodite benutzten Salbe, daß es weißer wird als Elfenbein, und geht dann weg (ὣς ἔρξασ᾽ ἀπεβήσετο), ohne doch gekommen zu sein. Hier ist die übel gelungene Absicht des Erzählers, einen konventionell gewordenen Zug wieder greifbar auszugestalten, so deutlich, daß ich danach die andern Fälle, auch in τ den Leuchter, beurteilen möchte.

Weit glücklicher, und das in weitem Umfange, hat sich der gleiche Trieb da betätigt, wo es galt eine geistige Wirkung der Einbildungskraft nahe zu bringen, obwohl es dessen an sich weniger bedurfte; denn solche Wirkung hält sich in dem unsichtbaren Bereiche, dem die Himmlischen selbst angehören. So sind denn Ilias und Odyssee voll von göttlichen Eingebungen guter und schlimmer Art, von kluger Leitung und folgenschwerer Betörung, von Aufmuntern und Zurückhalten, wofür es wieder genügt an die Beispiele zu erinnern, von denen diese Betrachtung ausgegangen ist (S. 333). Andrerseits war hier der Phantasie ein um so freieres Feld eröffnet, auf dem sich denn die Dichter teils schöpferisch teils nachahmend bewegt haben, fast überall mit sicherem Gefühl für das, was solchen Erfindungen den Sinn gab und das Maß bestimmte. Vergil hat uns schon — mittelbar — gelehrt, worauf es ankam. Wenn die griechischen Dichter von dem Anteil berichteten, den Götter an den Taten der Helden genommen hätten, so ließen sie deren Tätigkeit nur da eintreten, wo der innere Zusammenhang des menschlichen Wollens der Beobachtung nicht offen lag, doch im Grunde vorhanden war und einer dichterischen Deutung Raum gab; und weil sie aus reicher Kenntnis des Menschenlebens schöpften, geriet es ihnen, die Lücke unmerklich so zu ergänzen daß der ganze Verlauf als ein in sich geschlossener und natürlicher erschien.

Der Traum des Agamemnon im Anfang von B, aus demselben Gesange die Botschaft die Iris-Polites an Priamos und Hektor ausrichtet (796), wieder Iris als Schwägerin der Helena sie zum Kampfesschauspiel rufend (Γ 121 ff.), die Verführung des Pandaros durch Athene in Δ: all solche Szenen haben ein »psychologisches Korrelat«, das der Dichter wohl kaum sich klar gemacht, aber gewiß empfunden hat. Auch von Athenens Besuch in α darf man das sagen. Zwar hat Wilamowitz recht: wer nach Kirchhoffs Beweis »noch bestreitet, daß die Partie des α, die er seinem Be»arbeiter zuweist, eine Flickarbeit ist, mit dem ist eigentlich nicht »zu reden« (HU. 6). Aber die Art, wie die Göttin hier auftritt und verschwindet, wie sie in der Seele des Jünglings Gedanken weckt, die unbewußt schon in ihr gelegen haben, die hat der Bearbeiter entweder aus trefflicher Vorlage übernommen oder in deren Geiste geschickt nachgebildet. Soweit diese Vorlage unser β gewesen ist, können wir uns kaum wundern, daß sie den Nachahmer zum Guten angeregt hat: denn auch hier ist die Vorstellung der göttlichen Hilfe, besonders in der Begegnung am Meeresufer (267), so fein wie lebendig durchgeführt. Die Erscheinung in A sollte uns noch beschäftigen. In ihre Umgebung ist diese Szene etwas störend eingefügt, der innere Zusammenhang in ihr aber aufs beste gewahrt. Achill greift ans Schwert, um den Übermütigen zu züchtigen, der ihm seine Ehrengabe rauben will; doch in demselben Augenblicke steigt der Zweifel in ihm auf, ob das, was er tun will, recht und klug gehandelt sei: und er bezwingt sich selbst. Den Wandel, der sich in der Seele des Mannes im Verborgenen vollzieht, wußte die Phantasie des Dichters durch göttlichen Eingriff zu erklären. Dürfen wir eine Leistung so vollendeter Kunst, bloß aus dem Grunde weil Athene auch hier unverwandelt erscheint, mit den Zeugnissen ursprünglichen Götterglaubens, wie E sie bietet, auf eine Linie stellen? Ich glaube nicht, und möchte in dieser ganzen Gruppe psychologisch vertiefter Götterwirkungen eine Höhe sehen, die der Geist des griechischen Epos erst allmählich erreicht hat.

Freilich, um nun doch schon hier und da darüber hinauszugehen und wieder zu fallen. Die Leichtigkeit im Gebrauche der Form verführte dazu, sie zu Hilfe zu nehmen, wo man es sich mit der Motivierung leicht machen wollte. Daß Athene den Sinn der Königin ablenken muß, damit Odysseus von Eurykleia erkannt werden kann (τ 479); daß Apollon der Gegnerin plötzlich den

Vorschlag macht, eine Pause im Kampf eintreten zu lassen (H 28 ff.), weil der Dichter den Zweikampf zwischen Hektor und Aias einschieben will: dies und manches Ähnliche sind wahrlich keine Schönheiten. Und noch störender, weil nicht bloß als Übergang dienend sondern in sich reicher ausgeführt, ist die Wendung, die in Γ das Gespräch zwischen Aphrodite und Helena nimmt, durch das diese bewogen werden soll zu ihrem Buhlen zurückzukehren. Sie sträubt sich, mit rechtschaffenen Gründen, und wird erst durch eine Drohung der Göttin überwunden (418): so ist die innere Wahrheit aufgegeben. Nicht mit Unrecht hat man in dieser Szene eine Verwandtschaft mit vergilischer Art gefunden, das sicherste Zeichen, daß wir damit dem Ende der Entwicklung, die der Name Homer umfaßt, nahe stehen.

Noch einen Fortschritt in der Ausbildung und damit zugleich Vergröberung des Götterapparates stellen die Hymnen und, soweit sich erkennen läßt, die kyklischen Epen dar. Aus dem »Ratschluß des Zeus«, der in dem Unheil des troischen Krieges sich vollendete, haben die Kyprien einen vollständigen Plan herausgesponnen. Die Sagen von Anchises und Tithonos, und der Gunst die sie von Göttinnen erfahren haben, sind in dem Lied auf Aphrodite breit ausgemalt; als die Tochter des Zeus unter dem Bilde einer Sterblichen dem Anchises begegnet, ist er sogleich bereit sie für eine Göttin zu halten und zählt (93 f.) die Namen derer auf, an die sich etwa denken ließe. Man halte diese Stelle mit der anmutigen Huldigung in Odysseus' Ansprache an Nausikaa (ζ 51 f.) zusammen, und man wird den Unterschied des Stiles mit Händen greifen. Schlichter ist die Behandlung des Göttlichen im zweiten Hymnos: Hermes' wie Apollons Begegnung mit dem Alten in Onchestos (87. 187) hat nichts Wunderbares; in welcher Gestalt Apollon erscheint, ist nicht angegeben, also wieder stillschweigend ihm so gut wie dem Knaben Hermes menschliche Bildung beigelegt. Im Apollon-Hymnos wird erzählt (397 [219] ff.), wie der Gott sich in einen Delphin verwandelt um kretische Schiffer nach Delphi zu bringen. Ganz zauberhaft ist der Inhalt des Hymnos auf Dionysos und der Kern der Erzählung von Demeter. Diese ganze Gattung der Poesie hat das Wunder im späteren, phantastisch entwickelten Sinne recht eigentlich zum Gegenstand.

Völlig fremd ist es ja auch dem älteren Epos nicht, doch mit feinem Takt in das Gesamtbild eingefügt. Von den Pferden des

Achilleus, Sprößlingen des Windgottes und der Harpyie (Π 150), tut das eine, von Here dazu befähigt, den Mund auf zu einer Prophezeiung; aber das geschieht einmal, für einen kurzen Augenblick, dann hemmen die Erinnyen seine Stimme (Τ 418). Das Wunder steht für sich inmitten natürlicher Ereignisse, wie durch eine plötzliche Ahnung öffnet es die Aussicht in eine verborgene Welt und geht vorüber wie ein Traum oder eine Vision. Die fabelhaften Erlebnisse des Odysseus auf seinen Irrfahrten hat natürlich auch der Dichter als solche empfunden; aber er entwaffnet im voraus die Kritik, indem er sie in ein fernes Gebiet verlegt, in das keine Erfahrung wirklicher Menschen hinausreicht. An Kythera vorbei treibt der Nordwind den Unglücklichen dem unbekannten, unbegrenzten Meere zu; von da an weilt er nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen sondern im Reich der Phantasie, in dem andere Gesetze gelten als in der alltäglichen Wirklichkeit, und von wo er schlafend, also ohne Ahnung des Weges den er zurückgelegt hat, wieder in die Heimat gebracht wird, er als letzter den die Phäaken so geleiten. Da draußen gibt es ganze Völker, wie eben diese wunderbaren Seeleute und wie die Kyklopen (235. η 205 f.), die sich als Verwandte der Olympier fühlen; da stören uns die Märchen nicht: wir glauben an Skylla und Charybdis, an das Riesenvolk der Lästrygonen, an die Zauberin, die Menschen in Tiere verwandelt. Und das hat sich der späte Dichter von ν zunutze machen wollen, indem er, um getrennte Stücke der Sage zu verschmelzen, die Erfindung machte, daß Athene in Ithaka, auf dem steinigen Boden der Wirklichkeit, mitten unter leibhaften, brotessenden Menschen, den männlich schönen Odysseus in einen alten Betler verzaubert.

Blicken wir wieder zurück, so bietet sich dasselbe Bild wie bei der kulturhistorischen Betrachtung. Verschiedenheiten des Alters lassen sich erkennen, auch Wandel und natürliche Weiterbildung von Gedanken und Motiven verfolgen; aber in größerem Umfang Schichten, die übereinander gelagert sind, so zu sondern, daß in sich geschlossene, lesbare Stücke herauskommen, ist nicht möglich. Allzu mannigfaltig sind die Elemente miteinander verschlungen und verschmolzen, allzu fest schon den ältesten Gesängen jüngere Bestandteile hinzugewachsen, allzu reichlich in spätere Dichtung

altüberlieferte Stücke hineingearbeitet. Indem wir uns dies klar machten, mußten wir schon auf die bewußte Tätigkeit der Dichtenden blicken, der mit Kriterien des Widerspruches und der Übereinstimmung nachzugehen früher als einziges Geschäft der »höheren Kritik« galt. Wenn darüber diejenige Art von Analyse, deren Verfahren wir hier geprüft haben, lange Zeit vernachlässigt worden war, so wollen wir uns vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, vielmehr jetzt planmäßig diejenigen Fugen und Unebenheiten, aber auch die Zusammenhänge und die Wirkungen ins Auge fassen, die von dichterischer Absicht, von dichterischem Schaffen Zeugnis geben. Dabei soll, was wir bisher gefunden haben wie das was wir nicht gefunden haben, der Fragestellung zustatten kommen.

Drittes Buch.

Der Dichter und sein Werk.

Erstes Kapitel.

Die logische Perspektive.

Die Methode der kritischen Behandlung alter Volksepen, der griechischen so gut wie der deutschen, die durch Lachmann begründet ist, besteht im wesentlichen darin, daß in dem überlieferten Texte sachliche Widersprüche aufgespürt und dann die Stücke, welche widersprechende Angaben enthalten oder doch auf widersprechenden Voraussetzungen beruhen, verschiedenen Autoren zugewiesen werden. Bei solchem Verfahren geht man von der Überzeugung aus, daß die epischen Dichter schon der ältesten Zeiten über dasjenige Maß von Klarheit und Konsequenz des Denkens verfügt haben, das man bei einem modernen Schriftsteller wenn auch wohl nicht immer findet, doch zu erwarten berechtigt ist. Der größte von Lachmanns Nachfolgern, Kirchhoff, erklärt ausdrücklich (Od.[2] S. 252): »Nie können die Besonderheiten der Ent»wicklungstufe, der eine geistige Schöpfung entsprang, ein Aus»nahmeverfahren in der Beurteilung derselben in der Weise »begründen, daß sie als den allgemeinen Gesetzen und Formen des »menschlichen Denkens aller Zeiten und Bildungstufen nicht unter»worfen betrachtet wird. Diese Gesetze haben dieselbe Verbindlich»keit und bieten damit in demselben Grade Anhaltspunkte für das »Urteil bei Homer wie bei Thukydides, gelten notwendig als Voraus»setzungen für einen jeden Text, der als das Produkt gesetzmäßigen »Denkens und Vorstellens aufgefaßt und verstanden werden soll, »sind nicht subjektiver sondern objektiver Natur.« In ähnlichem Sinne hatte früher Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not, S. 4) für das Nibelungenlied den Einwand zurückgewiesen, daß Lachmann bei seiner Kritik durch eine übertriebene Vorstellung von der Vollkommenheit der alten Volkslieder geleitet worden sei. Er verlangte, daß man die Unvollkommenheit des ursprünglichen Epos erst beweise, hielt es aber im voraus für unmöglich, daß dieser Beweis gelänge. Die Ansicht beider Männer hat auch mir

lange Zeit als durchaus richtig gegolten. Allmählich aber sind mir, mit immer wachsender Stärke, Bedenken aufgestiegen, die zunächst mit den Fragen der sogenannten höheren Kritik nichts zu tun hatten, sondern von der Beobachtung einzelner Züge in der altepischen Redeweise und Denkart und ihrer Vergleichung mit den Denkgewohnheiten literarisch reiferer Zeiten ausgingen, auch durch verwandte Erscheinungen auf den Gebieten bildender Kunst Anregung erhielten. Schließlich wurde ich zu einer wesentlich geänderten Grundansicht von der logischen Vollkommenheit der ursprünglichen Dichtung geführt, woraus sich ein neuer Maßstab für die Beurteilung der überlieferten Texte ergeben mußte. Um das deutlich zn machen, mögen die Analogien, die mich geleitet haben, im Zusammenhange betrachtet werden.

a. Goethe berichtet in »Dichtung und Wahrheit« (Buch 11), wie er in Straßburg durch aufmerksames Studium des Münsterturmes zu der Erkenntnis gekommen sei, die ihm dann auf Grund der Originalrisse bestätigt wurde, daß auch der eine fertige Turm nicht ganz vollendet ist: »die vier Schnecken setzen viel zu stumpf »ab, es hätten darauf noch vier leichte Turmspitzen gesollt, sowie »eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht«. Das Element, das den ursprünglichen Plan gestört hat, war hier bloß negativer Art: er wurde infolge äußerer Umstände nicht vollständig durchgeführt. Derselbe Bau aber zeigt auch im eigentlichen Sinne eine Mischung, die bei Kirchen, an denen Generationen geschaffen haben, oft vorgekommen ist, ja vielleicht die Regel war: daß jeder neu eintretende Meister etwas von eigenen Gedanken, gewiß von denen seines Zeitalters hineinarbeitete, so daß heute noch das fertige Bauwerk dem kundigen Betrachter die Geschichte eines allmählichen Entstehens erzählt. Bekannte Beispiele sind weiter die Dome in Xanten und Naumburg. Ein französischer Schriftsteller, der auf die deutsche Schule in der Homerforschung, wie er mit kühner Zusammenfassung sagt, nicht gut zu sprechen ist, vergleicht doch selber die Ilias mit der in mannigfachen Stilarten aufgeführten Kathedrale von Canterbury, die er, während er sein Buch über Homer schrieb, vor Augen hatte, und beweist dadurch, fast wider Willen, daß ihm die Erkenntnis von dem allmählichen Anwachsen des Epos doch zu einer Anschauung geworden ist[1]. Alles historisch

1) G. Sortais, Ilios et Iliade (Paris 1892) p. 92.

Erwachsene trägt ein Stück Rechtfertigung in sich selbst und braucht, ob auch die Elemente wunderlich ineinander geschoben sind, doch dem Auge, das Freude sucht, noch nicht wehe zu tun; das geschieht erst da, wo man die Willkür durchfühlt, wenn z. B. ein als Versammlungsraum einer gelehrten Körperschaft gedachter griechischer Tempel zur Aufnahme einer Bildergalerie umprojektiert werden mußte. Plastik und Malerei sind anders gestellt. Daß mehrere Maler an einem Bilde arbeiten, wie es der Königsleutnant den Frankfurter Meistern zumutete, wird nicht allzu oft vorgekommen sein; wo es aber einmal geschehen war, da ist sicher auch die Folge nicht ausgeblieben, daß die Teile des fertigen Gemäldes nicht vollkommen zueinander stimmten. Und insofern wenigstens könnte man auch hier in einem Werke mehrere Hände unterscheiden, als vielleicht der Künstler unterbrochen worden war oder, wo es sich um eine größere Aufgabe handelte, Studien und Entwürfe zusammengefaßt hat, die getrennt entstanden waren und in ihrer endlichen Vereinigung noch nicht alle Spuren ungleicher Voraussetzungen abgestreift haben.

b. Auch durch anderes als die eigne Vorarbeit kann der Künstler gebunden sein. Jeder neue sucht doch von seinen Vorgängern zu lernen, um die Technik, die sie bereits erworben haben, nicht erst neu wieder schaffen zu müssen, und so kann er leicht dahin geraten, die Dinge gar zu sehr mit den Augen seiner Lehrmeister anzusehen und ihre Bilder, nicht die Natur selbst, zum Gegenstand seiner Nachahmung zu machen. Sobald es eine Schule in der Kunst gab, gab es auch ein konventionelles Element, das dem minder Begabten seine Tätigkeit erleichterte, in die Werke aber, die zustande kamen, einen Zug von Starrheit hineinbrachte und das lebendige Verhältnis zur Wirklichkeit störte. Man braucht nur moderne Villen anzusehen, die mitten im Häusermeer einer Großstadt mit Aussichtstürmen und Erkern geschmückt sind, als ob sie auf hoher Bergeswarte lägen und freien Ausblick in eine offene Landschaft gewährten. In Rubens' Kreuzabnahme wird der eine Arm des Toten, der eben vom Holze gelöst ist, in auffallender Weise hochgehalten, eine Fürsorge, die sich aus der Situation des Bildes nicht erklären läßt, dagegen in der Vorführung eines Passionsspieles bei dem lebenden Körper sehr angebracht war. Bei solchen Gelegenheiten hatte man diesen kleinen Zug oft beobachtet, und von da aus ist er in die Darstellungen der Maler, in

die er eigentlich nicht hineingehörte, eingedrungen und lange festgehalten worden. Ein scheinbar ganz schlichtes Werk altgriechischer Plastik ist der Dornauszieher auf dem Kapitol. Man rechnete ihn früher allgemein, und die meisten tun es wohl noch, dem 5. Jahrhundert v. Chr. zu wegen der altertümlich strengen Behandlung des Gesichtes und der Haare. Dazu stimmte aber weder das Genrehafte des Gegenstandes noch der künstlerisch freie Entwurf, der nicht mehr an die Aufstellung vor Wand oder Nische gebunden ist sondern eine Betrachtung von allen Seiten voraussetzt. Seit man erkannt hatte, daß erst Lysipp die Ausnutzung der dritten Dimension in die Bildkunst eingeführt hat, mußte man in der Datierung des Dornausziehers unsicher werden. Und so hat ein norwegischer Gelehrter die Vermutung aufgestellt und geistreich begründet, daß er im letzten Jahrhundert v. Chr. entstanden sei, in einer Zeit, welche volle Herrschaft über die künstlerischen Darstellungsmittel mit der Lust am Archaisieren verband[2]). Es kann mir nicht einfallen, in einer Frage, die von den Fachmännern so verschieden beantwortet wird, Partei nehmen zu wollen. Die Aubertsche Hypothese soll hier nur als Beispiel dienen für eine Problemstellung, die in der bildenden Kunst fast überall möglich und oft notwendig ist: wie sich in einem Werke, das als Einheit vor uns steht, überlieferte Auffassung und neues Wollen miteinander mischen. Wenn Löschcke den Dornauszieher für eine »stilistisch interpolierte Kopie eines Originals aus dem 5. Jahrhundert« erklärte, so wollte er damit sagen, der künstlerische Grundgedanke sei alt, nur in der hier erhaltenen Bearbeitung habe spätere Darstellungsweise mitgewirkt; Aubert selbst hält umgekehrt den Grundgedanken für neu und sieht in den altertümlichen Elementen einen Zusatz des Künstlers. Damit ist ein Gegensatz der Möglichkeiten bezeichnet, der uns auch in der Poesie und im besonderen bei Homer begegnen kann.

c. Ein Künstler, der dem Stile seiner Zeit folgend Züge von einer bestimmten Art die Natur zu sehen in die Wiederholung eines gegebenen Vorbildes einarbeitet, braucht davon selbst nichts zu wissen; es könnte sein, daß auf diese Weise in sein Werk eine Unstimmigkeit hereinkommt, die er nicht bemerkt hat. Ist es auch denkbar, daß ein Künstler, sei es bei solcher Aufgabe

2) Andreas Aubert, Der Dornauszieher auf dem Kapitol und die Kunstarchäologie. Zeitschr. für bildende Kunst, 1901.

oder bei einer anderen, mit vollem Bewußtsein einen Widerspruch zuläßt?

Eckermann erzählt, Goethe habe ihm einmal (Bd. III, 18. April 1827) eine Landschaft von Rubens vorgelegt und ihn zunächst aufgefordert zu sagen, was er auf dem Bilde sehe. Mit der gegebenen Schilderung sei er dann zwar einverstanden gewesen, habe aber gemeint, die Hauptsache fehle noch; es komme darauf an, von welcher Seite die Figuren in der Landschaft beleuchtet seien. »Sie haben das Licht«, sagte Eckermann, »auf der uns zugekehrten »Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Besonders die »nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde sind sehr im »Hellen, welches einen trefflichen Effekt tut.« Goethe machte ihn dann weiter darauf aufmerksam, wie diese schöne Wirkung dadurch hervorgebracht sei, daß die hellen Gestalten auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Und nun bemerkte Eckermann mit Erstaunen, daß der dunkle Grund, von dem sich die hellbeleuchteten Menschen abheben, durch den mächtigen Schatten gebildet werde, den eine große Baumgruppe nach vorn werfe, dem Beschauer entgegen, während der Schatten von den Figuren in das Bild hineinfalle. »Da haben wir ja«, rief er aus, »das Licht von zwei ent»gegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist.« Lächelnd erwiderte Goethe: »Das ist es eben, wodurch Rubens »sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste »über der Natur steht und sie seinen höhern Zwecken gemäß »traktiert. Das doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie »können immerhin sagen, es sei gegen die Natur. Allein wenn »es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als »die Natur, so sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wo»durch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der »natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern »ihre eigenen Gesetze hat.« — Die wertvollen Aufklärungen, die sich im Gespräche weiter anschlossen, mag man an Ort und Stelle nachlesen; das Entscheidende liegt in den angeführten Worten. Allerdings wurde mir von Düsseldorfer Freunden, denen ich eine aus Florenz mitgebrachte Photographie des Bildes zeigte [3]), sogleich eingewendet: da habe Rubens ältere Studien in einer etwas leichten Weise komponiert. Als ich aber weiter fragte, ob es nicht auch

3) Il ritorno dei campi, in Palazzo Pitti.

ohne solchen Anlaß vorkomme, daß ein Künstler von der Natur, die er doch darstellen wolle, mit Bewußtsein abweiche und einzelne Teile eines Ganzen so bilde, wie er selber sie nie gesehen habe oder wie sie in solcher Vereinigung nicht bestehen könnten, da antwortete einer von ihnen, selbst ein bedeutender Maler, den, wer ihn kennt, aus dieser Antwort erkennen wird: »Man darf schon einmal stehlen, man darf sich nur nicht ertappen lassen.« Damit war denn doch, wenn auch in anderem Sinne, Goethe gerechtfertigt, und zugleich verständlich gemacht daß die Künstler selbst nicht sehr geneigt sein würden ein Suchen nach Beispielen dieser Art zu unterstützen.

Ein solches aus antiker Kunst, das dem bei Rubens beobachteten nahe verwandt ist, scheint ein Mosaik im Lateran zu bieten, in dem der ungefegte Boden eines Eßzimmers mit Hühnerklauen, Muscheln, Brotrinden dargestellt ist, und zwar so, daß die einzelnen Stücke nach verschiedenen Seiten den Schatten werfen. Der kundige Archäologe, unter dessen Führung ich das Museum besuchte, erklärte die Ungleichmäßigkeit mit der Vermutung, daß das Bild beim Transport auseinandergenommen und dann falsch wieder zusammengesetzt worden sei. Aber könnte nicht der Maler mit Absicht den Schatten jedesmal auf der Seite beigefügt haben, wo er am besten mitwirkte die Form plastisch abzuheben? Das wäre dieselbe künstlerische Freiheit, die Erwin Pollack und später Wolfgang Passow in der Behandlung der Pferde nachgewiesen haben[4]). Die Alten waren gewohnt in der Rennbahn nur nach links herum zu fahren und zu reiten, weil sie die Pferde immer nur so galoppieren ließen, wie es den Tieren von Natur das Bequemere ist, mit Voranwerfen des linken Vorderfußes. Trotzdem sind in antiken Reliefs rennende Pferde ebensowohl im Rechts- wie im Linksgalopp dargestellt, und zwar im Rechtsgalopp vorzugsweise dann, wenn sie von rechts nach links springend erscheinen, also dem Beschauer die linke Seite zukehren. Pollack erklärt dies überzeugend durch Vergleich mit dem Bestreben der Schauspieler, so zu stehen und sich so zu bewegen, daß nicht ein Teil ihrer Glieder den Anblick des übrigen Körpers zudeckt, also, wenn sie nach links sprechen, die rechte Schulter vorzunehmen, und um-

4) Pollack, Hippodromica (Diss. Leipzig 1890) Kap. II. — Passow, Studien zum Parthenon (Philol. Untersuch. 17; 1902).

gekehrt. Passow hat die Beobachtung um einen wesentlichen Zug bereichert, indem er feststellte, daß im Parthenon-Fries »von »69 Pferden, deren Gangart man genau sehen kann, 29 im Konter-»galopp gehen: vorn rechts hinten links 14, vorn links hinten »rechts 15«. Also nicht nur um einen ungeschickten und häßlichen Eindruck zu vermeiden, sind die alten Reliefbildner mit Bewußtsein von der ihnen bekannten Wirklichkeit abgewichen, sondern sie haben die strenge Naturwahrheit auch dem Streben nach wirksamer und abwechslungsreicher Darstellung untergeordnet.

d. Aber es gibt Fälle, in denen etwas Ähnliches geschehen ist, ohne daß den Künstler Tradition oder Absicht leitete, wo er vielmehr nur deshalb den genauen Anschluß an die Natur aufgab, weil er die Mittel seiner Kunst nicht vollkommen beherrschte und namentlich noch nicht gelernt hatte die verschiedenen Teile eines Bildes zueinander in das rechte Verhältnis zu setzen. Noch auf der hohen Stufe des Könnens, von der die Gruppe der Tyrannenmörder Zeugnis gibt, vermochte man zwar den Kopf und die äußeren Gliedmaßen in freier Bewegung aufzufassen und wiederzugeben; aber man hatte noch nicht auf den Rumpf geachtet, um auch ihn in derjenigen Verschiebung oder Zusammenpressung zu bilden, die der Haltung des gesamten Körpers entsprach[5]. Vollends wenn wir in die eigentlichen Anfänge zurückgehen, so finden wir nicht bloß bei den Ägyptern, sondern auch in reichlicher Menge auf griechischem Boden Malereien und Reliefdarstellungen, die bei aller Lebendigkeit der Ausführung im einzelnen doch einen großen Fehler haben: der Standpunkt der Betrachtung ist nicht für alle Teile derselbe, es fehlt an Perspektive. Wenn etwa an einer archaischen Relieffigur die Füße seitwärts gestellt sind, während die Brust nach vorn gerichtet, der Kopf wieder im Profil dargestellt ist und in ihm die Augen in voller Breite mandelförmig sitzen, so wird es uns nicht schwer ein so wunderliches Gebilde zu erklären. Es ist ja ganz natürlich, daß der Künstler jeden Körperteil so dargestellt hat, wie es ihm am bequemsten war oder wie er ihn am häufigsten gesehen hatte; die einzelnen Teile zueinander in richtige Beziehung zu bringen hat er noch nicht verstanden. So gibt es alte Zeichnungen und Kupferstiche, auf denen

5) Vgl. Emanuel Löwy, Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik (1891) S. 19 ff.

die Stücke einer Landschaft, Bäume und Büsche, Häuser und Berge, alle gleich groß dargestellt sind, als ob sie alle gleich weit vom Standpunkte des Betrachters entfernt wären; man hatte eben noch nicht gelernt, die Perspektive, die im Auge unbewußt sich bildet, mit dem Gedanken zu erfassen und in der Nachahmung auszudrücken. Wer entschlossen ist, an menschliche Leistungen aller Völker und Zeiten den gleichen Maßstab anzulegen, mag ja über die tastenden Versuche einer beginnenden Kunst lächeln, wie über die Darstellung von Szenen des menschlichen Lebens in ältesten griechischen Vasenbildern. Doch kann man die Dinge auch anders ansehen, kann sich freuen, wie die Freude am Auffassen und Wiedergeben erwacht und wächst, wie da jede kleine Errungenschaft, indem sie die Lösung einer Aufgabe erleichtert, zu einer neuen und größeren lockt. Unter diesen Aufgaben und diesen Errungenschaften war die Durchführung der Perspektive gewiß nicht die leichteste und nicht die früheste. —

Vier Wege haben wir erkannt, auf denen Anstöße und innere Widersprüche in ein Kunstwerk hineinkommen können; ganz dieselben Erscheinungen wiederholen sich auf dem Gebiete der Poesie und überhaupt der Literatur. Es gibt auch eine Perspektive des Gedankens, die zu beachten den Menschen in der sprechenden Kunst ebensoviel Mühe gemacht haben wird wie die räumliche in der bildenden. Beispiele ihrer Verletzung, die ich hier beibringe, sind nicht neu, sondern zum großen Teil schon von anderen beobachtet worden[6]).

---

6) Um nachher nicht im einzelnen zitieren zu müssen, nenne ich hier die Hauptfundstätten: E. Buchholz, Vindiciae carminum Homericorum I (1885) § 240 f. — Alfred Schöne, Zu Lessings Emilia Galotti; Zeitschr. für deutsche Philologie 26 (1893). — Jellinek und Kraus, Widersprüche in Kunstdichtungen; Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1893 S. 673 ff. Daran schloß sich eine Polemik zwischen ihnen beiden und Johannes Niejahr, in den Bänden III—V (1896—1898) des Euphorion; bei dieser Gelegenheit besprechen Jellinek und Kraus u. a. den Verlust und das Wiederauftauchen von Sancho Pansas Esel, einen lehrreichen Fall bewußter, jedenfalls bewußt gewordener Inkonsequenz (IV 714 ff.). — C. Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche für die Homerische Frage (Berlin, Progr. des franz. Gymn. 1894) S. 15 f. 22 f. — In größerem Zusammenhang hat Alfred Gercke »die Analyse als Grundlage der höheren Kritik« behandelt NJb. 7 (1901) 1 ff., 81 ff., 185 ff., unter Benutzung reichen Materiales und im einzelnen vielfach mit richtigem Urteil; woran es liegt, daß ihm im

D. Der Schöpfungsbericht der Genesis erzählt in Kapitel 1, daß Gott am vierten der sechs Tage die Lichter gemacht habe an der Veste des Himmels, die Tag und Nacht voneinander scheiden und als Merkzeichen dienen sollten für Zeiträume, Tage und Jahre. Also Tage soll es gegeben haben, ehe die Sonne da war? Das ist freilich unmöglich. Wer sich jedoch daran ärgern wollte, würde der alten, in ihrer Kindlichkeit erhabenen Poesie ebensowenig gerecht werden, wie wenn jemand einzuschärfen sucht der Verfasser des 1. Buches Mose könne nichts sich Widersprechendes geschrieben haben, um so zu dem Schlusse zu gelangen: »Tage« müßten hier andere Zeiträume sein als die durch Auf- und Untergang der Sonne begrenzten, nämlich Schöpfungsperioden. Aus der griechischen Poesie würde Homer Stoff in Menge bieten; aber für dessen Beurteilung soll ja erst eine Grundlage gewonnen werden, so daß er vorläufig beiseite zu lassen ist. Dafür können wir ältere Prosa heranziehen. Herodot wußte (I 140), ὡς οὐ πρότερον θάπτεται ἀνδρὸς Πέρσεω ὁ νέκυς πρὶν ἂν ὑπ' ὄρνιθος ἢ κυνὸς ἑλκυσθῇ. Aber in der warnenden Rede, die er vor Beginn des Feldzuges von 480 dem Artabanos in den Mund legt, läßt er den Perser aus der Rolle fallen, der hier als ein schreckliches Zukunftsbild ausmalt Μαρδόνιον ὑπὸ κυνῶν τε καὶ ὀρνίθων διαφορεύμενον ἤ κου ἐν γῇ τῇ Ἀθηναίων ἢ ἐν τῇ Λακεδαιμονίων (VII 10 gegen Ende). Zwei weitere Beispiele aus Herodot habe ich bei anderer Gelegenheit besprochen, als es sich darum handelte den Stil des ungenannten Autors der Ἀθηναίων πολιτεία verständlich zu machen[7]), der nun freilich in dem naiven Mangel an logischer Perspektive weiter geht als sich für den Schüler eines Aristoteles schicken will. Im ganzen dürfen wir ja, entsprechend der Entwicklung der bildenden Kunst, die Fähigkeit, Linien so gegeneinander zu richten, Farben so abzutönen, daß das Ganze aus einem bestimmten Augenpunkte gefaßt erscheint, bei einem einzelnen Schriftsteller um so sicherer erwarten, je höher entwickelt die Literatur zu seiner Zeit bereits ist. Wo sich dann doch Abweichungen von der Regel finden, sind sie Zeichen individueller Schwäche. Dafür mag auch noch ein römischer Vertreter,

ganzen doch kein rechter Fortschritt gelungen ist, suchte ich JbA. 112 (1902) S. 46 ff. kurz zu zeigen. Einzelnes von dort ist hier wieder verwertet, anderes aus Gerckes Sammlung neu herangezogen.

7) Aristoteles' Urteil über die Demokratie. Fleckeisens Jahrb. 145 (1892), S. 590 f.

Livius, genannt werden, der z. B., als er die Stimmung des Senates vor Beginn des zweiten punischen Krieges schildert, als einen der Gründe zur Besorgnis angibt: *cum orbe terrarum bellum gerendum in Italia ac pro moenibus Romanis* (XXI 16, 6), als hätte man damals in Rom gewußt, daß Hannibal die Alpen übersteigen und in Italien einfallen würde.

C. Je reifer die Kunst sprachlicher Darstellung, je gewohnter die Wirkungen durchdachter Anordnung werden, desto eher wird es vorkommen können, daß ein Autor, im Vollgefühl der Herrschaft über die Mittel, sich im einzelnen Fall an die Regel nicht kehrt und einer Wirkung, die er hervorzurufen wünscht, die innere Übereinstimmung opfert. Daß die Ankündigung der Sibylle an Äneas, der Abstieg zum Avernus sei leicht, die Rückkehr schwierig (VI 126 ff.), durch den Verlauf der Wanderung nicht bestätigt wird, hat Gercke richtig beobachtet; auch daß Äneas zum Schluß etwas plötzlich und gar zu kurzer Hand durch die elfenbeinerne Pforte zur Oberwelt entlassen wird. Aber wenn er nun darin den Rest einer älteren Konzeption entdecken will, nach welcher die Traumpforte noch bei Vergil eine bedeutende Rolle einnehmen und der Rückweg durch Hindernisse führen sollte (S. 15), so heißt das doch es mit dem Dichter gar zu streng nehmen und seine Versprechungen nach dem Maßstabe geschäftlicher Rechtschaffenheit beurteilen. Die schönen Worte der Sibylle:

— — — — *facilis descensus Averno,*
noctes atque dies patet atri ianua Ditis;
sed revocare gradum superasque evadere ad auras
hoc opus, hic labor est —

sind poetische Umschreibung des schlichten Gedankens — der in die Situation hier freilich nicht paßt, aber an sich geeignet war Eindruck zu machen —: »Sterben kann man jederzeit; aber ins Leben zurückzukehren gelingt nur wenigen«. Und daß ein Erzähler das, was er sorgfältig angesponnen und weitergeführt hat, zuletzt, um nicht alle Fäden noch einmal aufnehmen zu müssen, kurz abbricht, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, beinahe in jedem größeren Roman zu beobachten. Zu meiner Freude urteilt Norden im wesentlichen ebenso; daß Vergil die Inkonvenienzen bei endgültiger Redaktion entfernt haben würde, bezweifelt er sehr entschieden, da die Rede der Sibylle und die vorhergehende des Äneas

mit deutlichem Bezug aufeinander komponiert seien. Demselben Gelehrten verdanken wir den Hinweis auf einen zweiten Fall bewußten Abweichens von der logischen Perspektive. Deiphobus erzählt von seinem Schicksal beim Untergange Trojas; wie man jene Nacht, als das verhängnisvolle Pferd in die Stadt gebracht war, *falsa inter gaudia* (513) zugebracht habe, wisse Äneas. Wenn er nun fortfährt (520 f.): *tum me confectum curis somnoque gravatum infelix habuit thalamus*, so ist auch diese Vorstellung, der erschöpfenden Sorgen, mehr ernst und rührend als in den Zusammenhang der *falsa gaudia* passend. Und ein so überlegt arbeitender Dichter kann das nicht übersehen, er muß es gewollt haben. Neuere haben sich, wo es darauf ankam, dieselbe Freiheit genommen.

Im Verlauf des vorher erwähnten Gespräches mit Goethe warf Eckermann selbst die Frage auf, ob sich nicht »ähnliche kühne »Züge künstlerischer Fiktion wie das doppelte Licht von Rubens »in der Literatur finden ließen«, und erhielt zur Antwort eine Stelle aus Shakespeares Macbeth. Goethe fand es durchaus berechtigt, »daß der Dichter seine Personen jedesmal das reden läßt, was »eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich »viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob diese »Worte vielleicht mit einer andern Stelle in scheinbaren Wider»spruch geraten möchten.« Der Verfasser des Faust wußte selbst von diesem Rechte Gebrauch zu machen und erwähnte eine Probe davon einige Monate später wieder gegen Eckermann (Bd. I, 5. Juli 1827): bei dem Trauergesang, den der Chor über Euphorions Ende anstimmt, »fällt er ganz aus der Rolle; er ist früher und »durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie seine »Mädchennatur, hier aber wird er mit einemmal ernst und hoch »reflektierend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat »und auch nie hat denken können«. Goethe freute sich im voraus darauf, was die deutschen Kritiker dazu sagen würden, und bezweifelte, ob sie Freiheit und Kühnheit genug haben könnten darüber hinwegzukommen.

Nicht so ausdrücklich bezeugt, aber doch auch nicht zu bezweifeln ist die bewußte Absicht in der Szene der Braut von Messina, in der die Nachricht von Beatricens Entführung gebracht wird und nun sowohl Isabella wie ihre beiden Söhne sich aufs wunderlichste betragen, und sich so betragen müssen, wenn nicht

der Zusammenhang sofort aufgedeckt und damit die ganze spätere Verwicklung abgeschnitten werden soll. Rothe hat dieses Beispiel hervorgehoben und richtig beurteilt. Auf einen anderen Widerspruch bei Schiller hat zuerst Ludwig Friedländer hingewiesen: in der zweiten Szene von »Wallensteins Lager« wird davon gesprochen, daß die Truppen heute die doppelte Löhnung erhalten haben; nachher aber, in der elften Szene, sagt eben der Trompeter, an den diese Äußerung gerichtet war: »Hat man uns nicht seit vierzig »Wochen die Löhnung immer umsonst versprochen?« — was dann in der Verhandlung mit Questenberg durch Buttler bestätigt wird. Soll man hier eine Verschiedenheit des ursprünglichen Planes wittern? Das scheint auch Gercke nicht zu wollen; aber der Anstoß in »Kabale und Liebe«, den er in solchem Sinne verwertet, ist nicht stärker. Das Gespräch zwischen Lady Milford und Ferdinand (II 3) schließt mit der Drohung: »Wehren Sie sich, so gut Sie können; ich lasse alle Minen springen«, ohne daß nachher irgend etwas Nennenswertes unternommen wird. Solange für die Vermutung, daß nach einem früheren Plane die Lady größeren Anteil an den Kabalen haben sollte, jeder weitere Anhalt fehlt, ist es doch das Natürliche, anzunehmen daß der jugendliche Dichter einfach einen wirksamen Szenenschluß haben wollte und sich durch die Sorge, daß man ihn beim Wort nehmen werde, nicht stören ließ. — Für beabsichtigt halte ich auch, abweichend von Schöne, die Verschiedenheit in dem, was Emilia Galotti (II 6) zu ihrer Mutter, und dem, was später (III 5) der Prinz über den Verlauf der Begegnung in der Kirche sagt. Eine unbewußte Inkonsequenz wäre zwar auch bei Lessing nicht unmöglich; aber das andere ist doch wahrscheinlicher. Denn, daß der Autor aus seinem Werke herausguckt, daß er seine Personen Dinge sagen und tun läßt, die von ihrem Standpunkte aus nicht motiviert erscheinen und in Wahrheit nur durch die weiteren Folgen veranlaßt sind, die der Dichter dadurch vorbereiten will, diesen Fehler hat Lessing selbst in der Hamburgischen Dramaturgie (St. 45), wo er die Merope Voltaires mit der italienischen des Maffei vergleicht, scharf gerügt und wohl als erster klar erkannt. Also ist anzunehmen, daß, wo er selbst einen ähnlichen Verstoß zu machen scheint, er mit Bewußtsein und nicht aus Versehen sich über die Regel hinweggesetzt hat.

B. Dies gilt auch da, wo er nicht ganz freiwillig abgewichen ist, sondern weil er durch den Stoff den er sich gewählt hatte

gebunden war. Odoardos furchtbarer Entschluß gibt dem Erklärer ein Rätsel auf; viel ist darüber gesagt und geschrieben worden: zuletzt bleibt doch keine andre Antwort als die, daß hier in der psychologischen Motivierung eine Lücke ist. Lessing mußte auf die Tat des alten Römers hinauskommen, und hatte doch selber die Voraussetzungen geändert, indem er die Handlung aus dem Altertum in moderne Verhältnisse versetzte, an den Hof eines Fürsten, der zwar in seinen Begierden zügellos, doch edleren Regungen durchaus nicht unzugänglich ist. Das römische Mädchen, das der Richter einem Herrn als Sklavin preisgab, war in der Tat wehrlos und hilflos preisgegeben; dasselbe mit bezug auf Emilia glaublich zu machen hat Lessing alle Dialektik des Schmerzes und der Verzweiflung aufgeboten, und hat mit höchster Kunst doch nicht vermocht, dem äußeren Zwange, der für den Dichter bestand, einen inneren für die handelnden Personen entsprechen zu lassen. Von verwandter Art ist im Grunde die vorher erwähnte Entwicklung in der Braut von Messina. Dort war ja die Fabel vom Dichter ersonnen, aber nicht das dramatische Motiv, zu dem sie ein Beispiel geben sollte; das stammte aus dem Ödipus. Mittelbar also war auch Schiller gebunden, und mochte erfahren wie schwer es ist *proprie communia dicere*. Schauspielerische Kunst mag im einen Falle den Anstoß verdecken, im andern ihn mildern; was dann noch an Unebenheit übrig bleibt, braucht dem Zuschauer oder Leser die Freude nicht zu verderben. Im Gegenteil: wer gesehen hat, wie es auch bei unseren Großen Stellen gibt, an denen die Arbeit nicht rein aufgegangen ist, wird um so eher imstande sein, einen Fremden, wo sich bei ihm die sorgsame und gar mühsame Tätigkeit des Dichters verrät, gerechter zu würdigen.

Zum Verständnis Vergils war es ein unerläßlicher, doch nicht der letzte Schritt, zu beobachten, wie er übernommenes episches Gut oft ohne volles Bewußtsein des Sinnes festhält und dadurch die Wirkung selber stört, sei es bei einzelnen Ausdrücken oder bei mehr oder weniger weit reichenden Motiven (vgl. oben S. 335). Den Proben hierfür mag etwa noch das Beiwort *resupinus* hinzugefügt werden, das III 624 Polyphem etwas zur Unzeit erhält und das wohl nur in der Beschreibung des Trunkenen bei Homer (ἀνακλινθεὶς πέσεν ὕπτιος) — oder des Trinkenden bei Euripides? τέγγων γαστέρ᾽ ὑπτίαν, 326 — seinen Grund gehabt hat, dann aber weiter Anlaß geworden ist, daß Ovid (met. 14, 207) erzählt, der

Unhold habe liegend sein scheußliches Mahl eingenommen. Bemerkenswert ist, daß Vergil gelegentlich auch solche Züge in eine neue und fremdartige Umgebung bringt, die er selbst vorher in anderem und natürlicherem Zusammenhange geschaffen hat, daß er dadurch sozusagen sein eigener Nachahmer wird. Einen Beleg hierfür bietet (in jenem Programm S. 17) die Geschichte des Ausdruckes *uber agri*, der zwar nach homerischem Muster gebildet, aber zunächst (Aen. III 95) richtig gebildet worden ist und erst innerhalb der vergilischen Poesie zu weiterer Nachahmung und damit zu einer völlig umgestaltenden Entwicklung den Anlaß gegeben hat. Auf das Seltsame, daß die Sibylle den Äneas auffordert sein Schwert zu ziehen, während sie doch vorher weiß daß er es gar nicht gebrauchen kann (VI 260—292), hat Ernst Brandes hingewiesen[8]) und es damit erklärt, daß der trojanische Held auch hierin nach dem Muster des Odysseus verfahren muß, der seinerseits (κ 535. λ 48) zu sehr bestimmtem Zwecke der Waffe bedarf. Dem widerspricht Norden: Vergil habe hier nicht bloß Homers νέκυια sondern auch eine κατάβασις Ἡρακλέους (Norden S. 160) als Vorbild gehabt, in der dies bereits vorgekommen sei, daß der Held gegen die Gorgo das Schwert zückt und, von Hermes, belehrt wird, ὅτι κενὸν εἴδωλόν ἐστιν (Apollodor II 123). Er habe also nicht ein einzelnes Motiv gedankenlos verwendet, sondern zwei gesonderte Motive verbunden, und nicht einmal ungeschickt verbunden. Denn daß Gespenster das blanke Eisen fürchten, sei alter Glaube; die Sibylle habe also sehr wohl befehlen können *vagina eripe ferrum*, auch wenn sie wußte, daß Äneas von seiner Schärfe keinen Gebrauch werde machen können. Als etwas künstlich bezeichnet Norden selber diesen Zusammenhang; doch wird Vergil dadurch von dem Vorwurfe der Gedankenlosigkeit und des Widerspruches mit sich selbst in der Tat entlastet. Aber nicht in solcher Rechtfertigung manches einzelnen Falles liegt der große Fortschritt, den Norden mit seinem Kommentar und Heinze mit seinem Buch über Vergils »epische Technik« gemacht haben, zumal dabei, wie wir an den Götterszenen sahen, die Haltung leicht allzu apologetisch wird; auch nicht, so verdienstlich dies ist, in der Fülle anderer als homerischer Elemente, die sie im römischen Epos aufzeigen: sondern

8) Brandes, Zum 6. und 8. Buche der Aeneis, Fleckeisens Jahrb. 141 (1890); S. 63.

in der aufmerksamen Betrachtung, die sie der positiven Seite von Vergils Tätigkeit, dem künstlerischen Verarbeiten und sinnvollen Umgestalten zugewendet haben. Ein Beispiel solcher fruchtbaren Analyse bietet die Elpenor-Episode, verglichen mit dem was Vergil daraus gemacht hat. Sein Wunsch war, nichts Wirksames unbenutzt zu lassen; andrerseits durfte er den abschließenden Eindruck der prophetischen Rede des Anchises nicht durch den hinterherkommenden Bericht über die Bestattung eines Gefährten abschwächen: so legte er die Erfüllung dieser Pflicht vor den Hinabstieg und übertrug die rührende Klage des Unbeerdigten (VI 363 ff. nach λ 66 ff.) dem Palinurus. Bei dieser Umbildung haben sich allerdings kleine Unverträglichkeiten eingestellt, die doch gegenüber der gewollten und erreichten Schönheit nicht in Betracht kommen und, woran Norden mit Recht erinnert, von antiken Lesern schwerlich auch nur beachtet wurden (S. 345. 177 f.). Daß im ganzen Vergils sechstes Buch eine durchdachtere und geschlossenere Komposition ist als das elfte der Odyssee, hat man auch wohl früher nicht verkannt. Und wenn Heinze, um Vergils Überlegenheit in der Anlage von Kampfszenen — »reife Künstlerarbeit neben kindlichem Versuch« (S. 330) — darzutun, das Θ der Ilias zugrunde legt, so hat er sich diesmal die Arbeit etwas leicht gemacht; die τειχομαχία würde ein anderes Bild von homerischem Können auch im Aufbau gegeben haben. Doch der Vergleich wird ebenso an solchen Partien durchgeführt, in denen die Vertretung Homers nicht von vornherein für ihn ungünstig war: den Wettspielen in Aen. V und in Ψ, Nisus und Euryalus neben der Δολώνεια, Dido neben Kalypso. Vergils Kunst wird einen deutschen Leser unserer Zeit nicht leicht beim ersten Bekanntwerden für sich einnehmen; doch in Jahre hindurch gepflegtem Verkehr, mag dieser immerhin von dem kritischen Bemühen um Verständnis ausgehen, erschließt sie was in ihr ist.

A. Wo solche Bemühung auf die Anlage des ganzen Werkes gerichtet ist, muß sie natürlich mit der Tatsache rechnen, daß Vergil selber es nicht zu vollem Abschluß gebracht hat, und mit der Wahrscheinlichkeit, daß er während der Arbeit manches noch an dem Plane geändert habe. So gehört auch Vergil heute zu den Autoren, bei denen Fragen der Komposition gelöst oder wenigstens klar gestellt werden müssen. In der Einleitung wurde Herodot genannt, für den Dahlmann und Kirchhoff aus der überlieferten

Form seines Geschichtswerkes — wie Goethe aus dem Anblick des Münsterturmes — den Schluß gezogen haben, daß die Vollendung durch äußere Ursachen unterbrochen worden ist. In ähnlicher Art wird die Kritik oft ihr Urteil dahin zu sprechen haben, daß in dem scheinbar abgerundeten und glatt verlaufenden Texte eines literarischen Werkes doch Lücken vorhanden sind, die nur von dem erkannt werden können, der sich in den Plan des Ganzen verständnisvoll hineingedacht hat. Wichtiger im allgemeinen und auch fruchtbarer, übrigens von der ersten innerlich kaum zu trennen, ist die positive Aufgabe: das, was wirklich vorhanden ist, seinem Ursprung nach zu erklären und auf seine verschiedenen Quellen zurückzuführen oder, wie in einem Bauwerk, die verschiedenen Hände, die daran gearbeitet haben, und die Gedanken der mitwirkenden Meister zu erkennen.

Verhältnismäßig einfach ist diese Arbeit bei solchen Werken, für welche nicht nur die Einheit des Verfassers im voraus sicher ist, sondern auch feststeht, daß er das Werk in der Form für die Veröffentlichung bestimmt hat, in der wir es kennen. Das trifft z. B. für Goethes Faust zu, wo denn die Frage nach dem verschiedenen Ursprung darauf hinausläuft, zu untersuchen, wie sich die Partien des fertigen Werkes auf das Leben des Dichters verteilen und durch welche Erlebnisse und inneren Erfahrungen sie im einzelnen angeregt sind, dies alles aber doch nur Vorarbeit ist für die Hauptfrage: was der Dichter zuerst, was zuletzt mit seinem Werke gewollt habe, wie seine eigne Entwicklung in der dieses Werkes sich kundtue. Auch aus dem Egmont läßt sich Ähnliches anführen. Als der Unglückliche nachts im Gefängnis dadurch aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, daß Silva, von Gewaffneten begleitet, eintritt, glaubt er zuerst, man wolle ihn ermorden; wie ihm dann das Urteil vorgelesen wird, fährt er auf bei den Worten, daß dem Herzog von Alba auch über die Ritter des goldenen Vließes die Gerichtsbarkeit übertragen sei: offenbar ist er ganz überrascht und weiß nichts von einer vorhergegangenen Gerichtsverhandlung. Und doch sagt nachher Ferdinand zu ihm, er habe in den Akten die einzelnen Anklagepunkte gelesen und dazu Egmonts Antworten: »Gut genug, dich zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von »der Schuld zu befreien.« Goethe war mit diesem Trauerspiel bereits beschäftigt, als er nach Weimar kam; vollendet hat er es in Italien: so ist es sehr begreiflich, daß sich in manchen Punkten

die Voraussetzungen, auf denen das Drama beruhte, wie die künstlerischen Gedanken, die es verwirklichen sollte, während der Ausführung verschoben haben.

Außergewöhnlich günstige Bedingungen sind der literarischen Analyse da gestellt, wo der Verfasser selbst sich über die Entstehungsweise seines Werkes ausgesprochen hat. An Gerckes methodischen Erörterungen haben deshalb die Beispiele aus Don Carlos einen wesentlichen Anteil. Wenn Schiller bekennt, er habe sich zu lange mit dem Stücke getragen, sei während der Ausarbeitung selbst ein andrer geworden und habe schließlich die zweite Hälfte der ersten so gut es ging anpassen müssen, so ist es nicht übel dies auf Homer anzuwenden (S. 13): »Wie der »Marquis Posa jetzt den Don Carlos ganz in Schatten stellt, so haben »die Irrfahrten des Odysseus und der Freiermord die Bedeutung »der Hadesfahrt getrübt, der Kampf um Ilion den Raub der Helena »überwuchert.« Der Vergleich kann sich nützlich erweisen, Aufmerksamkeit zu wecken und Gesichtspunkte zu zeigen; er darf nicht etwa dazu verführen, daß man Unterschiede der Anschauung und des historischen Bewußtseins, die sich auf Generationen und Jahrhunderte verteilen, zu Stufen in der Entwicklung eines einzelnen Menschen zusammendrängt, oder umgekehrt Vorstellungen, die in demselben Kopfe sehr wohl vereinigt sein konnten, der großzügigen Analogie zuliebe auseinander reißt. Der zweiten Gefahr ist Gercke nicht ganz entgangen. Die Erklärung des Widerspruches in bezug auf die Bekanntschaft des Prinzen mit der Handschrift der Königin setzt er gut auseinander; aber er sieht auch Widersprüche, wo keine sind. Daß in zwei Szenen (I 3 und II 8) von der Werbung des Grafen Gomez in ungleichem Tone gesprochen wird, erklärt sich doch wohl ausreichend aus den Personen, die sprechen: dort die Herzogin von Olivarez, hier Prinzessin Eboli selbst. Für beide Stellen einen Unterschied der Entstehungszeit und der Gesamtauffassung, aus der sie hervorgegangen seien, anzunehmen (S. 83) ist hier so wenig Anlaß wie bei den letzten Worten der Königin, die zu der jetzt vorhergehenden Abschiedsszene des Marquis (IV 21) ursprünglich nicht gehört haben sollen. Die geschmacklose Erklärung »*neminem pluris aestimo*« erwähnt Gercke nur, um sie abzulehnen (S. 101); doch auch in der natürlichen Bedeutung, die er mit Recht vorzieht, sind die Worte durchaus geeignet den, der sich dem Tode geweiht hat, aufs tiefste zu

bewegen: der einzige Mann ist er gewesen, den die Königin schätzte. Unerläßlich, ehe Kritik einsetzt, bleibt doch immer die Sorgfalt im Verstehen; und im bereicherten Verständnis liegt dann wieder der beste Lohn der Kritik. Davon bieten unsere beiden Dioskuren auch gemeinsame Beispiele. Im Wallenstein das Element »Goethe« und in Wilhelm Meister den Einfluß Schillers aufzusuchen und zu empfinden ist eine schöne Aufgabe, die trotz des Anhaltes, den der Briefwechsel gewährt, an den trennenden und verbindenden Verstand ernste Forderungen stellt.

Viel schwieriger freilich wird die Arbeit der Kritik, wenn es sich um ein Werk aus alter Zeit handelt, über dessen Entstehung keine Briefe oder sonst literargeschichtliche Notizen vorliegen. Wenn da gewisse Stücke den Zusammenhang stören, so muß gezweifelt werden, ob sie vom Autor selbst aus einer fremden Vorlage bei Gelegenheit der ersten Ausarbeitung aufgenommen oder erst später in sein vollendetes Werk, sei es nun auch wieder von ihm selbst oder von anderen, hineingebracht worden sind. Seit wir gelernt haben an die Möglichkeit zu denken, für die es im Grunde gar keines Beweises bedurft hätte, daß ein Autor sein eigenes Werk interpolieren kann, ist manche Diskussion, die schon geschlossen zu sein schien, von neuem eröffnet worden; so die über das Verhältnis der Verse in Sophokles' Antigone 905—913 zu der Erzählung bei Herodot III 118 f. Kirchhoffs scharfsinnige Behandlung dieser Frage[9]) verliert dadurch etwas an Sicherheit, daß er es als selbstverständlich annimmt, der Dichter müsse jene Verse gleich bei der ersten Aufführung der Tragödie eingefügt haben, während es doch ebensowohl nachträglich, bei Herstellung der Buchausgabe, geschehen sein kann. Dieser Ansicht neigt auch Ewald Bruhn zu, der die Echtheit des uns in der Tragödie befremdenden Zitates überzeugend dargetan hat[10]). Natürlich gibt es einfachere Probleme, die eine glatte Lösung zulassen. Wenn Nitzsch (Rhein. Mus. 27) nachgewiesen hat, daß Herodot bald für Athen bald für Sparta, bald für die Alkmeoniden bald für ihre Gegner eingenommen erscheint, weil er, um unparteiisch zu verfahren, verschiedenartige Berichte gesammelt und aneinander gereiht hat,

---

9) Über die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes² (1878) S. 8 f.

10) Bruhn, Eine neue Auffassung der Antigone. NJb. 1 (1898) S. 248 ff. Dazu Einleitung seiner Ausgabe (1904) S. 37.

so wird gewiß niemand den Einwand erheben, Herodots Darstellung sei zuerst einheitlich gewesen und das Schwanken des Standpunktes in unserem Texte beruhe auf Interpolation. Umgekehrt versteht es sich in der pseudaristotelischen Ἀθηναίων πολιτεία von selbst, daß der Zusatz (43, 2) κατὰ σελήνην γὰρ ἄγουσιν τὸν ἐνιαυτόν, den Rühl, Lipsius, van Herwerden als fremdartig erkannt haben, nicht zur Zeit als die Schrift verfaßt wurde, irgend einem äußeren Anlaß zufolge, gemacht sein kann. Doch eben dieses Werk bietet uns ein Beispiel, wie verwickelt unter Umständen die Ursprungsfragen sein können und wie vorsichtiger Formulierung sie bedürfen. Daran zweifelt seit Wilckens scharfsinniger Entdeckung wohl niemand mehr, daß die drakonische Verfassung, die in dem Verzeichnis am Schluß des historischen Teiles (Kap. 41) ohne Nummer auftritt, auch in der vorhergehenden Darstellung (Kap. 4) interpoliert ist. Wer aber den Einschub gemacht habe, ob der Verfasser selbst oder ein Späterer, darüber wird noch gestritten und wird vielleicht immer gestritten werden. Ja, auch der Versuch, den Inhalt der Interpolation als echt anzusehen, dieses Spiegelbild oligarchischer Wünsche aus der Zeit der Revolution von 411 als eine Wirklichkeit des 7. Jahrhunderts zu begreifen — selbst dieser Gedanke hat kürzlich in Otto Seeck einen entschlossenen und beredten Fürsprecher gefunden[11]).

Aber wenden wir, um den Rückweg zu Homer zu gewinnen, von der unvollkommenen Arbeit eines Schülers den Blick erst noch auf das Kunstwerk eines Meisters griechischer Prosa. Platons »Staat« hat bedeutenden Forschern zu Untersuchungen Anlaß gegeben über seine Zusammensetzung, die zeitliche Reihenfolge der Teile, über Entwicklung und Umbildung des Planes nach dem der Verfasser selbst sie endlich zu einem Ganzen vereinigt hat. Wenn Theodor Gomperz die auf diesem Wege erwachsenen »Mutmaßungen« ganz und gar abzulehnen sich genötigt erklärte (Griech. Denker II [1903] S. 359), so hat er mit Recht scharfen Widerspruch erfahren. Angenommen selbst, unter den erzielten Resultaten fände sich kein Satz, der im wörtlichen Sinne richtig wäre, so bliebe doch der Gewinn, daß beim Suchen die Gedanken Platons in mannigfaltigen

11) Ulrich Wilcken, »Zur Drakontischen Verfassung«, im »Apophoreton« der Graeca Halensis (1903) S. 85 ff. Seeck, »Die Gesetze Drakons«, Klio 4 (1904) S. 306 ff., im Zusammenhang einer Reihe von »Quellenstudien zu des Aristoteles Verfassungsgeschichte Athens«.

Beziehungen verglichen, in wechselnde Beleuchtung gerückt und so dahin gebracht worden sind, immer mehr von ihrem Gehalt und Wesen zu offenbaren. Und, was mehr ist, gewonnen bleibt die Gesamtanschauung, die nicht einfach hingestellt und überliefert werden kann sondern erarbeitet sein will, daß ein Werk wie dieses, trotz der »unerhörten schriftstellerischen Kunst« die dafür aufgeboten ist, nicht in gerader Linie aus dem Leben des Denkers hervorgegangen sondern allmählich entstanden ist und im schließlichen Aufbau wie mit den darin vorkommenden »Härten des Überganges« von Entwicklung und innerem Ringen Zeugnis ablegt. Diese Grundanschauung scheint auch Gomperz zu würdigen bereit (S. 371). Und vielleicht hatte sein Protest überhaupt nur den Sinn, daß er vor allzu großem Vertrauen zu den Einzelheiten der aufgestellten Hypothesen warnen wollte. Wie weit solche Warnung notwendig war, mögen Kundigere beurteilen. Für Homer wäre sie im höchsten Grade angebracht. Haben wir es doch erlebt und erleben es immer wieder, daß bestimmte Theorien der Komposition, weil sie geistreich entworfen und lebhaft vorgetragen waren, von anderen Wort für Wort angenommen und verwertet wurden, sei es zum Weiterbau in derselben Richtung oder als Grundlage für sprachliche, für kulturgeschichtliche Betrachtung.

Nachdem wir durch Analogien der bildenden Kunst und dann an literarischen Beispielen vier Arten kennen gelernt haben, wie Schiefheiten und Anstöße in der Ausführung eines Kunstwerkes entstanden sein können, läßt sich die Stärke wie die Schwäche der seit Lachmann geübten Homerkritik kurz bezeichnen: man hat mit Aufbietung von viel Fleiß und Scharfsinn den einen der angegebenen Wege ausgebaut, die drei anderen kaum beachtet. Dabei blieb der Meinungsverschiedenheit immer noch ein breiter Raum geöffnet, je nachdem als das Ursprüngliche eine Einheit angesehen wurde, die nachher durch Zusätze entstellt sei, oder eine Mannigfaltigkeit, aus der erst später ein scheinbares Ganze geschaffen worden wäre; wo man dann wieder streiten konnte, ob die eigentliche und echte poetische Kraft auf der früheren Stufe der Einzellieder oder bei dem nachfolgenden Geschäfte des Zusammenfassens wirksam gewesen sei. Gemeinsam war die Vorstellung, daß Unstimmigkeiten und Widersprüche aus äußerlich eingreifender Tätigkeit erklärt werden müßten. Wo es unternommen wurde —

z. B. von Kirchhoff für α und ο, von Kayser für Η und Θ, von Peppmüller für Ω [12]) — im einzelnen zu verfolgen, wie ein Dichter mit überkommenem Besitz an Versen, Formeln, Wendungen gearbeitet hatte, da geschah es immer in der Absicht und im ganzen auch mit dem Erfolge, daß er dadurch als »Interpolator« oder »Flickpoet«, sein Werk als ein Machwerk, als »unecht« hingestellt wurde. Und doch konnte ein Gesang wie Ἕκτορις λύτρα stutzig machen und mißtrauisch, nicht gegen den Nachweis der vielfachen Abhängigkeit des Verfassers von seinen Vorgängern, sondern gegen das daraus abgeleitete Urteil, daß er kein Dichter sei.

Mit bezug hierauf schrieb ich vor 24 Jahren: »Was wir in Ω »haben, ist nicht eine Dichtung vom allerersten Range, aber immer »noch Dichtung, nicht genial und ursprünglich, aber durchdacht »und empfindsam, in Mängeln und in Vorzügen dem nicht unähnlich, »was Vergil in seiner Äneide geschaffen hat.« Das war, an Würdigung nachschaffender Kunst, eher zu wenig gesagt als zu viel. Wie Vergil ein Dichter ist, obwohl er überall Gedanken und Motive verwendet die er nicht erfunden hat, so können auch unter den Epigonen innerhalb der homerischen Poesie echte Dichter sein. Und daß schon die Verfasser der ältesten Teile unsrer Ilias nicht ganz auf sich standen, sondern von einer reichen Erbschaft zu zehren hatten, ist durch die Betrachtung der Sprache, der Kultur, des Götterglaubens klar geworden. Gleichzeitig aber hatte ihr Denken, an modernem gemessen, etwas Schlichtes und Ursprüngliches; für gar vieles, was ein Dichter zu sagen hat, sollte zum erstenmal ein Ausdruck gefunden werden. So ergab sich eine Mischung aus Gebundenheit und Freiheit, Konventionellem und Frischempfundenem, aus Unbeholfenheit der Sprache und glücklich treffender Kraft. Deshalb müssen wir darauf gefaßt sein, daß auch in der poetischen Gestaltung Verstöße gegen die Perspektive, an denen mangelndes Können schuld st, neben solchen vorkommen, die der Dichter, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen, mit eignem Willen sich erlaubt hat wie Rubens den falschen Schatten. Erwarten können wir das; ob wir es aber finden werden, ist nicht im voraus zu sagen. Dazu bedarf es eines genaueren Eingehens auf eben jene wundersame Mischung, die recht eigentlich das Wesen des epischen Stiles der Griechen ausmacht.

12) Karl Ludwich Kayser, De interpolatore Homerico, Heidelberg 1842; wieder abgedruckt in seinen Homerischen Abhandlungen S. 47 ff. — Peppmüller, Kommentar des vierundzwanzigsten Buches der Ilias, 1876.

Zweites Kapitel.

Homerischer Stil.

I. Gedanke und Ausdruck.

Die Sprache des Epos recht zu verstehen wird uns vor allem deshalb so schwer, weil in den geschriebenen oder gedruckten Zeichen nur ein Teil dessen fixiert ist, was der Vortragende ausdrücken wollte und für seine Zuhörer vernehmlich auszudrücken vermocht hat. Wirksam wechselnde Betonung eines südländischen Rhapsoden auf der einen Seite, empfänglicher Sinn und leichte Entzündbarkeit auf der andern kamen hinzu, um ein Ganzes voll Bewegung und Leben zu erzeugen, das wir kaum ahnen können. Das papierne Wort bietet nur einen ersten Anhalt; ihn muß die Phantasie ergreifen und von ihm aus versuchen, ein Bild der Stimmungen, Empfindungen, unausgesprochenen Gedanken hervorzurufen, die den mündlichen Vortrag begleitet haben[1]. Wer bei uns allzu lebhaft gestikuliert, mag leicht die Besorgnis erwecken, ob er wohl recht bei Verstande sei; den Griechen erschien umgekehrt ein Mann, der bei öffentlichem Sprechen ruhig stand, σκῆπτρον δ' οὔτ' ὀπίσω οὔτε προπρηνὲς ἐνώμα ἀλλ' ἀστεμφὲς ἔχεσκεν, — ἀΐδρεϊ φωτὶ ἐοικώς (Γ 218 f.). Da nun Ton und Minenspiel wegfallen, so müssen in der nüchtern gemachten, schwarz auf weiß festgelegten Sprache grammatische Anstöße hervortreten, von denen das Publikum des Dichters nichts merkte[2].

---

1) Wertvolle Anregung nach dieser Seite gibt der schon erwähnte Aufsatz von Felix Bölte, »Rhapsodische Vortragskunst« NJb. 19 (1907) S. 571 ff.

2) Im Nächstfolgenden ist, in etwas andrer Gruppierung, ein Teil der Ausführungen wiederholt, die in meinem Aufsatz »Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart« (Rhein. Mus. 47 [1892] S. 74 ff.) gegeben waren.

Homer denkt mehr anschaulich als logisch; indem seine Phantasie von einem Bilde zum andern weiter eilt, läßt sie die Erwägung nicht aufkommen, ob auch die Hörer imstande sein werden ebenso schnell zu folgen. So lesen wir in der Schilderung des Ringkampfes zwischen Odysseus und dem Telamonier Ψ 725 ff.:

ὣς εἰπὼν ἀνάειρε. δόλου δ' οὐ λήθετ' Ὀδυσσεύς·
κόψ' ὄπιθεν κώληπα τυχών, ὑπέλυσε δὲ γυῖα,
κὰδ δ' ἔπεσ' ἐξοπίσω· ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς
κάππεσε.

Hier haben außer der venetianischen fast alle Handschriften κὰδ δ' ἔβαλ' ἐξοπίσω, und auch in *A* ist ἔβαλ' als Variante beigeschrieben. Offenbar eine sehr alte Korrektur, der grammatischen Korrektheit zuliebe gemacht und nun doch wieder gegen diese verstoßend, wegen der Worte die nachfolgen: ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς κάππεσε. — Viel jünger ist der unnötige Heilungsversuch an einer anderen, in der Tat etwas verwickelten Stelle, wo Hektor einen seiner Mitkämpfer ermuntert ihm gegen die Feinde zu folgen (O 556 ff.):

— οὐ γὰρ ἔτ' ἔστιν ἀποσταδὸν Ἀργείοισιν
μάρνασθαι, πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ κατ' ἄκρης
Ἴλιον αἰπεινὴν ἑλέειν κτάσθαι τε πολίτας.

»Entweder wir töten sie oder sie nehmen Ilios, und dann fallen die Bürger«: das würde jeder verstehen. Daß ein solcher Gedanke, in den Infinitiv gesetzt, undeutlich wird und einer das Verständnis erleichternden Umformung bedarf, weiß ein moderner Schriftsteller aus vielfacher Erfahrung; für den ganz in seinen eigenen Vorstellungen befangenen kindlichen Geist entsteht gar nicht die Frage, ob das Gesagte auch für jeden anderen deutlich sei. Deshalb hat nicht nur van Herwerden dem Texte Gewalt angetan (Hermes 16 [1881] S. 359), der 558 streicht und in 557 ἠὲ ἁλῶναι statt ἠὲ κατ' ἄκρης einsetzt; sondern auch die beiden holländischen Gelehrten, welche hier mit gelinderen Mitteln zu helfen meinten, van Leeuwen und Mendes da Costa (1889), haben ganz sicher den Dichter und nicht die Überlieferung korrigiert, indem sie die Infinitive vertauschten und 557 κατακτάσθ', 558 κτάμεναι schrieben. Den Dichter verantwortlich zu machen ist auch Gerckes Meinung (NJb. 7 S. 97); nur will er dieses »ungrammatische Stammeln« nicht als Äußerung kindlichen Geistes entschuldigt wissen, sondern erkennt darin den

Selbstverrat eines Stümpers, der den sinnvollen Vers M 172 (πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ ἁλῶναι) zu einem unsinnigen gemacht habe. Aber solange eine Abhängigkeit der Partie des O von dem späten M nur für den unmittelbaren Zweck angenommen wird, will ich lieber bei dem Bemühen bleiben, sie aus sich selbst zu verstehen. Und wenn Gercke ausruft: »wahrlich, ein solcher Dichter wäre des Lesens nicht wert«, so brauchen wir darüber nicht zu streiten. Die Frage ist, ob er des Hörens und Ansehens wert war, wenn er mit bezeichnender Handbewegung den Wechsel des Standpunktes begleitete.

Daß Homer, wo er Reden seiner Helden mitteilt, sich fast ausschließlich der direkten Form bedient, ist schon das Zeichen einer gewissen Ungelenkheit im Denken. Von dieser war der Verfasser des ψ soweit frei, daß er ganz geschickt unter reichlicher Benutzung von Reminiszenzen die Hauptereignisse der Irrfahrten in eine Reihe von Sätzen gebracht hat, die sich der Form fügen: »er erzählte wie dies gewesen war, wie das geschehen war« (310—341). Der Bericht des Helden an seine Gattin sollte skizziert werden, und da verbot sich der Gebrauch direkter Rede von selbst; denn um die Wirklichkeit nachzuahmen, hätte sie ausführlich sein müssen, und dafür war hier kein Platz. Der ganze Plan aber eines solchen andeutenden Referates ebenso wie das Gelingen der Ausführung sind ein Zeichen für späte Entstehung dieser Partie, so daß wir die anerkennende Verwertung des Beispiels bei Aristoteles (rhetor. III 16; p. 1417ᵃ, 12) und die Athetese Aristarchs gleich wohl verstehen. In anderm Sinne charakteristisch sind die Stellen, an denen der Versuch gemacht ist, im Verlaufe bewegter Handlung eine etwas längere Äußerung einer Person in abhängiger Form wiederzugeben: wenn nicht, wie ϑ 514 ff., durch beständige Wiederholung das regierende Verbum im Bewußtsein festgehalten wird, so stellt sich nach wenigen Sätzen die bequemere, dramatische Form wieder ein. Im Anfang der Odyssee gibt Zeus seinem Unwillen über die Schandtat des Ägisthos Ausdruck: »Er hat die rechtmäßige Gattin des Agamemnon geheiratet und diesen selbst getötet, obwohl er wußte, was ihm zur Strafe bevorstand. Denn wir hatten ihm den Hermes geschickt und ihn gewarnt, er solle jenen nicht töten noch seine Frau heiraten; denn von Orestes wird Rache für den Atriden kommen, sobald er herangewachsen ist.« α 39 f.:

μήτ᾽ αὐτὸν κτεῖναι μήτε μνάεσθαι ἄκοιτιν·
ἐκ γὰρ Ὀρέσταο τίσις ἔσσεται.

Die Härte des Überganges ist durch nichts gemildert; die logische Auffassung versagte dem Dichter, seine Stärke lag in der lebendigen Vergegenwärtigung. Ganz das Gleiche haben wir Δ 303 in einer Rede Nestors und Ψ 854 f., wo nur zwei Worte des Achilleus (ἧς τοξεύειν) grammatisch abhängig gebildet sind, alle folgenden unvermittelt in direkter Form erscheinen. Von andrer Art ist O 346 ff.:

Ἕκτωρ δὲ Τρώεσσιν ἐκέκλετο μακρὸν ἀύσας,
νηυσὶν ἐπισσεύεσθαι ἐᾶν δ᾽ ἔναρα βροτόεντα.
ὃν δ᾽ ἂν ἐγὼν ἀπάνευθε νεῶν ἑτέρωθι νοήσω,
αὐτοῦ οἱ θάνατον μητίσομαι.

Daß man im Altertum ἐπισσεύεσθαι und ἐᾶν von ἐκέκλετο abhängig dachte, wissen wir durch Nikanor (ἡ συνήθεια συνάπτει καὶ τὸ ʽνηυσὶν ἐπισσεύεσθαιʼ, ἵνα ἡ μετάβασις ᾖ ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ ἐπὶ τὸ μιμητικόν· ʽὃν δ᾽ ἂν ἐγώνʼ: *A*) und aus der Schrift περὶ ὕψους (Vahlen p. 41, 10 sqq.), deren Verfasser in dem Wechsel eine beabsichtigte Wirkung empfand: τὴν μὲν διήγησιν . . . ὁ ποιητὴς προσῆψεν ἑαυτῷ, τὴν δ᾽ ἀπότομον ἀπειλὴν τῷ θυμῷ τοῦ ἡγεμόνος ἐξαπίνης οὐδὲν προδηλώσας περιέθηκεν. Aber bereits Nikanor scheint, was Friedländer erkannt hat, eben durch Hervorhebung der gewöhnlichen seine abweichende Auffassung angedeutet zu haben. Und heute wird wohl in allen Ausgaben Hektors Rede mit νηυσὶν ἐπισσεύεσθαι als kräftig aufforderndem Infinitiv begonnen.

Wenn der Dichter die Worte einer Person durch eine andere wiederholen läßt[3]), so entsteht, wo es sich nicht um einen so kurzen Gedanken handelt wie ρ 347. 352, leicht eine syntaktische Schwierigkeit, über die dann der Redende stolpert. So sagt Zeus, als er Iris zum Poseidon abschickt, vollkommen korrekt (O 163 ff.):

φραζέσθω δὴ ἔπειτα κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν,
μή μ᾽, οὐδὲ κρατερός περ ἐὼν ἐπιόντα ταλάσσῃ
μεῖναι, ἐπεί εὑ φημὶ βίῃ πολὺ φέρτερος εἶναι
καὶ γενεῇ πρότερος· τοῦ δ᾽ οὐκ ὄθεται φίλον ἦτορ
ἶσον ἐμοὶ φάσθαι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι.

3) Vgl. Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. (Progr. Liegnitz, 1891.) Dazu meine Besprechung BphW. 1891 Sp. 1641 ff.

Doch in der Botschaft, welche die Göttin an Poseidon ausrichtet, klingt es anders:

— — σὲ δ' ὑπεξαλέασθαι ἀνώγει
χεῖρας, ἐπεὶ σέο φησὶ βίῃ πολὺ φέρτερος εἶναι
καὶ γενεῇ πρότερος· σὸν δ' οὐκ ὄθεται φίλον ἦτορ
ἶσόν οἱ φάσθαι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι.

Iris denkt aber gar nicht daran, den Vorwurf in ihrem eigenen Namen zu erheben; es ist dem Dichter bloß nicht gelungen sie so sprechen zu lassen, daß klar würde, er sei noch ein Teil vom Auftrage des Zeus. — Derselben Mißdeutung ist der Charakter der Iris, die doch als Botin gern freundlich vermittelt und dafür O 207 das Lob des Poseidon erntet, noch an einer zweiten Stelle ausgesetzt. Zeus entsendet sie, um Here und Athene vom Kampfe zurückzurufen, mit starker Drohung (Θ 404 ff.):

οὐδέ κεν ἐς δεκάτους περιτελλομένους ἐνιαυτοὺς
ἕλκε' ἀπαλθήσεσθον, ἅ κεν μάρπτῃσι κεραυνός·
ὄφρ' εἰδῇ γλαυκῶπις, ὅτ' ἂν ᾧ πατρὶ μάχηται.
Ἥρῃ δ' οὔ τι τόσον νεμεσίζομαι οὐδὲ χολοῦμαι·
αἰεὶ γάρ μοι ἔωθεν ἐνικλᾶν ὅττι κεν εἴπω.

Wie nachher Iris den beiden Göttinnen den Befehl des Vaters verkündet, macht sich bis 406 (= 420) alles ganz natürlich; aber nun fügt sie recht unehrerbietig hinzu (421 f.):

Ἥρῃ δ' οὔ τι τόσον νεμεσίζεται οὐδὲ χολοῦται,
αἰεὶ γάρ οἱ ἔωθεν ἐνικλᾶν ὅττι κεν εἴπῃ.

Und hier läßt sich der Dichter selbst von der durch sein syntaktisches Ungeschick geschaffenen Situation fangen, indem er, noch höher trumpfend, der Botin die weiteren Worte in den Mund legt (Θ 423 f.):

ἀλλὰ σύ γ' αἰνοτάτη, κύον ἀδδεές, εἰ ἐτεόν γε
τολμήσεις Διὸς ἄντα πελώριον ἔγχος ἀεῖραι!

Aristarch hat die letzten fünf Verse (420—424) gestrichen: ὅτι ἐκ τῶν ἐπάνω μετάκεινται· ἱκανὸν δὲ ἦν εἰπεῖν ὅτι οὐκ ἐᾷ ὁ Ζεύς. καὶ ἀποκαθίσταται (so Lehrs für ἀποσυνίσταται) ἐπιεικὲς ὂν τὸ τῆς Ἴριδος πρόσωπον· οὐ γὰρ ἂν εἶπεν 'κύον ἀδεές'. Viele neuere Herausgeber, unter anderen Bekker in beiden Ausgaben, Düntzer, die beiden Holländer, Ludwich sind dem Alexandriner gefolgt; andere,

wie La Roche Nauck Christ, mit Bedenken auch Leaf, haben die Verse beibehalten, sicher mit Recht. Denn wenn zugegeben werden muß, daß sie den Leser geradezu stören und daß durch ihren Wegfall die bescheidene Sinnesart der Iris glücklich wieder hergestellt werden würde, so müssen wir doch fragen, ob ein Fehler in der Charakteristik unter den gegebenen Verhältnissen wirklich etwas Unerhörtes wäre. Vielmehr werden wir ihn dem Verfasser von Θ, einem der schwächsten Mitarbeiter des Epos, um so eher zutrauen, wenn, wie vorher geschehen ist, die Entstehung des falschen Zuges psychologisch erklärt werden kann. Dieser Zug ist dann im Bilde der Iris haften geblieben und hat vielleicht zu dem συνθέλω δ' ἐγώ den Anlaß gegeben, durch das sie im Herakles (832; vgl. 841. 855) sich mit der Götterkönigin identifiziert.

Das unmerkliche Hinübergleiten aus der obliquen Form des Gedankens in die gerade ist doch nicht bloß ein Zeichen mangelnder Gewandtheit; oft liegt darin auch — das hat der Autor περὶ ὕψους (oben S. 387) richtig gefühlt — eine besondere Kraft des Ausdrucks. So braucht man N 676 ff. den Satz τάχα δ' ἂν bis αὐτὸς ἄμυνεν nur in Parenthese zu setzen, um anstatt einer Unklarheit eine sehr wirksame Wendung zu bekommen: die Gefahr wird dem Hörer fühlbarer, wenn der Erzähler sie ihm unmittelbar vorhält, während doch zugleich das Zeichen des Gedankenstriches oder, richtiger gesagt, ein bedächtiges Innehalten im Vortrage daran erinnert, daß der Satz noch mit in den Bereich dessen gehört, was Hektor nicht wußte. Überhaupt möchte ich nicht dahin verstanden werden, daß es meine Absicht sei den Wert der homerischen Dichtung herabzusetzen, indem ich ihre »Schwächen« nachweise. Dieser Vorwurf ist, wenn auch in freundlichster Form, von Fraccaroli erhoben worden, der in der Einleitung seines schönen Buches über Pindar[4]) auf meine Abhandlung über eine »Schwäche der homerischen Denkart« zu sprechen kommt. Im wesentlichen der Beurteilung weiß ich mich hier mit ihm eins; was wir an Homer bewundern ist die unmittelbare Frische des Ausdrucks, die plastische Kraft und zugleich nie ermüdende Beweglichkeit der Phantasie. Aber wenn diese Vorzüge in so reichem Maße nur der Dichter einer Zeit und eines Volkes besitzen konnte, denen literarische

---

4) Le odi di Pindaro, dichiarate e tradotte da Giuseppe Fraccaroli, Verona 1894; p. 60 segg.

Kultur und die damit verbundene Schulung des Verstandes fremd war, so versteht es sich von selbst, daß mit der sinnlichen Fülle ein gewisser Mangel an nüchterner Reflexion verbunden sein mußte. Und wenn wir uns bemühen diesen zu erkennen, so soll das natürlich nicht aus Lust am Kritisieren geschehen, sondern im Gegenteil, um durch den Einblick in jene notwendige Wechselwirkung zu verhüten, daß an die alte Dichtung der Maßstab moderner Verständigkeit und Korrektheit angelegt werde. Nur läßt es sich nicht vermeiden, daß wir, um die Eigentümlichkeit von Homers Denkweise zu beschreiben, eben die Ausdrücke gebrauchen, die, auf den Stil eines modernen Schriftstellers bezogen, einen Tadel enthalten würden. Wenn Eumäos dem Telemach erzählt (π 142 ff.):

αὐτὰρ νῦν, ἐξ οὗ σύ γε ᾤχεο νηῒ Πύλονδε,
οὔ πώ μιν φασὶν φαγέμεν καὶ πιέμεν αὔτως
οὐδ' ἐπὶ ἔργα ἰδεῖν, ἀλλὰ στοναχῇ τε γόῳ τε
ἧσται ὀδυρόμενος, φθινύθει δ' ἀμφ' ὀστεόφιν χρώς —

oder wenn derselbe der Königin berichtet (ρ 525 ff.):

— — στεῦται δ' Ὀδυσῆος ἀκοῦσαι
ἀγχοῦ, Θεσπρωτῶν ἀνδρῶν ἐν πίονι δήμῳ,
ζωοῦ· πολλὰ δ' ἄγει κειμήλια ὅνδε δόμονδε —

so begeht er wirklich einen Denkfehler, da er im Verlauf seiner Mitteilung das φασίν und das στεῦται ganz vergißt und Dinge, die er nur von Hörensagen weiß, so weitergibt, als wären es Tatsachen. Einen Fehler nennen wir das vom Standpunkte einer entwickelten Logik aus, die freilich nicht gehindert hat, daß dieselbe Verwechslung auch heute noch, und zwar nicht bloß auf dem Boden der poetischen Rede, ihr Wesen treibt: dem naiven und ungeschulten Denken der homerischen Zeit dürfen wir keinen Vorwurf daraus machen, daß ein Unterschied unbeachtet blieb, für dessen Bezeichnung noch nicht die ausgebildeten Formen einer scharf durchdachten Syntax zu Hilfe kamen.

Aus dem Gebiete der nominalen Ausdrücke gehören hierher gewisse Unebenheiten in der Bildung der Apposition. Ares und Enyo werden beschrieben, wie sie dem Heere der Troer voranschreiten, E 592 ff.:

— ἦρχε δ' ἄρα σφιν Ἄρης καὶ πότνι' Ἐνυώ,
ἣ μὲν ἔχουσα κυδοιμὸν ἀναιδέα δηιοτῆτος,
Ἄρης δ' ἐν παλάμῃσι πελώριον ἔγχος ἐνώμα.

Die Form der Apposition ist im zweiten Gliede aufgegeben und statt ihrer ein neues Verbum finitum gesetzt. Ebenso E 145 ff., Σ 536 f., ι 339. Daß solches Ausbiegen vom geraden Wege nicht durchaus etwas Altertümliches war, zeigt ein Vergleich etwa mit Sophokles (s. Bruhns Anhang § 191). Nur die Gelehrten sind von jeher bereit gewesen an der zwanglosen Redeweise sich zu ärgern. Das erkennen wir z. B. λ 81 ff.:

νῶι μὲν ὣς ἐπέεσσιν ἀμειβομένω στυγεροῖσιν
ἥμεθ', ἐγὼ μὲν ἄνευθεν ἐφ' αἵματι φάσγανον ἴσχων,
εἴδωλον δ' ἑτέρωθεν ἑταίρου πόλλ' ἀγόρευεν.

So haben die meisten Handschriften. Aber nicht nur findet sich in einigen ἀγορεῦον, sondern diese pedantische Konjektur war schon dem Didymos bekannt, der sie mit richtigem Takte verwarf. Barnes, Buttmann, Dindorf bewiesen geringeres Verständnis für die Eigenart homerischen Denkens, wenn sie ἀγορεῦον für das Ursprüngliche erklärten. Auch hier ist der grammatische Anstoß untrennbar verbunden mit jener heiteren Lebhaftigkeit des Geistes: das, was gerade vorliegt, beschäftigt ihn ganz; er mag sich nicht zwingen, um nebenher an die Beziehung zu denken, in die es zu etwas früher Ausgesprochenem gebracht werden müßte.

Die sogenannte abgekürzte Vergleichung beruht darauf, daß eine Eigenschaft, die einer Person oder Sache zukommt, nicht der entsprechenden Eigenschaft einer anderen, sondern dieser anderen Person oder Sache selbst gegenübergestellt wird. Κόμαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι P 51 und, wie es ν 89 vom Schiffe der Phäaken heißt,

ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε' ἔχοντα,

sind oft zitierte Musterbeispiele. Auch diese Inkonsequenz des Ausdruckes ist nicht auf Homer beschränkt, sondern findet sich bei Dichtern aller Zeiten und Völker und begegnet besonders oft noch heute in der Sprache des täglichen Lebens. Durch dies letzte wird bestätigt, daß wir es hier mit einer Eigentümlichkeit des ungeschulten Denkens zu tun haben, wie ja durchweg demjenigen, der die homerische Redeweise lebendig nachempfinden will, die natürliche Sprache des Volkes, dem er angehört, mehr Hilfe leistet als die kunstmäßig gebildete in der Literatur. Homer geht in der Freiheit des Abkürzens so weit, daß spätere Geschlechter seines eigenen Volkes ihn nicht überall verstanden haben. Davon haben wir ein treffliches Beispiel in einer Stelle der Odyssee, die in der

Fassung koordinierter Glieder genau die Schiefheit zeigt, welche das Wesen der abgekürzten Vergleichung ausmacht. Als Antikleia in der Unterwelt von Odysseus gefragt wird, wie sie gestorben sei, antwortet sie (λ 202 f.):

ἀλλά με σός τε πόθος σά τε μήδεα, φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ,
σή τ' ἀγανοφροσύνη μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα.

»Die Sehnsucht nach dir, deiner Klugheit und deiner Sanftmut«, so übersetzen wir heute. Aber die Scholien erklären: σά τε μήδεα] ἅπερ κακῶς ἐβουλεύσω τὸν Κύκλωπα τυφλώσας, καὶ ὑποβληθεὶς τοιαῖσδε ὑπὸ τοῦ Ποσειδῶνος κακώσεσιν. Also nicht dadurch sollen die klugen Gedanken des Odysseus die Mutter getötet haben, daß sie sich zu sehr nach ihnen sehnte, sondern dadurch, daß sie ihm die Feindschaft des Poseidon und weiter die langen Irrfahrten einbrachten, die ihn, zum Schmerz der Mutter, von der Heimat fern hielten.

Um sich ein Verhältnis wie das hier vorliegende deutlich zu machen, bedarf es einer gewissen Abstraktion; und abstraktes Denken war etwas, das der homerischen Zeit noch fern lag. Auf dieser Ungeübtheit beruht auch die Erscheinung, daß in dem einer Person beigelegten Attribut oder Prädikat etwas ausgedrückt wird, was in Wirklichkeit — das dürfen wir nun doch sagen — sich auf den ganzen Gedanken bezieht, also dem Verbum als Träger des Gedankens beigefügt werden müßte. Am häufigsten ist das bei Zeitbestimmungen: οὐ γὰρ ἔγωγε τέρπομ' ὀδυρόμενος μεταδόρπιος (δ 193 f.); dann bei χαλεπός und ῥηίδιος. Wenn Hephästos warnt: ἀργαλέος γὰρ Ὀλύμπιος ἀντιφέρεσθαι (A 589), so will er nicht sagen, daß Zeus schwierig sei, sondern daß es schwierig sei, ihm zu widerstreben. Diese Ausdrucksform war auch später allgemein gebräuchlich; was wir Entsprechendes bei dem Begriff der Gleichheit kennen gelernt haben (S. 310. 348), blieb für Homer charakteristisch. Stellenweise meint man, der Dichter selbst habe spüren müssen, daß er etwas empfand oder dachte, was er noch nicht aussprechen konnte. Οὐ γάρ πώ τινα φημὶ ἐοικότα ὧδε ἰδέσθαι .... ὡς ὅδ' Ὀδυσσῆος μεγαλήτορος υἷι ἔοικεν, so sagt Helena von Telemach (δ 141. 143; ähnlich τ 380), und meint natürlich: »noch nie solche Ähnlichkeit«. Aber ein Substantiv dieser Bedeutung gab es noch nicht; und beim Suchen nach einem Platze für den Begriff »ähnlich« bot sich als natürlichster Anhalt die Person dessen dar, an dem die Ähnlichkeit hervortrat. »Schnelle Entscheidung ist besser als

lange Quälerei«: dies wenigstens als Grundsatz aufzustellen ist heute nichts Großes. Ein homerischer Held, der danach zu handeln wußte, hatte es mit dem Aussprechen schwerer (O 511 f.):

> βέλτερον ἢ ἀπολέσθαι ἕνα χρόνον ἠὲ βιῶναι,
> ἢ δηθὰ στρεύγεσθαι ἐν αἰνῇ δηιοτῆτι.

Das dreifache ἤ macht die Worte, wie sie da vor uns stehen, etwas unklar; beim Sprechen freilich wurden sie so gegliedert, daß man verstehen mußte, was der Dichter wollte. Eigentlich ausgesprochen aber war es nicht, sondern schwebte nur vor. Wenn wir an solchen Stellen zu empfinden glauben, wie das Bedürfnis nach einem abstrakten Substantiv sich meldet, so dürfen wir vermuten, daß in dieser Beziehung innerhalb der beiden Epen ein Fortschritt erkennbar sein werde. Und das trifft wirklich zu. Maurice Croiset hat beobachtet[5]), daß von Substantiven auf -ίη, -σύνη und -τύς die Ilias 39 hat, die Odyssee 81.

II. Primitive und konventionelle Darstellung.

Das Gemeinsame aller bisher beobachteten Erscheinungen besteht darin, daß der Dichter während des Sprechens keinen festen Standpunkt für die Betrachtung einnimmt und in einem zusammengesetzten Ausdruck entweder überhaupt das gegenseitige Verhältnis der Begriffe nicht scharf erfaßt oder das Bewußtsein einer zu Anfang übernommenen logischen Abhängigkeit nicht dauernd festhält. Diese Eigenheit zeigt sich nun nicht bloß in grammatischen Dingen.

Wir erwarten von dem Verfasser eines erzählenden Werkes, daß er sich des Planes seiner Arbeit in jedem einzelnen Gliede bewußt bleibe; die Dichter alter Epen kannten diese Forderung nicht, sie würden sie nicht verstanden haben, wenn jemand sie ausgesprochen hätte. Wenn im Nibelungenliede so gut wie in der Odyssee das Alter der Personen von Anfang bis zu Ende unverändert bleibt, Penelope 20 Jahre nach der Geburt ihres Sohnes noch in jugendlicher Schönheit strahlt, Giselher 36 Jahre, nachdem er zum ersten Male aufgetreten ist, immer noch »das Kind« genannt wird, so ist auch dies an sich kein Vorzug, wie man seltsamerweise behauptet hat — höchstens im Sinne des lüsternen

---

5) Croiset, Histoire de la littérature grecque. I (1887) p. 389.

Kentauren, der in der klassischen Walpurgisnacht dem fremden Mann auseinandersetzt, ganz eigen sei's mit mythologischer Frau —, sondern wirklich ein Mangel: während der Dichter bei einer Partie seines Werkes verweilt, hat er die übrigen aus den Augen verloren. Wie Herwig und Gudrun am Strande zusammentreffen, erkennen sie einander nicht (Str. 1234 f.), weil 13 leidenreiche Jahre (1090) darüber hingegangen sind, daß sie sich nicht gesehen haben; trotzdem spricht nachher, wo es sich um die Ausstattung von Herwigs Schwester handelt, der Fürst von Seeland so (1654), als ob der Einfall des Karadiners, der jener früheren Zeit vor der Wegführung der Jungfrauen angehört, ganz neuerdings erfolgt wäre. In dem Gespräch am Strande hatten dann beide endlich ihre Namen genannt und Erkennungszeichen ausgetauscht; aber als am folgenden Tage die Jungfrau vom Fenster aus bittet, man möge Hartmut im Kampfe verschonen, fragt Herwig von neuem, wer sie sei (1486). Ja, bei jener ersten Unterredung wird dem Hörer oder Leser zugemutet sich vorzustellen, daß Gudrun zwar den Namen Ortwein, mit dem einer der beiden fremden Ritter angeredet wird, deutlich vernimmt, ihren eigenen Namen aber, der unmittelbar danach ausgesprochen worden ist, nicht hört (1238. 1240).

Anstöße der zuletzt beschriebenen Art sind es nun gerade, die von altersher zu einer scharfen Kritik geführt und nicht selten verführt haben. Bei den Wettspielen zu Ehren des Patroklos bestimmt Achill den Preis für den Lanzenkampf demjenigen (Ψ 805 f.),

ὁππότερός κε φθῇσιν ὀρεξάμενος χρόα καλόν,
ψαύσῃ δ' ἐνδίνων διά τ' ἔντεα καὶ μέλαν αἷμα.

Aristarch wie neuerdings Bekker[2] und van Leeuwen wollen 806 ausscheiden; und man muß zugeben, daß die Aufforderung den Charakter des Spieles schlecht wahrt. Aber daß die Athetese nicht das richtige Mittel ist solche Anstöße zu erledigen, wird gerade hier durch die nachfolgende Schilderung deutlich bewiesen, da in der Tat (821) Diomedes den Kampf gegen Aias so führt, als ob er im Ringen um blutige Entscheidung einem Feinde gegenüber stünde. Diesen zweiten Vers, der sich freilich nicht wie 806 aus dem Text aussondern läßt, haben Aristarch und Bekker unangetastet gelassen. Daß Helios, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει, den Frevel der Gefährten des Odysseus nicht selbst bemerkt, war dem Alexandriner aufgefallen; und dies war einer der Gründe,

welche ihn bestimmten die Verse μ 374—390, in denen die Meldung der Nymphe Lampetie und das Gespräch zwischen Helios und Zeus erzählt werden, für unecht zu erklären. Dagegen bemerkt Kirchhoff (Odyss.² S. 292): diese Ausstellung »beruht auf völligem »Verkennen der naiven Weise altertümlicher Religionsanschauung, »deren Vorstellungen notwendig unklarer und unbestimmter Art »waren«. Und Wilamowitz sagt in anderer Form dasselbe, wenn er (HU. S. 126) ausruft: »Der stumpfsinnige Rationalismus, der sich »weise dünkt, wenn er sagt, daß der allsehende Helios keinen »Boten brauche, verdient nichts als die Antwort in seinem Stile, »daß gerade eine Wolke über Thrinakia stand«.

An diesen Stellen aus Ψ und μ ist die logische Perspektive dadurch verletzt, daß der Erzähler etwas, was er im Grunde wußte, nicht streng im Sinne behielt. Auch das umgekehrte kommt vor: er erinnert sich zur Unzeit an das, was er weiß, seine Personen aber nicht wissen, so daß er genau genommen davon absehen müßte. Daß Diomedes und Odysseus den troischen Späher, der ihnen zur Nachtzeit begegnet, kennen, war schon den Alten aufgefallen; Aristarch (zu K 447) erklärte es damit, daß Dolon der Sohn eines bekannten Mannes, eines Heroldes, sei, dessen Name während eines zehnjährigen Krieges recht wohl den Gegnern habe zu Ohren kommen können. Noch genauere Kenntnis verrät ein griechischer Held im dreizehnten Buche. Dort wird der Tod des Othryoneus erzählt und dabei erwähnt, er sei von auswärts nach Troja gekommen und habe sich erboten, die Griechen aus dem Lande zu treiben, wenn ihm Priamos seine Tochter Kassandra zur Frau geben wolle. Idomeneus, der ihn tötet, ruft dem Fallenden spottend zu (N 374 ff.): »Jetzt erfülle einmal dem Priamos dein Versprechen. Oder komm lieber zu uns; wir wollen dir die schönste von Agamemnons Töchtern zuführen, wenn du uns hilfst die Stadt zu zerstören.« Hier begnügte sich Aristarch (zu Ξ 45, wo wieder etwas Ähnliches vorliegt) die Tatsache zu konstatieren: ἐξάκουστα ἐγίγνετο παρὰ τοῖς πολεμίοις. Ähnlich wird er die Szene (Ξ 463 bis 475) beurteilt haben, wie Aias einen Krieger tötet und dann höhnisch sagt, es sei wohl ein Bruder oder Sohn des Antenor, weil er diesem so ähnlich sehe. Wenn dazu der Dichter bemerkt, Aias habe so gesprochen, obwohl er den Sohn Antenors wohl kannte, so bleibt es wieder dem Leser überlassen sich zu denken, daß im Laufe eines langen Krieges viele einzelne Personen von

beiden Seiten bekannt geworden sein können. Daß der Teichoskopie in Γ eine ganz andere Annahme zugrunde liegt, braucht uns nicht zu stören und würde uns nicht nötigen für dies Buch spätere Entstehung zu behaupten; der Dichter macht jedesmal die Voraussetzung, die ihm bequem ist. Es gibt aber auch Stellen, für die sich eine erklärende Voraussetzung überhaupt nicht finden läßt. Im Wettkampfe der Wagen hat Athene den Pferden des Diomedes besondere Kraft verliehen, um ihrem Liebling zum Siege zu verhelfen (Ψ 399 f.). Nun feuert Antilochos seine Tiere an (403 ff.):

ἔμβητον καὶ σφῶϊ· τιταίνετον ὅττι τάχιστα.
ἤ τοι μὲν κείνοισιν ἐριζέμεν οὔ τι κελεύω
Τυδεΐδεω ἵπποισι δαΐφρονος, οἷσιν Ἀθήνη
νῦν ὤρεξε τάχος καὶ ἐπ' αὐτῷ κῦδος ἔθηκεν·
ἵππους δ' Ἀτρεΐδαο κιχάνετε, μηδὲ λίπησθον.

Aristonikos bemerkt: ἀθετοῦνται οἱ δύο (405. 406)· πῶς γὰρ τὸ ἐκ τῆς Ἀθηνᾶς γενόμενον οἶδεν ὁ Ἀντίλοχος; Die meisten neueren Herausgeber sind diesem Urteil nicht gefolgt. Sehr mit Recht. Wir sollen aus einem Fall wie dem vorliegenden lernen, daß auch in den vorher besprochenen die Erklärbarkeit nur eine zufällige ist, daß die von den Kritikern zu Hilfe genommene Voraussetzung nicht im Bewußtsein des Dichters gelegen hat, der seinerseits nicht ahnte und nicht ahnen konnte, daß man ihn einmal wegen unglaubwürdiger Aussagen in ein peinliches Verhör nehmen würde.

Als ich die Untersuchung, der die meisten bisher angeführten Beispiele homerischer Sprache und Darstellungsart entnommen sind, zum erstenmal für den Druck vorbereitete, war bereits Carl Rothe, auch er ein Schüler Kirchhoffs und von dessen Grundanschauungen ausgehend, mit ähnlichen Gedanken hervorgetreten. Den Gegenstand seiner Arbeit bildete zunächst »die Bedeutung der Wiederholungen für die Homerische Frage«[6]; wenige Jahre nachher hat er dann, auch auf meinen Aufsatz mehrfach Bezug nehmend, »die Bedeutung der Widersprüche« behandelt. Daß wir nicht in allem, zumal nicht in allen Folgerungen übereinstimmen, ist begreiflich und wird noch zur Geltung kommen. In der Hauptsache bemüht sich auch Rothe, Unebenheiten und Widersprüche, die man zu

6) In einer Festschrift des französischen Gymnasiums in Berlin (1890) S. 123—167. Auch besonders erschienen bei Fock in Leipzig. Die spätere Arbeit s. oben S. 370 Anm.

scharfer Sonderung verwertet hat, wo es angeht auf natürliche Weise zu erklären: teils durch eine Unachtsamkeit des Dichters, der nicht genau unterscheidet, was er als bekannt voraussetzen dürfe, was nicht; teils durch eine Eigenschaft, die in Wahrheit einen Vorzug der homerischen wie jeder echten Poesie ausmacht, ein tiefes Verständnis für das Leben der menschlichen Seele, aus der bei wechselnder Situation und Stimmung auch ungleiche Gedanken und Entschlüsse hervorkommen. Besonders häufig findet er, daß der Erzähler, indem er eine spätere Wendung der Ereignisse vorbereiten will, seine Personen etwas sagen oder tun läßt, was von ihrem eigenen Standpunkt aus nicht ganz zu verstehen ist. Auch dadurch seien Anstöße entstanden, daß der Dichter die Kunstgriffe noch nicht kannte, mit denen sich bei gleichzeitigen Ereignissen, die doch nur nacheinander erzählt werden können, deutlich machen läßt, wie sie sich in der Zeit nebeneinander zugetragen haben.

Eben diese Schwierigkeit bildet das Thema einer ausgezeichneten Studie von Zielinski[7]. Er fragt: wie hilft sich der Dichter, wenn der Stoff parallele Handlungen enthält? — und findet schon mehrere technische Mittel verwandt, die er theoretisch erläutert und zugleich durch eine sinnreiche Art graphischer Darstellung anschaulich macht. An die Spitze stellt er ein Diagramm zu Γ, einem Gesange in dem die Kunst, auf getrennten Schauplätzen die Handlung vorwärts zu führen, bewunderungswürdig hervortritt. Doch das ist bei Homer etwas Seltenes, eine Ausnahme die auch von uns noch gewürdigt werden soll. Meist gelingt es ihm noch nicht recht, anzudeuten, daß zwei Dinge, die er nacheinander erzählt, gleichzeitig geschehen seien; sie geraten ihm so, daß eins auf das andere folgt: und dieser aus Schwäche des Ausdruckes entstandenen Vorstellung gibt er nun auch inhaltlich Raum. Die troische Heeresversammlung am Ende von Θ und die achäische I 9 ff. müssen gleichzeitig stattgefunden haben, der Dichter aber erzählt die achäische nicht nur später, sondern denkt sie sich unwillkürlich auch später geschehen; denn er läßt Nestor I 76 f. auf die Wachtfeuer des troischen Lagers hinweisen, das erst auf Grund

---

7) Thaddaeus Zielinski: Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. Erster Teil, mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. 1901. Sonderabdruck aus dem Philologus, Suppl.-Bd. VIII, 3.

der Beschlüsse jener Versammlung (Θ 542 ff.) außerhalb der Stadt aufgeschlagen worden ist. Im Anfang von O will Zeus durch Iris und Apollon Botschaften ausrichten lassen. Nachdem sein Auftrag an Iris mitgeteilt ist, wird zunächst erzählt, wie sie ihn ausführt und was er für Wirkung tut (168—219), dann erst erfahren wir, was der Göttervater dem zweiten Boten zu sagen hat; den Übergang aber bildet die Wendung: καὶ τότ' Ἀπόλλωνα προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς. Es klingt so, als habe er zu Apollon zu sprechen erst begonnen, nachdem Iris das Schlachtfeld erreicht, den Befehl es zu verlassen an Poseidon gebracht und dieser ihn befolgt hatte; aber das ist nur aus Versehen so geraten, weil der Dichter den Kunstgriff nicht kannte, mit einem »Inzwischen hatte ....« in die Vergangenheit zurückzugehen. Dinge, die er nacheinander erzählt, werden ihm, ohne daß er es will, zu solchen, die nacheinander geschehen seien.

Dasselbe Verhältnis glaubt Zielinski nun anderwärts im großen wiederzufinden. Von der selbsterzeugten, im Grunde verkehrten Vorstellung werde die Phantasie des Dichters so sehr gefangen genommen, daß er sich gedrängt fühle, die zeitliche Aufeinanderfolge, die er ursprünglich gar nicht beabsichtigt hatte, ausdrücklich hervorzuheben und durch bestimmte Angaben zu fixieren. Thetis' Bittgang zum Olymp erfolge nach der eigentlichen Meinung des Dichters gleichzeitig mit der Rückführung der Chryseis durch Odysseus; es sei ihm nur unmöglich gewesen beides nebeneinander zu erzählen. In dieser Bedrängnis habe er sich für den Bericht über die Fahrt nach Chryse dadurch Raum geschafft, daß er den Gang der Göttin um ein paar Tage hinausschob; bloß zu diesem Zwecke sei die Abwesenheit der Götter erfunden (S. 438). Ganz ähnlich sei es in der Odyssee gegangen. Athenens Besuch bei Telemach und die Sendung des Hermes zu Kalypso seien »im Keime« als gleichzeitig gedacht; um sie nacheinander, wie es doch nicht anders möglich war, erzählen zu können, habe Homer sie zeitlich getrennt, und sei dadurch genötigt gewesen den zweiten Götterrat in ε einzuschieben (S. 445). — Wenn man sich entschließt die Dinge einmal von dieser Seite her zu betrachten, so sieht man plötzlich helles Licht auf eine Fülle sonst dunkler Beziehungen fallen. Daß dabei manche einzelne Stelle auch falsch beleuchtet wird, läßt sich im voraus vermuten; davon soll später die Rede sein. Vorherrschend bleibt doch die Freude über den neu gewährten

Einblick in versteckte Zusammenhänge, vor allem über den glücklichen Scharfsinn, mit dem hier etwas so Irrationales wie die Aufgabe des poetischen Gestaltens mit ihren Schwierigkeiten und Lösungen der Beobachtung nach exakter Methode unterworfen ist. Das Ganze ein Beitrag zu dem, was doch mehr und mehr gelingen muß, in die Vorstellungsweise einer fremden Psychologie uns zu versetzen.

Wenn die Männer genannt und beschrieben werden sollen, die sich zu einem Wettkampfe melden, so könnten auch wir sagen: »Es erhob sich erstens der, zweitens der, drittens der usw.«, und würden dabei doch das Bewußtsein festhalten, daß sie gleichzeitig auftraten. Bei Homer, in Ψ, ist aus der Aufzählung eine Erzählung geworden: ὦρτο πολὺ πρῶτος μὲν ἄναξ ἀνδρῶν Ἐύμηλος (288) — — — τῷ δ᾽ ἔπι Τυδεΐδης ὦρτο κρατερὸς Διομήδης, ἵππους δὲ Τρῳοὺς ὕπαγε ζυγόν (290 f.) — — — τῷ δ᾽ ἄρ᾽ ἐπ᾽ Ἀτρεΐδης ὦρτο ξανθὸς Μενέλαος (293) κτλ. Dem vierten, Antilochos, gibt sein Vater, ἄγχι παραστάς, Verhaltungsregeln; und erst als die lange Rede beendet ist und Nestor sich wieder gesetzt hat, darf der fünfte kommen (351 f.):

Μηριόνης δ᾽ ἄρα πέμπτος ἐύτριχας ὡπλίσαθ᾽ ἵππους.
ἂν δ᾽ ἔβαν ἐς δίφρους, ἐν δὲ κλήρους ἐβάλοντο.

Also auch die anderen haben solange gewartet (Zielinski S. 436). Was sie unterdessen getan haben, sagt der Dichter nicht und fragt nicht danach, so wenig wie im Anfang von Δ nach dem Eindruck, den der frevelhafte Schuß des Pandaros, die ὁρκίων σύγχυσις, auf troischer Seite gemacht hat. Während man bei den Griechen um den verwundeten Menelaos beschäftigt ist, τόφρα δ᾽ ἔπι Τρώων στίχες ἤλυθον ἀσπιστάων (221). Mit Recht meint Zielinski (S. 428), die Motive, die den Hektor zu erneutem Angriffe bestimmt haben, würden für Handlung und Charakterzeichnung von Bedeutung gewesen sein; der Erzähler habe hier eine Lücke lassen müssen, weil er von zwei parallelen Handlungen bloß eine darstellen konnte und sich für die achäische entschieden hatte. —

»Es ist merkwürdig, wie eng die Erzählung der Ilias immer »ist, wenn eine Menge von Personen mit den verschiedensten »Interessen an einem Vorgange beteiligt sind. Der Dichter geht in »einem solchen Falle gewissermaßen mit seiner Leuchte reihum. »Wer gerade stark hervortritt, auf den wirft er alles Licht;

»ringsherum ist mehr Dunkelheit als Dämmerung«. So schreibt Hedwig Jordan im Zusammenhang einer Untersuchung, die sich, auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt und überall vom Detail ausgehend, der von Zielinski als würdiges Gegenstück anreiht: »Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias«[8]. Die Verfasserin hat es unternommen, die Darstellungsweise und die Darstellungsmittel des Dichters im rein künstlerischen Sinne zu würdigen, mit der berechtigten Hoffnung, daß sich durch sorgsame Vergleichung ein Fortschreiten von dem, was man einmal konnte, zu schwierigeren Aufgaben werde erkennen lassen. Besonders zu rühmen ist es dabei, daß sie sich von allen Theorien über die Komposition der Ilias vollkommen unabhängig gehalten und so die Unbefangenheit des Blickes für jedes einzelne gewahrt hat. Wenn dabei manche Partien (z. B. des Θ; S. 55) ernster genommen werden als sie es eigentlich verdienen, so ist das kein Schade. Je mehr diese Prüfung der poetischen Technik rein für sich gehalten wird, desto gesicherter wird das, was sie nachher zur Analyse des Epos, zur Bestimmung des relativen Alters seiner Teile beiträgt. Auch nach dieser Seite ist die Verfasserin zunächst sehr zurückhaltend[9]; einige Folgerungen aus den von ihr scharf gefaßten Unterschieden werden wir später Gelegenheit haben zu verwerten.

Wenn Hektor einen Zweikampf mit dem Atriden im Namen seines Bruders Alexandros anbietet (Γ 86 ff.), und dabei dessen kurz vorher erzähltes Zurückweichen von keinem erwähnt wird, so sieht Hedwig Jordan darin ein Zeichen der Sinnesart des Dichters, der sich mit Reminiszenzen nicht belastet, sondern am Neuen und Frischen, an dem was die Handlung fördert, seine Freude hat. Dazu stimmt es, wenn er bei dem anderen Zweikampfe, in H, zu dem Hektor herausfordert, harmlos erzählt, daß Aias (206 f.) und

8) Züricher Inaugural-Dissertation. Im Buchhandel erschienen bei Max Woywod, Breslau 1905. Die angeführte Stelle S. 47.

9) Eine von wenigen Ausnahmen ist (S. 25) ihr Urteil über den Vers E 183, den sie (mit Aristarch) für unecht hält, weil Pandaros offenbar in Wirklichkeit nicht zweifle, ob »jener Mann« etwa ein Gott sei, sondern den Diomedes sicher erkenne und beschreibe. Aber auch wenn die Worte σάφα δ' οὐκ οἶδ', εἰ θεός ἐστιν, wegfallen, so bleiben doch ἐίσκω 181 und εἰ δ' ὅ γ' ἀνὴρ ὅν φημί 184 als Wortlaut eines Zweifels bestehen; und dieser stört nicht, weil er für den Gedanken nur einen Ausdruck stärkster Bewunderung bedeutet.

schon vorher Menelaos (103) sich gerüstet habe. Die Frage, ob sie denn inmitten der Schlacht ungerüstet sein konnten, liegt ihm fern; er hat sich »nicht scharf in die Situation hineingedacht« und gebraucht den anschaulichen Zug, der in der Tat die Bereitwilligkeit des Menelaos wirksam bezeichnet. Diese »Vernachlässigung der Situation (S. 139 f.) ist eben das, was ich Mangel an Perspektive genannt hatte. Den Typus streng sachlicher Kampfschilderung bieten die sechs Einzelkämpfe E 38—83, die hier einfach aneinandergereiht sind; nur zum Schluß wird zusammengefaßt: ὣς οἳ μὲν πονέοντο κατὰ κρατερὴν ὑσμίνην. Auf einer schon höheren Stufe poetischen Könnens stehen Szenen wie die in Λ, in denen Agamemnons blutige Arbeit beschrieben wird. Wie er zwei Söhne des Priamos getötet hat, ruft ein Gleichnis den Gedanken hervor, daß keiner von den Troern ihnen helfen konnte, ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ ὑπ' Ἀργείοισι φέβοντο (121); nachdem dann ein zweites Brüderpaar von seiner Hand gefallen ist, wendet er sich dahin, ὅθι πλεῖσται κλονέοντο φάλαγγες (148), und dieses Gedränge wird nun geschildert. So ist mit Bedacht der Hintergrund angedeutet, von dem sich die Einzelvorgänge abheben sollen, anders als E 48, wo »plötzlich Gefährten zur Stelle sind«, um dem von Idomeneus Getöteten die Waffen zu rauben. Der Erzähler läßt seine Personen, den einzelnen wie die Masse, da sein oder nicht da sein, wie es ihm paßt. Patroklos stürzt sich mit den Myrmidonen auf die Feinde, ἀμφὶ δὲ νῆες σμερδαλέον κονάβησαν ἀυσάντων ὑπ' Ἀχαιῶν (Π 276 f.); die Troer, wie sie ihn sehen, ihn und seinen Begleiter, schrecken zurück, weil sie glauben, Achill habe seinen Groll abgelegt: πάπτηνεν δὲ ἕκαστος, ὅπῃ φύγοι αἰπὺν ὄλεθρον. Von dem Eindruck, den die ersehnte Hilfe auf die Griechen macht, verlautet nichts; »Aias ist wie weggewischt«. Wie nachher Patroklos erschlagen liegt und ein Verteidiger nötig ist, holt der Dichter den Menelaos heran (P 1):

Οὐδ' ἔλαθ' Ἀτρέος υἱὸν ἀρηΐφιλον Μενέλαον
Πάτροκλος Τρώεσσι δαμεὶς ἐν δηιοτῆτι.
βῆ δὲ διὰ προμάχων κεκορυθμένος αἴθοπι χαλκῷ.

»Wie angenehm sind doch stereotype Wendungen! wie glücklich »schneiden sie alle unbequemen Wie und Woher ab!« so bemerkt richtig Hedwig Jordan. Soll ein Held irgendwo eingreifen, so heißt es οὐκ ἀμέλησεν oder οὐκ ἔλαθεν; soll er einer Gruppe von Ereignissen fern gehalten werden, so finden wir ihn unterdessen μάχης

ἐπ' ἀριστερὰ πάσης θαρσύνονθ' ἑτάρους καὶ ἐποτρύνοντα μάχεσθαι (P 117. 682; N 765). Naive Unbeholfenheit und konventionelle Starrheit sind überall eng verbunden.

Doch dabei bleibt die homerische Kunst nicht stehen; sie sucht auch nach Abwechslung. Neben zahlreichen Fällen von der Form »der und der traf den und den« kommt es vereinzelt vor, daß der Dichter von dem unglücklichen Opfer ausgeht, Δ 517 ff.:

ἔνθ' Ἀμαρυγκεΐδην Διώρεα μοῖρ' ἐπέδησεν·
χερμαδίῳ γὰρ βλῆτο παρὰ σφυρὸν ὀκριόεντι
κνήμην δεξιτερήν· βάλε δὲ Θρηκῶν ἀγὸς ἀνδρῶν.

Daß die Gefährten einen Verwundeten zu den Schiffen oder zur Stadt bringen, βαρέα στενάχοντα, wird öfters erzählt (Θ 334. N 423. Ξ 432). Einmal ist, mit individueller Anschauung, hinzugesetzt: τειρόμενον, κατὰ δ' αἷμα νεουτάτου ἔρρεε χειρός (N 539). Und noch mehr »realistisch belebt« (H. J. 38) ist die Wegschaffung Sarpedons in E (664 ff.): die Lanze beschwert ihn, über den Boden schleifend, aber keiner denkt daran, sie ihm aus der Hüfte zu ziehen, damit er auftreten könnte; so sehr waren sie selber bedrängt. — Οἳ δ' ὅτε δὴ σχεδὸν ἦσαν ἐπ' ἀλλήλοισιν ἰόντες war eine geläufige Formel, um einen Einzelkampf einzuleiten; sie ließ sich auch, mit entsprechender Abänderung, auf den Zusammenstoß der Massen übertragen: οἳ δ' ὅτε δή ῥ' ἐς χῶρον ἕνα ξυνιόντες ἵκοντο (Δ 446. Θ 60). Der Verfasser von Λ hat solche Anlehnung verschmäht und schildert den Vorgang, mit kühnem Vergleich, »ganz neu und frisch unter dem Bilde von Schnittern, die einander entgegenkommen« (Λ 67 ff. H. J. 90). — Wie Hektor von Helenos veranlaßt wird in die Stadt zu gehen, springt er vom Wagen: ἐξ ὀχέων σὺν τεύχεσιν ἆλτο χαμᾶζε, πάλλων δ' ὀξέα δοῦρα κατὰ στρατὸν ᾤχετο πάντῃ ὀτρύνων μαχέσασθαι (Z 103 ff.). Nachdem er eine ermunternde Ansprache gehalten hat, macht er sich auf den Weg: ἀμφὶ δέ μιν σφυρὰ τύπτε καὶ αὐχένα δέρμα κελαινόν, ἄντυξ ἣ πυμάτη θέεν ἀσπίδος ὀμφαλοέσσης (117 f.). Jenes »waren die »typischen Bewegungen; die nun geschilderte ist neu und frisch »beobachtet. Wieder stehen Stilisierung und Realismus dicht bei»einander«.

Mit diesen Worten ist in der feinsinnigen Studie über den Erzählungstil in den Kampfschilderungen zugleich ein zweiter der Züge bezeichnet, die zum Wesen des homerischen Stiles überhaupt

gehören. Daß eine primitive Kunst sich streng im Konventionellen hält, wird überall beobachtet, auch in Malerei und Plastik, und ist wohl zu verstehen. Jeder erste Versuch, etwas Beobachtetes auszudrücken, hat schwer zu ringen; was gelingt, gilt als Errungenschaft, die weiter gegeben und ausgiebig benutzt wird. So wundern wir uns nicht, wenn auch in den ältesten Teilen der Ilias bereits Darstellungsmittel verwendet sind, die von den Dichtenden selbst nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden. Ja, man hat sich gewöhnt »stereotyp« und »homerisch« fast wie Synonyma zu betrachten. Und doch liegt in solcher Gleichsetzung eine böse Bequemlichkeit des Denkens, das doch, wo ihm ein Feststehendes entgegentritt, fragen soll, wie es entstanden sei. Einen Anhalt, um mit dieser Frage vorwärts zu kommen, bietet die am meisten hervorstechende Erscheinung des Konventionellen bei Homer, der Gebrauch der sogenannten schmückenden Beiwörter.

In einzelnen Fällen erkennen wir noch jetzt, wie der Dichter mit Sorgfalt ein Epitheton gewählt hat. Achill heißt oft πόδας ταχύς, aber Φ 527 und Χ 92 πελώριος (mit gleicher Silbenmessung), weil an der einen Stelle die Angst des Priamos, an der anderen Hektors Mut hervorgehoben werden soll. Polydamas wird Ξ 449 im Kampfgetümmel ἐγχέσπαλος genannt, aber Σ 249 bei der Beratung der Troer πεπνυμένος, obwohl auch hier beide Adjektive gleich gut in den Vers paßten und von anderen Gelegenheiten her dem Dichter gleich geläufig waren. Schon früher (S. 22 Anm.) ist der Untersuchung von Karl Franke gedacht worden, der diese Beispiele entnommen sind; die Beobachtung läßt sich weiter ausdehnen. Die verschiedensten Personen werden als δαΐφρονες gerühmt, auch Achill öfter, ohne erkennbare Beziehung; deutlich aber empfinden wir solche, wenn Patroklos gebeten wird dem Zürnenden zum Guten zuzureden: ταῦτ' εἴποις Ἀχιλῆι δαΐφρονι, αἴ κε πίθηται (Λ 791). Noch wirksamer in Athenens Anrede an Pandaros, dem sie einen verhängnisvollen Rat gibt und deshalb schmeichelt: ἦ ῥά νύ μοί τι πίθοιο, Λυκάονος υἱὲ δαΐφρον; der »Verständige« läßt sich betören: τῷ δὲ φρένας ἄφρονι πεῖθεν (Δ 93. 104). In der Odyssee heißt die Königin öfter ἀγακλειτή, πολυμνήστη, nur σ 314 αἰδοίη, weil sich der Bettler den frechen Mägden gegenüber auf sie beruft. Und dasselbe Epitheton, nicht das gebräuchliche und metrisch gleichwertige σκηπτοῦχος, gibt in Gedanken Diomedes Δ 402 dem Herrscher: er schweigt Agamemnon

gegenüber, αἰδεσθεὶς βασιλῆος ἐνιπὴν αἰδοίοιο. Die »wuchtige« Lanze, von Menelaos geschleudert, dringt Γ 357 durch den Schild des Gegners; mit der »ehernen« durchbohrt er einem troischen Schützen die Hand, den Schaft der »eschenen« sieht man nachschleppen, während jener zurückweicht (N 595. 597). Für Schiffe gibt es viele Beiwörter; keines von denen war dem Dichter der ἐπιπώλησις gut genug für die Rede, mit der Agamemnon die Lässigen anspornt, sondern er bildete ein neues (247 f.):

ἦ μένετε Τρῶας σχεδὸν ἐλθέμεν, ἔνθα τε νῆες
εἰρύατ᾽ εὔπρυμνοι πολιῆς ἐπὶ θινὶ θαλάσσης;

Wenn die Troer bis zum Lager vordringen, so ist wirklich das schöne Heck das erste, was sie von einem Schiffe zu sehen bekommen (s. O 716). Freilich geläufiger ist uns, was die alten Grammatiker κατάχρησις nannten, daß von »schnellen Schiffen« die Rede ist, wo sie festliegen (z. B. K 306. Λ 666. Π 168), daß die Hunde ὑλακόμωροι heißen, auch wo sie den Herrensohn freundlich umwedeln »und nicht bellen« (π 4), daß die Gewänder, die Nausikaa mit ihren Mägden waschen soll, wiederholt als σιγαλόεντα gepriesen werden, daß der Dichter einen Frevler wie Eurymachos »göttergleich« nennt. Aber wir müssen annehmen, daß auch diese Beiwörter ihren Ursprung von solchen Stellen herleiten, an denen sie in den Zusammenhang paßten, und erst durch vielfachen Gebrauch und durch allmähliche Erstarrung zu stehenden, bedeutungslosen Attributen geworden sind. Und nachdem wir uns dies recht klar gemacht haben, werden wir weder dem Aristarch beistimmen, der Γ 352 und Ψ 581 deshalb athetierte, weil hier in Scheltreden die Epitheta δῖος und διοτρεφές angewandt sind, noch die Schwierigkeit mit empfinden, welche die Verbindung Ἀπόλλωνα διίφιλον A 86 neueren Herausgebern und Erklärern gemacht hat. Nennt doch auch bei Sophokles (Phil. 344) Neoptolemos den Odysseus δῖος, indem er Schlechtes von ihm erzählt. Die Erstarrung hat in diesen Beispielen einen besonders hohen Grad erreicht; begonnen und sogar ziemlich weit fortgeschritten ist sie schon in den ältesten und reinsten Partien des Epos.

Aber auch umgekehrt: der Sinn für das Charakteristische ist in den jüngeren und jüngsten Teilen nicht erstorben, ja er erzeugt sich immer aufs neue. Davon geben die Beiwörter wie die Kampfschilderungen Zeugnis. Und dies mag uns ermutigen weiter zu

suchen, in der Hoffnung, daß wir eben jene Kraft, die den epischen Stil einst geschaffen hatte, des Beobachtens und Aussprechens, bei fortgesetzter Tätigkeit antreffen und so erst recht verstehen werden.

III. Bewußt fortschreitende Kunst.

»Homer als Charakteristiker« war die Überschrift eines Aufsatzes, in dem ich vor einigen Jahren zu zeigen suchte, wie mit feinen und doch scharfen Zügen das Epos die Unterschiede des Alters und Geschlechtes, des Standes und Berufes, das Besondere einer Situation zu zeichnen weiß, und wie sich allmählich auch die Gabe hervortut, eine Persönlichkeit individuell zu erfassen und vor Augen zu stellen (NJb. 5 [1900] S. 597 ff.). Von dem dort Mitgeteilten soll hier zunächst nichts wiederholt, nur einiges von verwandter Art in Erinnerung gebracht werden.

Den Fluch der abhängigen Stellung hat Eumäos scharf erkannt: ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς ἀνέρος, εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν (ρ 322 f.). Und er selbst, der Königsohn, muß ein Beispiel dazu liefern: wie er, dem früher erteilten Befehle gemäß (φ 234 f.), den Bogen dem Bettler bringen will, schelten die Freier laut — und er läßt sich einschüchtern (366 f.). Mit einem Strich sind die Mägde gezeichnet, die sich über das Anerbieten des Fremden, die Leuchter zu bedienen, lustig machen: αἳ δ' ἐγέλασσαν, ἐς ἀλλήλας δὲ ἴδοντο (σ 320). Mit Blick und Miene fordern sie sich gegenseitig zum Lachen heraus. Als Odysseus in der Hütte des Hirten die Schilderung der Zustände auf Ithaka gehört hat, ἐνδυκέως κρέα τ' ἤσθιε πῖνέ τε οἶνον ἁρπαλέως ἀκέων, κακὰ δὲ μνηστῆρσι φύτευεν (ξ 109 f.). Wie das hastige Trinken den verhaltenen Grimm, so malt ρ 263, wo er mit Eumäos vor seinem Hause angelangt ist, das χειρὸς ἑλὼν προσέειπε συβώτην die tiefe Bewegung. Daß er sie nicht äußern darf, ist ihm streng bewußt; deshalb lehnt er es ab, der Fürstin von seinen Leiden zu erzählen, damit er nicht etwa vom Schmerz überwältigt werde und den Vorwurf hören müsse, er habe das trunkene Elend: φῇ δὲ δακρυπλώειν βεβαρηότα με φρένας οἴνῳ (τ 122). Einer harmlosen Wirkung des Weines hat er am ersten Abend im Kreise der Hirten nachgegeben, und schildert selbst nach Stimmung und Gebahren den Angeheiterten (ξ 463 ff.) mit ähnlicher Anschaulichkeit, wie Idomeneus — in einem sonst nicht eben klugen Gespräche mit Meriones — den Furchtsamen (N 279 ff.). Psychologisches Verständnis

beweist der Verfasser von Σ durch die gedrängte Rede, die er dem Antilochos in den Mund gelegt hat (18 ff.):

ὤ μοι, Πηλέος υἱὲ δαΐφρονος, ἦ μάλα λυγρῆς
πεύσεαι ἀγγελίης, ἣ μὴ ὤφελλε γενέσθαι.
κεῖται Πάτροκλος, νέκυος δὲ δὴ ἀμφὶ μάχονται
γυμνοῦ· ἀτὰρ τά γε τεύχε᾽ ἔχει κορυθαίολος Ἕκτωρ.

Man hat gemeint, hier wäre an sich ein genauer Bericht am Platze gewesen, der Dichter habe ihn nur deshalb unterdrückt und daraufhin die ganze Szene gestaltet, daß eine Wiederholung des den Zuhörern schon Bekannten vermieden werden sollte[9a]). Mag anderwärts diese Rücksicht bestimmend oder mitbestimmend gewirkt haben: hier, wo der Bote nach eiligem Lauf atemlos ankommt und (17) vor Tränen kaum sprechen kann, sind die kurzen, abgerissenen Sätze gerade das was der Situation gemäß ist.

Für den Tod hat das Epos manche formelhafte Bezeichnungen, bei denen wohl weder der Vortragende noch die Zuhörer etwas Tieferes empfanden: τὸν δὲ σκότος ὄσσε κάλυψεν, λίπε δ᾽ ὀστέα θυμός u. ä.; so auch da, wo nicht etwas Geschehenes erzählt sondern an Mögliches gedacht wird: θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν, αἵματος ἆσαι Ἄρηα ταλαύρινον πολεμιστήν. Aber in der Aristie des Diomedes prophezeit Dione dem Helden frühen Tod mit sehr persönlicher Wendung. Die Mutter, deren Kind er verletzt hat, denkt an seine Kinder, die nicht liebkosend den Heimgekehrten begrüßen sollen, an seine Gattin, die lange noch um den Verlorenen jammernd die Hausgenossen aus dem Schlafe aufschrecken wird (E 408 ff.). In demselben Gesange läßt der Dichter zwei Brüder, Söhne eines Traumdeuters, von Diomedes getötet werden; der Kampf wird nicht beschrieben, nur kurz, beinahe teilnehmend hinzugefügt, sie seien nicht heimgekehrt, der Vater habe ihnen nicht mehr die Träume ausgelegt (τοῖς οὐκ ἐρχομένοις ὁ πατὴρ ἐκρίνατ᾽ ὀνείρους, E 150). Die Andeutung bestimmter persönlicher Verhältnisse gibt auch dem Mitgefühl des Zuhörers stärkeren Anhalt[10]).

Breiter ausgeführt ist ein solches Motiv in der Erzählung von Othryoneus, der um Kassandra warb, und sie dadurch zu gewinnen

9a) Ad. Römer, Zur Technik der homerischen Gesänge. Sitzungsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. d. Wiss. 1907; S. 497 f.

10) Weitere Beispiele individueller Ausdrücke für »Sterben« hat Wecklein gesammelt, Studien zur Ilias 6. 8 f.

hoffte daß er sich anheischig machte die Achäer von Ilios zu vertreiben. Idomeneus, der ihn ersticht, spottet darüber: er soll mit zu den Griechen kommen und ihnen helfen die Stadt zu zerstören; dann werde ihm auch hier hoher Lohn zuteil werden, die schönste von Agamemnons Töchtern als Gattin. Mit diesen Worten sucht er ihn herüberzuziehen — den Toten am Fuße. Um den blutigen Witz anbringen zu können, hat der Dichter die Voraussetzung schnell erdacht (N 363 ff.). Ein Verdienst Nieses ist es, erkannt zu haben, daß die allmähliche Bereicherung der Sage zum guten Teil auf ähnliche Art entstanden ist (EHP. 38 ff.). Besonders durchsichtig ist die Erfindung bei dem anderen, der Großes sich zutraute und nichts vermochte. Die Rosse des Achill begehrte er als Preis, wenn er dem Hektor Kunde aus dem griechischen Lager verschaffte. Als er auf seinem nächtlichen Gange Schritte vernimmt, hofft er doch, es sei ihm jemand nachgeschickt um ihn zurückzuholen; dann erkennt er die Feinde, läuft davon, wird eingeholt, verrät feige alles was er weiß, und fällt ohne sich zu wehren. Wer war das? Ein Söhnchen aus reichem Hause, als einziger unter fünf Schwestern aufgewachsen (K 315. 317). Und mit grausamem Hohne gibt der Dichter den Namen: Δόλων, Sohn des Εὐμήδης.

Damit ist ein Gebiet berührt, das zu kurzem Verweilen einladet: die Etymologie der Eigennamen. Einst müssen auch die ältesten eine vernehmbare Bedeutung gehabt haben; und bei einigen wenigstens der älteren spricht sie noch mit. Θερσίτης, der »Frechling«, ist nicht mißzuverstehen, sobald man sich äolische Umgebung dazu denkt[11]). Mit Ὀδυσσεύς spielt der Dichter α 62; auch τ 407 gibt wohl kaum den wirklichen Ursprung. Daß Ἀλέξανδρος in vergessenen Sagen Träger einer anderen Rolle gewesen war, als die Paris jetzt spielt, wird von Robert (Stud. z. Il. 366) und anderen wohl mit Recht angenommen. Κλυταιμνήστρη hat erst moderner Scharfsinn aus gegebenen Beziehungen herauszureißen versucht; davon wie von Τελαμώνιος war schon die Rede (S. 30. 197). Eurysakes, den Enkel Telamons, kennt Homer noch nicht, aber andere Knaben, die nach der Tätigkeit ihres Vaters benannt sind: Ἀστυάναξ (Z 403), Τηλέμαχος. Während er heranwächst,

11) Diese Auffassung, die angefochten war, ist neuerdings von Radermacher wirksam verteidigt worden. Rhein. Mus. 63 (1908) S. 462 ff.

kämpft sein Vater in der Ferne: das ist der Sinn. In der ἐπιπώλησις wird die Beziehung etwas anders gewendet: Agamemnon soll sehen, wenn er will und wenn ihm darauf etwas ankommt, Τηλεμάχοιο φίλον πατέρα προμάχοισι μιγέντα (Δ 354). Die Dichter unserer Epen fanden Namen wie diese schon vor, die von früheren erfunden waren; doch die Lust und die Fähigkeit dazu regte sich immer neu. Indem ein Sänger eine Person einführte, die er nach ihrem Anteil an der Handlung selbst benannt hatte, war er vom Bewußtsein eines Zusammenhanges und von dem Wunsche geleitet, ihn auch für seine Zuhörer anzudeuten und sie eine halbversteckte Beziehung heiter empfinden zu lassen. Τέκτων Ἁρμονίδης, dessen Sohn von Meriones getötet wird, hieß der kunstfertige Mann, der für Paris die Schiffe zu dem verhängnisvollen Raubzuge gebaut hatte (E 59 ff.). Zahlreicher sind die Beispiele aus der Odyssee. Wer den Εὐάνθης zum Vater hat, mag wohl stark duftenden Wein besitzen (ι 197. 209 f.). Zu Πολυπάμμων, dem »Vielbesitzenden«, paßt als Sohn einer der nicht spart, Ἀφείδας (ω 305; vgl. S. 148). Diese Namen kommen in Erzählungen des Odysseus vor; doch die Freiheit des Erfindens, die der Dichter ihn üben läßt, übt er auch selbst aus. Einen Φρόντις Ὀνητορίδης gibt er dem Atriden als Steuermann (γ 282), dem Telemach, den die Bürger im Stich lassen, als Helfer Φρονίοιο Νοήμονα φαίδιμον υἱόν (β 386); Τερπιάδης Φήμιος singt bei den Freiern (χ 330 f.). Unter diesen ist Κτήσιππος der Sohn des Πολυθέρσης deutlich charakterisiert, der mehrfach — z. B. bei Aias — beobachtete Zug, daß Vater oder Sohn eines Mannes nach dem benannt sind, was eigentlich ihm selber zukommt, hier doppelt angewandt, wechselseitig: der Vater ist reich, daß er Pferde halten kann, was denn dem Sohne zugute kommt (υ 289), und dieser so frech, daß man meint er müsse es vom Vater geerbt haben. Freilich, der Apfel fällt manchmal weit vom Stamme, sonst hieße und wäre der Sohn des Εὐπείθης nicht Ἀντίνοος; hier liegt, wie bei Dolons Vater Eumedes, Ironie in der Namengebung. Eine Anspielung, wieder von positiver Art, möchte ich auch für Ἀμφίνομος gelten lassen, den verständigen, dessen Name doch wohl nicht zufällig an ein ἐπὶ δεξιά, ἐπ᾽ ἀριστερὰ νωμᾶν erinnert. Diese Eigenschaft zeigt er gleich da, wo er zuerst auftritt, durch die besonnene Erwägung, mit der er dem Anschlag auf Telemachs Leben für jetzt vorbeugt (π 400 ff.).

Die Szene und der Mann geben noch in andrer Weise ein

Beispiel für jenen Kunstgriff, durch ein paar schnell erdachte Umstände eine Person deutlicher herauszuarbeiten, der geschickten Hand des Zeichners vergleichbar, der mit wenigen Strichen einer Figur einen Hintergrund schafft. Es heißt, er habe durch seine Reden der Penelope am besten gefallen (π 397 f.). Dem sollen wir ebensowenig nachforschen wie in σ (125 ff.) der Annahme, daß Odysseus ihn kennt und richtig beurteilt; der Dichter braucht eine Anknüpfung für die warnende Rede, durch die er unsre Teilnahme für ihn spannen will, und setzt unbedenklich voraus, was dazu dienen kann. Zweimal bezieht sich der Bettler seinem ländlichen Wirte gegenüber auf das, was er über Länge und Beschaffenheit des Weges zur Stadt von ihm gehört habe (ρ 25. 196); daß wir von Gesprächen darüber sonst nichts erfahren, hat wohl noch niemandem Anstoß gegeben. Ernster hat man es mit der Auskunft genommen, die am ersten Morgen im Königshause Telemach von der alten Schaffnerin über die Behandlung erhält, die dem Fremden von der Hausfrau zuteil geworden sei, υ 136 f.:

οἶνον μὲν γὰρ πῖνε καθήμενος, ὄφρ' ἔθελ' αὐτός,
σίτου δ' οὐκέτ' ἔφη πεινήμεναι· εἴρετο γάρ μιν.

Ein Herausgeber bemerkt, die Verse seïen »der Wahrheit zuwider, obgleich Eurykleia sehr wohl die ganze Wahrheit sagen durfte.« Ein anderer: »Davon . . . . war oben freilich nicht die Rede; dagegen hätte Eurykleia andere Züge der Sorgfalt ihrer Herrin für den Gast anführen können.« Warum nur so feierlich? Die Lust am Fabulieren begleitet den Dichter überall; er gestaltet das Gespräch so, wie es für den Augenblick ihm wirksam erscheint. Wir tun gut, uns dies am Kleinen und wenig Bedeutenden klar zu machen, um nachher an entscheidenden Stellen ähnliche Unterschiede richtig zu würdigen. Die erhöhte Trauer des alten Laertes schildert Eumäos dem heimgekehrten Enkel in beweglichen Worten (π 139 ff.), die keiner uns bekannten Wirklichkeit entsprechen, hier aber ganz am Platze sind; einen rührenden Zug bringen sie herein, und durch den Vorschlag, den sie begründen sollen, ein Zeugnis der Fürsorge des treuen Dieners, der auch dem Großvater sobald als möglich an der Freude über Telemachs Errettung Anteil geben möchte. Wenn wir uns die selbständige Ausmalung der einzelnen Szene hier gern gefallen lassen, könnte dann nicht auch die Schilderung, die Antikleia in der Unterwelt dem Odysseus vom

Leben seines Sohnes gibt (λ 184 ff.), nur für den Augenblick in der sorglosen Phantasie des Dichters aufgetaucht sein? Oder liegt da doch mehr zugrunde? Die Frage wird uns später noch beschäftigen (V 5).

Besonders gute Gelegenheit zu mannigfaltiger Erfindung gaben dem Dichter die Erzählungen des Bettlers auf Ithaka. Aus der Ilias hat Niese, was bei Othryoneus schon erwähnt wurde (oben S. 407), Beispiele kleiner Improvisationen gesammelt. Auch bei geringem Umfang ist die Absicht doch dieselbe: ein hinter den Ereignissen liegendes, noch reicheres Leben ahnen zu lassen, von dem sich das der Dichtung greifbarer abheben soll. Tolstoi braucht nur mit leiser Wendung von dem, was er erzählt, seitwärts den Blick zu richten, so sieht er ein neues, volles Bild menschlichen Daseins, das er schnell festhält und auch dem Leser wahrnehmbar macht, wie es gleichsam durch einen Zwischenraum der Haupthandlung hereinschaut. Dagegen gehalten sind Homers Andeutungen kindliche Versuche. Denkt man aber an die situationslose Zeichnung der ältesten Kampfszenen zurück, so spürt man den Unterschied und das bewußte Vordringen eines künstlerischen Gedankens, des Wunsches, von der Bühne aus, auf der sich die handelnden Personen bewegen, Blicke ins Freie und Weite zu eröffnen. Und mag darin reiferen Zeiten, wie es sich gebührte, vieles sehr viel besser gelungen sein, ein großes Gebiet gibt es, das keiner je wieder so machtvoll beherrscht und zu so eigenartiger Fülle ausgebeutet hat wie der griechische Sänger.

IV. Die Gleichnisse.

Über die homerischen Gleichnisse ist viel verhandelt worden: was der Dichter eigentlich mit ihnen bezweckt habe, und wie es komme daß bei so manchen von ihnen das Tertium comparationis in einem ganz nebensächlichen Punkte liege. Wer einmal empfunden hat, wie Dante es versteht, nie Gesehenes oder gar Unschaubares durch das Bild körperlicher Vorgänge der Einbildungskraft zugänglich zu machen, muß, wenn er Ähnliches bei Homer zu finden meint, enttäuscht werden. Zwar wenn Σ 110 von dem Zorn gesagt wird, daß er in der Brust des Menschen aufsteige wie Rauch, so ist das Unwiderstehliche des Anschwellens und das Nichtige des Inhaltes packend gemalt. Umgekehrt wird Sinnliches durch Geistiges deutlich gemacht, wenn die Schnelligkeit, mit der Here die Luft

durchfliegt, der des Gedankens gleichgesetzt wird, der einen weitgereisten Mann in der Erinnerung von Ort zu Ort trägt (O 80 ff.); oder Grobkörperliches durch das Zarteste, was es in der Sinnenwelt gibt, wenn es heißt, die Götterrosse seien so weit gesprungen, wie ein Mann von hoher Warte über die See hinblickend es noch schimmern sieht (E 770 ff.). Doch das sind Ausnahmen. In der Regel gehört die Szene, die zum Vergleich den Anlaß gibt, ebenso sehr dem Gebiete des Sichtbaren und Greifbaren an, wie diejenige die zum Vergleich herangezogen wird. Ein Beispiel statt vieler. Die Masse des Fußvolkes, dem die beiden Aias vorangehen, wird Δ 274 mit einer Wolke verglichen, und diesem Gedanken gibt der Erzählende nach: wie wenn der Hirt von seiner Warte aus eine Wolke bemerkt, die über das Meer heranzieht, vom Westwinde getrieben; ihm erscheint sie von ferne schwärzer wie Pech, indem sie über das Meer hinwandelt; starken Sturm bringt sie mit, deshalb erschrickt er beim Anblick und treibt seine Herde zum Schutz in eine Felshöhle — so sahen die Scharen aus, als sie sich, die beiden Aias umgebend, dem Kampfe zu bewegten. Der Dichter hatte hier wie in allen den ähnlichen Fällen gar nicht die Absicht, einen Vorgang dadurch anschaulich zu machen, daß er ihn mit einem anderen verglich. Vielmehr, während er den einen schilderte, tauchte vor seiner empfänglichen Phantasie das Bild eines irgendwie ähnlichen auf, das er nun sogleich in der Freude seines Herzens mit lebhaften Farben daneben malte, ohne zu überlegen, ob dadurch die Deutlichkeit der Hauptdarstellung gefördert oder geschädigt wurde.

Doch bei solcher summarischen Würdigung dürfen wir nicht stehen bleiben[12]). Wenn wir auch mit Recht von vornherein darauf verzichten, eine Stelle zu bezeichnen, die der Dichter als Berührungspunkt im Auge gehabt und von der aus er planmäßig nach beiden Seiten die Schilderung entworfen hätte, erlaubt und geboten ist es,

---

12) Daß ich selbst über sie hinausgekommen bin, verdanke ich zum guten Teil der anregenden Abhandlung von Theodor Plüß: »Das Gleichnis in erzählender Dichtung« (in der Festschrift zur 49. Philologen-Versammlung, Basel 1907), von der aus dann freilich meine Gedanken wieder eine etwas abweichende Richtung eingeschlagen haben. So ist es wohl besser, sie in eignem Zusammenhang vorzutragen und auf Plüß erst da bezug zu nehmen, wo ich ihm zustimmen kann oder direkt widersprechen muß.

die psychologische Vermittlung zu suchen und zu fragen, welche äußere oder innere Beziehung seine Gedanken angeregt haben mag aus dem einen ins andre hinüberzugreifen. Oft lag der Anlaß einfach in der Ähnlichkeit des Anblicks. Die Bewegung, mit der Kebriones, vor die Stirn getroffen, kopfüber vom Wagen herabstürzt, gleicht wirklich dem Sprunge eines Tauchers, der Austern fischen will; und dieses Bild malt Patroklos, der ihn getötet hat, höhnend aus (Π 742. 745 ff.). Der Fall eines baumstarken Mannes, der eben noch fest auf seinen Füßen stand, könnte auch uns an das Niedersinken einer gefällten Eiche oder Fichte erinnern (N 389 ff.), das Einbrechen einzelner, überlegener Kämpfer in eine Schar von Schwächeren an Wölfe, die in eine Herde fallen (Π 352 ff.). Manchmal liegt in dem Vergleich allerdings eine starke Übertreibung: ὅσα φύλλα καὶ ἄνθεα γίγνεται ὥρῃ, in solcher Menge kamen die Feinde (ι 51); wie ein Schneegestöber so dicht fielen die Steine (M 278 ff.). Und hier will ich nicht streiten, wenn jemand sagt, dadurch solle wie durch dicke Striche in einer Zeichnung die Deutlichkeit erhöht werden. Die nähere Ausführung bleibt dann doch etwas Hinzukommendes, was keinem Zwecke mehr dient. Wir sagen wohl: »er vergoß Ströme von Tränen«; Homer: »er vergoß Tränen wie eine Quelle dunklen Wassers, die von steilem Felsen ihr trübes Naß herabgießt« (I 14 f.). Das Bild lockt den beweglichen Sinn, und er kann nicht widerstehen, er muß ihm nachgehen, unbekümmert, daß damit die Personen und ihr Tun für kurze Zeit verlassen werden. Goethe hat uns erzählt (Palermo 17. 4. 1787), wie es dem Poeten ergeht, der von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird: mit ruhigem Vorsatz beginnt er; allein ehe er sich's versieht, erhascht ihn ein andres Gespenst und hält ihn fest. Diesen Geistern zu gebieten ist eine große Aufgabe, an der mancher Reichbegabte zugrunde gegangen ist. Homer und Goethe haben es vermocht. Aber die Lösung solcher Aufgabe ist nicht wie die eines Rechenexempels, ein für allemal richtig, sondern immer wieder eine andre. Und bei jedem Gelingen hinterläßt sie Spuren innerer Arbeit, die uns einen ahnenden Blick in das Schaffen des Dichters tun lassen.

Wenn wir übertragene Ausdrücke gebrauchen wie »Tränenstrom« oder »Menschenschwarm« oder »Kampfgebrause«, so erwacht auch in uns eine sinnlich faßbare Vorstellung; aber sie hält sich im Hintergrunde und begleitet nur leise schwingend den

eigentlichen Hergang, von dem die Rede ist. Homer holt dieses leise Mitschwingende hervor und stellt es in Worten dar. So war es bei der »Wolke des Fußvolkes« das die beiden Aias umgab; so füllt ein Schneegestöber mit allen begleitenden Umständen die Phantasie, wo wir uns begnügen würden von einem »Hagel von Geschossen« zu sprechen (M 278 ff.). Eine »schwirrende Menge« tritt als Fliegenschwarm hervor, der im Stall über die gefüllten Melkeimer sich ausbreitet (B 469 ff.). Das Brausen des Kampfes wird für kurze Weile übertönt von dem der angeschwollenen Gebirgsbäche, die, aus zwei Schluchten hervorbrechend, in engem Felsenkessel sich mischen, und die einst dem Sänger das Ohr für ähnlichen Klang geschärft haben (Δ 452 ff.). Müßige Frage, ob es etwa feiner sei dergleichen bloß anzudeuten. Wer heute bei solchen Andeutungen in einer reichen Sprache etwas empfindet, dankt es den Dichtern, die seit Homer die Menschen gelehrt haben Bilder zu sehen; und wer bei den geläufig gewordenen Worten nichts mehr empfindet, der mag zu dem Alten zurückkehren, um von ihm wieder sehen und hören zu lernen. »Den Führer der Feinde sah man abwechselnd erscheinen und verschwinden«: das wäre schlecht und recht gesprochen; jeder wird es verstehen, niemand sich etwas besonderes dabei denken. Und Homer?

οἷος δ᾽ ἐκ νεφέων ἀναφαίνεται οὔλιος ἀστὴρ
παμφαίνων, τοτὲ δ᾽ αὖτις ἔδυ νέφεα σκιόεντα,
ὣς Ἕκτωρ ὁτὲ μέν τε μετὰ πρώτοισι φάνεσκεν,
ἄλλοτε δ᾽ ἐν πυμάτοισι κελεύων. (Λ 62 ff.)

Hat er also einen bildlichen Ausdruck zum Gleichnis ausgeweitet? O nein! So verschiebt es sich für uns, weil wir vom Ende herkommen. Vielmehr hat er, ohne es zu wollen, die Entstehung eines übertragenen Ausdruckes vorbereitet. Das homerische Gleichnis ist eine Geburtstätte bildlicher Redeweise.

Vom festgeprägten Bilde führt der Weg weiter zum abstrakten Begriff. »Die Kämpfenden hielten einander das Gleichgewicht«, so sagen wir, fast schon abstrakt; wir müssen uns besinnen, daß das im Grunde ein Vergleich ist, im Bewußtsein haben wir nur den Begriff. Homer mußte umgekehrt zu diesem erst sich den Weg bahnen, durch ein volles Gleichnis. Darum beschreibt er das eine Mal die Wage in der Hand des Zimmermanns (O 410 ff.), ein andermal (M 433 ff.) die redliche Spinnerin, die Wolle verarbeitet hat

und das fertige Gespinst für den Kaufherrn abwägt, die Schalen hochhaltend und sorgsam ausgleichend, ἵνα παισὶν ἀεικέα μισθὸν ἄρηται — so schweifen die Gedanken ab, und er ruft sich, wie gewöhnlich, selber zur Sache zurück: ὣς μὲν τῶν ἐπὶ ἶσα μάχη τέτατο πτόλεμός τε. Doch nicht immer ist es möglich, einen Begriff, der vorschwebt, mit bestimmtem Bilde zu fassen; dann sucht er sich auf seine Art ihm zu nähern. Neben die Szene, in der er den Begriff brauchen könnte, stellt er eine andre, die dasselbe Element enthält: in dem Übereinstimmenden beider empfindet er — und mit ihm der Zuhörer — das, was wir heute mühelos begrifflich aussprechen. So hat Plüß den Vergleich zwischen Hermes und der Möwe (ε 51 ff.) fein gedeutet. Er jagte über das schwellende Meer »mit wunderbarer Sicherheit«: diese »empfindungstarke Vorstellung« solle dadurch geweckt werden, daß beschrieben werde, wie der Vogel um Fische zu fangen dicht über die Wellen hinstreicht. »Unausgesprochenes und Unaussprechliches mit Hilfe einer Art »Symbol für sich und andre dennoch auszudrücken«: das bezeichnet Plüß als den »Zweck« des Gleichnisses (S. 63). Hätte er nur nicht versucht, eine Erfüllung dieses Zweckes in allen einzelnen Zügen eines ausgeführten Bildes nachzuweisen! Damit hat er dem Gleichnis von der Spinnerin böse Gewalt angetan[13]).

Noch mehr stört er uns dadurch die Freude an seinem Fund, daß er in ihm nun einen Schlüssel für alle homerischen Gleichnisse zu besitzen meint. Lassen sich denn auch nur alle Bedingungsätze in ein Schema zwängen? Und nun gar alle Gleichnisse! »Dem »Äneas trat der Pelide entgegen wie ein reißender Löwe, den

13) Plüß S. 56: »Die Troer hielten die Achäer fest mit pflichttreu »ausharrendem, ängstlichem Bemühn, immer wieder den Gleichstand im »Kleinen und Einzelnen herstellend, aber in eigener Kraft ohnmächtig »zu Größerem, bei redlicher Kampfesarbeit ohne rühmlichen Kampfgewinn. »Ich denke die Parallele wäre genau. Aber nur wir Ausleger vollziehen »diese Einzelübertragungen: der Hörer empfängt nur einen Gesamteindruck, welcher an den Einzelheiten sich bildet und in bestimmter »Richtung sich entwickelt, nämlich etwa den Eindruck einer teilnahmswürdigen Ohnmacht bei redlichem Bemühn, und nur diese empfindungsvolle Gesamtvorstellung übertragen wir Hörer auf die Troer, unbewußt »und reflexionslos.« Diese Schilderung würde eher auf die Achäer passen, die in der Defensive sind, als auf die angreifenden Troer. Daß sie aber überhaupt auf eine der beiden Parteien bezogen wird, widerspricht schon dem Bilde.

»Männer zu töten trachten, versammelt das ganze Volk; zuerst »kommt er geringschätzig daher, aber wenn einer der schnellen »Kämpfer ihn mit der Lanze getroffen hat, krümmt er sich mit »aufgerissenem Maule, Schaum tritt ihm vor die Zähne, und in »seiner Brust stöhnt das mutige Herz, während er mit dem Schweife »sich Flanken und Hüften von beiden Seiten peitscht, um sich »selber zum Kampfe anzutreiben; funkelnden Auges stürmt er »geradeaus, ob er einen töte von den Männern oder selbst um»komme vorn im Getümmel: so trieb den Achilleus Kraft und »streitbarer Mut, dem Äneas entgegenzugehen« (Υ 164 ff.). Auch hier soll nach Plüß (S. 50 f.) eine empfindungstarke Vorstellung geweckt werden: »Aufreizung der Energie eines stolzen, noblen, »heldenhaften Kampfzornes gegenüber einem aufreizenden Feinde.« Eigentlich falsch ist das ja nicht, doch sehr viel weniger klar gefaßt als »wunderbare Sicherheit« in ε oder »Gleichgewicht« in M. Und ganz natürlich: dort sollte ein einzelner Zug aus dem Gemälde ergriffen und in die Erzählung herübergenommen werden; hier geht das Ganze, ein Bild des gereizten Löwen, in die Haupthandlung mit ein. Was der Phantasie dadurch zugeführt wird, ist nicht begriffliche Klarheit sondern lebendige Stimmung. Und auf solche ist es auch sonst nicht selten in Gleichnissen abgesehen.

Durchaus im Bereiche des Gemütslebens hält es sich, wenn Odysseus' Freude, als er das Land sieht, mit dem Glück der Kinder verglichen wird, denen der Vater von schwerer Krankheit genesen ist, oder umgekehrt die Seligkeit der Frau, die den verloren geglaubten Gemahl umfängt, mit dem Gefühl von Schiffbrüchigen, denen nach langem Schwimmen die Küste erscheint (ε 394 ff. Ψ 233 ff.). Scherzend sagt Achill zu Patroklos: »du weinst ja so jämmerlich wie ein kleines Mädchen«, und denkt sich gleich eine Situation aus, in der das geschehen könnte (Π 7 ff.). Aber auch körperliche Vorgänge werden in solche Betrachtung hereingezogen. Wenn die Blätter fallen in des Jahres Kreise — Homer ist es wieder, der das zuerst empfunden hat (Ζ 146 ff.):

οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.
φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
τηλεθάουσα φύει — ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη —·
ὣς ἀνδρῶν γενεὴ ἣ μὲν φύει ἣ δ' ἀπολήγει..

Dieses Element in den Gleichnissen hat Wilamowitz stark hervorgehoben, und mit Recht[14]); seine Beispiele sind zum Teil anfechtbar. »Wie bringt der Erzähler es fertig«, so fragt er, »die Stimmung »des siegreichen und des geschlagenen Heeres zu schildern? Er »malt eine sternenklare Nacht, in der der Hirt bei seiner Hürde »sich gesichert fühlt vor reißenden Tieren und Dieben; und er »malt das aufgewühlte Meer, das mit schwarzen Wogen den See»tang gegen das Ufer wirft.« Das zweite steht wirklich so, im Anfang von I; das erste fügt sich nicht ohne Zwang in die Parallele. Die siegesfrohe, angriffslustige Stimmung der Troer (Θ 530 ff. 553) hat doch wenig gemein mit der des Hirten, der sich vor Schaden sicher fühlt. Vor allem aber, der Vergleich geht ausdrücklich auf etwas anderes:

555 ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην
556 φαίνετ᾽ ἀριπρεπέα, ὅτε τ᾽ ἔπλετο νήνεμος αἰθήρ,
559 πάντα δὲ εἴδεται ἄστρα, γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν·
τόσσα μεσηγὺ νεῶν ἠδὲ Ξάνθοιο ῥοάων
Τρώων καιόντων πυρὰ φαίνετο Ἰλιόθι πρό.

Also ganz schlicht die Zahl der Feuer soll, mit der Übertreibung, die wir schon kennen, zum Bewußtsein gebracht werden. Und wenn daneben ein Stimmungsbild — heitre Ruhe und Zuversicht — sich ergibt, so ist das wohl nur Zufall.

Oder doch etwas mehr? Wenigstens wäre es eine seltsame Fügung, daß wir diesem Zufall öfter begegnen. Um ihn besser zu würdigen, erinnern wir uns dessen, was zu Anfang angedeutet wurde: daß Homer die Gleichnisse nicht macht, wie ein Moderner, sondern daß sie ihm auftauchen, vor die Seele treten und sich da wohl auch verschieben. In B beim Auszuge der Griechen pflegen sieben Gleichnisse gezählt zu werden; doch sind die letzten drei eigentlich nur eins: die Scharen von Führern eingeteilt wie Ziegen von ihren Hirten; unter diesen Agamemnon hervorragend, an Gestalt den Göttern vergleichbar, und die Menge durchwandelnd wie der Stier die Herde (B 474—483). Der Vorstellungskreis bleibt, aber die einzelnen Bilder fließen ineinander über, während die Rede weiter geht. Die ganze Reihe der Vergleichungen, die mit

14) Das hätte Plüß (S. 43) nicht bestreiten sollen. — Wilamowitz, Die griech. Literatur des Altertums (in Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« I) S. 14 f. — Gutes Beispiel eines Stimmungsgleichnisses ist noch H 4 ff.

dieser umfangreichsten schließt, ist für sich gestellt, ohne Zusammenhang mit der Erzählung. Wo der Dichter von dieser ausgeht, kann es sich durch die Verschiebung innerhalb des Gleichnisses so fügen, daß er zuletzt an einen Punkt gerät, in dem er der Haupthandlung wieder näher ist und vielleicht eine ungezwungene Rückkehr zu ihr findet. Die Troer umringen den verwundeten Odysseus wie Schakale einen angeschossenen Hirsch, der dem Jäger entrann, doch den tödlichen Pfeil weiter trägt und im Walde verbluten muß; teilnehmend glaubt der Dichter zu sehen — Odysseus wird vergessen —, wie die räuberischen Tiere über das edle Wild herfallen und es zerfleischen, bis ein Stärkerer über sie kommt, ein Löwe, der statt ihrer die Beute zerreißt: und das ist nun wieder Aias, der dem bedrängten Kriegsgefährten Hilfe bringt (Λ 473 ff.). Formell nur mit éiner Anwendung schließt der Vergleich: ὥς ῥα τότ' ἀμφ' Ὀδυσῆα . . . . Τρῶες ἕπον; aber daß auch die zweite Beziehung dem Sprechenden zum Bewußtsein gekommen ist, deutet der Schlußsatz der folgenden Verse an (485 f.):

Αἴας δ' ἐγγύθεν ἦλθε φέρων σάκος ἠύτε πύργον,
στῆ δὲ παρέξ· Τρῶες δὲ διέτρεσαν ἄλλυδις ἄλλος.

Etwas anders Ο 623 ff., wo zuletzt der ursprüngliche Zusammenhang ganz aufgegeben ist und nur eine im Verlauf entstandene und rasch ergriffene weitere Ähnlichkeit zum Wiedereinlenken benutzt wird. Von Hektor ist die Rede:

αὐτὰρ ὁ λαμπόμενος πυρὶ πάντοθεν ἔνθορ' ὁμίλῳ,
ἐν δ' ἔπεσ', ὡς ὅτε κῦμα θοῇ ἐν νηὶ πέσῃσιν
λάβρον ὑπὸ νεφέων ἀνεμοτρεφές· ἡ δέ τε πᾶσα
ἄχνῃ ὑπεκρύφθη, ἀνέμοιο δὲ δεινὸς ἀήτη
ἱστίῳ ἐμβρέμεται, τρομέουσι δέ τε φρένα ναῦται
δειδιότες· τυτθὸν γὰρ ὑπὲκ θανάτοιο φέρονται·
ὣς ἐδαΐζετο θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν.

Das Hineinspringen des Helden in die Schar der Gegner erinnert den Dichter an den Anblick der Woge, die über ein Schiff hereinbricht. Indem er das schildert, gedenkt er der zitternden Schiffer, und nun hält ihn das Mitgefühl für deren Schicksal fest: aus dem Gemälde eines körperlichen Vorganges wird ein Stimmungsbild. Unmittelbar erscheint diese Wendung als zufällig; mittelbar und mit unbewußtem Zwange äußert sich in ihr die Macht, mit der

der Gedanke an die im Kampfe bedrängten Achäer die Phantasie des Erzählers füllt[15]). Ebenso ist es mit dem Bilde des sich aufhellenden Wetters im Gebirge, zu dem die Verdrängung der Troer vom Schiffslager Anlaß gibt, Π 297 ff.:

ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἀφ᾽ ὑψηλῆς κορυφῆς ὄρεος μεγάλοιο
κινήσῃ πυκινὴν νεφέλην στεροπηγερέτα Ζεύς,
ἔκ τ᾽ ἔφανεν πᾶσαι σκοπιαὶ καὶ πρώονες ἄκροι
καὶ νάπαι, οὐρανόθεν δὲ ὑπερράγη ἄσπετος αἰθήρ,
ὣς Δαναοὶ νηῶν μὲν ἀπωσάμενοι δήιον πῦρ
τυτθὸν ἀνέπνευσαν, πολέμου δ᾽ οὐ γίγνετ᾽ ἐρωή.

Die neueren Erklärer haben wohl recht, auch Wilamowitz verwendet die Stelle in diesem Sinne: was zuletzt uns bleibt, ist der Eindruck eines Lichtblickes, der den Bedrängten zuteil geworden ist. Aber der alte Erklärer hat nicht minder recht: ὅτι ἐνταῦθα οἰκείως κεῖνται [die Verse 299 f., mit Beziehung auf Θ 557 f.]· ἐπικειμένης γὰρ τῆς Τρωικῆς φάλαγγος ὡς νέφους ὄρει, αἰφνιδίως ὡς ἄνεμος ἐπιπνεύσας ὁ Πάτροκλος ἀπῶσε καὶ ἐτρέψατο (Schol. *A*; vgl. Π 66). Wie die Bergzacken vom Nebel so waren die auf dem Sande liegenden Schiffe von der Masse des feindlichen Volkes bedeckt, und werden plötzlich klar. Von dieser sinnlich-anschaulichen Beziehung ist der Dichter ausgegangen, und bei einer geistigen angelangt, nicht anders als in dem Vergleich erst des auf dem Lager sich wälzenden Helden, dann seiner sorgenvoll schwankenden Gedanken mit der Bratwurst, die am Feuer hin- und hergewendet wird (υ 25 ff.)[16]).

---

15) Gern bekenne ich, auch im Verständnis dieser Stelle durch Plüß gefördert zu sein. Seine eigne Auffassung freilich, wonach hier nichts von Abschweifung wäre, sondern »folgerichtiger Gang bis zur folgerichtigen Ankunft an einem schon anfangs vorschwebenden Ziele« (S. 59), kann ich nicht teilen. Sie behandelt den alten Sänger wie einen voraus disponierenden Stilkünstler und raubt ihm das Beste was er hat: daß aus einer im Verborgenen schaffenden Phantasie Gedanken hervorquellen, die er empfängt, nicht macht.

16) Die meisten Erklärer deuten nur auf die erste Beziehung, Sitzler (Ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee [1902] S. 194), dem sich Plüß (S. 54 f.) anzuschließen scheint, nur auf die zweite. Die Lösung, vielmehr das Verbindende, liegt wieder darin, daß der Dichter nicht einen vorher überlegten und abgeschlossenen Gedanken hingeschrieben, sondern einen sich entwickelnden mit seinen Worten begleitet hat.

Einen Teil solches Überganges, vom Sinnlichen zum Geistigen, stellen die Gleichnisse auch im großen dar. In ganz anderem Zusammenhang hatte sich uns ergeben, daß sie nicht der ältesten Stufe des Heldengesanges angehören, weil sie dem Stoffe nach nicht aus dem Vorstellungskreis einer ritterlichen Gesellschaft, sondern aus dem Lebensinhalt eines Standes geschöpft sind, der in harter Arbeit der Natur die Mittel zum Dasein abgewinnt. Das waren nicht die äolischen Heldengeschlechter, die das Epos geschaffen hatten, sondern die ionischen Sänger, die zuletzt seine Pflege übernommen haben[17]). Ihren Zuhörern waren tatsächlich Situationen des Kampfes viel weniger vertraut als Vorkommnisse aus dem Leben des Jägers, Hirten, Ackerbauers. Zu dem späten Aufkommen der Gleichnisse stimmt es nun aufs beste, daß sie auch in ihrer Form eine neue Art zeigen die Welt zu betrachten, wobei allgemeine Gedanken sich durchzuringen beginnen und zur Bildung von Begriffen ein wichtiger Schritt, eben durch die Vergleichung, getan wird. So schließen sie sich mit anderen Spuren zusammen, in denen wir ein allmählich sich regendes Verlangen nach der Handhabe des Denkens, die in der Abstraktion gegeben wird, erkannten (S. 392 f.). Freilich es sind — sehr zum Vorteil für die anschauliche Kraft der Sprache — noch geringe Ansätze. Aber sie reichen aus um zu zeigen, wie der epische Stil, d. h. die Weise des Auffassens und Darstellens, nicht still steht sondern im Fortschreiten begriffen ist.

---

17) Die bedeutende Arbeit des Engländers Platt ist früher (S. 266) angeführt.

Drittes Kapitel.

Charakter der beiden Epen.

I. Die Odyssee.

Wenn die Gleichnispoesie der Ilias zum guten Teil doch aus dem Streben eines jüngeren Geschlechtes entstanden ist, zwischen dem überlieferten heroischen Daseinsbilde und der Wirklichkeit, die vor Augen stand, eine Verbindung herzustellen und das eigne Leben mit in den Bereich des Gesanges zu ziehen, so ist der stoffliche Zuwachs, den sie dem Epos gebracht hat, der gewaltigen Bereicherung eng verwandt, von der die Odyssee Zeugnis ablegt. Heute erscheint es, weil man es nicht anders kennt, wie selbstverständlich, aber es muß einmal etwas Neues und Kühnes gewesen sein, daß der Stil des Heldenepos auf die Verhältnisse des täglichen, kleinbürgerlichen Lebens angewendet wurde. Die Menschen müssen dabei etwas Ähnliches empfunden haben, wie wir wenn wir gelegentlich von den Aufgaben Bemühungen Erfolgen, die uns beschäftigen, in Zitaten aus der Tragödie sprechen. Das eigne Tun wird dadurch in ein verschönerndes Licht gehoben, etwas wie leise Befriedigung zittert im Grunde, daß, was man erlebt, den Schicksalen eines Marquis Posa oder Wallenstein verglichen werden könne. Wollte danach jemand sagen, die ganze Odyssee sei ein großer Vergleich, so wäre das freilich zur Verkehrtheit übertrieben, aber doch so viel darin richtig, daß wir von hier aus verstehen, warum sie an eigentlichen Gleichnissen so viel ärmer ist als die Ilias. In der Sphäre, die der Dichter sonst mit dem Gleichnis aufsuchte, bewegt er sich hier ja durchaus, im Kreise der Bürger und Bauern, mag auch der Sohn des Laertes immer wieder ein König genannt werden. Die wirkliche Herrenwelt, wie sie an dem Hofe eines Menelaos, eines Alkinoos ihr Wesen hat, bleibt im Hintergrunde, ebenso wie die Ereignisse des Herrenlebens, der troische Krieg mit seinen Erinnerungen. Der

Faustkampf des Bettlers ist wie eine Parodie auf die Schlachtszenen der Ilias.

Schiller hat bitter darüber gespottet, daß Pfarrer Kommerzienräte Sekretärs an Stelle der Träger eines großen gigantischen Schicksals auf der Bühne erschienen und das Publikum zu rühren suchten. Die Produktionen, auf die er zielte, hatten den Spott verdient; und doch war das »bürgerliche Trauerspiel«, als es zuerst hervortrat, — Schiller selbst hatte geholfen — ein Fortschritt zur Wahrheit und Echtheit gewesen. Eine neue Welt wurde damit der Poesie erobert, und so mit der Odyssee für das Epos. Grundlage der äußeren Handlung bildet ein Problem des Familienlebens, das uns in einem früheren Kapitel (II 3) klar wurde: was soll werden, wenn der Mann verschollen ist? wer verfügt über die Hand der Witwe? welches ist die Stellung des erwachsenen Sohnes? wie kann der Bestand des Vermögens gesichert werden? Die Entwicklung dieser Motive bringt es mit sich, daß in den Gedanken, die der Dichter seinen Personen leiht, Sorge um den Besitz und Freude am Erwerb einen breiten Raum einnehmen.

Telemachs Reden in β betonen stark den materiellen Schaden, den ihm das Treiben der Freier bringt: dieses Unglück sei »viel größer« (48) als der Verlust eines edlen Vaters. Vorteilhafter für ihn würde es immer noch sein, wenn die Bürger sein Hab und Gut verzehrten; denn denen könnte man nachher Ersatz abfordern und abnötigen, für die Streiche der jungen Herren aber, die noch kein eignes Vermögen haben, wird niemand haften (74—79). Unter seinen Gründen gegen den Vorschlag, den Antinoos gemacht hat, er möge Penelope wieder ins Haus ihrer Eltern schicken, steht nicht an letzter Stelle die Voraussicht, daß er dann dem Ikarios viel werde bezahlen müssen (132 f.). Daß Penelope selber die Vermögensschädigung, die aus ihrem Verweilen dem Sohne erwächst, drückend empfindet, hören wir aus ihrem Munde (τ 533 f.) und verstehen es. Schwerer können wir uns darein finden, daß sie den erfolgreichen Versuch macht, durch Geschenke, die sie von den Freiern herauslockt, etwas von dem Verlorenen für sich selbst wieder einzubringen (σ 274—283). Wilamowitz, der diese Partie scharf charakterisiert hat, sah in ihr ein selbständiges Gedicht, das durch die parodische Tonart sich abhebe (HU. 33 f.). Aber ist das wirklich der Fall? Vielmehr durchzieht derselbe gewinnfrohe Sinn die ganze Odyssee. Als dem Helden in λ, wo er einen Teil seiner Erzählung

beendet hat, eine vermehrte Gabe in Aussicht gestellt wird, wenn er bis zum folgenden Tage bleibe, ist er sogleich bereit, wenn es sein muß, ein Jahr noch zu bleiben; viel vorteilhafter sei es, mit vollerer Hand in die Heimat zu kommen, und so werde er bei den Leuten dort geehrter und willkommener sein (λ 356 ff.). Daß das nicht eben vornehm gedacht ist, gibt Alkinoos fein aber deutlich zu verstehen. Die Art, wie Achill Geschenke würdigt (I 378 ff. T 147 f.), zum Vergleich heranzuziehen klingt beinahe wie Lästerung; und doch war vor Ilios der Ithakesier sein gleichberechtigter Kriegsgefährte. Als dieser am heimischen Strande erwacht, ist seine erste Sorge die um die mitgebrachten Güter, sein erstes Geschäft daß er sie zählt (203. 215 ff.). In dem Berichte des Verkleideten an den Hirten wie an die Königin wird ausführlich der Schätze gedacht, die Odysseus gesammelt habe und die beim Thesproter-Könige zur Verladung für ihn bereit lägen (ξ 323 ff. = τ 293 ff.). An der zweiten dieser Stellen fügt der Erzählende hinzu, jener sei noch jetzt darauf aus sie zu vermehren, αἰτίζων ἀνὰ δῆμον (τ 273); er würde schon zu Hause sein, wenn es ihm nicht vorteilhafter — immer dieses κέρδιον — erschienen wäre χρήματ' ἀγυρτάζειν πολλὴν ἐπὶ γαῖαν ἰόντι (284).

Dietrich Mülder hat vor kurzem diese Züge im Zusammenhange betrachtet (NJb. 17 [1906] S. 39 ff.). Er meint, in ihnen verrate sich der »Bearbeiter«, der die echte alte Phäakendichtung zu modernisieren unternommen und dabei auf das Niveau seiner eignen Gesinnung herabgezogen habe. »Ist der Held doch«, so schreibt Mülder, »seiner Ausbündigkeit zum Trotz geradezu als Heros des »Vagantentums gezeichnet, der vagierende Held zum Idealtypus des »Fahrenden umgestaltet. Er trägt nicht bloß im zweiten Teile die »Maske des Bettlers, in der ganzen Dichtung vermag der Purpur»mantel des Heroentums die Blöße der Bettlergesinnung nicht zu »decken.« Das ist etwas kraß ausgedrückt, doch im Grunde richtig beobachtet. Nur trägt die Odyssee diesen Charakter so fest mit sich verbunden, daß es nicht angeht ihn als Überarbeitung abzustreifen. Der Dichter selbst ist für das alles verantwortlich. Konnte er andres als sein eignes Blut in die Adern seiner Menschen gießen? Und er freilich war nicht mehr blutsverwandt jenen achäischen Skalden, die einst an Fürstenhöfen gesungen hatten. Auch der Zuhörerkreis war ein andrer: kein Heldengeschlecht, sondern ein in erwerbender Arbeit fleißiges Völkchen,

dem es wohltat, sich und seinesgleichen im Liede verherrlicht zu sehen. Macht und Reichtum waren für diese Leute etwas, wozu sie aufblickten. Mit Ehrerbietung spricht der Bettler zu Amphinomos über dessen Vater, von dem er gehört habe daß er ein wackerer und wohlhabender Mann sei (σ 127). Und wo der Sänger die Göttin in menschlicher Gestalt dem Landfremden hilfreich erscheinen läßt, muß es ein Herrensohn sein, dem sie gleicht (ν 223). Unwillkürlich tritt die bescheidene Lebensstellung des Dichters zutage, und daß er an erborgtem Glanze sich freut, wenn er von dem »Herrn Sauhirten« spricht: συβώτης ὄρχαμος ἀνδρῶν. Wollte man alles damit Verwandte aus der Odyssee wegstreichen, es würde nicht zuviel übrig bleiben.

Was die Hauptsache ist, gerade das würde wegfallen, was den großen Reiz dieser Dichtung ausmacht: die Kraft und Lust des Sehens und Schilderns, die hier eben deshalb so frisch sich betätigt, weil sie von einem neuen Stoffgebiet Besitz ergreift. Die Adligen zwar spielen eine schlimme Rolle, und in die Seele eines Fürsten sich hineinzudenken ist dem Dichter nicht gelungen; πατὴρ ὣς ἤπιος ἦεν, das ist was er zu rühmen weiß (β 47. 234). Aber mit liebevollem Verständnis ist er dem Leben der kleinen Leute nachgegangen und hat es in sprechender Deutlichkeit noch für uns festgehalten: den Haushalt des Hirten, der aus einem Holznapf trinkt, dessen Knechte keine Kleider zum Wechseln haben wie die Phäaken (ξ 513 f. ϑ 249); den greisen Laertes — wahrlich keinen König —, der im Arbeitsanzug im Garten geschäftig ist; die Stellung der alten Amme im Hause, die den erwachsenen Sohn der Herrschaft noch schelten darf (τ 22 f.); den harten Dienst der Magd, die mit elf anderen mahlen muß, damit die Junker schmausen können, und, weil sie schwächer ist als die anderen, bis an den Morgen zu arbeiten hat (υ 105 ff.). Der dies und so vieles in ähnlicher Art beschreibt, mag selbst manches Schwere durchgemacht haben; er wußte, wie man in der Schmiede an fremdem Feuer sich wärmt (σ 328), wußte, wie dankbar einer ist, der so bewirtet und geehrt wird wie der Bettler beim Sauhirten, oder dem die Frau des reichen Besitzers zu essen und zu trinken gibt und etwas Besseres anzuziehen, von dem sie gar noch mit teilnehmender Frage sich erzählen läßt, was er alles erlebt habe (vgl. ο 377). Es klingt wie aus eigner Erfahrung des Dichters, wenn er den Bettler, der einen durch die anderen verführten Jüngling warnen will, von der Vergänglichkeit menschlichen Glückes erzählen läßt (σ 132 ff.):

οὐ μὲν γάρ ποτε φησὶ κακὸν πείσεσθαι ὀπίσσω,
ὄφρ᾽ ἀρετὴν παρέχωσι θεοὶ καὶ γούνατ᾽ ὀρώρῃ·
ἀλλ᾽ ὅτε δὴ καὶ λυγρὰ θεοὶ μάκαρες τελέσωσιν —
καὶ τὰ φέρει ἀεκαζόμενος τετληότι θυμῷ.

Bei dem allen aber steht er frei über seinem Stoff, und bildet ihn mit bewußtem Können. Szenen der Wiedererkennung, eingelegte Erzählungen gestaltet er meisterhaft abwechslungsreich; nicht nur überhaupt verschieden, sondern jedesmal der Situation und den Personen angepaßt. Die einzige, die ihres Herren Züge auch in der Erscheinung des Bettlers wiederfindet, ist die Alte, die ihn einst an ihrer Brust genährt hat (τ 380; 483), am ungläubigsten zeigt sich Penelope; und wie rührend weiß sie nachher (ψ 215 ff.) ihr Zweifeln zu rechtfertigen! Bei den Erzählungen von Odysseus und seiner bevorstehenden Heimkehr, die dem Bettler in den Mund gelegt sind (ξ 158 ff. 321 ff. τ 270 ff.), besteht für das Publikum des Rhapsoden der besondere Reiz, klüger zu sein als die Personen in der Dichtung, denen so Freudiges vergebens angekündigt wird. Man lächelt über das Mißtrauen des Hirten, man ereifert sich wohl gar über die Blindheit der Königin, die nicht sieht, nicht sehen will, daß der ersehnte Mann vor ihr sitzt. Dieses heitere Einvernehmen zwischen sich und seinen Zuhörern weiß der Dichter durch versteckte Hindeutungen noch zu nähren. Die gemessene Antwort an den wirklichen Bettler, der ihn von der Schwelle verdrängen will, schließt der vermeintliche Standesgenosse mit einer Warnung: »Daß ich dir nicht das Gesicht blutig schlage! Dann hätt' ich morgen Ruhe. Denn ich denke, du würdest nicht zurückkehren δεύτερον ἐς μέγαρον Λαερτιάδεω Ὀδυσῆος« (σ 24). »In mein Haus«, so vernehmen es die Lauschenden im Kreise, und jubeln dazu. Durch Eumäos aufgefordert, der Königin von ihrem Gemahl zu berichten, sagt der Fremde, dazu sei er wohl imstande: οἶδα γὰρ εὖ περὶ κείνου, ὁμὴν δ᾽ ἀνεδέγμεθ᾽ ὀιζύν (ρ 563). »Das soll wohl sein«, denkt mancher, »er ist es ja selbst«. Als am folgenden Tage die Freier nicht zulassen wollen, daß auch der Fremde sich mit dem Bogen versuche, sagt Penelope zu dem Wortführer Antinoos (φ 314 ff.):

ἔλπεαι, αἴ χ᾽ ὁ ξεῖνος Ὀδυσσῆος μέγα τόξον
ἐντανύσῃ χερσίν τε βίηφί τε ἧφι πιθήσας,
οἴκαδέ μ᾽ ἄξεσθαι καὶ ἑὴν θήσεσθαι ἄκοιτιν;
οὐδ᾽ αὐτός που τοῦτό γ᾽ ἐνὶ στήθεσσιν ἔολπεν.

»Die Ahnungslose! was wird sie für Augen machen!« so lächelt wohl einer im stillen, und tauscht schnell einen verständnisvollen Blick mit dem Sänger. Auch der übermütige Freier, Eurymachos, muß ohne es zu wollen eine Wahrheit aussprechen, die für ihn und alle die jetzt mit lachen Ernstes bedeutet: οὐκ ἀθεεὶ ὅδ' ἀνὴρ Ὀδυσήιον ἐς δόμον ἵκει (σ 353). Das ist eben jene unfreiwillige Ironie, die wir aus dem Drama gut kennen, in diesem letzten Falle auch in demselben Sinne wie in der Tragödie verwendet[1]).

Daß bei einer Erkennungszene die Spannung nicht so groß ist, wenn die Zuhörer mit überrascht werden, als wenn sie wissen, was bevorsteht und was auf dem Spiele steht, hat Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (St. 48. 49), in Anknüpfung an Euripides' Prologe, dargetan. Von dieser Einsicht ist im zweiten Teile der Odyssee reichlicher Gebrauch gemacht. Adolf Roemer hat das Verdienst, die psychologisch fein berechnete Kunst des Verfassers in das rechte Licht gesetzt zu haben[2]). Es sind großenteils von ihm hervorgezogene Beispiele, an denen auch wir uns Ziel und Mittel dieser Kunst klar machen wollen.

Daß im Bettler der Herr verborgen ist, wird von Anfang an und immer wieder nachdrücklich betont. Statt irgend einer der geläufigen Formeln heißt es gleich bei der ersten Anrede des Sauhirten: ὁ δὲ προσέειπεν ἄνακτα (ξ 36). Entsprechend später, als sie sich auf den Weg machen um zur Stadt zu gehen (ρ 201 ff.):

— — — ὁ δ' ἐς πόλιν ἦγεν ἄνακτα
πτωχῷ λευγαλέῳ ἐναλίγκιον ἠδὲ γέροντι,
σκηπτόμενον· τὰ δὲ λυγρὰ περὶ χροῒ εἵματα ἕστο.

Die Königin weint um ihren Gemahl, der vor ihr sitzt (ἑὸν ἄνδρα, παρήμενον τ 209), ohne daß sie es ahnt. Und doch muß sie selbst uns daran erinnern. Wie sie der Alten den Auftrag gibt dem Fremden die Füße zu waschen, sagt sie (τ 358): νίψον σοῖο ἄνακτος — Der Vortragende hält inne, die Hörer lauschen gespannt: nein! es kommt nichts von Füßen, sondern ὁμήλικα. Aber sie verweilt

1) Sätze aus dem König Ödipus wie 264 f. ἐγὼ τάδ' ὡσπερεὶ τοὐμοῦ πατρὸς ὑπερμαχοῦμαι, oder 743 μορφῆς δὲ τῆς σῆς οὐκ ἀπεστάτει πολύ, stehen, soweit nur die Form des Gedankenspieles in Betracht kommt, den oben angeführten ganz gleich.

2) Römer, Homerische Studien (genauer zitiert oben S. 68 Anm. 6) S. 399 ff. Vgl. oben S. 252.

bei dem Vergleiche: Auch Odysseus sieht jetzt wohl so aus an Händen und Füßen; denn schnell altern die Menschen im Leiden. Im Zuhörer regt sich stärkere Teilnahme für die beiden, die sich wieder zusammenfinden sollen; ähnlich, und kaum weniger ergreifend, früher beim Sauhirten. Der hat es anfangs vermieden seinen Herrn so schlechtweg beim Namen zu nennen, obwohl er fortwährend von ihm spricht; er umschreibt ihn mit κεῖνος oder ἄναξ oder ὅ. Endlich — der Gast hat ja ausdrücklich danach gefragt (ξ 118) — ringt er sich den Namen ab (144 ff.):

ἀλλά μ' Ὀδυσσῆος πόθος αἴνυται οἰχομένοιο.
τὸν μὲν ἐγών, ὦ ξεῖνε, καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν
αἰδέομαι· πέρι γάρ μ' ἐφίλει καὶ κήδετο θυμῷ·
ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω καὶ νόσφιν ἐόντα.

Dreimal sagt er das: »der Abwesende«; und der, zu dem er es sagt, ist eben der Herr. Wie wird dieser angesichts solcher Liebe und Treue die Verstellung aufrecht halten? wie wird er die Kränkungen der Feinde hinnehmen ohne loszubrechen?

Eine der ersten Proben bringt ihm der Anblick seines alten Hundes, der ihn noch wedelnd begrüßt, aber sich nicht mehr erheben kann um näher zu kommen. Odysseus blickt beiseite und wischt sich eine Träne ab, ῥεῖα λαθὼν Εὔμαιον; dann sagt er schnell etwas, um die Rührung niederzuzwingen (ἄφαρ δ' ἐρεείνετο μύθῳ ρ 305). Drinnen im Saal müssen er und Telemach sich hüten, daß sie ihr Einverständnis nicht merken lassen. Der junge Hausherr schickt dem Bettler ein ganzes Brot und ein Stück Fleisch, zugleich aber die Aufforderung, auch bei den Gästen herumzugehen. Jener dankt mit einem Segenswunsche für den Geber — καί οἱ πάντα γένοιτο, ὅσα φρεσὶν ᾗσι μενοινᾷ, so fügt er, scheinbar harmlos, hinzu (ρ 355). Von Antinoos, den er allerdings belästigt hat, mit einem Schemelwurf getroffen steht er ἠύτε πέτρη ἔμπεδον (463 f.). Fast noch schwerer hat es Telemach, der sehen muß was dem Vater widerfährt; aber er bezwingt sich, vergießt keine Träne und bewegt nur schweigend das Haupt, κακὰ βυσσοδομεύων (491). Auf andre Art bringt der Kampf mit Iros die Gefahr der Entdeckung; der Held trifft den Frechen nur leise — was er so nennt —, ἵνα μή μιν ἐπιφρασσαίατ' Ἀχαιοί (σ 94). Den Wunsch, den die Freier lachend dem Sieger aussprechen, Zeus möge ihm geben, was er am meisten begehre, begrüßt er mit stiller Freude

als gutes Omen (113. 117). Dann aber in dem Zuspruch an Amphinomos, den er gern retten möchte, geht er fast zu weit mit Andeutungen über die bevorstehende Rückkehr des Herrschers; der Verblendete hört trotzdem nicht auf ihn (σ 155). Und doch hatte schon die Szene mit Antinoos in den Freiern den Verdacht geweckt, daß in dem Bettler etwas Besonderes stecke (ρ 484). Nun folgt zu ihr ein Gegenstück, in engstem Rahmen ein vollendetes Kunstwerk.

Ohne irgendwie gereizt zu sein, höhnt Eurymachos den Fremden — Ὀδυσσῆα πτολίπορθον ruft uns der Dichter ins Bewußtsein, σ 356 — mit der Aufforderung, bei ihm als Landarbeiter in Dienste zu treten, wobei er sogleich hinzufügt, das werde jener nicht wollen, da es ihm wohl besser gefalle mit Betteln seinen unersättlichen Bauch zu füllen. Odysseus antwortet, es komme auf eine Probe an, wer von ihnen beiden Größeres leisten könne. In drei Stufen entwickelt er diesen Gedanken, jede folgende ernster gemeint, breiter ausgemalt und zu stärkerem Ergebnis geführt, die letzte dann so gewendet, daß der Beleidigte zum Angriff übergeht[3]. »Hätten wir doch zu wetteifern in der Ernte, beide die Sichel in der Hand, und Arbeit bis zum Abend! Oder gäbe es zu pflügen mit zwei wohlgenährten, kräftigen Stieren, die schwer zu bändigen wären! da solltest du sehen, ob ich die Furche gerade hindurchzöge. Oder wenn einen Krieg irgendwie der Kronide entstehen ließe, gleich heut, und ich hätte einen Schild und zwei Lanzen und einen Helm auf dem Haupte [Mächtig regt sich in dem alten Helden die Erinnerung; καὶ δὲ σὺ τοῖον ἔχοις fügt er hier nicht hinzu.] — dann solltest du sehen [Nicht mehr »ob« sondern] wie ich mich unter den ersten in den Kampf mische, und würdest nicht schmähend von meinem Bauche reden. Aber du bist übermütig und harten Sinnes und dünkst dich wunder wie groß, weil die wenigen die um dich sind selber nichts taugen. [So spricht der Landstreicher, der Hilflose zu dem Stolzesten unter der großen Schar der Junker.] Doch wenn Odysseus wieder käme in sein Vaterland, dann würde dir bald die Tür dort, so breit sie ist, zu eng werden für die Flucht zum Tor hinaus ins Freie.« Buch-

3) Durch die im folgenden gegebene Interpretation sind wohl die Bedenken erledigt, die einst Wilamowitz (HU. 36) gegen die Verse 376—379 erhoben hatte. Auch 409 wird sich nachher (gegen HU. 37) als gut erweisen.

stäblich weist er ihm die Tür; das Bewußtsein des Königs und des Hausherrn bricht gewaltsam durch. Aber es soll nicht durchbrechen. Deshalb bezwingt er sich nun; auf die erneuten heftigen Worte des Gegners antwortet er nichts mehr, sondern setzt sich schweigend zu Füßen des verständigen Amphinomos, so daß der Schemel, den Eurymachos nach ihm wirft, vorbeifliegt und den Schenken trifft. Die Freier werden unwillig, schelten laut auf den Bettler, der das Behagen des Mahles störe; von einem Tadel gegen den allein Schuldigen, wie vorher bei Antinoos, hört man diesmal nichts. Solcher Unbill gegenüber kann Telemach nicht länger an sich halten; mit scharfer Rede fährt er sie alle an (406 ff.):

δαιμόνιοι, μαίνεσθε καὶ οὐκέτι κεύθετε θυμῷ
βρωτὺν οὐδὲ ποτῆτα· θεῶν νύ τις ὔμμ' ὀροθύνει.
ἀλλ' εὖ δαισάμενοι κατακείετε οἴκαδ' ἰόντες.

Da erschrickt er über sich selbst; vielleicht hat er dem Vater ins ruhig klare Auge gesehen: es ist noch nicht Zeit offen zu sprechen. So lenkt er ein und fügt, mit begütigender Handbewegung, hinzu:

ὁππότε θυμὸς ἄνωγε· διώκω δ' οὔ τιν' ἔγωγε.

Man hat hiergegen eingewendet: »Wenn Telemach im letzten Verse seine Aufforderung zurücknehmen wollte, tat er besser zu schweigen«. Ohne Zweifel. Und eben dies sah er selbst ein, aber erst als ihm das unvorsichtige Wort entfahren war; πάλιν δ' ὅ γε λάζετο μῦθον — ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne, wie Aias H 196. Homer zeigt uns die Gedanken seiner Menschen im Werden, in den auftauchenden und zurücktretenden Gedanken den Wandel der Stimmung: ein Dramatiker ohne Bühnenweisungen.

Wenn man ihn so ansieht — Sehen gehört dazu —, so wird vielleicht noch manches wieder zu Ehren angenommen werden, was allzu selbstgewiß die Kritik verworfen hatte. Ganz sicher so an einer früheren Stelle (π 95 ff.), wo es sich ebenfalls um einen einzelnen, seltsam abbiegenden Vers handelt. Der Reisende fragt den Königsohn: »Wie kommt es nur, daß du den Freiern dich fügst? Wenn ich so jung wäre wie du und hätte den Mut der in mir noch lebt, oder ich wäre der Sohn des Odysseus oder er selber — [Halt! da hätte er sich beinahe verschnappt; er ist ja Odysseus. Darum gibt er, schnell besonnen, dem Gedanken eine andre Richtung: oder er selber] — käme zurück, denn noch ist

ein Rest von Hoffnung: dann sollte mir sogleich einer das Haupt vom Rumpfe trennen, wenn ich nicht hinginge und den Frevlern Verderben brächte.« In fast allen neueren Ausgaben, leider auch in der meinigen, steht Vers 101 (ἔλθοι ἀλητεύων, ἔτι γὰρ καὶ ἐλπίδος αἶσα) nach Aristarchs Urteil in Klammern; er ist so echt wie nur einer. Von Joh. Heinr. Voss war er verstanden; das geht aus seiner Interpunktion hervor[1]). Adolf Roemer hat, wie es scheint, nicht darauf geachtet, daß hier ein recht charakteristisches Beispiel zu den vielen hinzukommt, die er verständnisvoll würdigt, wenn er sagt, der Dichter liebe es »mit dem Feuer zu spielen«.

Solches Spiel liegt denn auch in der neuerdings viel umstrittenen Szene des Fußbades in τ vor, die aber eben deshalb, weil sie nicht ohne Auseindersetzung mit abweichenden Ansichten verwertet werden kann, einem späteren Kapitel vorbehalten bleiben mag. Nur das sei schon hier festgestellt: an Bewußtheit der Arbeit, an Raffiniertheit der beabsichtigten Wirkungen kann dem Verfasser der zweiten Hälfte der Odyssee nicht leicht zu viel zugetraut werden. Es ist derselbe, der von seiner reflektierenden Art ein deutliches und sicher ein schönes Zeugnis ablegt durch die teilnehmenden Worte, mit denen er gleich zuerst den von langer Irrfahrt endlich Heimkehrenden begleitet (ν 88 ff.):

ὣς ἡ ῥίμφα θέουσα θαλάσσης κύματ' ἔταμνεν
ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε' ἔχοντα·
ὃς πρὶν μὲν μάλα πολλὰ πάθ' ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν,
ἀνδρῶν τε πτολέμους ἀλεγεινά τε κύματα πείρων —
δὴ τότε γ' ἀτρέμας εὗδε, λελασμένος ὅσσ' ἐπεπόνθει.

Wenn wir den mit ν beginnenden Teil des Epos stofflich und stilistisch als ein Ganzes betrachten, so soll damit der Frage nicht vorgegriffen sein, ob und wieviel etwa sonst noch demselben Dichter gehört. Auch in früheren Partien findet sich, in den Motiven wie in der künstlerischen Gestaltung, manches Verwandte. Die Rede (ν 237 ff.), in der Athene dem eben aus dem Schlaf Erwachten das Land beschreibt, in das er gekommen sei, wie sie weit ausholt, allmählich deutlicher wird, um zuletzt nur ganz gelegentlich den Namen Ithaka zu nennen — im Genetiv, wie Eumäos ξ 144 den seines Herren —: das ist so recht ein Stück

1) Das über π 101 Gesagte wird hier wiederholt aus NJb. 15 S. 4 f.

von dem Charakter, den wir aus all diesen Gesängen kennen gelernt haben. Und nun halte man daneben den Bericht über die Blendung des Kyklopen (ι 382 ff.). Erst sachliche Angaben von grausamer Genauigkeit, dann ein Gleichnis über die Art des Bohrens, nun die körperliche Wirkung der glühenden Spitze im Auge. Wir fühlen, wo nicht den Schmerz mit, doch das Verlangen, daß er sich Luft schaffe. Aber der Dichter läßt uns noch nicht los; erst müssen wir, wieder in ausgeführtem Vergleich, uns vorstellen, daß die Wurzeln des Auges prasseln wie glühendes Eisen in kaltem Wasser. Und jetzt endlich: σμερδαλέον δὲ μέγ' ᾤμωξεν. Dieser Dichter hat es jedenfalls auch verstanden zu steigern und zu spannen. Ein glänzendes Beispiel vollends von dieser Kunst gibt die Art, wie das überwältigende Εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης vorbereitet wird.

Bei nüchterner Betrachtung erscheint das Verhalten des Odysseus und seiner Wirte in η und ϑ höchst auffallend. Die Frage der Königin, wer er sei (η 238), läßt er unbeantwortet; Heimsendung wird ihm versprochen (η 317 f.) und vorbereitet (ϑ 34 ff.); der Gast erwähnt bei den Wettspielen, daß er vor Troja mitgekämpft hat (ϑ 220): trotzdem weiß und ahnt Alkinoos noch am zweiten Abend nichts von seiner Herkunft (ϑ 550. 577). Odysseus scheint zu meinen, die Phäaken könnten ihn in seine Heimat bringen, auch ohne zu wissen wo sie sei. Daß er von einem Gesange, zu dessen Helden er selbst gehört, ergriffen wird, daß der Hausherr als einziger dies bemerkt und feinfühlend, ohne von seiner Beobachtung etwas zu sagen, einen Wechsel der Unterhaltung, eben den Übergang zu den Spielen, vorschlägt (ϑ 94 ff.): das alles ist natürlich und anmutig. Aber warum bittet der Held nachher seinerseits den Demodokos, noch einmal von Ilios zu singen? und gar von seiner eignen größten Ruhmestat, der listigen Einnahme der Stadt! Er weiß doch, daß er sich nicht wird beherrschen können; warum bringt er sich und seinen freundlichen Wirt ohne Not in Verlegenheit? — Ich denke, weil er auch hier eine Lust empfindet, mit dem Feuer zu spielen. Unwiderstehlich lockt ihn das, wovor ihm doch bangt; die Erinnerung wird wehtun, aber er möchte schwelgen in Wehmut und Schmerz. Und wie dieser sich beim zweiten Male stärker äußert — ein rührendes Gleichnis malt ihn —, geht Alkinoos nicht mehr mit Stillschweigen darüber weg. Zwar übt er auch diesmal zarte Rücksicht und

gebietet dem Sänger Einhalt, weil gerade der, dem zu Ehren das alles veranstaltet sei, an dem Lied keine Freude habe. Aber nun legt er auch ihm die Pflicht edler Rücksichtnahme ans Herz; er möge sein Schweigen brechen, das wie Mißtrauen aussieht (548). Wer ist er? wo sein Vaterland und seine Stadt? Ein Schiff der Phäaken wird ohne Steuermanns Hilfe ihn heimbringen; denn diese Schiffe wissen von selbst die Gedanken der Menschen und kennen alle Städte und die Wege dahin (557 ff. So zwingt ihn niemand zu sprechen; nur Freundschaft ist es, die auf ein offenes Wort hofft). Auch davon soll er erzählen, wie und wohin alles auf der See er verschlagen worden ist; und warum er weint beim Gesange von Ilios und den Kämpfen dort. Haben sie ihm einen nahen Verwandten geraubt, oder einen lieben Gefährten? ἐπεὶ οὐ μέν τι κασιγνήτοιο χερείων γίγνεται ὅστις ἑταῖρος ἐὼν πεπνυμένα εἰδῇ.

Damit schließt die Rede. Und Odysseus spricht. Daß er es tut, ist ein freies Geschenk. Nicht zudringliche Neugier soll er befriedigen, sondern die herzliche Teilnahme von Menschen, die ihm wohlgetan haben und wohltun wollen. Und ganz fern steht jetzt die triviale Erwägung, daß er über kurz oder lang seinen Namen doch hätte nennen müssen, um richtig heimbefördert zu werden. Wie kommt es doch, daß wir daran gar nicht denken? Erst befremdete uns seine Zurückhaltung; dann wunderten wir uns über die Selbstverständlichkeit, womit auf beiden Seiten von Geleit und Heimat die Rede war, ohne daß diese bezeichnet wurde. Aber unmerklich wurden wir von dieser Zuversicht mit ergriffen; Alkinoos fragte nicht, so fragten wir auch nicht. Zuletzt, gleichsam im Vorbeigehen, erfahren wir das Entscheidende, und sind kaum noch überrascht: die Schiffe der Phäaken waren beseelt und konnten selbst ihren Weg finden. Hätte der Dichter wirklich besser getan, wie Gelehrte ihm vorschreiben, diese wunderbare Eigenschaft gleich bei der ersten Ankündigung des sicheren Geleites (η 317 ff.) hervorheben zu lassen? Dann wäre freilich von vornherein alles klar gewesen. Er zog es vor, erst auf unsre Stimmung zu wirken, und eine etwa verbleibende Frage des Verstandes hinterher zu beantworten. *Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem:* das war auch hier sein Ziel. Hat er es erreicht?

II. Die Ilias.

Gegen philologische Behandlung des griechischen Epos ist wohl der Einwand erhoben worden, es liege in ihr die Gefahr, daß man es verlerne, ja den Versuch aufgebe, der Persönlichkeit, die doch hinter jedem großen Werke der Dichtung stehe, irgendwie näherzukommen. Das Umgekehrte scheint mir zuzutreffen. Zum Begriff einer Persönlichkeit gehören Linien, die sie begrenzen; wenn aber alles, was innerhalb der zweimal 24 Gesänge der Name Homer umspannt, als Schöpfung einer einzigen Persönlichkeit gedacht werden soll, so zerfließt sie ins Unbestimmte, nicht anders als Lykurg oder Servius Tullius. Anstatt sich bei solchen Erzeugnissen eines naiven Rationalismus zu beruhigen, soll die Wissenschaft, unterscheidend und dann wieder zusammenfassend, denjenigen Zügen nachgehen, in denen sich individuell bestimmte Weisen des Denkens und Sprechens verraten. Denn bei aller Gegenständlichkeit des Inhaltes, und so sehr im ganzen der Autor hinter sein Werk zurücktritt, zeigen die homerischen Gedichte doch deutliche Spuren von der Subjektivität ihrer Dichter. Die hieraus erwachsende Aufgabe hat ein italienischer Gelehrter, Placido Cesareo, in einem besonderen Buche anregend beschrieben[5]). Die Anschauung von der Geistesart des Odysseedichters, zu der wir in den vorhergehenden Abschnitten gelangt sind, gibt wohl einen Beitrag zur Lösung der großen Aufgabe. Wie weit sich für die Ilias Ähnliches erreichen läßt, muß versucht werden.

Die Mächtigkeit des konventionellen Bestandes in den Kampfschilderungen hat man immer durchgefühlt; durch die eindringende Untersuchung von Hedwig Jordan ist er genauer umschrieben und greifbar dargestellt worden. Bei einer Verwertung der gewonnenen Erkenntnis ist aber dieselbe Vorsicht nötig wie bei den Folgerungen, die aus äolischen Sprachformen und mykenischen Lebensformen zu ziehen waren: das Altertümliche braucht nicht in einem für sich stehenden Stück enthalten zu sein, das durch einen Redaktor eingefügt wäre und von der Kritik wieder ausgelöst werden könnte; es kann sehr wohl als fortwirkendes Element in die Dichtung eines Jüngeren eingegangen sein. Wenn, wie wir in

---

5) Placido Cesareo, Il Subbiettivismo nei Poemi d'Omero. Ricerche critiche. Palermo 1898.

einem früheren Kapitel (II 1, 1) gesehen haben, die nordgriechischen Eroberer Lieder, in denen von Aias und Hektor, von Achill und Agamemnon schon erzählt wurde, mit übers Meer brachten, so ist es an sich ja denkbar, daß einzelne Szenen, besonders von kleinerem Umfang, noch mit dem Wortlaut in unserer Ilias stecken, in dem sie zuerst gedichtet waren. Ein Beispiel dieser Art glaubten wir selbst in den Versen Π 102—111 zu erkennen, in denen zwar Aias als Verteidiger beschrieben, aber eine andre Situation als die des Kampfes um die Schiffe vorausgesetzt ist (S. 199). Das Gewöhnliche wird gewesen sein, daß bei der Übertragung auf neue Örtlichkeiten und Ereignisse und wohl auch Personen die schon vorhandenen Lieder oder Liederteile einigermaßen erst zurechtgemacht wurden.

Eine anschauliche Schilderung solches Verfahrens, aus der Wirklichkeit eines heute lebenden Volkes geschöpft, gibt Radloff in der höchst wertvollen Einleitung seines Werkes über das Volksepos der Kara-Kirgisen[6]: »Der Sänger hat, durch eine ausgedehnte »Übung im Vortrage, ganze Reihen von Vortragsteilen in Bereit»schaft, die er dem Gange der Erzählung nach in passender Weise »zusammenfügt. Solche Vortragsteile sind: die Schilderungen »gewisser Vorfälle und Situationen, wie die Geburt eines Helden, »das Aufwachsen eines Helden, Preis der Waffen, Vorbereitung »zum Kampf, das Getöse des Kampfes, Unterredung der Helden »vor dem Kampfe, die Schilderung von Persönlichkeiten und Pfer»den, das Charakteristische der bekannten Helden, Preis der Schön»heit der Braut, Beschreibung des Wohnsitzes, der Jurte, eines »Gastmahls, Aufforderung zum Mahle, Tod eines Helden, Toten»klage, Schilderung eines Landschaftsbildes, des Einbrechens der »Nacht und des Anbruchs des Tages, und viele andere. Die Kunst »des Sängers besteht nur darin, alle diese fertigen Bildteilchen so »aneinander zu reihen, wie dies der Lauf der Begebenheiten for»dert, und sie durch neu gedichtete Verse zu verbinden.« — In literarischen Verhältnissen haben wir ja Ähnliches: die Art, wie die Geschichtschreiber des ausgehenden Altertums und des Mittelalters antike Vorlagen benutzten, um für die Charakteristik eines

6) W. Radloff, Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, gesammelt und übersetzt. V. Teil: Der Dialekt der Kara-Kirgisen. Petersburg 1885. XXVIII S. Vorwort, 603 S. Übersetzung.

Menschen oder die Erzählung einer Schlacht ihrer Einbildungskraft einen Anhalt zu geben[7]. Auch daran darf man denken, wie heutzutage in der Illustration geschichtlicher Werke manchmal dasselbe Cliché bei recht verschiedenen Gelegenheiten Verwertung findet.

Gerät nicht aber durch solchen Vergleich Homer in eine gar zu wenig vornehme Gesellschaft? — Es kommt wieder darauf an, wen man bei dem Namen im Sinne hat: die Generation, wenn es eine einzige gewesen sein könnte, die zuerst für den Sang von Heldentaten, von Tod und Sieg auf blutigem Felde den sprachlichen Ausdruck geschaffen hat, oder die Schar der Epigonen, die von Jugend auf solche Lieder vielfach gehört hatten und sie ebenso leicht nachbildeten wie weitergaben? Dem Verfasser der Μενελάου ἀριστεία geschieht schwerlich unrecht, wenn man ihn der zweiten Gruppe zurechnet. Denselben Mangel an Anschauung, an Motivierungsbedürfnis, den wir zu Anfang des Gesanges empfanden, zeigt dieser durchweg. Den toten Helden zum Mittelpunkt einer

7) Auf die wiederkehrenden Typen in den Schlachtschilderungen bei Dionys von Halikarnaß macht mich Radermacher aufmerksam. Auch den Hinweis auf die folgenden mittelalterlichen Beispiele verdanke ich der Gefälligkeit eines hiesigen Kollegen. Einhard beschreibt die Persönlichkeit Karls des Großen mit zusammengesuchten Worten und Wendungen aus Suetons Kaiserbiographien. Ruotger hat neben mittelalterlichen Vorlagen Prosa und Dichtung des klassischen Altertums vielfach ausgebeutet, um seiner Sprache lebhaftere Farben zu geben, unter anderem hat er Wendungen Sallusts in dessen Charakteristik Catilinas benutzt, wo er Brunos Gegner charakterisieren will; Aug. Mittag, Die Arbeitsweise Ruotgers in der Vita Brunonis (Progr. Askan. Gymn. Berlin 1896), belegt dies im einzelnen. Im Carmen de bello Saxonico sind zahlreiche Entlehnungen aus alten Klassikern, zusammengestellt von Pannenborg, Das Carm. de bello Sax. (Gymn.-Progr. Göttingen 1892) S. 24 ff. Dort wird (III 275 ff.) Heinrich IV als mächtig und milde gepriesen in Zügen, die aus älteren Schilderungen Karls des Großen entnommen sind. All diese Autoren haben ihre mühsam gesammelten Lesefrüchte verwertet. Ihr Verfahren gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Reichtum an fertigen Gedichtsteilen, über die ein in der vollen mündlichen Tradition stehender Sänger oder Rezitator verfügte. — Dem homerischen Gebiet verwandter ist das des iranischen Nationalepos, dessen Weise, überlieferten Stoff zu verwerten und umzubilden, Nöldeke beschreibt (Grundriß der iran. Philologie II [1896]; besonders S. 132. 134 f.). In bezug auf die Jugendgeschichte Ardaschîrs hatte v. Gutschmid (Kl. Schr. III S. 133 f.) erkannt und im einzelnen nachgewiesen, daß »eine alte einheimische Sage vom Gründer des altpersischen Reiches auf den Gründer des neupersischen übertragen worden ist«.

bewegten Szene zu machen ist nicht gelungen; wiederholt steht es so, daß man nicht einsieht, warum sei es die Achäer oder die Troer zögern ihn davonzutragen. »Naiver als im P«, sagt Hedwig Jordan (S. 105), »kann das Auf- und Abtreten der Personen nicht »geschildert werden. Es findet ein fortwährender Wechsel leben- »diger Versatzstücke an Patroklos' Leiche statt — manchmal ist man »versucht, das Lebendige über dem Versatzstücke zu vergessen!«

Aber den echten Hauch homerischen Geistes spürt man nicht an solchen Stellen, wo überlieferte Formen hin- und hergeschoben werden, sondern da, wo vor unsern Augen die Kraft sich regt etwas Neues zu gestalten. Das 15. Buch enthält die Kämpfe, in denen die Not der Achäer aufs höchste steigt. Eben hatten sie noch, während Zeus schlief, mit Poseidons Hilfe (Ξ 510. O 8) das Übergewicht: Hektor war von Aias durch einen Steinwurf zu Falle gebracht und ohnmächtig aus dem Kampf getragen worden (Ξ 433); das troische Heer, zurückgedrängt, schon durch den Graben und die Pallisaden geflohen (Ξ 507. O 1), hielt noch nicht wieder zum Kampfe stand (O 3 f. 7). Da erwacht Zeus und greift gewaltig ein: Poseidon wird abgerufen, Hektor durch Apollon wieder hergestellt. Mit seinem Erscheinen, das die Griechen aufs höchste erschreckt, die Troer mit frischem Mute erfüllt, beginnt (O 306) eine Reihe von Kämpfen, deren Ergebnis ist, daß nun wieder jene zurückweichen, durch die Mauer, zu den Schiffen, und schließlich in Gefahr sind auch diese zu verlieren. Also eine klar begrenzte, greifbare Aufgabe, die sich der Erzähler gestellt hatte; wie weit hat er vermocht sie zu bewältigen? Hedwig Jordan ist ihm diesmal nicht ganz gerecht geworden. Sie behandelt hauptsächlich zwei größere Szenengruppen und findet hier allerdings — im Gegensatze zu N und Ξ (S. 91. 92) — vieles zu loben: die Schilderung des allgemeinen Kampfes (312—317), den Ausdruck der Stimmung beider Parteien in den Ansprachen die gehalten werden (467—513. 718—741), den inneren Zwang durch den die einzelnen Ereignisse verbunden sind, das anschauliche Hervortreten von zwei Hauptheiden, unter deren Einfluß die Massen gegeneinander wirken (674 ff.). Aber im ersten Teile vermißt sie klare Lokalisation; das Hin- und Herwogen des Kampfes sei »in keiner Weise durchgearbeitet«. Und die Anlage des Ganzen, den Gesamtverlauf der Schlacht hat sie überhaupt kaum in Betracht gezogen. Fassen wir ihn entschlossen ins Auge, so verschwindet auch jene scheinbare Unklarheit.

Die Griechen haben auf der Flucht ihre Verschanzung wieder passiert (344 f.). Apollon tritt mit eignen Füßen die Grabenränder nieder, um für die Streitwagen der Troer Bahn zu machen (355 ff.). Bei den Schiffen machen die Fliehenden halt (367). Nestor betet zu Zeus, nicht das Äußerste geschehen zu lassen, und dieser donnert, sein Flehen erhörend; aber die Troer deuten das Zeichen für sich günstig (379) und dringen um so mutiger vor, die Mauer überflutend (384). Ein erster großer Erfolg ist für sie erreicht, aber zunächst kommen sie nicht weiter. Die Wagen stehen jetzt im Innern der Befestigung (385); von ihnen aus kämpfen die Angreifer, die andern von den Schiffen herab (386 f.), beide halten sich die Wage (413). Zwischen beiden Fronten ist ein Streifen freien Raumes, in dem die Einzelkämpfe, die nun folgen, sich abspielen. Kaletor kommt mit einem Feuerbrande heran, gegen das Schiff auf dem Aias steht (420); ein Speerwurf streckt ihn in den Sand. Nun schleudert Hektor die Lanze und trifft einen Gefährten des Telamoniers, Lykophron, daß er rücklings vom Schiff herabfällt (435). Von Aias ermuntert versucht Teukros den troischen Führer mit dem Pfeile zu erlegen, für dessen Gebrauch die Entfernung, in der die Feinde sich noch halten, Spielraum gewährt. Als es mißlingt, holt er sich aus dem Zelte — die Lagerhütten sind, wie auch 656, von der bedrohten Schiffreihe seewärts gedacht — Schild, Helm und Lanze und tritt dem Bruder zur Seite. Von drüben sucht Hektor die Seinen vorwärts zu treiben mit kräftiger Mahnung, die auch von den Griechen gehört wird. Aias beruft sich darauf: nicht zum Tanze lade jener sondern zur Schlacht. Für jeden einzelnen stehe die Entscheidung bevor, ob er die Heimat wiedersehen soll oder nicht; dafür gebe es keinen besseren Rat, als in dem Handgemenge, das jetzt erfolgen wird, standzuhalten (510). Aber noch kommt es nicht dazu; beiderseits beschränkt man sich weiter auf die Vorstöße einzelner kühner Männer (πρόμαχοι 522, ἐπόρουσε 520). Um einen, der sich von troischer Seite hervorgewagt hat (525) und getötet worden ist, der Waffen zu berauben, gehen Menelaos und Meges vor (544). Das kann Hektor nicht geschehen lassen; einen Verwandten des Gefallenen bietet er zur Hilfe auf: ob sich ihm nicht das Herz umkehre bei dem was er sehe? jetzt sei es nicht mehr möglich von fern (ἀποσταδόν 556) gegen die Argeer zu kämpfen. Ὣς εἰπὼν ὁ μὲν ἦρχ᾽, ὁ δ᾽ ἅμ᾽ ἕσπετο ἰσόθεος φώς (559). Daß sie Erfolg haben,

daß Menelaos und Meges sich von dem Toten zurückziehen, braucht der Dichter nicht auszusprechen; er hat es mit Zuhörern zu tun, die ihm auch mit dem Auge folgen. Und einen wie starken Eindruck Hektors entschlossenes Auftreten im ganzen macht, sehen sie ja sogleich: Aias hält es für nötig, noch einmal dringend zum Standhalten aufzufordern. Die Griechen nehmen sich sein Wort zu Herzen und stehen vor den Schiffen wie eine eherne Mauer, Schild an Schild (φράξαντο δὲ νῆας ἕρκεϊ χαλκείῳ 566 f.). Doch die beste Verteidigung ist der Angriff. Menelaos treibt Antilochos, den schnellfüßigen (570) an, daß er herausspringend (ἐξάλμενος 571) einen der Troer erlege. Das geschieht. In zwei Sprüngen (573. 582) ist Antilochos erst auf einem Punkte, von dem aus er erfolgreich die Lanze schleudert, dann bei dem Toten, um ihn zu berauben. Doch da tritt wieder Hektor entgegen; rechtzeitig zieht sich der Behende zurück, von feindlichen Geschossen verfolgt (589 f.), στῆ δὲ μεταστρεφθείς, ἐπεὶ ἵκετο ἔθνος ἑταίρων[8]). Wieder stehen sich beide Heere erwartungsvoll gegenüber.

Aber Zeus wollte, daß die Troer, die Löwen gleich nach den Schiffen drängten (593), ihr Ziel erreichten, er wollte den Brand eines Schiffes auflodern sehen (600). Deshalb erfüllte er den Hektor mit rasender Kampflust; Schaum trat ihm vor den Mund, die Augen leuchteten unter den furchtbaren Brauen. Er versuchte die Schar der Gewappneten zu durchbrechen (615), aber es gelang nicht; wie eine Mauer standen sie fest (πυργηδὸν ἀρηρότες 618), einem Felsen gleich, gegen den die Wogen des Meeres vergebens anbranden (621 f.). Da geschah etwas Unerhörtes: mit gewaltigem Schwunge — der Vortragende zeichnet in der Luft die Bewegung — über die Köpfe der vordersten Reihe hinweg sprang Hektor mitten in den Haufen (623), wie eine mächtige Welle, die von oben ins Schiff fällt — hier jenes prachtvolle Bild. Einer Herde gleich, in die der Löwe eingebrochen ist, stieben sie auseinander. Aber eben die Verwirrung bringt es mit sich, daß Hektor nur einen tötet, den Mykenäer Periphetes, der, nach dem Feinde im Rücken sich umwendend (στρεφθείς 645), an seinen Schild stieß und hintenüber auf diesen fiel. Unterdes haben sich die Achäer wieder

---

8) Derselbe Vers Λ 595, wo allerdings der Rückzug des Aias anders, nämlich ganz langsam (545 ff.), erfolgt ist. Sonst heißt es unter ähnlichen Umständen: ἂψ δ' ἑτάρων εἰς ἔθνος ἐχάζετο κῆρ' ἀλεείνων.

gesammelt. Aber allerdings, nach rückwärts; nur die Mutigsten stehen noch in den Luken zwischen den Schiffen[9]), deren vordere Teile[10]) sind freigegeben (655 f.). Nestor und Athene helfen, daß sie nicht weiter fliehend sich ins Lager zerstreuen, sondern immer noch geschlossen bei den Zelten aushalten (656 f.). Dem Telemonier freilich genügt das nicht; er tritt nicht zurück, ἔνθα περ ἄλλοι ἀφέστασαν υἷες Ἀχαιῶν (675), sondern bleibt vorn und sucht, von Schiff zu Schiff springend, die Danaer mit lautem Zuruf zu erneutem Widerstand anzufeuern (688). Hektor, der sich aufs neue der Menge gegenüber sieht, stürmt heran, wie ein Adler auf ein Volk schwächerer Vögel (690 ff.), und ergreift das Schiff des Protesilaos am Heck (704). Und diesmal stürzen die andern ihm nach; der Bann ist gebrochen: in wildem Gemenge ringen Achäer und Danaer, nicht mehr von ferne Pfeilschuß oder Speerwurf abwartend, sondern mit Beilen und Äxten, Schwertern und Lanzen einander zerfleischend (707 ff.). Hektor hält den Knauf am Hintersteven, den er ergriffen hat, fest und ruft laut nach Feuer; aber wer immer mit einem Brande naht, den weiß Aias — nur ein wenig ist er, von Geschossen bedrängt, zurückgetreten — vom Schiff herab mit gewaltiger Lanze zu empfangen: δώδεκα δὲ προπάροιθε νεῶν αὐτόσχεδον οὖτα.

Mit diesem wohlbekannten Kampfbilde schließt der Gesang; die vorhergehenden Bilder sind nicht so bekannt, doch nicht weniger klar geschaut. Von der Fähigkeit des Dichters, eine weite Bühne und eine gegliederte Handlung zu überblicken, gibt noch

---

9) Da εἰσωπός (653) sonst nirgends vorkommt, so muß εἰσωποὶ ἐγένοντο zunächst nicht auf Grund irgend einer Etymologie, sondern aus der Situation erklärt werden. Das hat von den Alten derjenige getan, dem das Scholion *B* verdankt wird: ὑπέστειλαν ἑαυτοὺς ἐπὶ τὰς ναῦς καὶ ἐντὸς αὐτῶν αἱ ἄκραι νῆες ἔλαβον αὐτούς. εἰς γὰρ τὰ μεταξὺ διαστήματα φεύγουσι, βραχύ τι μέρος ὑπολειπόμενοι τῶν νεῶν, ὡς τὰς πρύμνας αὐτοὺς ὑποβεβηκέναι, — von den Neueren Christ (praefatio zur Ilias [1884] p. 41 sq.), dem sich Leaf im wesentlichen anschließt, nur in der Ableitung des Wortes abweichend. Christ hat doch wohl recht: sie kamen in die Luken (ὀπαί) zwischen den Schiffen zu stehen.

10) Was mit νεῶν τῶν πρωτέων gemeint ist, zeigen πρώτῃ ἐν ὑσμίνῃ O 340, πρώτῃσι θύρῃσι X 66, ἐν πρώτῳ ῥυμῷ Z 40. Da die Schiffe mit den Schnäbeln der See zugekehrt liegen (oben S. 404), so kommen die Angreifer zuerst an die πρύμναι (704); daher sagte der alte Erklärer (für ἐχώρησαν τῶν πρωτέων), die Verteidiger seien von den πρύμναι gewichen.

besonderes Zeugnis die Stelle, an der er, um die Rettung vorzubereiten, den Aufbruch des Patroklos aus dem Zelte des Eurypylos erzählt. Der Bericht ist da eingeschoben, wo Verfolgung und Flucht an den Schiffen zum Stehen gekommen sind (390—405). Indem unsere Aufmerksamkeit eine Zeitlang für etwas anderes in Anspruch genommen, dann zum Schlachtfelde zurückgelenkt wird und dort noch dieselbe Situation vorfindet, verstärkt sich in uns die Vorstellung, daß beide Teile zögern, und die Spannung auf ein Ereignis, das den allgemeinen Kampf wieder in Gang bringen soll.

Eine Komposition wie diese ist erst auf einer vorgeschrittenen Stufe künstlerischer Entwicklung möglich. Auch der Verfasser der Aristie des Diomedes, die durch die Person des Helden, durch den Gebrauch der Streitwagen und die Art des Auftretens der Götter dem älteren Bestande zugewiesen wird, hat den Wunsch gehabt, Gruppen zusammenzufassen, größere Stücke der Handlung in anschaulichem Verlaufe darzustellen, Massen in Bewegung zu schildern und einzelne Gestalten von ihnen abzuheben[11]). Aber das sind erste, unbeholfene Versuche im Vergleich zu der lückenlosen, packenden Erzählung in O. Daß in dieser als Hindernis, das überwunden werden muß, Mauer und Graben vorkommen, die zu den jüngsten Voraussetzungen der Dichtung vom troischen Kriege gehören, ist kein zufälliges Zusammentreffen. Wie der feste räumliche Anhalt leichteres Spiel für die Phantasie schafft und zum Gelingen einer übersichtlichen Schilderung wesentlich beiträgt, zeigt in noch höherem Grade der Gesang, der den Kampf um die Mauer zum eigentlichen Thema hat. Die eigentümlichen Verhältnisse der τειχομαχία gaben zugleich Anlaß, von den gewöhnlichen Formen, in denen sonst Gegner zusammenstoßen, Bundesgenossen herangezogen werden, abzuweichen und für beides neue Wendungen zu finden. Hedwig Jordan hat dies im einzelnen dargelegt, ist hier auch mehr als bei O auf die Anlage des Ganzen eingegangen. Für die rechte Würdigung der Schwierigkeiten, an denen das Gestaltungsvermögen des Dichters nun doch seine Grenze gefunden hat, würden ihr die Andeutungen von Zielinski manches haben

11) Der Zusammenfassung einer Reihe von Einzelkämpfen dienen in E die Verse 37 und 84. Zusammenhängende Szenen bilden: Diomedes. Äneas, Kypris 166—417; Tlepolemos und Sarpedon 628—698; Diomedes und Athene gegen Ares 793—909. Massen in Bewegung: 497 ff. 591 ff. 699 ff.; ihnen gegenüber einzelne: 85. 514 ff. 575. 590 f. 617 f.

nützen können[12]). Daß Hektor M 437 plötzlich wieder da ist, nachdem wir seit 264 nichts über seinen Anteil am Kampfe gehört haben, beruht eben auf dem Fehlen eines Kunstgriffes zur Durchführung paralleler Handlungen. Wo Asios der Hyrtakide verlassen wird, ohne daß sein mißlungener Sturmversuch durch formellen Abschluß und Übergang in den Gesamtverlauf eingefügt wäre, heißt es entschuldigend (175 f.):

ἄλλοι δ' ἀμφ' ἄλλῃσι μάχην ἐμάχοντο πύλῃσιν·
ἀργαλέον δέ με ταῦτα θεὸν ὣς πάντ' ἀγορεῦσαι.

Der Dichter empfand selbst, wie seine Kraft versagte, und gestand es offen ein, bezeugt aber durch solche Aufrichtigkeit vor allem etwas Positives: die Überlegtheit seines Schaffens, und daß er sich nicht bei Erreichtem beruhigte, daß er mehr und Größeres zu bewältigen strebte.

Eine zusammengesetzte Handlung verständlich darzustellen konnte natürlich eher gelingen, wenn es sich nicht um Heeresmassen sondern um einzelne Personen handelte. So in K. Die Analyse dieses Gesanges ist eins der vorzüglichsten Kapitel bei Hedwig Jordan. Die Einleitung, wie Agamemnon geht um Teilnehmer seiner Sorgen zu finden, vergleicht sie mit einer dem äußeren Gegenstande nach ähnlichen Szene, der ἐπιπώλησις, und weist auf den gewaltigen Unterschied in der inneren Durcharbeitung hin. Dort tritt der König an einen der Helden nach dem andern heran, spricht zu ihm und erhält Antwort. Hier macht er sich auf, um zunächst Nestor zu wecken, unterwegs begegnet ihm sein Bruder Menelaos, und beide teilen sich in das Geschäft, mehr Fürsten zu versammeln; dabei wird Agamemnon durch den Alten (136), dieser wieder durch Diomedes (175 ff.) abgelöst; und daß gleichzeitig auch Menelaos tätig ist, wird noch einmal ausdrücklich erwähnt (124 f.). Dann die Beratung ist aufs geschickteste gegliedert. Nach Nestors allgemeinem Vorschlage spricht Diomedes und erbietet sich zu gehen, wünscht aber (222 f.) einen Gefährten: so ergibt sich aus seiner Rede ein Anstoß zum Fortgang der Handlung. Dieselbe Wendung hatten wir schon vorher (175 f.), wo

12) S. 430 der früher (S. 397) besprochenen Schrift. Zielinski gibt für diesen Gesang nur einen kurzen Überblick der Hauptteile der Handlung, für andere (darunter, wie schon erwähnt, Γ) auch eine den Aufbau veranschaulichende Zeichnung.

Nestor den Tydiden bat, ihm den weiteren Gang abzunehmen, und wir begegnen ihr sogleich wieder: Odysseus erklärt sich bereit mitzukommen, und mahnt seinerseits zur Eile (251). Von da, wo wir die beiden Männer durch Blut und Leichen dahinschreiten sehen (298), versetzt uns der Dichter ins troische Lager; er erzählt Hektors Frage, Dolons Meldung. Das Zusammentreffen im Dunkel der Nacht, Ergreifung und Verhör sind dadurch reicher ausgebildet, daß jener zuerst an den beiden Gegnern vorbeiläuft, worauf sie ihm sozusagen mit verkehrter Front nachsetzen (s. 365 f.). Und »wieder entwickelt sich die neue Handlung für uns aus der Schlußwendung einer Rede«: der Plan zum Einbruch in das Lager der Thraker wird auf Grund dessen gefaßt, was Dolon darüber verraten hat (433 ff. 444. 464). Wohl disponiert, um die Aufmerksamkeit des Hörers von einem zum andern zu führen, ist auch der Schluß des Gesanges. Auf den erbeuteten Pferden sprengen Diomedes und Odysseus den Schiffen zu; Nestor hört den Hufschlag, er äußert Hoffnung und Furcht: und wie gleich darauf die beiden glücklich anlangen und freudig begrüßt werden, stehen wir mit unter den Empfangenden.

Von der Δολώνεια spricht man leicht etwas geringschätzig, weil sie von allen Teilen der Ilias mit am spätesten entstanden ist, in der Sprache am wenigsten rein, in ihren Anschauungen dem ursprünglichen Bilde der Heroenzeit schon ferngerückt. Aber »jung« und »schlecht« sind nicht dasselbe, auch nicht in der Entwicklung der homerischen Poesie. Ein so kunstvoller Plan, wie wir ihn hier gefunden haben, konnte erst in einer Generation erdacht werden, die mit Schaffung der epischen Redeweise nichts mehr zu tun hatte, sondern sich in der Handhabung eines überlieferten Schatzes von Ausdrücken und Wendungen flott und frei bewegte. Einer der jüngsten Gesänge ist auch der dritte, auf dessen sorgfältiges Gefüge schon im voraus hingedeutet wurde (S. 397). Hedwig Jordan weilt hier etwas zu sehr bei den Schwächen, die immerhin sich geltend machen; das sind jene situationslose Zeichnung der Hauptpersonen beim Anbieten des Zweikampfes (oben S. 400) und die einseitige Schilderung des Kampfes selbst. Der Dichter spricht nach dem ersten Speerwechsel nur noch vom Standpunkte des Menelaos aus (Γ 349. 355. 361. 364. 369. 376), wie wenn der Verfasser eines modernen Romanes zwar in dritter Person erzählt, im Grunde aber seine Betrachtung innerhalb der Schranken

hält, die von Natur bloß für den Ich-Roman gezogen sind. Diesen kleinen Unvollkommenheiten stehen jedoch große Vorzüge gegenüber. Bewußte Technik äußert sich schon in der künstlichen Variation des Verses, mit dem die Antworten der Helena auf Priamos' Fragen eingeführt werden (171. 199. 228), woran einst Lachmann (Betrachtungen[3] S. 15) so schweres Ärgernis nahm. Vor allem aber, die zwanglose Weise, wie der Schauplatz zwischen Troja und dem Felde draußen wechselt, um die Stücke einer doppelten Handlung ineinander greifen zu lassen, zeigt ein hohes poetisches Können, und zwar in der Bewältigung eben der Aufgabe im großen, die der Dichter bei Darstellung des eigentlichen Waffenganges nicht beachtet hat. Nachdem der Vorschlag des Paris durch Hektor mitgeteilt und von den Griechen angenommen ist, werden von beiden Seiten Herolde abgeschickt, um Opfertiere zu holen und den König Priamos herbeizurufen. So entsteht in dem was draußen geschieht eine Pause (hinter 120), und diese benutzt der Erzähler, um die unbeschäftigte Phantasie seiner Zuhörer anderswohin zu führen, ins Gemach der Helena, die von Iris aufgefordert wird die Stadtmauer zu besteigen und dem Kampfe zuzusehen. Daran schließt sich die Begegnung mit den Greisen und das Gespräch über die achäischen Helden, das wieder mannigfaltig sich entwickelt. An die Nennung Agamemnons knüpft Priamos eine Betrachtung (182 ff.), Odysseus' Name regt Antenor zu einer Erinnerung an (204 ff.); von Aias geht Helena selbst zu Idomeneus über (230), sie äußert dann ihr Erstaunen, daß Kastor und Polydeukes fehlen, und gibt damit dem Dichter Anlaß zu einer erklärenden Bemerkung, durch die er selber das Gespräch ausleitet (243 f.). So wird er gewissermaßen wieder Herr der Situation, in deren Mittelpunkte zuletzt Helena gestanden hat, und führt das Wort weiter. Denn inzwischen haben die Herolde ihren Auftrag ausgeführt, und Idäos kommt den König hinabzuholen (249). Beide begleitet der leicht folgende Sinn des Zuhörers und gelangt so unmerklich und ohne Sprung auf das Schlachtfeld zurück (264), wo der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern beginnen soll. Schneller und scheinbar gewaltsam vollzieht sich der Wechsel nachher, wenn Aphrodite den hart bedrängten Schützling plötzlich entführt (380) und die Phantasie des Dichters wie des Hörers mit fortreißt, nach Ilios hinein, in sein duftendes Gemach, in das dann Helena gerufen wird. Aber auch hier folgen wir willig; ja wir

würden es als eine Zumutung empfinden, wenn wir, ungewiß über den Ausgang wie Menelaos, draußen verweilen müßten. Erst als Alexandros und Helena vereint sind, lenkt der Gegensatz zu diesem Bilde eines doppelt unberechtigten Genusses die Aufmerksamkeit auf den Kampfplatz zurück (448 f.), wo man vergebens den Flüchtling sucht, bis Agamemnon ein Ende macht und in entschiedenen Worten den Sieg und den Preis des Sieges für die Achäer in Anspruch nimmt[13]).

In diesem Gesange lag die Einheit in der Handlung; sie kann auch, bei loser gefügten Ereignissen, durch die Stimmung gegeben werden. Der Inhalt von Z erscheint auf den ersten Blick wie zusammengewürfelt; deshalb hat von jeher die Kritik hier scharfe Einschnitte gemacht: ἡ διπλῆ ὅτι μετατιθέασί τινες ἀλλαχόσε ταύτην τὴν σύστασιν, bemerkt schon Aristonikos zum Beginn der Glaukos-Episode (119). Tritt man aber, durch Erfahrungen aus der Odyssee ermutigt, mit der Frage heran, ob der Bearbeiter nicht doch vielleicht etwas Vernünftiges sich gedacht habe, und mit dem Vorsatze, zunächst einmal zu verstehen, so findet man die klare Absicht und statt des bearbeitenden Autors einen schaffenden, einen rechten ποιητής. Auf dunklem Hintergrunde soll uns eine Reihe friedlicher Bilder vorgeführt werden. Deshalb wird zuerst mit ein paar Strichen die Fortdauer blutiger Kämpfe angedeutet. Ausgeführt ist unter diesen Einzelszenen die letzte. Einem jungen Troer sind die Pferde durchgegangen, er ist vom Wagen gefallen, mit dem Gesicht in den Staub (43); so trifft ihn Menelaos. Es ist nahe daran, daß er sein Flehen erhört, ihn als Gefangenen zu den Schiffen zu senden und später gegen Lösegeld frei zu geben: da tritt Agamemnon dazwischen. Er muß sterben, der Held für den es kein Entrinnen gibt, ἥρως Ἄδρηστος (63). Mitleid und Verachtung, die verwandten Gefühle, drückt der Dichter in den zwei Worten aus; zugleich reizt er uns zur Empörung gegen den in Tat und Rede sich äußernden harten Sinn des Atriden (58. 65. 70). So sind wir um so empfänglicher für das, was nun folgt.

---

13) Diese Charakteristik von Γ ist, mit einigen Erweiterungen, aus der ersten Auflage wiederholt. Inzwischen hat in ähnlichem Sinne, doch in den Formen seiner Theorie, Zielinski den Gegenstand behandelt (S. 420 ff.).

Auf Helenas Rat geht Hektor in die Stadt, um einen Bittgang der Frauen zu veranlassen. Die Zeit, während deren er unterwegs ist, füllt in anmutiger Weise die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes aus, die sich mitten im kriegerischen Getümmel als Gastfreunde erkennen. Jetzt (237) tritt Hektor durchs Tor. Frauen und Töchter der Kämpfenden bestürmen ihn mit Fragen; er heißt sie zu den Göttern beten (240). Ihn selbst begleiten wir zu seiner Mutter, die ihn liebevoll, doch vergebens zum Verweilen auffordert. Er richtet kurz den Auftrag des Sehers aus, und sogleich veranstaltet Hekabe den Zug der Frauen zum Tempel der Athene. Unterdessen ist Hektor ins Haus seines Bruders gegangen (313), den er zu erneuter Teilnahme am Kampfe antreiben will. Es bedarf keines Zuredens; jener war schon entschlossen zu kommen (338). Helena selbst hat ihn dazu gebracht (337); sie empfindet seine Pflicht und ihr Unrecht. Das spricht sie dem Schwager aus: er antwortet freundlich, lehnt aber auch ihre Einladung zu längerem Bleiben ab. Seine Anwesenheit in der Stadt will er nur noch benutzen, um Frau und Kind für einen Augenblick wiederzusehen. Nicht im Hause trifft er sie, sondern nachher auf dem Wege zum Tore; sie kommt von dort zurück, wo sie dem Kampfe zusehen wollte. Das Gespräch beginnt ernst, mit Klagen und Bitten von der einen Seite, Rechtfertigung und milder Abwehr von der andern. Hektor muß kämpfen, für seines Vaters Ehre und seine eigne (446), nicht mehr für den Erfolg; denn er weiß es genau, der Tag wird kommen wo die heilige Ilios hinsinkt. Doch unter allen trüben Bildern, die ihm die Zukunft zeigt, ist das traurigste das der unglücklichen Frau, die in fremdem Lande Sklavendienste tun muß. Nun, er soll es nicht mehr mit ansehen, vorher wird ihn die Erde bedecken: ein schwacher Trost. Da bringt der erquickende Anblick seines Kindes, das, wie er es liebkosen will, sich vor dem flatternden Helmbusch fürchtet und vom Arm der Amme nicht fort will, den ernsten Mann zum Lachen. Er setzt den Helm ab, daß der Kleine beruhigt wird. Und wie er das junge, hoffnungsvolle Leben auf seinen Händen wiegt, schwindet alle prophetische Erkenntnis des kommenden Schicksals; voll Vertrauen betet er zu den Göttern, daß einst aus diesem seinem Sohne ein tüchtiger Mann werde, der über Ilios mit Kraft herrscht, den Vater noch übertrifft und seiner Mutter Freude macht. Sie selbst, als das Kind ihr wieder gereicht wird, lächelt unter Tränen; aber

die beruhigenden Worte, mit denen der Gemahl von ihr scheidet, der Hinweis auf das Schicksal dem doch niemand entgehen könne, geben ihr keinen neuen Mut. Weinend sitzt sie zu Hause unter ihren Mägden, und alle klagen um Hektor schon jetzt, da er noch lebt; denn sie fürchten ihn nicht wiederzusehen, προφυγόντα μένος καὶ χεῖρας Ἀχαιῶν (501 f.). — Den Helden zieht harter Beruf sogleich wieder in seinen Bann. Doch noch einen erfreuenden Eindruck soll er mitnehmen, den Anblick seines Bruders Paris, der strahlend in Waffen und voll Kampfeslust sich ihm anschließt. Er ist gelaufen, um ihn einzuholen, und entschuldigt die Versäumnis; Hektor erwidert milder, anerkennender als jemals sonst. Er ist wieder voll Zuversicht. Auch die Mißstimmung der Troer gegen den Anstifter alles Unglücks hofft er dereinst noch auszugleichen, αἴ κέ ποθι Ζεὺς

δώῃ ἐπουρανίοισι θεοῖς αἰειγενέτῃσιν
κρητῆρα στήσασθαι ἐλεύθερον ἐν μεγάροισιν,
ἐκ Τροίης ἐλάσαντας ἐυκνήμιδας Ἀχαιούς.

Wir wissen, daß es dahin nicht kommen soll. Die beiden Gatten, deren trauliches Gespräch uns rührte, wird die Dichtung bald unter grausamem Geschick zusammenbrechend zeigen. Zuerst den Mann. Am Abend des Tages, der den Peliden aufs Schlachtfeld zurückgeführt hat, ist Hektor, den flehenden Bitten von Vater und Mutter widerstehend, vor der Stadt geblieben, um sich dem furchtbaren Gegner zu stellen. Während er so, den Schild an die Mauer gelehnt, wartet, taucht in seinem Geiste alles noch einmal auf, was ihn anders bestimmen könnte (X 99 ff.). Wenn er jetzt doch noch den Bitten der Eltern nachgibt, sich in Sicherheit bringt, was wird Polydamas sagen, auf dessen Rat er nicht gehört hat? Wie werden Troer und Troerinnen ihm fluchen, daß er ihre Söhne ins Verderben gebracht habe! Vielleicht ließe sich, wenn er die Waffen niederlegte und dem Feinde schlicht und ruhig entgegenginge, noch ein friedlicher Ausgleich gewinnen? Aber nein! Der würde das Vertrauen nicht achten, sondern den Wehrlosen niedermachen wie ein schwaches Weib. Hier ist kein Platz mehr zu harmlosem Geplauder; es gilt zu kämpfen, und zu sehen wem von beiden der Olympier Ruhm verleiht. So entschlossen hält er stand. Wie dann aber Achill in seiner schreckenden Größe herannaht, vom Glanze der Rüstung umstrahlt wie von loderndem Feuer (134 f.), da erfaßt den Unglücklichen doch mit einem Male die Angst des

Todes, und er wendet sich zur Flucht. Erst die trügerische Hoffnung, die, in Gestalt eines seiner Brüder herantretend, Athene in ihm erweckt, bringt ihn zum Stehen und zur Aufnahme des Kampfes, in den auch nachher die Göttin eingreift, die Übermacht des Thetis-Sohnes, dem Hephästos die Waffen geschmiedet hat, durch ihre Hilfe noch steigernd. Die Worte, in denen der Todwunde verhöhnt wird, klingen — dem Sprechenden unbewußt; der Dichter fügt es so — an das stolze Siegesbewußtsein an, mit dem er einst zu Patroklos gesprochen hatte. Aber wenn es damals nur hieß (Π 836) σὲ δέ τ' ἐνθάδε γῦπες ἔδονται, so malt jetzt Achill neun Verse hindurch in grausamer Lust das Entsetzliche aus, das dem Leichnam geschehen soll (X 346 ff.).

Unter denen, die von der Mauer herab den Fall des Helden, ihres Beschirmers, mit ansehen müssen, fehlt Andromache. Sie weilt daheim, bei emsiger Arbeit. Den Mägden befiehlt sie, für den Hausherrn, den sie bald aus der Schlacht zurückerwartet, ein Bad zu rüsten. Da hört sie Wehruf und Jammer vom Turme her. Vor Schreck wanken ihr die Glieder: ob der Geliebte in Gefahr ist dem furchtbaren Feinde zu erliegen? In rasender Angst stürzt sie davon, hinauf auf die Mauer, in die Menge der dort Stehenden. Noch sieht sie nichts, sie späht umher — da erblickt sie ihn

ἑλκόμενον πρόσθεν πόλιος, ταχέες δέ μιν ἵπποι
ἕλκον ἀκηδέστως κοίλας ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν.

Der das so erzählt und so vorbereitet hat, wußte zu wirken. Und von demselben sollte das Selbstgespräch Hektors mit seinen umständlichen, unwahrscheinlichen Erwägungen herrühren?

Man hat, wie an Hektors Flucht, so an den Gedanken des Monologes Anstoß genommen[14]); und doch zeigt gerade dieser — in der äußeren Anlage nach überliefertem Typus (Λ 404 ff. P 91 ff. Φ 553 ff.) gebildet — den Dichter des X als tiefen Kenner des Menschenherzens und seiner wunderbaren, oft auch wunderlichen Regungen. Noch einmal muß ich Tolstoi zu Hilfe rufen. Hätte der es unternommen, zu schildern, wie in der Seele vor dem letzten schweren Entschlusse noch rettende Möglichkeiten sich melden, um

---

14) Im Anhang zur Ameisschen Ausgabe, in der Einleitung zu X, kann man nachlesen, was für Bedenken hier erhoben worden sind. Die Vergleichung mit den drei anderen Selbstgesprächen hat Wecklein angeregt, Stud. z. Il. 22.

sogleich verworfen zu werden, Hoffnungen auftauchen, die in dem Augenblick, wo man sie sich klar machen will, in nichts zerfließen, er hätte es gekonnt. Das Hindurchhuschen sich jagender Gedanken durch ein fieberhaft erregtes Bewußtsein andeutend zu malen, darin ist er Meister. Homer mußte hier, was er verständlich machen wollte, in Worte fassen und dadurch freilich vergröbern. Unsere Sache ist es, die allzu bestimmte Einkleidung wegzudenken, und zu dem was gemeint war hindurchzudringen. Und wenn der Alte Zarteres empfand, als selbst seine herrliche Sprache auszudrücken vermochte, wenn er sich als Dichter einmal eine Aufgabe gestellt hat, deren vollkommene Lösung noch nicht gelingen konnte, so verdient er damit fast mehr Bewunderung als mit der oft geübten unübertrefflichen Ausnutzung derjenigen Mittel, die er beherrschte.

Das mächtigste Beispiel solches Hinauswachsens über sich selbst bietet der Dichter der Ἕκτορος λύτρα. Kein Gesang der Ilias zeigt so sicher die Merkmale später Entstehung, so reichlich die Unselbständigkeit im Ausdrucke; und nirgends fühlen wir stärker die Gewalt eines echten Dichters, der die grausige Wirklichkeit zu ernster Schönheit mildert. Ungeheures führt er uns vor, mit erschütternder Wahrheit: das Bild des Vaters, der vor dem Todfeinde flehend kniet, und die Hände küßt die ihm den besten Sohn erschlagen haben. Vor solcher Größe des Leides schmelzen Zorn und Haß. Achill weint. Er denkt an seinen eigenen Vater, an das Schmerzliche das auch diesem noch beschieden ist. Mit leiser Hand schiebt er den Knieenden zurück, heißt ihn aufstehen und sich setzen und spricht ihm freundlich zu. Aber als jener die Bitte um Auslieferung des Toten dringender wiederholt (554 f.), fährt er ihn an: μηκέτι νῦν μ' ἐρέθιζε, γέρον· νοέω δὲ καὶ αὐτὸς Ἕκτορά τοι λῦσαι (560 f.). Woher der plötzliche Umschlag? Den Grund können wir wohl ahnen. Es fällt ihm ein, daß er den Leichnam so, wie er jetzt ist, unmöglich geben kann; unter dem Eindruck der ehrwürdigen Persönlichkeit des Priamos empfindet er Scham über sein früheres Wüten, und diese Scham versteckt sich hinter einem Zornausbruch gegen den, der sie geweckt hat. Vielleicht war dies die Meinung des Dichters; aber der Ausdruck ist auch hier schärfer geraten. Wenn Achills innere Verwirrung sich in einem heftigen Worte geäußert hatte, so mochte es damit gut sein; er konnte wieder einlenken und etwas zur Begütigung hinzufügen. Das scheint er zu wollen; denn er gedenkt des

göttlichen Befehles, den er empfangen habe, der göttlichen Hilfe, die dem Gaste wohl zuteil geworden sei. Und doch schließt er (568 ff.):

τῷ νῦν μή μοι μᾶλλον ἐν ἄλγεσι θυμὸν ὀρίνῃς,
μή σε, γέρον, οὐδ' αὐτὸν ἐνὶ κλισίῃσιν ἐάσω
καὶ ἱκέτην περ ἐόντα, Διὸς δ' ἀλίτωμαι ἐφετμάς.

Noch nachher, als er den Mägden befiehlt, unbemerkt die Leiche zu waschen, kommt ihm die gleiche Sorge (583 ff.): Priamos könnte sie sehen, beim Anblick Schmerz und Unwillen äußern und er dann, erzürnt, den Schützling der Götter töten. Auch der Scherz (649), mit dem er ihm in der Halle das Lager anweist[15], hat doch etwas Gewaltsames. Und in der Tat, Gewalt muß Achill sich antun. Der Starke, Leidenschaftliche, durch dessen Groll Tausende, ohne daß er es achtete, dem Tode verfallen sind, dem es nichts Unnatürliches war, am Grabe des Freundes zwölf gefangene Troer als Opfer zu schlachten (Ψ 175 f.), er soll milde Rücksicht üben gegen den Vater dessen, der doch auch ihm schweres Leid angetan hat. Selbstüberwindung bringt inneren Kampf: den wollte der Dichter fühlbar machen. Auch dabei ist es geschehen, daß er die Linien zu kräftig gezogen, die Farben zu stark aufgetragen hat.

Ungeheuer ist der Abstand auch des Stiles, der das jüngere Epos von dem älteren getrennt hält. Der Autor περὶ ὕψους, der beide wohl zu würdigen wußte, vergleicht den Homer der Odyssee mit einer untergehenden Sonne. Ja, sie versinkt, aber nur um einem neuen Teile der Welt das Licht zu bringen. Das Ende des Heldenepos ist der Anfang einer neuen, tiefer ins Innere der menschlichen Natur eindringenden Dichtweise. Doch auch die Ilias gehört schon einer Periode des Überganges an und zeigt in deutlicher Mischung Spuren des Verfalls und Spuren des Aufblühens. Das Wachstum des epischen Stiles hat seinen Höhepunkt erreicht, lange bevor die größere Dichtung entstand, die der Plan des Streites der Fürsten zusammenhält. Auch sie wurde erst von einer Generation geschaffen, die einen fertigen Schatz von Formen und Formeln übernahm und weiter benutzte, obwohl sie für viele einzelne dieser Formen kein lebendiges Verständnis mehr hatte.

15) Vgl. oben S. 275. Die Deutung von 560 ff. verdanke ich Ewald Bruhn.

Innerhalb des Zeitraumes, den unsere Analyse umspannen kann, sehen wir die schöpferische Kraft der Sprache mehr und mehr erlahmen. Dafür aber beginnt ein neuer Trieb sich zu regen und erstarkt, je mehr er sich betätigt: die Fähigkeit, einen weiteren Zusammenhang der Handlung mit der Phantasie zu umfassen und nach größerem Überblick ein Gedicht anzulegen. Dieser Gedanke war es, wie sich immer deutlicher gezeigt hat, mit dem die Sänger ionischer Zunge in die Geschichte der epischen Poesie eingriffen (S. 178); durch die in ihm liegende gestaltende Kraft gelang es ihnen, den Sprach- und Sagenstoff eines fremden Stammes nicht bloß äußerlich in ihren Besitz zu bringen sondern mit ihrem Geiste zu verschmelzen. Beide Bewegungen, jene absteigende und diese aufsteigende, gehen lange nebeneinander her, vielfach sich berührend und verschlingend. Die Originalität des Ausdruckes ist nicht mit einem Schlage verloren, und die Kunst der Komposition nicht mit einem Schlage gewonnen. Es gibt Stücke, welche beide Tugenden in hohem Grade vereinigt zeigen; aber wir dürfen uns auch nicht wundern Lieder zu finden, in denen Verstöße gegen die innere Folgerichtigkeit der Erfindung, welche noch von der Naivetät des Dichters zeugen, mit solchen sich mischen, die daraus entstanden sind daß es schon eine konventionelle Kunst war, mit deren Mitteln er operierte.

Leben und Vergehen durchdringen sich überall in der Welt. Jeder blühende und fruchttragende Baum, jeder lebendige Mensch sind davon Beispiele. Die Natur kennt im Wachstum der Wesen, die sie geschaffen hat, nirgends einen einzigen Höhepunkt; sondern wenn ein Organ ihn erreicht hat, ist ein anderes schon darüber hinaus, ein drittes vielleicht im Heranreifen. Homer hat ein Bild solches Zustandes in dem Weingarten des Alkinoos, wo neben Trauben, die der Kelter harren, andre erscheinen, die eben angesetzt haben, wieder andre sich schon dunkel färben. Und ein großer Garten voll von Früchten und Blüten und Knospen ist sein Epos. An allem, was da wächst, wollen wir uns freuen; um das aber recht zu können, ist es nötig, daß wir jedes in seiner Art würdigen, daß wir lernen Reifes vom Unreifen, Blüten von Knospen zu unterscheiden.

Viertes Kapitel.

Grenzen der Kritik.

I. Überlieferte Gruppierung.

Zur Charakteristik der beiden Epen sind bisher nur solche Züge verwertet worden, deren Bestand entweder nicht angefochten war, oder durch die neue Beleuchtung, in die sie hier gerückt wurden, ohne weiteres gesichert erscheinen konnte. Wenn wir dazu übergehen, durch Prüfung der eigentlichen Streitfragen Älteres und Jüngeres zu sondern, um die Grundlage von aufgetragenen Schichten zu befreien, überall darauf ausgehend, daß die ursprüngliche Absicht des Dichters, der zu uns spricht, wieder erkannt werde, so wollen wir uns im voraus des ärztlichen Grundsatzes erinnern: Πρῶτον τὸ μὴ βλάπτειν. Das heißt, wir wollen uns hüten Zerlegungen und Kombinationen vorzunehmen, durch die ein überlieferter guter und poetisch wirksamer Zusammenhang zerstört wird.

Haben diejenigen gegen diese Regel gehandelt, von denen die Abgrenzung der 48 Rhapsodien herrührt? Οἱ περὶ Ἀρίσταρχον sollen es gewesen sein. Meistens wird jetzt, nach Wilamowitz' Urteil (HU. 369), Zenodot verantwortlich gemacht; Ludwich ist geneigt die Einteilung für älter zu halten (AHT. II 220 f.). Wer immer ihr Urheber war, er hatte schon ein irgendwie Gegliedertes vor sich, dessen Abschnitte er vielfach benutzen konnte. Was für ein Gewährsmann hinter Älian stand, wissen wir nicht, wenn er (ποικ. ἱστ. 13, 14) Titel wie ὁρκίων ἀφάνισις, ἐπὶ ναυσὶ μάχη, Πατρόκλεια, λύτρα, Καλυψοῦς ἄντρον, νέκυια, μνηστήρων φόνος aus dem Zustande herleitet, in dem sich die Epen vor der Sammlung durch Peisistratos befunden hätten. Irgend eine Möglichkeit, innerlich Zusammengehöriges zu bezeichnen, muß es doch gegeben haben. Aristoteles nennt Ἀλκίνου ἀπόλογος mehrmals, auch νεῶν κατάλογος

(bei Plutarch Thes. 25), νίπτρα (poet. 16); Herodot sagt (II 116), Homer erwähne die Fahrt des Alexandros nach Sidon ἐν Διομήδεος ἀριστείῃ. Er meint Z 289 ff., scheint also einen Text benutzt zu haben, in dem Z mit unter jene Überschrift gestellt war[1]). Wenn dies zutrifft, so verdient derjenige, der zuerst hinter E 909 eingeschnitten und die folgenden Szenen als ein Ganzes herausgehoben hat, alle Anerkennung; heutige Leser, denen es durch ihn leicht gemacht war, sind ihm nicht viele gefolgt. Von der Einheit des K, des Ω brauchen wir nicht zu reden; aber auch πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα, τειχομαχία, μήνιδος ἀπόρρησις, Ἕκτορος ἀναίρεσις, die παλίωξις ἐπὶ τὰς ναῦς, wie es heißen müßte, zeigen, wenn man sich einmal entschließt sie darauf anzusehen, eine bemerkenswerte, von ihren Verfassern gewollte Geschlossenheit der Handlung. In der Odyssee sind der zweite Gesang (Telemachs Abreise mit allen Vorbereitungen), der dritte, sechste, siebente Beispiele von gleicher Abrundung. Die Ankunft und der erste Abend beim Sauhirten könnten als Kapitel eines modernen Romans nicht besser zur Einheit gestaltet sein als in unserm ξ. Man möchte versucht sein Δ und υ ebenso zu beurteilen; aber in beiden sind doch zu mannigfaltige Stücke verbunden, nur allerdings Einleitung und Schluß deutlich als solche gedacht. Wir erleben es wohl auch heute, sogar bei einem wissenschaftlichen Vortrage, daß der Redner kunstvoll beginnt, nachher sich gehen läßt, zuletzt aber noch einmal die Gedanken straffer anzieht und zu wohl berechnetem Ende führt. Sollen wir dieselbe Mischung von Lässigkeit und Strenge nicht vollends einem alten Dichter zutrauen? Das υ hebt sich nach beiden Seiten durch einen Gegensatz ab: von dem Bettler, der von Sorgen gequält auf der Diele liegt, weist es zurück zu der Fürstin, die droben einsam in ihrem Gemache sich in den Schlaf weint, voll Sehnsucht nach ihm, den sie nicht erkannt hat; von der Hauptmahlzeit, die unter Lärm und Lachen verlaufen ist, deutet am Schluß der Dichter voraus auf das blutige Nachtmahl, das die Göttin und der gewaltige Mann den Gästen bereiten

1) Diesen Schluß zog Wolf (Proleg. 108), wogegen Ludwich (Homervulgata 88 f.) daran erinnert, daß ein einfaches Versehen untergelaufen sein könnte. Die Möglichkeit ist zuzugeben; aber Z 277 ist tatsächlich die Beziehung auf Diomedes festgehalten, und den Plan seiner Verherrlichung in der Glaukos-Episode wiederzufinden hätte doch auch einigen Sinn.

werden[2]). Anfang und Ende des Δ sind einander selbst und dem Inhalte, der dazwischen liegt, zugekehrt, zwei Stimmungsbilder: dort der schmausenden Götter, die bald mutwillig eingreifen werden, hier des tobenden Kampfes, wie ein Mann ihn sehen würde, den Athene, ohne daß ein Wurf ihn träfe, durch das Getümmel hindurchführte — ein Schlachtpanorama.

Wenn »antike und moderne Liederjäger«, wie Wilamowitz meinte, »unwillkürlich die Schnittpunkte an den Buchenden« gesucht haben, so ist dies zunächst allerdings ein Zeichen für das kanonische Ansehen, das die spät eingeführte Bucheinteilung erworben hatte. Schwerlich aber würde sie so fest eingedrungen sein, wenn sie nicht den in der Dichtung selbst gegebenen Fugen angepaßt gewesen wäre; und so haben sich die zerlegenden Kritiker doch wohl nicht alle bloß unwillkürlich durch die Tradition leiten lassen. Mehr als zehnmal schließt ein Gesang mit dem Eintritt der Nacht oder mit Rückkehr zur Nachtruhe (Α Η Θ Ι α β ε η ξ π τ). Wer an die Unterbrechung des Vortrages denkt, die an solchen Stellen vom Dichter beabsichtigt war, wird nicht erst Anstoß daran nehmen, daß Zeus zunächst schläft, nachher schlaflos liegt (Α 611. Β 2). Besonders deutlich ist die Zeitgrenze swischen π und ρ; den Verlauf einer ganzen Nacht sollen hier die Zuhörer sich vorstellen, während der Pause die der Sänger macht, nach der er mit ihnen zum selben Orte und zu denselben Personen zurückkehrt. Sehr viel weniger geschickt, nach dem guten Schluß von ξ, und chronologisch unklar ist der Neuanfang in ο, wo deshalb die Kritik mit Recht eingesetzt hat. Gegen den von ω ist stilistisch nichts einzuwenden. In den Kampfschilderungen der Ilias zeigen, außer den schon erwähnten Beispielen von Gesängen die in sich geschlossen

2) Bekker (Hom. Bl. I 131 f.) und andere haben 387—394 athetiert, Kirchhoff (Od.[2] 527) hält die vorhergehende Theoklymenos-Szene für einen Zusatz des Bearbeiters und schließt 390 passend an 346 an. Beide Annahmen drängen dazu, den Einschnitt zwischen υ und φ über die Zeit der Alexandriner zurückzudatieren. Wenn Kirchhoff recht hat, so hatte der Bearbeiter bereits einen Text vor sich, in dem die Pause zwischen υ 394 und φ 1 ebenso deutlich gegeben war wie in dem unsrigen; hat Bekker recht, so fand der Interpolator eine äußerlich bezeichnete Grenze vor, und besaß Kunstverständnis und Geschick genug sie durch Zudichtung von ein paar Versen innerlich zu rechtfertigen. Oder sollen wir glauben, der wirksame Abschluß und das neue Anheben seien aus Versehen so geraten?

sind, auch die Anfänge von Λ, Ν, Π ein bewußtes Anheben von etwas Neuem: einmal geht die Nacht vorher, einmal ein großes Ergebnis des Kampfes, an der dritten Stelle eine Situation höchster Spannung, die nicht mehr lange aufrecht erhalten werden kann. In allen drei Gesängen erkennt man auch am Schluß die Absicht des Dichters, mit der Erzählung einen Punkt zu erreichen, auf dem die Phantasie der Zuhörer einige Zeit verweilen kann. Inhaltlich für sich stehen die ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ, und danach ist die Einleitung gebildet, die zwar mit ihren Worten an das in X zuletzt Erzählte, die Totenklage um Hektor, unmittelbar anknüpft, doch so — wenn wir uns das Ganze vorgetragen denken —, daß den Zuhörern eine kleine Ruhe gegönnt war, um das Erschütternde, was sie vernommen hatten, ausklingen zu lassen. Ihren formellen Abschluß finden die Kampfspiele erst in Ω (λῦτο δ' ἀγών), wo die Erzählung zunächst ganz natürlich weitergeht — Achill, nun allein mit seiner Trauer, — dann aber auf eine fremde Bahn gelenkt wird. Daß aus der Nacht mit ihrem Morgen, die auf die Totenfeier folgen, unversehens eine ganze Reihe von Nächten und Tagen wird, ist wirklich nichts Schönes; und wenn der Dichter hier mit Bewußtsein gearbeitet hat, worauf die Iterativa, in denen die Vorstellung hinübergleitet, doch wohl schließen lassen, so hat er mehr ein Kunststück vollbracht als ein Werk der Kunst. Darüber aber ist gerade hier am wenigsten ein Zweifel, daß der Absatz zwischen Ψ und Ω ein ursprünglicher, nicht von einem Herausgeber willkürlich hereingetragen ist.

Wenn die Ereignisse am Ende eines Kapitels mit denen zu Anfang des folgenden eng zusammenhängen, so folgt daraus noch nicht, daß der Verfasser des Romanes schlecht eingeteilt hat. Er kann mit gutem Bedachte den Einschnitt gemacht haben, um zu veranlassen, daß der Leser ein Weilchen innehält, zurückschaut und vorwärts denkt. Daß die Rhapsoden eben diese Kunst im Vortrage geübt haben, dürfen wir vermuten, und können erwarten Spuren davon in unserm Texte zu finden. Von κ zu λ und von λ zu μ ist der Fortschritt glatt, und doch die Unterbrechung angenehm; sie gibt Raum, um den Gang oder die Fahrt, wovon vorher berichtet worden ist, nun ausgeführt zu denken. Dagegen zwischen γ und δ stört der Absatz wirklich, und hier möchte man wohl ein Versehen desjenigen annehmen, der die Buchgrenze eingezeichnet hat. Wir brauchen sie nur um eine Zeile zurückzuschieben

und γ 497 zum Folgenden zu ziehen, so haben wir dasselbe Verhältnis wie in den beiden zuvor besprochenen Fällen. Kunstvoller gegliedert ist die Darstellung auf der Scheide von ν und ξ, und wieder von ο und π: auch hier ein Weg, der zurückgelegt wird während der Erzähler schweigt; wie er dann aber neu anhebt, versetzt er uns auf die andre Seite, in die Häuslichkeit dessen, bei dem der Gast eintreten wird. Untereinander ähnlich — von der Masse zur Hauptperson, auf deren Anteilnahme, auf deren Überraschung wir uns freuen, — sind auch die Übergänge aus σ und χ nach τ und ψ. Von anderer Art, nur noch wirksamer ist der Abschnitt, der das Vorspiel des Freiermordes von dem Kampfe selber trennt. Der Bettler hat den Bogen in der Hand, hat schon den glücklichen Schuß durch die Beile getan. Frohlockend spricht er zu Telemach: er mache ihm keine Schande, noch sei seine Kraft ungeschwächt —

νῦν δ᾽ ὥρη καὶ δεῖπνον Ἀχαιοῖσιν τετυκέσθαι
ἐν φάει, αὐτὰρ ἔπειτα καὶ ἄλλως ἑψιάεσθαι
μολπῇ καὶ φόρμιγγι· τὰ γάρ τ᾽ ἀναθήματα δαιτός.

Der Sohn versteht ihn: er ergreift Schwert und Lanze, tritt neben den Vater hin. Sprachlos sehen's die Freier: was will das werden? Erwartungsvoll blicken die Zuhörer auf den Sänger. Und der sollte so sehr sein eigner Feind sein, daß er sich nicht für ein paar Augenblicke an der Spannung in allen Gesichtern weidete? daß er, wie mit einem alltäglichen τὸν δ᾽ ἀπαμειβόμενος, sogleich fortführe:

αὐτὰρ ὁ γυμνώθη ῥακέων πολύμητις Ὀδυσσεύς,
ἆλτο δ᾽ ἐπὶ μέγαν οὐδὸν ἔχων βιὸν ἠδὲ φαρέτρην.

Für uns, die wir uns mit Lesen zu behelfen suchen, gibt der freigelassene Raum und die neue Überschrift einen wohltuenden Anhalt. Um das recht zu empfinden, braucht man nur diese Partie in einer Ausgabe wie den beiden Bekkerschen, zu lesen, wo die Verse in ununterbrochener Reihe fortgehen. Auch ι 1 der Anfang der Selbsterzählung mit seiner allmählich steigernden Vorbereitung bietet gute Gelegenheit zu solcher Probe.

In der Ilias zeigt einen bei unmittelbarem Fortgang der Handlung doch wohltuenden Einschnitt der Schluß von Z. Hektor und Paris, brüderlich verbunden, kehren aus der Stadt auf das Schlachtfeld zurück: wie wird ihr Eintreffen dort wirken? Das erfahren wir erst im folgenden Buche. Mit stärkerer Spannung entläßt uns

der dritte Gesang. Fast aus den Händen des Siegers ist Paris verschwunden; eine Weile wird nach ihm gesucht, dann erklärt Agamemnon, der Kampf sei für seinen Bruder entschieden, der Preis müsse gezahlt werden. Wie wird Hektor, wie werden die Troer diese Forderung aufnehmen? Davon zu berichten ist nicht des Dichters Absicht. Zielinski und Hedwig Jordan haben richtig erkannt (vgl. oben S. 399 f.), wie der Verfasser dieser Partie auf Totalität der Darstellung verzichtet, um das herauszuheben, was er in bewegten Gruppen einzelner Gestalten wirksam vorführen kann. Bei der Unklarheit des Ergebnisses, das der Zweikampf gehabt hat, könnte zunächst eine Verhandlung versucht werden; die würde scheitern, und aus der Unmöglichkeit sich zu verständigen müßte der Entschluß hervorgehen, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen. Solche verstandesmäßige Überleitung hat dem Dichter nicht gefallen; zum Neubeginn der Kämpfe, die sich vor unsern Augen abspielen sollen, wünschte er einen sinnlich greifbaren Anstoß zu geben. So erfand er den Schuß des Pandaros und, um diesen vorzubereiten, die Szene im Olymp. Dies alles greift aufs beste ineinander, wir haben keinen Grund, eine ὁρκίων σύγχυσις als selbständiges Gedicht abzutrennen. Nur verstehe ich nicht, warum Adolf Roemer, der dies mit Recht betont[3]), bei dem Anlaß auf die »Buchstabeneinteilung Zenodots« schilt, die das unbedingt Zusammengehörige zerrissen habe. Wenn irgendwo, so war hier eine Pause im Vortrage geboten, um für das Anheben von einer neuen Seite her Raum zu schaffen. Lesen wir aus Γ nach Δ hinüber κατὰ συνάφειαν, so stört uns der Sprung; halten wir inne, so wird unsere Aufmerksamkeit frei, und der Dichter mag sie, wenn er wieder beginnt, für etwas anderes in Anspruch nehmen.

Überblicken wir jetzt die 46 Buchgrenzen die es bei Homer gibt, so zeigt sich: fast alle sind der inneren Gliederung gut angepaßt und helfen sie zum Bewußtsein bringen. Bei einigen ist diese Hilfe so stark, daß — unseren Text vorausgesetzt — durch Wegfall des Einschnittes die poetische Wirkung Schaden leiden würde. Diese Tatsache wird beachtet werden müssen, wenn einmal die Frage gelöst werden soll, wann und durch wen eigentlich den beiden Epen die jetzige Einteilung gegeben worden ist.

3) Zur Technik der homerischen Gesänge (oben S. 406 genauer zitiert) S. 498 f.

II. Psychologische Erklärung.

Wie da, wo er Teile der Erzählung erkennbar getrennt hat, so kann der Dichter auch für Glieder, die der Verbindung dienen, zunächst verlangen, daß man sich bemühe ihn zu verstehen. Dagegen ist freilich eingewendet worden, es sei ein Fehler, »sich von den Dichtern zu sehr hereinreden zu lassen und ihnen einen Teil der kritischen Verpflichtung der Erklärung zuzuschieben«; mancher sei in bezug auf innere Folgerichtigkeit »zu starken Konzessionen geneigt, indem er von dem Gesichtswinkel der Dichter aus die Probleme betrachte, statt einen eigenen Standpunkt einzunehmen[4].« Gerade dies aber, den Intentionen des Dichters nachzugehen, ist die erste Aufgabe der Kritik. Er darf doch wohl für sich dasselbe als Recht in Anspruch nehmen, was für den Interpolator grundsätzlich anerkannt ist. Wie wir an dessen Eingreifen nur glauben, wo wir einen Anlaß erkennen der ihn dazu bestimmt haben kann — vielleicht manchmal bloß die Laune, einen künftigen Leser irre zu führen? — so sollen wir, wo uns etwas wie ein Anstoß begegnet, doch immer dann glauben daß er vom Dichter selbst herrühre, wenn wir imstande sind, aus technischen Rücksichten oder aus einer psychologisch verständlichen Ablenkung das Auffallende zu erklären.

Die Verbindung zwischen A und B ist vielfach getadelt worden. Neu ist der Vorwurf, den Gercke erhebt (NJb. 7, 186 f.): der Traum, den Zeus dem Agamemnon sendet, passe deshalb nicht hierher, weil darin die Hoffnung auf Sieg erregt werde; die Bemerkung (38 ff.) νήπιος οὐδὲ τὰ ᾔδει ἅ ῥα Ζεὺς μήδετο ἔργα κτλ. sei das »Auskunftsmittel eines kurzsichtigen Redaktors«. Aber, wenn der Plan der μῆνις einmal gegeben war, wie sollte denn der Traum den König zum Angriffe verleiten, wenn er ihm nicht frohe Hoffnung machte? Noch gewaltsamer wird von demselben Gelehrten[5] eine Stelle in T gepreßt, um etwas Neues über die Pläne der Götter zu ergeben. Beim Versöhnungsopfer sagt Achill betend (270 ff.): »Vater Zeus, du schickst den Menschen Unheil; denn

4) Gercke in dem früher erwähnten Aufsatz »Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik«; NJb. 7 (1901) S. 197.

5) Gercke S. 109. Ähnlich schon früher Friedrich Hanssen: Sobre la interpretacion de un passaje de la Iliada (de Iovis consilio). Publicado en los Annales de la Universitat Santiago de Chile (Imprenta Cervantes), 1893. Der Abhandlung ist ein Summarium in lateinischer Sprache hinzugefügt.

niemals wäre es zum Streite zwischen mir und dem Atriden gekommen, wenn es nicht dein Wille gewesen wäre, daß viele Achäer den Tod fänden.« Kann etwas natürlicher sein? Wie vorher Agamemnon (T 86 f.), so macht jetzt sein Gegner den höchsten Gott für das Geschehene verantwortlich, um die eigene Schuld zu verringern, die Aussöhnung zu erleichtern. Gercke aber meint, hier werde tatsächlich eine Διὸς βουλή vorausgesetzt, die dem Buche A, ja der ganzen Ilias widerspreche, und in der »das Rudiment einer älteren und roheren Sagengestaltung erhalten sei, die dem erhaltenen Anfange der Kyprien verwandt war«. Den Menschen sind die Gedanken der Götter verborgen; Vermutungen darüber, die der Dichter seinen Personen in den Mund legt, können mit Bewußtsein von ihm so gestaltet sein, daß sie der Wirklichkeit nicht oder nicht völlig entsprechen, in die er seine Zuhörer einweiht. Als Odysseus aus der Höhle des Kyklopen glücklich entronnen war, opferte er dem Zeus; ὁ δ' οὐκ ἐμπάζετο ἱρῶν, ἀλλ' ἄρα μερμήριζεν, ὅπως ἀπολοίατο πᾶσαι νῆες ἐύσσελμοι καὶ ἐμοὶ ἐρίηρες ἑταῖροι (ι 553 ff.). So erzählt er den Phäaken; und doch waren die Leiden, deren er sich dabei erinnert, nicht von Zeus ihm zugedacht, sondern, wie er selbst kurz vorher anzudeuten schien (536), von Poseidon geschickt. Steckt hier etwa eine Spur davon, daß Poseidons Zorn erst nachträglich eingefügt ist? Sicher nicht. Mag man dieses Motiv für ursprünglich oder für zugesetzt halten[6], die Bemerkung über den Mißerfolg des dem höchsten Gotte gebrachten Opfers verträgt sich mit beiden Ansichten[7]; sie ist nicht anders gemeint als die Nestors bei ähnlichem Anlaß γ 160. Trotz des Opfers ist es dem Helden schlecht ergangen; da muß er annehmen, Zeus habe es so geplant. Daß er nicht Tatsachen gibt, sondern Deutung von Tatsachen, ist 554 in dem ἄρα der besseren Überlieferung leise doch vernehmbar ausgedrückt. — Auch wo es sich darum handelt, menschliche Taten in erklärenden

6) Die Vermutung, daß Zorn und Rache Poseidons der ursprünglichen Darstellung gefehlt haben, begründet Niese EHP. 173 f. Ebenso urteilt unter anderen Mülder, »Das Kyklopengedicht«, Herm. 38 (1903) S. 435. 439. 441.

7) Mit Recht hat deshalb Ove Jörgensen Herm. 39 (1904) doch zuletzt darauf verzichtet, aus der Bemerkung ὁ δ' οὐκ ἐμπάζετο κτλ. etwas für die Frage nach dem ursprünglichen Zusammenhang der Kyklopie zu folgern (S. 367 gegen 359).

Zusammenhang zu bringen, können die, welche davon betroffen worden sind, leicht irren. Für die Seelen der gemordeten Freier lag nichts näher, als in der Veranstaltung des Bogenwettkampfes ein zwischen Odysseus und Penelope abgekartetes Spiel zu sehen. Wenn Amphimedon es in der zweiten Nekyia (167 f.) so erzählt, so zeigt sich darin nur der verständige Sinn des Dichters dieser Partie. Als Zeugnis für eine ältere Gestalt der Sage, nach welcher das Gespräch in τ zur Erkennung der beiden Gatten führte, darf dieser aus der augenblicklichen Situation heraus geschickt erfundene Zug nicht angesprochen werden[8].

Das Gemeinsame der zuletzt besprochenen Fälle war, daß eine Äußerung über Ereignisse, die selber zum Inhalte des Epos gehören, nicht genau das Richtige gibt, ohne Absicht des Redenden. Es kommt aber auch vor, daß jemand — wie der Traumgott in seiner Voraussage, so ein Mensch in bezug auf Gegenwärtiges oder Vergangenes — mit vollem Bewußtsein von der Wahrheit abweicht, wenn auch nicht gleich bis zu völliger Verkehrung ins Gegenteil. In der Erzählung, die der Bettler im Gespräch mit Penelope von dem Schicksal ihres Gemahls, das er bei den Thesprotern erfahren habe, gibt (τ 275 ff.), wird der Verlauf so dargestellt, als sei Odysseus von Thrinakia aus gleich zu den Phäaken, nicht erst nach Ogygia gekommen. Da nun dieser Bericht inmitten aller Erdichtung doch der Hauptsache nach richtige Angaben enthält, so hat man sich gewundert, wie es denn komme daß hier der erste Schiffbruch, der nach der Abfahrt von Thrinakia, mit dem zweiten, den der Held auf der Reise von Ogygia aus erlitt, verwechselt sei. Kammer meinte (Einheit der Odyssee S. 646), die falsche Angabe sei eine »Gedankenlosigkeit«, die er »nicht dem Odysseus selbst, wohl aber »einem späteren Rhapsoden zutraue, dem bei der kunstreichen »Anordnung des Stoffes im ersten Teil eine solche Flüchtigkeit »wohl passieren konnte«; er hält deshalb 279—286 für eine »den Zusammenhang störende Interpolation«. Auch Kirchhoff (Od.² S. 23) glaubt hier einen Zusatz seines Redaktors zu erkennen, führt ihn aber dem Inhalte nach auf eine ältere Vorlage zurück, in welcher es Kalypso und Ogygia nicht gab, Odysseus vielmehr von der Insel des Helios aus direkt nach Scheria gelangte. Dieser Auf-

8) So verwertete ihn Wilamowitz HU. 80; nach seinem Vorgange dann andere.

fassung haben sich Niese (EHP. 185), Wilamowitz (HU. 128) und, sehr überraschend, auch Rothe (Widersprüche [1894] S. 33) angeschlossen; und die Existenz einer ursprünglichen Odysseus-Dichtung, von deren Zusammenhang sich hier in τ eine Spur erhalten hätte, hat bereits angefangen zu den anerkannten Tatsachen gezählt zu werden. Ein Schüler von mir, Herr Hermann Laakmann, der auf meine Veranlassung die erfundenen Erzählungen des Odysseus vergleichend behandelte, schrieb (im Jahre 1892): »Dasselbe »Erlebnis, das der Bettler in ξ als das seinige dem Eumäos dar»stellt, schreibt er der Penelope gegenüber dem Odysseus zu und »greift, ohne von der Wahrheit abzuweichen, noch einige Zeit »zurück und erzählt von dem Frevel seiner Genossen an den »Rindern des Sonnengottes. Jedoch läßt er den Aufenthalt bei der »Nymphe Kalypso fortfallen, um Penelope zu schonen.« Die Erklärung ist von frappierender Einfachheit und, was mich am meisten dabei ergötzt hat: alle gelehrten Freunde, denen ich sie mitteilen wollte, fanden sie, während ihnen der Fall vorgelegt wurde, wie etwas Selbstverständliches, und lächelten nur daß man so etwas nicht längst erkannt habe [9]).

Den Wunsch, die beunruhigende Wirkung eines gar zu genauen Berichtes zu verhüten, könnte man auch in der Schilderung erkennen wollen, die in der Unterwelt Antikleia dem Sohne von den Zuständen auf Ithaka gibt (λ 181 ff.). In der Tat würde die innere Qual des der Heimat Ferngehaltenen aufs äußerste verschärft werden, wenn ihn bei allen weiteren Fahrten und während der Jahre auf Ogygia ein volles Wissen von der Bedrängnis seines geliebten Weibes begleitete. Doch solche Rücksichtnahme wäre eher aus dem Sinne des Dichters verständlich, weniger aus dem der Mutter, die ja zu schleuniger Heimkehr treibt, und aus der Notwendigkeit der Hilfe einen stärkeren Beweggrund zur Eile nehmen könnte, als

9) Tatsächlich war schon ein Früherer auf den Gedanken gekommen, hatte ihn aber wieder aufgegeben, Aug. Jacob, Über die Entstehung der Ilias und der Odyssee (1856) S. 495: »Allerdings hätte Odysseus viel»leicht Bedenken tragen können, seiner Gattin von seinem siebenjährigen »Aufenthalt bei der Nymphe zu erzählen; allein wäre hier etwas der Art »gemeint, so wäre es wohl auch gesagt.« — Deutlicher würde das ja sein, aber feiner gewiß nicht; und daß wir dem Verfasser des zweiten Teiles der Odyssee an Feinheit nicht leicht zuviel zutrauen können, ist durch das vorige Kapitel doch wohl bewiesen.

den sie 223 f. andeutet. So bleibt an dieser Stelle, deren Schwierigkeit schon hervorgehoben wurde, immer noch ein Anstoß. Auch in Athenens Mahnung an Telemach, eilends von Sparta aufzubrechen, damit nicht inzwischen seine Mutter den Eurymachos heirate (ο 14 ff.), ist nicht alles in Ordnung. Zwar daß überhaupt Penelope sich wieder vermählen wird, steht fest; ihr Gemahl selbst hat es beim Abschied so vorgeschrieben (σ 269 f.), diese Pflicht ist für die treue Frau der bitterste Teil ihrer Not (σ 272. τ 571). Und daß die Göttin etwas übertreibt und durch Nennung des Eurymachos dem Gedanken eine bestimmtere Wendung gibt, wäre ganz homerisch erfunden. Aber wie kann sie dem Telemach das als Gefahr hinstellen, was ihm Vorteil bringen wird, ja die Erlösung aus unleidlichem Verhältnis? Odysseus' Auftrag, daß Penelope, wenn er nicht zurückkehre, schließlich eine neue Ehe eingehen und das Haus räumen solle, war ja gerade durch die Rücksicht auf den erwachsenen Sohn begründet; und dieser selbst ist sich seiner Ansprüche wohl bewußt und macht sie geltend (τ 533 f.). Also hier steckt wirklich der Dichter den Kopf durch die Tapete; für sich empfand er die Notwendigkeit, den Abwesenden wieder zur Stelle zu schaffen, und leiht zu diesem Zwecke seinen Personen einen Beweggrund, der für sie nicht paßt. Hier behält deshalb Kirchhoff, der daraus auf eine Zwangslage des Bearbeiters geschlossen hat, ebenso recht wie in seiner Beurteilung der unanschaulichen Form des Erscheinens der Göttin (Od.² 504; vgl. oben S. 350 f.).

Dagegen vermag ich der gelehrten Kritik nicht mehr zuzustimmen in bezug auf den Widerspruch, der bestehen soll zwischen den Ereignissen in I und II und dem, was Thetis darüber an Hephästos erzählt, Σ 444 ff.:

κούρην, ἣν ἄρα οἱ γέρας ἔξελον υἷες Ἀχαιῶν,
τὴν ἂψ ἐκ χειρῶν ἕλετο κρείων Ἀγαμέμνων.
ἢ τοι ὃ τῆς ἀχέων φρένας ἔφθιεν· αὐτὰρ Ἀχαιοὺς
Τρῶες ἐπὶ πρυμνῇσιν ἐείλεον οὐδὲ θύραζε
εἴων ἐξιέναι. τὸν δὲ λίσσοντο γέροντες
Ἀργείων, καὶ πολλὰ περικλυτὰ δῶρ' ὀνόμαζον.
ἔνθ' αὐτὸς μὲν ἔπειτ' ἠναίνετο λοιγὸν ἀμῦναι
αὐτὰρ ὃ Πάτροκλον πέρι μὲν τὰ ἃ τεύχεα ἕσσεν,
πέμπε δέ μιν πόλεμόνδε, πολὺν δ' ἅμα λαὸν ὄπασσεν.
πᾶν δ' ἦμαρ μάρναντο περὶ Σκαιῇσι πύλῃσιν·

καί νύ κεν αὐτῆμαρ πόλιν ἔπραθον, εἰ μὴ Ἀπόλλων
πολλὰ κακὰ ῥέξαντα Μενοιτίου ἄλκιμον υἱὸν
ἔκταν' ἐνὶ προμάχοισι καὶ Ἕκτορι κῦδος ἔδωκεν.

Aristarch erklärte diese Verse für Machwerk eines Interpolators (ὅτι συνήγαγέ τις τὰ διὰ πολλῶν εἰρημένα εἰς ἕνα τόπον), weil sie nicht nur überflüssig seien, sondern geradezu Falsches enthielten: οὐ γὰρ ταῖς λιταῖς πεισθεὶς Ὀδυσσέως καὶ Αἴαντος ἐξέπεμψε τὸν Πάτροκλον, ἀλλ' ὕστερον ἑκουσίως ὁ Πάτροκλος κατελεήσας τὴν φθορὰν τῶν Ἑλλήνων ἱκέτευσε δοθῆναι αὐτῷ τοῦ Ἀχιλλέως τὰ ὅπλα. Düntzer und Fäsi bemerkten, 457 könne sich doch nicht unmittelbar an 443 angeschlossen haben; und ersterer nahm an, daß hier ursprünglich ein paar durch den Einschub verdrängte Verse gestanden hätten, in denen das Tatsächliche über Patroklos' Fall gegeben war. Daß ein Bericht dieser Art nicht entbehrt werden könne, meinte auch Erhardt, und kam, da er andrerseits die Unvereinbarkeit mit πρεσβεία und Πατρόκλεια stark empfand, auf die Vermutung, daß wir hier nicht eine Interpolation vor uns hätten, »sondern die unverändert bewahrte Darstellung aus einer früheren Epoche des epischen Gesanges«, aus einer Zeit, da »die einzelnen Phasen der Handlung noch nicht in die spätere systematische Verbindung zueinander gebracht« waren. Zur einfachen Athetese ist Adolf Roemer zurückgekehrt, der kürzlich unsere Stelle, zusammen mit anderen Beispielen einer ἀνακεφαλαίωσις, die dem homerischen Stile nicht gemäß sei, eingehend behandelt hat[10]). Ihm scheinen 443/457 einen glatten Anschluß zu geben, während er mit dem, was dazwischen steht, scharf ins Gericht geht. Vor allem, sagt er, »müssen »wir mit aller Entschiedenheit die Rolle ablehnen, welche mit τῆς »ἀχέων 446 dem Achilleus gegeben wird; denn die Liebe ist durch»aus kein Motiv oder gar das Hauptmotiv, zu dem sie mit diesen »Worten gemacht wird, so warm er sich auch I 342 f. natürlich »der Kontrastwirkung wegen ausspricht. Das Ein und Alles ist »und bleibt und tritt durchweg in der sonstigen Darstellung des »Dichters hervor: die unerhörte Ehrenkränkung«. Allerdings, so empfindet es Achill, und läßt über seine Auffassung keinen Zweifel. Aber hier spricht eine Frau. Sollte die nicht das Recht haben mit etwas anderen Augen zu sehen? Ist es nicht höchst natürlich,

10) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 370 f. — Roemer, Zur Technik der homerischen Gesänge (1908) S. 505 ff.

daß sie den innersten Grund zu dem tiefen Schmerz ihres Sohnes in dem Verluste des geliebten Mädchens zu erkennen glaubt? Und weiter: 448 f. müssen wir so verstehen, als hätten die Geronten »sich in der Aufzählung von Geschenken gegenseitig überboten«; die Verse geben also ein etwas — nicht »durchaus« — falsches Bild. Aber ist wirklich diese Ungenauigkeit »geradezu unverzeihlich«? Soll man es der Mutter nicht verzeihen, daß sie, um ihren Helden zu verherrlichen, die Ehre, die ihm erwiesen wurde, noch ein wenig ausschmückt? Ihr Wunsch ist, auf den befreundeten Hephästos, der helfen soll, Eindruck zu machen. Darum verschweigt sie mit weiblicher Klugheit Achills Härte und Patroklos' Ungehorsam, und stellt es so dar, als habe der eine den Bitten der Fürsten sogleich nachgegeben, der andere nicht erst durch Übertretung eines ausdrücklichen Verbotes (Π 89—96) sich bis ans Skäische Tor vorgewagt, sondern von vornherein und den ganzen Tag dort gekämpft.

Also, was fehlerhaft schien, erweist sich als ein Stück lebendiger Charakteristik, bei der niemand wird fragen wollen, ob sie διὰ φύσιν oder διὰ τέχνην dem Dichter gelungen sei. Um sein Können recht zu schätzen, halte man den Abschnitt dagegen, in dem umgekehrt Achill der Mutter erzählt, von der Entstehung seines Zwistes mit Agamemnon, Α 366—392. Aristarch (zu Σ 444) beurteilte beide Stellen gleich, und Roemer scheint geneigt ihm zu folgen. Ich meine, der Unterschied zwischen Dichter und Versemacher tritt greifbar hervor: hier psychologische Umbildung des Inhaltes, alles auf den Standpunkt der redenden Person bezogen und aus ihrem Sinne empfunden, dort eine objektiv richtige, aber nüchterne Wiedergabe dessen, was wir schon vom Dichter selbst gehört haben, größtenteils mit seinen eigenen Worten, und ohne jede Andeutung daß statt seiner jetzt jemand anders spricht.

III. Der Redaktor als Sündenbock.

Und doch ist auch hier ein Unterschied. Achill beginnt: ᾠχόμεθ' ἐς Θήβην, stellt es mithin so dar, als ob dort Chryseis erbeutet worden sei, nicht in Chryse. Die Versuche der Alten, zu erklären wie sie aus ihrer Vaterstadt nach Theben gekommen sei, mögen auf sich beruhen; wer sie verwirft, muß doch die Schwierigkeit anerkennen, um deren willen sie ersonnen sind. Dazu will sich

Friedrich Staehlin, in seiner Studie über das Hypoplakische Theben, nicht entschließen[11]). Er meint (S. 7), Theben sei hier nur als Hauptziel genannt; auf demselben Zuge sei auch Chryse erobert worden, ebenso wie, nach B 691, Lyrnessos. Das geht doch nicht an: der Wortlaut im Beginn von Achills Erzählung ist allzu bestimmt; er kann nur so verstanden werden, daß Chryseis aus Theben als Beute fortgeführt worden sei. Aber freilich, der Verfasser der Erzählung hat sich selber diesen Sinn seiner Worte nicht klar gemacht; im weiteren Verlauf kommt er unmerklich auf die Vorstellung zurück, daß Chryseis nach Chryse gehört (390). Den psychologischen Grund dieser Unstimmigkeit hat Wilamowitz richtig erkannt (HU. 411). Unter allen Eroberungszügen Achills war der gegen Thebe der berühmteste: die schon erwähnte Nennung neben Lyrnessos (B 691), die Erwähnung der Leier, die er aus Thebe mitgebracht hat (I 188), die Ausführlichkeit, mit der Andromache von der Einnahme der Stadt spricht (Z 415 ff.), zeigen, wie sehr dies Ereignis und das was sich dabei zugetragen hatte, die Phantasie der Dichtenden erfüllte. Woher dies aber kam, verstehen wir so recht erst mit Hilfe der von Kern aufgestellten, von Staehlin genauer begründeten Ansicht, daß hier die Erinnerung an eine noch aus Thessalien stammende, in der Tradition festgewurzelte Sage fortwirkte.

Ist damit festgestellt, daß A 366—392 interpoliert sind? Nach der Farblosigkeit des Inhaltes mag man es vermuten; und auch die Erwägung spricht dafür, daß es einem von außen Kommenden leichter durchschlüpfen konnte, daß er Chryse vergaß, als dem, der das Vorhergehende selbst erzählt hatte. Andrerseits geht doch etwas verloren, wenn der Bericht ausfällt. Gerade Achills scheinbare Zurückhaltung — οἶσθα· τί ᾗ τοι ταῦτα ἰδυίῃ πάντ᾽ ἀγορεύω; — klingt genau so, wie jemand spricht, der in der Erregung des Schmerzes, und in dem wohltuenden Gefühl daß ein Teilnehmender ihm zuhört, etwas ausführlich erzählt, was zu erzählen eigentlich nicht notwendig ist. So könnte es doch vielleicht der Dichter des A sein, der hier spricht, der nur in diesem Falle die Sache etwas leicht genommen und sich im wesentlichen bei der

---

11) Programm des Wilhelm-Gymn. in München, 1907; schon erwähnt im Nachtrag zu S. 196 f. Die Erklärungsversuche der Alten s. Schol. *A* und *B* zu A 366.

Fassung beruhigt hätte, die von ihm selbst im ursprünglichen Zusammenhange geschaffen war[12]). Die Frage wird sich kaum entscheiden lassen.

Kirchhoff hat den Grundsatz aufgestellt: »Die Annahme einer »Interpolation kann erst dann als erwiesen betrachtet werden, wenn »eine Veranlassung, die sie hervorrief, überzeugend dargetan ist« (Od.² 282). Ein Anlaß zum Ergänzen — falls früher einmal 393 unmittelbar auf 365 folgte — hätte hier ja vorgelegen; doch der empfängliche Sinn, der dazu gehörte ihn ohne Hilfe des Dichters zu erkennen, entspräche nicht gerade dem, was wir sonst als Interpolatorenart zu kennen glauben. So bringt uns auch diese Betrachtung nicht weiter. Im übrigen aber wollen wir (vgl. S. 456) die Mahnung des Meisters beherzigen.

Es ist vor allem Nieses Verdienst, die Anschauung genährt zu haben, wie die einzelnen Sänger fröhlich ihre Erfindung spielen ließen und oft, der Eingebung des Augenblickes folgend, einen Zusammenhang oder einen Hintergrund schufen, der sie vorher nicht beschäftigt hatte und nachher nicht zu stören brauchte (s. S. 407 ff.). Wenn es sich hier und da so fügt, daß auch bedächtig schreitende Überlegung den leicht hingeworfenen Zug nachträglich zu rechtfertigen vermag, so ist das Zufall (S. 396). Den Dichtern hat die Frage keine Sorge gemacht, ob Dolon den beiden Achäerfürsten hätte fremd sein müssen, auf welchem Wege Idomeneus erfahren hatte, wer um Kassandra warb. Wo die Handlung selbst sich darum dreht, daß ein Unbekannter sich zu erkennen gibt, da wissen auch Homer und die Seinen von solchem Kunstmittel Gebrauch zu machen; die Szene zwischen Glaukos und Diomedes beruht darauf, und später die ganze Odyssee, die überhaupt auch in dieser Beziehung ein reflektierteres Denken verrät (z. B. η 263). Für die Ilias aber dürfen wir als Regel gelten lassen: der Sänger scheidet nicht ängstlich zwischen seinem Bewußtsein und dem der handelnden Personen, sondern leiht diesen unbefangen sein eigenes Wissen; so der Verfasser von Ψ dem Antilochos die Kenntnis von Athenens Eingreifen. Denken wir uns an jener Stelle einen Interpolator, so wäre von ihm die gleiche Sorglosigkeit viel weniger zu verstehen; denn wenn er die Absicht hatte in den fertigen Text etwas einzufügen,

12) Anders urteilt Ad. Roemer (Zur Technik usw. S. 508 f.), von dem ich ungern abweiche.

so mußte er den gegebenen Zusammenhang beachten und mit Überlegung arbeiten. Und mochte er noch so ungeschickt sein, irgend etwas müßte doch dagewesen sein, was ihn reizte die Hand anzulegen. Aber das anschaulich in die Ferne weisende κείνοισιν (Ψ 404) war vollkommen verständlich und enthielt keine Aufforderung, keine Versuchung es näher zu erläutern. Die Athetese von 405 f., die wir früher abgelehnt haben, korrigiert den Dichter, wie N 423 die »Emendation« στενάχοντε für στενάχοντα (oben S. 67).

Das Bestreben, dem Dichter zu helfen, verleitet dazu, daß er bevormundet und gemeistert wird: eben dies haben wir oft auch im großen. Um eins von den neuesten Beispielen anzuführen: Finsler hat auf Grund des Gespräches zwischen Achill und Patroklos (Π 36 f. 50 f.) und des von Thetis Σ 96 dem Sohne verkündeten Schicksalspruches, daß gleich nach Hektor er selbst fallen müsse, einen von der jetzigen Darstellung völlig abweichenden Zusammenhang der Ereignisse konstruiert[13]). Achill weiß im voraus von seiner Mutter, daß, sobald er in den Kampf gegen Hektor eintritt, sein Geschick sich erfüllen wird; der nahe Tod läßt selbst ihn erbeben, aus Liebe zum Leben hält er sich eine Weile untätig: »das war die alte, prachtvolle Motivierung der Aussendung des Patroklos«. Damit ist der poetische Wert der vermuteten älteren Fassung sehr zuversichtlich beurteilt; darüber aber erfahren wir nichts, wie es gekommen sein soll, daß sie zerstört und durch eine, wie Finsler meint, weniger gute ersetzt wurde. Übrigens haben wir keinen Grund danach zu forschen. Das ganze Gebäude stürzt zusammen, sobald nur Π 50 f. richtig übersetzt wird.

Οὔτε θεοπροπίης ἐμπάζομαι, ἥν τινα οἶδα,
οὔτε τί μοι πὰρ Ζηνὸς ἐπέφραδε πότνια μήτηρ —

damit soll Achill sagen, daß er allerdings einen Götterspruch kenne, um den er sich jedoch nicht kümmere, und daß ihm die Mutter »nichts weiteres« von Zeus mitgeteilt habe. Aber ἥν τινα οἶδα (»den ich etwa wüßte«) ist nicht dasselbe wie ἣν οἶδα; und wenn man selbst, was schon Thiersch aus gutem Grund ablehnte, ἐπέφραδε von ἐπιφράζω ableiten wollte, so wird doch durch die entsprechenden

13) In der früher (S. 332) erwähnten Schrift »Die olympischen Szenen der Ilias«, S. 9. In sein populäres Buch über Homer (1908) hat er dann diese Hypothese wie ein gesichertes Ergebnis der Wissenschaft aufgenommen (S. 84).

Worte in Patroklos' Rede (37) bewiesen, daß bei dem, was die Mutter von Zeus mitgeteilt haben könnte, eben an die θεοπροπίη, nicht an etwas weiteres gedacht ist. — So einfach zwischen Falsch und Richtig steht die Entscheidung nun freilich nicht immer. Auf eine ernsthafte, wertvolle Beobachtung gründet sich der Gedanke von Wilamowitz, daß in τ der Rest einer in ihren weiteren Teilen verlorenen Erzählung erhalten sei. Im Anschluß an ihn hat Otto Seeck aus den letzten Büchern der Odyssee zwei ursprünglich selbständige Versionen, eine des Bogenkampfes eine des Speerkampfes, herauszuschälen unternommen, mit Fleiß und Scharfsinn, und doch mit keinem andern Erfolg, als daß die staunende Frage geweckt wird, was in aller Welt einen Bearbeiter dazu gebracht haben kann, zwei voneinander unabhängige, jede in sich verständliche Dichtungen so planlos und doch wieder künstlich durcheinander zu werfen, wie wir es nach der aufgestellten Hypothese annehmen müßten. Da ist es wohl besser, man versucht erst noch einmal, ob sich die Unebenheiten, die vorkommen, nicht doch psychologisch aus der Denkweise und Arbeitsweise eines lebendigen Dichters begreifen lassen, eine Frage die uns bald noch beschäftigen wird.

Die sichere Spur einer Überarbeitung von zweiter Hand glaubte Kirchhoff in dem Kunstgriffe zu erkennen, durch den in ν die beiden Hälften der Odyssee verbunden sind, in der Verzauberung des Helden. Er hielt es für unmöglich, daß sie von dem erfunden sei, der die Erzählung im ρ σ τ usw. geschaffen habe, weil in diesen späteren Büchern das Motiv der Verwandlung nicht festgehalten sei. Mit seiner eignen »Vorstellung«, meinte er (Od.² 540), »gerät bei so »einfach liegenden Verhältnissen nicht leicht jemand in Widerspruch; »wohl aber ist es möglich, daß eine fremde Vorstellung so mangelhaft »oder oberflächlich verstanden wird, daß der Widerspruch, in dem »sie zu der eigenen oder einer anderen fremden steht, nicht empfunden wird, so daß dann als äußerlich vereinbar erscheint, was »richtig aufgefaßt und verstanden nebeneinander nicht würde bestehen können«. Mit Recht hat hiergegen Wilamowitz Einspruch erhoben (HU. 109): gerade wenn die Phäaken-Geschichten und die Szenen auf Ithaka von einem und demselben Dichter stammten, so konnte dieser einer Vermittlung — zwischen dem Bilde des jugendschönen Helden und dem des alten Bettlers — nicht entraten, während ein Redaktor, der etwa fremde Werkstücke zusammenschweißte, über das Widersprechende ihrer Voraussetzungen

viel eher hinweggehen mochte. Und im ν, das muß man zugeben, liegt an sich »kein Anlaß, einen Schnittpunkt anzunehmen. Von »der Abreise des Odysseus aus Scheria bis zu seinem Schlafe, zu »der Heimkehr der Phäaken, die seinen Schlaf passend ausfüllt, und »weiter zu seinem Erwachen und Athenas Auftreten geht ein »durchaus untadelhafter Zusammenhang« (HU. 108).

Wir können hinzufügen — dies freilich im Gegensatze zu Wilamowitz (S. 111) —: auch der weitere Verlauf in ξ und so fort schließt hier fast lückenlos an, τ und φ mit einbegriffen. Allerdings wird die Verwandlung vergessen; aber von wem? vom Dichter oder von den Zuhörern? Auch von den Zuhörern, wird man sagen, deren doch viele und empfängliche vor Kirchhoff gelebt haben, die sich durch das unmerkliche Zurücktreten der Erinnerung an den übernatürlichen Eingriff der Göttin täuschen ließen. Einmal, noch in der Hütte des Sauhirten, wird der Zauber unterbrochen und ausdrücklich erneuert, vor und nach dem Gespräche mit Telemach; dann wird es still davon. Andere Eindrücke stellen sich ein. Dem Fußtritte des Ziegenhirten hält der Bettler stand und überlegt, ob er den Elenden mit der Keule erschlagen oder ihn an den Füßen ergreifen und seinen Kopf am Felsen zerschmettern soll: das würde er können, eigner Wille und Selbstbeherrschung halten ihn zurück (ρ 238). Von Argos dem alten Jagdhunde wird der heimgekehrte Herr erkannt (ρ 301). Als Odysseus sich zu dem unwürdigen Faustkampfe mit Iros anschickt und seine Lumpen um die Lenden gürtet, staunen die Freier, was für kräftige Glieder zum Vorschein kommen. Allerdings hat Athene ein wenig nachgeholfen — ἄγχι παρισταμένη μέλε᾽ ἤλδανε ποιμένι λαῶν, σ 70 —; aber einer Umwandlung hat es nicht bedurft, und die wäre gar nicht am Platze gewesen: die Maske des Bettlers mußte festgehalten werden. Daran denkt er selber, indem er den jämmerlichen Gegner viel weniger schwer trifft, als die eigne Kraft ihm gestatten würde. Am selben Abend bemerkt Eurykleia, daß der Fremde, dem sie die Füße waschen soll, ihrem Herrn ähnlich ist, δέμας φωνήν τε πόδας τε (τ 381). Tags darauf sieht ihn Philötios, als er zum Apollonfest in die Stadt und in den Palast kommt, und erkundigt sich beim Sauhirten, wer das sei, υ 194 ff.:

δύσμορος· ἦ τε ἔοικε δέμας βασιλῆι ἄνακτι·
ἀλλὰ θεοὶ δυόωσι πολυπλάγκτους ἀνθρώπους,
ὁππότε καὶ βασιλεῦσιν ἐπικλώσωνται ὀιζύν.

So erscheint er nun auch uns als ein König, und so bewährt er sich in übermenschlicher Leistung des Kampfes. Staub und Blut nimmt ein Bad hinweg; danach gießt Athene Schönheit über ihn aus, daß er hervorgeht δέμας ἀθανάτοισιν ὁμοῖος (ψ 156. 163)[14]. Anschauliche Gegenwart ist immer stärker als gewissenhafte Erinnerung: niemand wundert sich mehr über den Helden, der in ursprünglicher Gestalt seiner Jugendgemahlin gegenübertritt. Hätte der Dichter die Absicht gehabt, durch leise angebrachte, allmählich sich befestigende Züge nach und nach den Bettler aus unserm Bewußtsein zu verdrängen, er hätte es kaum geschickter anfangen können.

Und wer sagt uns, daß er nicht die Absicht gehabt hat? Die klug berechnende, psychologisch verständnisvolle Art gerade dieses Dichters haben wir genugsam kennen gelernt. In alten Liedern fand er die Erzählung von dem spät, in Bettlergestalt heimkehrenden Fürsten. Er war es, der sie auf den ithakesischen Helden anwandte und mit dessen früheren Erlebnissen verband. Dabei bedurfte er, wie Wilamowitz richtig erkannt hat, einer Vermittlung. Deshalb erfand er die Verzauberung und sorgte zugleich dafür, daß das Motiv, nachdem es seinen Dienst getan hatte, unmerklich wieder verschwand.

IV. Nebensache und Hauptsache.

Vielleicht befremdet es doch, daß ein Dichter, der kunstvoll zu schaffen und seiner Darstellung die vollste innere Wahrheit zu geben vermochte, sich der Gefahr ausgesetzt haben soll, daß ihm ein Verstoß gegen die äußere Richtigkeit nachgewiesen wurde. Aber darin dachten Homer und seine Zuhörer anders. Der Dichter des K hat sich nicht die Mühe genommen, Hektors Auftrag, wo er durch Dolon verraten wird, so umzuformen, daß er grammatisch vom Standpunkte des Sprechenden aus gedacht erscheint: ἠ̃ ἤδη — — φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν οὐδ᾽ ἐθέλουσιν νύκτα φυλασσέμεναι, so heißt es hier wie vorher in der Versammlung der Troer (398=311),

---

14) Vers 157 verrät sich durch »rohe und konstruktionslose Einfügung« als späte Interpolation, die danach Kirchhoff angenommen und abgegrenzt hat. Blaß, Interpolationen in der Odyssee, S. 211 f., scheint geneigt, auch 156 und das ganze Bad zu streichen; was er eigentlich gemeint hat, wird hier wie an mancher anderen Stelle seines Buches nicht recht deutlich.

obwohl jetzt zwei der Feinde angeredet werden, so daß βουλεύετε μεθ' ὑμῖν das Natürliche wäre [15]. Die kleine Inkorrektheit störte nicht. Aber wie es kam, daß er entsendet wurde, das erzählt Dolon ganz anders als vorher der Dichter. Freiwillig, mutwillig hat er sich zu dem heimlichen Gange erboten; nun, da er gefaßt ist, tut er so, als habe Hektor ihn verführt (πολλῇσίν μ' ἄτῃσι παρὲκ νόον ἤγαγεν Ἕκτωρ 391): auch dies ein Zug in der Charakteristik des Feiglings, von demselben Dichter erfunden, der in 398 die Übertragung aus dritter in zweite Person nicht für nötig hielt.

Diese Geringschätzung des Äußerlichen und Unwichtigen bei aller Sorgfalt, die dem Wesentlichen gewidmet wird, macht sich besonders da bemerkbar, wo es gilt, eine Situation herbeizuführen, die der Dichter haben will, um sie wirksam zu gestalten. »Das »schwächste Motiv«, so schreibt Hedwig Jordan (Erzählungsstil [s. Kap. 2, II] S. 62), »genügt, wenn es nur im Augenblick die »Handlung vorschiebt. Man muß das immer wieder ins Auge »fassen. Alle die Konstruktionen, die nicht mit dieser Grundtat- »sache rechnen, sind verfehlt. Aber daneben muß man immer »scharf auf eins aufmerken, wie richtig und fein das eigentlich »Psychologische — im Gegensatz zur äußeren Kausalität — behan- »delt wird«. Das ist scharf und fein beobachtet, es wird hoffentlich immer mehr erkannt. Von dieser Grundansicht aus ergibt sich für manche viel umstrittene Stücke eine wesentlich andere Beurteilung, als sie sonst gefunden haben und vielfach noch finden.

Für die Teichoskopie aus der gewonnenen Einsicht selber die Konsequenz zu ziehen hat Hedwig Jordan unterlassen, weil sie diese Szene nicht mit behandelt; und doch wäre hier ein gutes Wort recht am Platze gewesen. Der alte Einwand, daß die Erzählung im zehnten Kriegsjahre nicht passe, wird immer noch erhoben. Aber was — bei Lachmann — ein Verdienst war zuerst zu sehen und auszusprechen, ist nicht ebenso ein Verdienst, wenn es heute nachgesprochen wird. Den ganzen dritten Gesang haben wir als einen kunstvoll komponierten verstehen gelernt. Mag denn also der Dichter, wie jeder von denen die in der Ilias zu uns sprechen, überliefertes Gut sich zunutze gemacht haben, er hat es als Dichter umgeschaffen, nicht als Redaktor zurechtgeschoben.

15) Durch Athetese und durch Konjektur hat man schon im Altertum zu helfen gesucht, auf beide Arten den Dichter selbst korrigierend.

Und im Rahmen des großen Gemäldes, das den gesamten Krieg darstellen sollte, ist er zwar kühn, aber nicht ungeschickt verfahren, wenn er die Herausforderung des Paris erfand und sich durch die Vorbereitungen zum Zweikampf die Gelegenheit verschaffte, die Hauptpersonen des griechischen Heeres dem Könige der Troer und damit den Zuhörern vorzuführen. Im Gudrunliede findet sich etwas Ähnliches: wie Hartmut die Wappenzeichen der heranrückenden Feinde seinem Vater erklärt (Str. 1366 ff.), obwohl sie diesem von dem früheren gemeinsamen Zuge her ebenso gut bekannt sein könnten wie ihm selbst[16]).

Ein französischer Gelehrter, Bougot, hat in der eben angedeuteten Weise den Grundgedanken des Dichters gerechtfertigt[17]). Nicht minder willkommen ist sein Beitrag zur Würdigung des Hauptstückes im sechsten Gesange. Daß das eine Begegnung ist und kein Abschied, daß man in den Text der Erzählung selbst einschneiden müßte, um sie so herzustellen, wie sie nach äußerer Folgerichtigkeit unmittelbar vor Hektors Auszug zum letzten Kampfe passen würde, daß dadurch und überhaupt durch die Herauslösung aus dem jetzigen Zusammenhang die sinnvolle Einheit eines Kunstwerkes zerstört wird: alles dies meine ich früher schon (S. 443 ff.) gezeigt zu haben. Aber nun scheint es dadurch hinfällig zu werden, daß in unserem Z Hektors Anwesenheit in der Stadt auf eine gar zu wenig natürliche Art motiviert ist. Draußen im Felde war sein Platz. Wenn Helenos der Mutter einen Auftrag zu geben hat, warum übernimmt er den Gang zu ihr nicht selber? *Question des plus sensées*, das erkennt Bougot an, aber *en même temps des plus indiscrètes au point de vue poétique; question à laquelle on ne peut répondre que par l'aveu d'un défaut, d'un défaut heureux, puisqu'il est racheté avec éclat, puisqu'il amène des scènes d'une beauté incomparable.* Heißt das den Dichter entschuldigen? Nein! Entschuldigung wäre

---

16) Doch ist hier eine Einschränkung zu machen, auf die Schmedes (Zeitschr. f. deutsche Philol. 29 [1896] S. 428) hingewiesen hat: im Kampfgewühl auf dem Wülpensand hat Ludwig nicht ebensoviel Muße gehabt auf dergleichen zu achten, wie Hartmut bei seinem früheren Aufenthalt im Hegelingenlande (Str. 620 ff.).

17) A. Bougot, Étude sur l'Iliade d'Homère. Invention, composition, exécution. 1888. Über Γ S. 456, über Z S. 485. Eine kurze Charakteristik des ganzen Buches, das in Deutschland zu wenig bekannt ist, habe ich JbA. 112 (1902) S. 56 ff. gegeben.

Anklage. Mit ihm zu empfinden ist die Aufgabe. Und wenn wir das in einem Falle wie dem hier vorliegenden einmal ernstlich, alle kritischen Hintergedanken für einen Augenblick unterdrückend, versuchen, so müssen wir wohl zugeben: der Maßstab, nach dem er Wesentliches und Unwesentliches unterschied, hatte doch einen guten Sinn. Damit ist noch nicht gesagt, daß dieser Maßstab unverändert heute zu gelten habe; die poetische Technik wird ja in drei Jahrtausenden auch Fortschritte gemacht haben. Nur besteht immer die Gefahr, daß solche Fortschritte zu einer Überschätzung des Äußerlichen führen. Vor dieser Gefahr mag ein Wort Goethes warnen, das Hedwig Jordan an den Schluß ihrer Studie über die Kampfschildernngen gestellt hat, ein Vergleich, zu dem ihn der Anblick des in Pompeji ausgegrabenen Hausrates angeregt hatte (aus Neapel 1. 6. 1787): »Da sieht man recht, was »die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich »in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurückblieb«.

Ein Dichter, der durch die Art seines Schaffens uns zur Besinnung auf das Eigentliche in der Poesie helfen kann, ist auch Shakespeare, unerreicht in der psychologischen Motivierung, sorglos und schnell fertig im Erfinden von Voraussetzungen, die von außen eine Handlung in Gang bringen. Doch bleiben wir beim Epos und bei dem sogenannten Volksepos! Kriemhild bittet Hagen, ihrem Gemahl im Kriege beizustehen; er verspricht es und schlägt ihr vor, die einzige Stelle im Rücken, an der Siegfried verwundbar sei, außen an seinem Gewande zu bezeichnen, damit er, Hagen, im entscheidenden Augenblick ihn schützen könne. Kriemhild befolgt den Rat. Hagen findet das seidene Kreuz auf dem Waffenrock des verhaßten Nebenbuhlers und stößt selber dem Arglosen, wie er sich am Brunnen niedergebeugt hat, die Lanze in den Leib. Wir haben diese Geschichte so oft gehört und gelesen, daß uns ihr Verlauf zu einem gewohnten geworden ist und deshalb natürlich erscheint; er ist aber das Gegenteil. Kriemhild konnte zu Hagen sagen: »Halte dich so neben meinem Manne, daß du ihm im Notfall den Rücken decken kannst«. Aber wie sollte er einen einzelnen Punkt des Rückens decken? Wenn wirklich ein feindlicher Speer so deutlich auf das seidene Kreuzchen zuflog, daß Hagen es bemerken konnte, so war es ja längst zu spät. Kriemhild muß im Wahnsinn gehandelt haben, als sie den Rat des Feindes befolgte. Aber wir würden unrecht tun ihr das vorzuwerfen, was

auf Rechnung des Dichters kommt. Dieser wollte den Sieg teuflischer Hinterlist über Unschuld und Vertrauen darstellen, und das ist ihm in mächtiger Charakteristik der Personen gelungen; aber die Handlung auch äußerlich lückenlos zu motivieren ist ihm nicht gelungen, dabei zeigt er eine geradezu kindliche Unbeholfenheit der Erfindung. Seine Personen tun etwas, was sie verständlicherweise gar nicht tun konnten, nur damit nachher die Situation da ist, die der Erzähler braucht.

Treten wir mit der gewonnenen Einsicht an das Buch τ heran, an jenes Gespräch zwischen Odysseus und Penelope, aus dem Niese und Wilamowitz den Stoff zu einer glänzenden Hypothese genommen haben. Die Königin hat den fremden Bettler am Abend zu sich rufen lassen, durch kluge Erzählung hat er ihr Herz gerührt; nun will sie ihm etwas Gutes erweisen und heißt die Dienerinnen ihm ein Fußbad rüsten. Aber der Bettler lehnt das ab (τ 336 ff.): keine der frechen Dirnen solle seinen Leib berühren;

346 εἰ μή τις γρηῦς ἔστι παλαιή, κεδνὰ ἰδυῖα,
ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ᾽ ἐγώ περ·
τῇ δ᾽ οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο.

Eurykleia, die Amme des Odysseus, ist zur Stelle; ihr befiehlt Penelope den Fremden zu bedienen. Erst jetzt erinnert sich dieser der Narbe an einem Schienbein, die von der Verwundung durch einen Eber vor langer Zeit zurückgeblieben und gerade der Eurykleia bekannt ist. Er setzt sich mit dem Rücken gegen das Feuer, um sie zu verbergen; aber es hilft nichts, die Alte fühlt die Narbe, wie sie mit der flachen Hand darüber hinstreicht. Laut schreit sie auf, läßt den Fuß, den sie gehalten, fahren, daß klirrend das Waschbecken umfällt. Odysseus packt sie bei der Kehle und läßt sie schwören, daß sie ihn nicht verraten wolle. Nur durch ein Wunder, das die hilfreiche Athene veranstaltet, hat Penelope, die zugegen ist, nichts von der Sache gemerkt; neues Waschwasser wird geholt und so ist der Zwischenfall erledigt. — So anschaulich im einzelnen und wirksam diese Szene geschildert ist, so unglaublich erscheint ihr Zusammenhang. Der kluge Odysseus zeigt sich hier im höchsten Grade unbesonnen. Wenn ihm daran gelegen ist unerkannt zu bleiben, warum veranlaßt er erst die Königin, ihm die alte Amme zur Bedienung zu geben? Dieser Widerspruch ist so schroff, daß der Gedanke naheliegt, ihn nicht dem echten Dichter,

sondern einem Überarbeiter zuzuschreiben. Dies hat zuerst Niese (EHP. 162. 164) und im Anschluß an ihn mit noch größerer Kühnheit Wilamowitz (HU. 55) getan; diesem wieder ist Seeck (Die Quellen der Odyssee S. 2 ff.) gefolgt, der auf die an dieser Stelle gemachte Entdeckung seine ganze Konstruktion einer Entstehungsgeschichte der Odyssee aufgebaut hat. Die Schlußfolgerung, in der alle drei Forscher übereinstimmen und die mir selbst früher als völlig zwingend erschien, ist diese: wenn Odysseus die jüngeren Mägde ablehnt und sich die Alte erbittet, so muß es sein Wille sein erkannt zu werden; der erste Teil unserer Szene ist also ein Stück einer älteren Dichtung, in der die Erkennung zwischen den beiden Gatten unmittelbar auf das Gespräch am Abend folgte. Wilamowitz und Seeck schließen weiter, daß, da auch diese ältere Dichtung einen Freiermord enthalten haben müsse, dieser nun nicht anders als auf Grund einer Verabredung zwischen Odysseus und Penelope erfolgt sein könne, also von dem uns überlieferten Freiermorde, der ohne Wissen der Penelope stattfindet, verschieden gewesen sei. Seeck endlich sieht in dem durch die Königin veranstalteten Wettschießen und in dem Umstande, daß Odysseus zu Anfang des Kampfes den Bogen als Waffe gebraucht, einen Rest der älteren Form der Sage, die in unserer Odyssee mit einer jüngeren Darstellung kontaminiert sei, nach welcher Odysseus, von Penelope noch nicht erkannt, das blutige Werk unternimmt und sich dabei der Lanze bedient. Die ganze Schlußreihe fällt, sobald der grundlegende Unterschied recht beachtet wird, daß wir es hier nicht mit wirklichen Menschen zu tun haben, die nur nach selbsterkannten Beweggründen handeln, sondern mit Personen in einer Dichtung, bei denen sich die eigene Zweckbestimmung mit der des Dichters vermischt. Dieser läßt den Bettler nach Eurykleia verlangen, weil er selbst ihrer bedarf, nicht nur später, wo sie während des Gemetzels im Männersaale die Mägde zurückhält (φ 381 ff.), sondern gleich jetzt, um die wirkungsvolle Szene auszuführen, bei der die Zuhörer atemlos lauschen, ob es dem Helden gelingen wird unerkannt zu bleiben: zum letzten Male und in stärkster Ausbildung das Motiv, das, wie wir gesehen haben, die ganze Dichtung von dem als Bettler verkleideten Herrn durchzieht, des Spielens mit dem Feuer (S. 429).

Wenn demnach darauf verzichtet werden muß, von τ aus die Odyssee in ihre Bestandteile zu zerlegen, so sind doch die For-

schungen, die man dieser Partie des Epos zugewandt hat, nicht vergeblich gewesen. Spuren altertümlicher Dichtung und Sage in τ können, seit Wilamowitz (HU. 53 f.) sie nachgewiesen hat, nicht mehr verkannt werden. Zur Zeit der Ankunft des Odysseus ist Winter, und die bestimmte Vorstellung dieser Jahreszeit wird während seines Aufenthaltes beim Eumäos, außer in π, und nachher im eigenen Palaste streng festgehalten (ξ 457. 529 f. ρ 24 f. 191. σ 328. τ 64. 319). Am Tage des Freiermordes ist ein Fest des Apollon (υ 276. φ 258), also vermutlich Neumond; der vorhergehende Tag ist dann der letzte eines Monats, die ἕνη καὶ νέα. An diesem Tage findet das Gespräch zwischen den beiden Gatten statt. Wenn nun der Fremde mit heiligem Eidschwur versichert (τ 306 f.):

τοῦδ' αὐτοῦ λυκάβαντος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς,
τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο

(»noch in diesem Jahre, an einem Neumond, wird Odysseus heimkommen«), so kann das nur heißen: er kommt heute oder morgen, er ist schon da. Dies alles hat Wilamowitz trefflich erkannt, und aus der »orakelhaften« Form des Versprechens, dem Gebrauche des seltenen, schon im Altertum nicht mehr verstandenen Wortes λυκάβας bewiesen, daß hier ein Rest uralter Poesie vorliegt. Dazu kommt nun eine andere Beobachtung. Wiederholt im letzten Teile der Odyssee (π 206. ρ 327. φ 208. ψ 102. 170. ω 322) und auch gerade in τ (484) wird hervorgehoben, daß Odysseus im zwanzigsten Jahre heimkehrt. Der Dichter des β hatte die Bedeutung dieses Zuges verstanden und bildete danach die Prophezeiung, die er dem Alitherses in den Mund legte (174 f.). Zwanzig Jahre entsprechen aber dem Termin, den Odysseus bei der Abreise seiner Gemahlin gesetzt hat: bis der Sohn erwachsen wäre, solle sie warten, dann, wenn er immer noch ausbliebe, sich wieder vermählen. Im Zusammenhang einer kulturgeschichtlichen Betrachtung hat sich uns ergeben (S. 296), daß die Stelle, an der dieses Gebot erwähnt wird (σ 269 f.), sehr mit Unrecht von Wilamowitz für interpoliert erklärt worden ist; sie gehört zusammen mit Penelopes Klage darüber, daß die Freier keine Geschenke bringen (σ 274 ff.). Beide Motive sind in unserer Odyssee nicht mehr recht verstanden; sie fallen auf inmitten einer Darstellung, die als Ganzes den Gedanken fast auszuschließen scheint, daß Penelope, die treue Gattin,

jemals zu einer zweiten Ehe schreiten werde. Aber die Stellen, die doch auch sonst nicht ganz fehlen, wo die neue Vermählung mit Bestimmtheit erwartet wird (τ 157 f. 571), verraten gerade durch den Anstoß den sie geben, daß sie die ursprünglich richtige Auffassung vertreten.

Damit ist in der Odyssee ein Motiv wiedergefunden, das anderwärts, besonders in mittelalterlichen Sagen, bekannt und beliebt ist: der Herr des Hauses kommt nach mehrjähriger Abwesenheit gerade an dem Tage zurück, an dem seine Gemahlin eine andere Ehe eingehen will. So geht es Heinrich dem Löwen, der sieben Jahre als Frist gesetzt hat: durch ein Wunder wird er im entscheidenden Augenblicke zurückgeführt; nun findet die Hochzeit natürlich nicht statt, aber dem jungen Bräutigam wird zur Entschädigung »ein schönes Fräulein aus Franken angetraut«, wie es bei Grimm heißt, und alles »löst sich in eitel Zufriedenheit auf«. In anderen Formen der Sage ist es doch Untreue, was die einsame Frau zur neuen Heirat treibt; der Totgeglaubte kehrt zurück und gewährt großmütig Verzeihung; so in dem Liede vom edlen Moringer[18]. Ob hier irgendein geschichtlicher Zusammenhang besteht oder ob mehrmals dasselbe Motiv aus kriegerisch bewegten Zeitläuften erwachsen ist und an verschiedenen Stellen ähnliche Sagen erzeugt hat, darüber wage ich keine Vermutung. So viel ist klar: der Odysseedichter hat es nicht erfunden; denn er mußte, wie wir sahen (S. 467 f.), um die Erzählung von dem nach langer Abwesenheit in Bettlergestalt heimkehrenden Herrn auf Odysseus anzuwenden, zu dem Hilfsmittel der Verwandlung greifen. Jene Erzählung war ihm überliefert; sie mochte früher durch Gespräch und Fußbad oder auf ähnliche Art zu einer Erkennung von Mann und Frau geführt haben: aber da war es nicht Odysseus, der erkannt wurde, und kein Freiermord schloß sich an. Was wir jetzt in τ lesen, ist nicht die Arbeit eines Redaktors, der Stücke vorhandener Odysseen zusammensetzte, sondern das Werk eines Dichters, der Elemente älterer Poesie zu einer Odyssee umschuf. Bei dieser Schöpfung sind dann die kleinen Unebenheiten stehen geblieben, an denen die moderne Kritik eingesetzt hat, mit gutem Recht und mit rühmlichem Erfolge; nur den Gedanken wird sie

---

18) Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Leipzig 1877) No. 6 und 5, wo auch reichliche Literaturnachweisungen gegeben sind.

aufgeben müssen, daß es ein greifbares Ziel sei, mit Hilfe dieser Anstöße eine ältere Gestalt eines Odysseus-Epos herzustellen. Wer das versucht, tut im Grunde nichts anderes, als wenn jemand im Nibelungenliede den Rest einer verlorenen Dichtung aufspüren wollte, in der Kriemhild mit Hagen in verbrecherischem Einvernehmen stand und den Tod ihres Gatten mit Absicht herbeiführte.

V. Dichter oder Bearbeiter?

Ein einzelner Zug in einer poetischen Erzählung, der im Vergleich zu ihren sonstigen Voraussetzungen auffällt und auf einen davon abweichenden Hintergrund oder Zusammenhang der Ereignisse hinzudeuten scheint, darf nicht ohne weiteres dazu verwertet werden, um durch streng logische Interpretation solchen Zusammenhang zu erschließen und als den ursprünglichen anzusetzen. Vielmehr muß in jedem einzelnen Fall erst geprüft werden, ob sich der Anstoß nicht aus den Gedanken und der Arbeitsweise des Dichters psychologisch erklären läßt. Daß Γ 124 und Z 252 Laodike die schönste von Priamos' Töchtern genannt wird, N 365 aber Kassandra, hatte schon Aristarch beobachtet und den Chorizonten gegenüber erklärt: οὐ μάχεται; denn, wie er in einem ähnlichen Fall (Υ 233) anmerkte, ὡς ἂν ἁρμόζῃ πρὸς τὸ ἐγκώμιον τίθησι τὸ κάλλιστος. So einfach liegt die Sache nun ja nicht immer. Aber auch manches, was stärker hervortritt und sich breiter geltend macht, kann für augenblickliche Wirkung frei erdacht sein; davon haben wir früher Beispiele kennen gelernt (S. 409 f.). Andererseits war der Sänger auch gebunden. Einen überlieferten, vielfach schon geformten Stoff, der Sage wie der Sprache, hatte er vorgefunden. Gewiß schaltete er damit selbständig, als Dichter, aber doch nicht in dem Grade voraussetzungslos, daß er jeden Ausdruck, jedes Motiv, jeden Übergang selber geschaffen hätte; deshalb konnte es nicht anders geschehen, als daß manche Spur von früheren Beziehungen einzelner Teile oder Teilchen in seinem Werke zurückblieb.

In dieser Ansicht glaubte ich mit Dietrich Mülder zusammenzutreffen, als ich seine Behandlung der ὁρκίων σύγχυσις und andere Äußerungen von ihm las[19]). Noch kürzlich wandte er sich mit

19) Mülder, Ὁρκίων σύγχυσις. NJb. 13 (1904) S. 636 ff. Dazu seine Rezension der neuesten Hefte von Ameis-Hentzes Schulausgabe der Ilias, BphW. 1908 Sp. 865 ff.

einer recht beherzigenswerten Darlegung gegen die früher beliebten »Entstehungstheorien«, die das, was in leichtem Spiel der Phantasie uns vorgeführt wird, viel zu ernst nehmen, weil sie, wie er sich ausdrückt, der »Jongleurkunst des Dichters altbackener Weisheit voll verständnislos gegenüberstehen«, so daß sie gar nicht daran denken, ihn als Dichter zu begreifen, der Methode seines Schaffens mit empfänglichem Sinne nachzugehen. Doch entweder habe ich Mülder nicht richtig verstanden, oder er ist in seiner eigenen Auffassung nicht ganz fest geblieben. Die von ihm bekämpfte Methode zuversichtlicher verstandesmäßiger Zerlegung des Textes hat er an anderen Stellen selbst geübt. So bei den Phäakengeschichten, für deren Besprechung hier ein wenig zurückgegriffen werden muß.

Es gibt eine ältere Untersuchung von Welcker[20], deren Grundgedanke heute noch — oder heute erst — seine volle Bedeutung hat. Φαίαξ ist eine Weiterbildung von φαιός, Phäaken sind die »Dunkelmänner«, die grauen Fährleute, die den Entschlafenen geleiten; »in irgendeiner ausländischen entfernten Reli»gion und Sage« waren sie »die Fährmänner des Todes, die, in »die Hellenische Heldenpoesie gezogen, eine schöner erfundene »Bestimmung nie erhalten konnten als die, den geprüften Dulder »Odysseus nach allen Irrfahrten in seine oberirdische Heimat »zurückzubringen«. So sah Welcker es an. In Homers Erzählung fand er den Doppelsinn »anmutig und bescheiden angedeutet«, eine Anspielung auf die ursprüngliche Bedeutung der Phäaken nur »stellenweise in Zügen und Ausdrücken und überall aus dem Namen durchblickend» (S. 235). Neuere haben derber zugegriffen. Zwischen Athenens anfänglicher Mahnung an Odysseus μηδέ τι θυμῷ τάρβει (η 50 f.) und der Tatsache, daß er nachher gar keine Gefahren zu bestehen hat, zwischen der Art, wie die Göttin sowohl als Nausikaa den Einfluß der Königin schildern, und dem doch nur geringen Anteil, den sie später an der Fürsorge für den Gast nimmt, schien ein Widerspruch zu bestehen. Daraus folgerte Gercke (NJb. 7 [1901] S. 19), daß in einer früheren Gestalt der Sage Arete »ein furchtbares übermenschliches Wesen«, der Aufenthalt bei den Phäaken voll von Schrecknissen gewesen sei, die man in der vorlie-

20) Welcker, Die Homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen. Rh. Mus. I (1832) S. 219 ff.; wieder in den Kleinen Schriften II 1—79.

genden Bearbeitung nur noch aus ganz geringen Spuren ahnen könne; so hätten die Kämpfe in ϑ, bei denen Athene dem Odysseus Mut zuspricht (197), früher eine wirkliche Gefahr bedeutet, an Stelle der Taktlosigkeit des Euryalos habe eine ernsthafte Drohung gestanden. Mit solcher Interpretation wird der Dichtung Gewalt angetan. Der Rat einer jugendlichen Wegweiserin (η 20), ohne Ängstlichkeit in den Kreis der Fürsten zu treten, ist der Situation des landfremden Mannes durchaus angemessen[21]); und die Hervorhebung des Ansehens, das die Frau im Königshause der Phäaken genießt, hat im Plane des Dichters den verständlichen Zweck, auf das Bild hoher gesellschaftlicher Kultur vorzubereiten, das gezeichnet werden soll, und in dem doch auch wirklich Arete von Anfang an bis zuletzt einen wichtigen Platz einnimmt (η 233 ff. λ 335 ff. ν 57 ff.). Von den Kampfspielen wird noch mit bezug auf Mülder die Rede sein.

Denn dieser, wenn er auch die Mythologie unberührt läßt, geht doch in entschlossener Verwertung scheinbarer Widersprüche denselben Weg wie Gercke. Unmittelbar knüpft er an Friedrich Marx an, der beobachtet hatte, daß in der Erzählung von Nausikaa eine dem Homer sonst fremde Prüderie herrsche, und von hier zu der Vermutung gelangt war, daß die Äußerungen dieser Sinnesart erst nachträglich durch Interpolation in den Text gekommen seien; ein Zeugnis für die ursprüngliche Auffassung der Szene glaubte er noch in einem alten Vasenbilde zu erkennen[22]). Der Zweig, mit dem Odysseus seine Blöße deckt, wäre danach in der echten Dichtung nur ein ἱκετήριος κλάδος gewesen, die Verse 129. 135 f. 221 f. wären interpoliert. Für 129 (φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροῒ μήδεα φωτός) hat das einige Wahrscheinlichkeit, weil die Worte auch sprachlich Anstoß geben und fast so aussehen, als wären sie zum Zwecke der Erklärung mit ungeschicktem Eifer eingefügt. Im ganzen aber ist das, was Marx zu beseitigen wünschte, mit dem Kern der Erzählung zu fest verbunden, als daß es ihm hätte gelingen können, durch Ausscheidung einzelner Stellen einen

21) Diese Situation wird auch sonst hier zu Anfang (η 16 f. 32 f.) stärker betont, als nachher der Wirklichkeit entspricht. Eine Erklärung dafür bietet Groeger Rhein. Mus. 59 (1904) S. 25, der hier das Motiv des göttlichen Geleites aus Ω wiederfindet. Vgl. unten V 5.

22) Marx, Über die Nausikaaepisode. Rhein. Mus. 42 (1887) S. 251 ff. — Mülder, Die Phäakendichtung der Odyssee. NJb. 17 (1906) S. 10—45.

in seinem Sinne befriedigenderen Verlauf herzustellen. Das meint auch Mülder, der deshalb seinerseits viel schärfer vorgeht: nicht nur das Betragen des nackten Odysseus sei teilweise interpoliert, sondern das ganze Motiv der Nacktheit. Das erkenne man noch ε 370 ff.: die Rettung auf dem Schiffsbalken sei der in ξ (310 ff.) nachgebildet; Odysseus müsse ε 371 auf dem Balken reiten, damit er seine Kleider ausziehen könne, und der Kleider müsse er sich entledigen, weil der Bearbeiter ihn nackt der Königstochter gegenüberstellen wollte. Ob zum Zwecke dieser »pikanten Erfindung« (S. 30) überhaupt erst von dem Bearbeiter Nausikaa in die Handlung eingeführt sein soll, wird aus Mülders Worten nicht ganz klar. Einmal scheint es so: »Der ursprüngliche Zusammenhang der »ἄφιξις εἰς Φαίακας war der, daß der schiffbrüchige (bekleidete) »Held auf eigene Hand den zur Stadt führenden Weg einschlug, an »der Quelle vor dem Stadttore Halt machte, bis er ein wasser»holendes Mädchen traf, das sich seiner annahm« (S. 34). Der Bearbeiter hätte »diesen Zusammenhang zerbrochen«, hätte die Nausikaa-Episode eingeschoben und die Wasserträgerin zwar nicht ganz beseitigt, doch dadurch aus dem Wege geschafft, daß er aus ihr eine Göttin, Athene, machte[23]). Aber dann wieder wird aus 27 (σοὶ δὲ γάμος σχεδόν ἐστιν) und 33 (οὔ τοι ἔτι δὴν παρθένος ἔσσῃ) gefolgert, daß in der Vorlage, die der Bearbeiter benutzte und erst durch Zufügung von 34 f. umdeutete, »Nausikaa bereits versagt und verlobt, der Tag ihrer Vermählung festgesetzt und nahe« gewesen sei; danach hätte sie doch schon in der älteren Dichtung einen Platz gehabt. Ihr Anteil an der Handlung könnte freilich nur ganz gering gewesen sein; um so größer der ihres Bruders Laodamas. Odysseus nimmt ihn allein aus, wo er sich sonst mit

---

23) Mülder S. 33. Man versteht nur nicht, warum dieser Bearbeiter, der doch nicht eben zaghaft gewesen sein kann, sich die Mühe genommen haben soll, eine Person, die nichts mehr zu tun hatte und die er ungehindert weglassen konnte, auf so künstliche Art, seiner eignen Erzählung zum Hemmnis, zu erhalten. Danach habe ich gegen diese ganze Hypothese von einem besonderen Kunstgriffe des Odyssee-Dichters (»Personen, die in den Vorlagen eigenes Leben und direkte Beziehungen zur »Handlung hatten, die aber in dem neuen Zusammenhange seiner Dich»tung anschluß- und wesenlos geworden waren, in leibhaftige Götter zu »verwandeln«) starke Bedenken, will aber mit einem Urteil darüber zurückhalten, bis Mülder andere, vielleicht glaublichere Beispiele vorgelegt hat. Vgl. oben S. 350.

jedwedem zu kämpfen bereit erklärt, er nennt ihn seinen Beherberger (ξεινοδόκος, ϑ 207. 210): also war in der alten Vorlage wirklich Laodamas und nicht Alkinoos König der Phäaken und Schutzherr der Fremden (S. 19. 23). Und eine Spur der Umarbeitung haben wir noch η 170 f., wo der König seinen Sohn auffordert dem unbekannten Gast seinen Sitz einzuräumen: der eigentliche Zweck dieser Verse war, den König der Vorlage, Laodamas, dem neu gedichteten, Alkinoos, unterzuordnen, aber so daß er doch geeignet blieb bei den Kampfspielen den Herrscher zu vertreten (S. 25). Diese Spiele hatten auch nach Mülders Ansicht eine ernstere Bedeutung als in der uns bekannten Gestalt; schweren Herzens — κουφότερον ϑ 201 deutet noch darauf hin — trat der Held in den Wettkampf ein »angesichts seines Alters, seiner jahrelangen Entwöhnung und seiner körperlichen Abspannung«, und in diesem allen lag auch der Grund, daß er zunächst versucht hatte sich zu entschuldigen (S. 22). Denn alt war er (S. 16 f.) — das Mädchen am Brunnen redet er »mein Kind« an, und wird dafür »Vater« genannt, ja ebenso später von Laodamas (η 22. 28. ϑ 145) — und »reduziert« sah er aus; sonst hätte Euryalos nicht gewagt ihn zu reizen, hätte nicht höhnend gesagt, er gleiche eher einem Geschäftsmann als einem in ritterlichen Kämpfen Erfahrenen (S. 18; ϑ 159 ff.). In der jetzigen Dichtung ist er jung und stattlich, so sehr, daß Alkinoos »nichts Eiligeres zu tun hat« als ihm seine Tochter zur Frau anzubieten (S. 17): alles das Werk des Bearbeiters, der eben die Absicht hatte das erotische Element hereinzubringen, das in ζ mitspielt (S. 32).

Mülders Phäakenhypothese mochte hier etwas genauer skizziert werden, weil sie ein lehrreiches Beispiel gerade derjenigen Art von Analyse ist, der ich entgegenzuarbeiten suche; alles, was die vorhergehenden Kapitel über homerischen Stil und homerische Komposition gebracht haben, dient diesem Zwecke. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall darf ich dem Leser überlassen[24]). Nur eins sei hervorgehoben. Nachdem Nausikaa in der neuen Redaktion eine so große Bedeutung erhalten hatte, konnte sie nicht kurzerhand von der Bühne verschwinden: daher die Abschiedszene in ϑ

24) Eine ins einzelne gehende Kritik gab Franz Stürmer, »Die Phäakendichtung in der Odyssee«, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907 S. 481—505.

(457 ff.). So Mülder (S. 26 f. 32). Also auch dieses köstliche Stück Poesie hält er für ein Werk des Bearbeiters! Er selbst nennt ihn an einer Stelle den »Dichterbearbeiter«; und ein paarmal ist ihm unwillkürlich der Ausdruck »Dichter« aus der Feder geflossen. Ich denke, der Mann verdient diesen Namen. Wenn manches in seiner Darstellung uns heute seltsam berührt, so wollen wir nicht vergessen, wie groß doch, bei aller tiefliegenden Gleichheit menschlicher Natur, der Abstand der Zeiten und der Sitten ist. Und wenn einzelne Züge den Eindruck machen, als wären sie nicht von ihm zuerst gebildet, sondern hätten früher schon in anderem Zusammenhange mehr als einen Kreis von Zuhörern erfreut, so ist er es doch gewesen, der sie mit Frischerfundenem verschmolz und ein Ganzes schuf. Von Wettspielen, bei denen ein unscheinbar auftretender Unbekannter zur Teilnahme gereizt wird und sich als der Stärkste offenbart, könnte öfter schon in Liedern erzählt worden sein, in denen weder der unbekannte Fremde Odysseus noch sein Gastfreund Alkinoos hieß. Wie beliebt in orientalischen und griechischen Sagen das Motiv war, daß ein Fremder vor dem Stadttore wassertragenden Mädchen begegnet, hebt Mülder selbst hervor (S. 34), der ja überhaupt, wie zu Anfang erwähnt, im Prinzip von diesen Verhältnissen die richtigste Vorstellung hat. »Der Dichter »arbeitet mit Splittern bereits geformten Materials«, so schreibt er anderwärts. »Je weiter eine Szene sich vom Konventionell-Tat»sächlichen entfernt, je mehr Eigenes der Dichter geben möchte, »desto schwieriger fügen sich diese Splitter zusammen« (BphW. 1908 Sp. 869). Darin liegt viel Wahres. Eine Probe solcher Poesie bot Ω. Auch in X glaubten wir zu empfinden, wie ein Dichter, der sich nicht damit begnügte, die Kunst, die man ihm übertrug, weiter zu üben, sondern darüber hinaus strebte, noch nicht gleich in jedem Stücke die Vollendung erreicht hat, sondern in kleinen Mängeln oder Übertreibungen selber verrät, daß es eine neue Aufgabe war, an der er sich versuchte (S. 446 f.).

Gerade das Buch X gibt noch einmal Anlaß, uns gegen Mülders Kritik auf sein eigenes Urteil zu berufen. Er meint — in einer Studie, die noch genauer zu würdigen sein wird[25]) — sich nicht genug wundern zu können über einen Dichter, der die von

25) Homer und die altionische Elegie. Progr. Hildesheim 1906. S. 51.

einem Geiste der Kargheit und Ärmlichkeit durchwehte Schilderung des hungernden Waisenknaben (X 487 ff) »mit einigen Umbildungen auf den Enkel eines reichen und mächtigen Königs zu übertragen« gewagt habe. Die Farben, in denen Andromache das künftige Los ihres Kleinen ausmalt, passen in der Tat nicht zu den Umständen, unter denen, solange Troja noch stand, der Enkel des Priamos heranwachsen sollte: das hat man in alter wie neuer Zeit längst erkannt. Aristarch hielt die Verse 487—499 für interpoliert, Lehrs auch die bis 505; ihm sind Düntzer und Christ gefolgt, auch Erhardt glaubt, daß »hier eine umfängliche Erweiterung Platz gegriffen« habe. Dem habe ich schon in der ersten Auflage dieses Buches widersprochen. Wenn wir Lehrs (Arist.² 436) recht geben, daß »die Schilderung eines verlassenen und verstoßenen Waisenknaben »als allgemein vortrefflich, die Andichtung hier für den Astyanax« mangelhaft — nur nicht gleich »ohne alle Überlegung«! — ist, so braucht darum doch keine Interpolation vorzuliegen. Konnte denn nicht der Dichter dieses Liedes selber die Klage einer Frau um den gefallenen Gatten, die schon oft gesungen war, aus überkommenem Bestande aufnehmen? Eben dies ist Mülders Ansicht, nur der Tadel, den er damit verbindet, unberechtigt. Wenn der Sänger seinen Zuhörern das Herz rühren wollte, so mußte er sich ihren Vorstellungen, ihrem Erfahrungskreise anpassen; und das waren nicht mehr die einer bevorzugten Gesellschaftsklasse.

Von der Art des epischen Gesanges, der sich in der Ilias vernehmen lasse, schreibt Mülder (S. 44): »Alle Anzeichen weisen »auf einen Volkssänger hin, der zu den Helden seines Dichtens in »keinem innerlichen Pietätsverhältnisse steht, dem ihr Ruhm nicht »sein Ruhm ist, der unter Benutzung älterer — adliger — Helden»poesie ein Bild aus längst verklungener Heldenzeit für das pro»fanum vulgus zurecht zu machen unternahm«. Das ist im Ausdruck stark übertrieben und ohne Not unfreundlich, auch für manche Partien, wie die πρεσβεία mit ihrer Charakteristik des Peliden, sicher nicht zutreffend, im Grunde aber und in der Hauptsache dieselbe Anschauung, zu der auch wir, vor allem durch die Gleichnisse, geführt worden sind (S. 266 f. 419). Von dieser Gesamtansicht aus läßt sich wieder manches einzelne besser verstehen, so auch das Bild von der Zukunft des Astyanax, das seine Mutter im Geiste schaut. Ja ich möchte, mit mehr Zuversicht als früher, es für sehr möglich halten, daß die Verse doch erst für diesen Zusammen-

hang geschaffen sind. Daß der Verfasser des X aus tiefer Empfindung dem, was in der Seele des Bedrängten vorgeht, Worte zu leihen weiß, haben wir früher gesehen. Und wenn er hier in Ausmalung des Schmerzes von den besonderen Verhältnissen des gegebenen Falles abgeschweift ist, so ist es ihm nicht anders ergangen als Shakespeare, der in einem berühmten Monolog die Qualen schildert, die zum Selbstmord treiben könnten (III 1, 70 ff.):

— — — *the whips and scorns of time,*
The oppressors wrong, the proud mans contumely,
The pangs of despised love, the laws delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes.

Die Pein verschmähter Liebe glaubte Hamlet erfahren zu haben; alles andere, was er anführt, lag dem Königssohne fern. Um so vertrauter mochte es dem Dichter sein, der durch seinen Mund spricht, von dessen heißem Ringen nach gesellschaftlicher Stellung wir wissen, von dem wir Stimmungsäußerungen besitzen wie das 66. Sonett: *Tir'd with all these, for restful death I cry.* Unter den Sängern der Ilias ist keiner für uns äußerlich greifbar. Umsomehr sollten wir dankbar sein, wenn hier und dort einmal in persönliches Innenleben ein Blick sich auftut und uns ahnen läßt, daß es doch auch Menschen von Fleisch und Blut waren, die an dem großen Werke geschaffen haben.

Fünftes Kapitel.

Das Recht der Kritik.

I. Übertriebene Duldsamkeit.

War der Dichter ein Mensch, dem nichts Menschliches fern lag, seine Kunst geschichtlich bedingt durch die Verhältnisse der Zeiten, in denen er lebte, so daß sich in ihr ein primitives Element kindlicher Unbeholfenheit mit einem gewordenen, der konventionellen Gebundenheit, mischte: so müssen sich freilich manche Unebenheiten und Widersprüche, aus denen man scharfe kritische Folgerungen gezogen hatte, auf natürliche Weise erklären. Aber in diesem Gewinn an grundsätzlicher Erkenntnis liegt für die Anwendung eine Gefahr: daß mit zu weit getriebener Duldsamkeit Anstöße hingenommen und mit Berufung auf den etwas unbestimmten Begriff altertümlicher Denk- und Dichtweise ein- für allemal entschuldigt werden. Wenn wir uns bisher bemüht haben, durch sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles, vor allem durch psychologisch eingehende Erklärung die Gefahr zu vermeiden, so bleibt sie doch bestehen und fordert zu ausdrücklicher Stellungnahme heraus.

Dies umsomehr, weil es nicht an Gelehrten fehlt, von denen die allzu verzichtfreudige Konsequenz wirklich gezogen worden ist. Zu ihnen gehört Giuseppe Fraccaroli mit seinem umfassenden, durch Beobachtungen und literarische Vergleiche anregenden Buche über das Irrationale in der Poesie, von dem sich besonders das 9. Kapitel mit Homer beschäftigt[1]. Der Verfasser ist zwar durchdrungen von der Einsicht, daß die homerischen Gedichte eine lange Entwicklung voraussetzen, die sich aus ihren Wirkungen rückwärts noch erschließen läßt; aber er scheut sich diesem Gedanken eine Folge zu geben. Wenn es nicht an jeder Stelle, wo man die Ver-

---

1) Fraccaroli, L'irrazionale nella letteratura. Torino 1903.

arbeitung überkommener Motive durchfühlt, möglich ist, eine bestimmte Vorlage zu rekonstruieren, die der Dichter benutzt haben könne oder gar müsse — zu dieser Selbstbescheidung haben auch wir uns bekannt —, so heißt das doch nicht, daß alle Versuche des Eindringens in das allmähliche Wachstum des Epos aufgegeben werden sollen. Vielmehr kommt es nun darauf an, Merkmale zu suchen, die Bestand haben, und eine Grenze zu ziehen zwischen willkürlichen, den Dichter meisternden Hypothesen und einer den Spuren der Wirklichkeit nachgehenden wissenschaftlichen Analyse. Fraccaroli hat sich um diese Aufgaben nicht bemüht. Er lehnt eigentlich alle kritische Forschung ab[2]) und bedenkt nicht, daß auch mißlungene Versuche der fortschreitenden Erkenntnis dienen, daß in jedem ernsthaften Irrtum etwas von Wahrheit steckt, und daß er nur dann überwunden wird, wenn es gelingt dieses Element auszulösen. In der Horazkritik sieht heute mancher geringschätzig auf Hofman Peerlkamp zurück; und doch würden wir ohne sein selbstgewisses Einschneiden eine so verständnisvolle Würdigung der Absichten des Dichters wie in Kießlings Kommentar schwerlich besitzen. Vollends mit den Theorien eines Lachmann oder Kirchhoff ist derjenige nicht fertig, der gelernt hat, daß die Wissenschaft über sie fortgeschritten ist; wie sie fortgeschritten ist, soll er fragen, und wird finden, daß ihre Beobachtungen, ihre Erklärungsversuche den Antrieb dazu gegeben haben[3]).

Wenn der italienische Gelehrte den Grundsatz befolgt, den er — ich weiß nicht, ob mit Recht — für salomonisch hält: *Noli esse iustus nimis*, so denkt Carl Rothe freilich anders. Ausdrücklich rühmt er sich, Kirchhoff und Haupt, den Freund und

---

2) Croisets Statistik der abstrakten Substantiva in Ilias und Odyssee (oben S. 393) läßt er zwar als wertvoll gelten, stellt ihr dann aber den ähnlichen Unterschied zwischen einem Gesange des Inferno und einem des Paradiso gegenüber, um zu dem Urteil zu gelangen: die größere oder geringere Zahl solcher Wörter in zwei bestimmten Abschnitten der Odyssee berechtige nicht zu dem Schlusse, daß beide Abschnitte von verschiedenen Verfassern oder zu verschiedenen Zeiten gedichtet seien (p. 322. 325). Von der Ilias sagt er nichts mehr. Soll auch für ihren Abstand von der Odyssee durch Croisets Beobachtung nichts bewiesen sein?

3) Fraccaroli verkennt dies ganz und gar, am stärksten in einem Aufsatz »L' irrazionale e la critica omerica«, mit dem er sein Buch gegen Einwendungen von Gaetano de Sanctis verteidigt, Rivista di Filologia 33 (1905) p. 273—291.

Nachfolger Lachmanns, zu Lehrern gehabt zu haben[4]). Und doch ist auch er, durch an sich begründete Bedenken gegen die Gültigkeit der von der Kritik gewonnenen Resultate, mehr und mehr auf den Weg des Ablehnens aller Kritik geführt worden.

Mit einer seiner ersten Arbeiten in dieser Richtung[5]) regte er den Zweifel an, ob wir berechtigt seien aus der Wiederkehr gleicher Versteile, Verse und Versgruppen darauf zu schließen, daß diese Stücke an der einen Stelle auf Nachahmung der anderen Stelle beruhen, eine Methode, die vielfach mit großer Zuversicht geübt worden war. Nicht selten zeigt sich ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung das erste Mal passend und das zweite Mal unpassend, in einer anderen Beziehung aber umgekehrt. So ist in der Frage πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην, die K 243 und α 65 steht, in K das ἔπειτα passend, ἐγώ auffallend, in α dagegen ἔπειτα wunderlich, ἐγώ ganz natürlich. Welche Stelle ist nun die ursprüngliche? — Rothe nimmt einen anerkanntermaßen jungen Gesang, den letzten der Odyssee, und prüft, ob die Parallelstellen, die sich in ihm zu anderen (älteren) Büchern finden, wirklich alle in jenen fester sitzen und den Eindruck der Ursprünglichkeit machen. Es stellt sich heraus, daß das nicht der Fall ist. Zwar in bezug auf die List, mit welcher Penelope drei Jahre lang die Freier zu täuschen wußte (ω 128—146 = β 93—110), muß ich Pfudel beistimmen, der gegen Rothe geltend macht, daß diese Partie eher in ω als in β auf Nachahmung zu beruhen scheine[6]). Aber für mehrere andere Stücke (z. B. ω 422—438 = β 15—35; ω 315—317 = Σ 22—24) ist es unzweifelhaft richtig, daß, wenn sie an einer von beiden Stellen durch Nachahmung der anderen entstanden sein sollen, in ω das Original vorliegen müßte. Auch erinnert Rothe daran, daß bereits Kirchhoff (Od.² 197) zugegeben hat, die Verse ω 479 f. = ε 23 f.:

---

4) Jahresberichte des philol. Vereins zu Berlin 33 (1907) S. 295. In diesen Jahresberichten, die als Anhang zu der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erscheinen, gibt Rothe seit Jahren sorgfältige, pünktlich erscheinende Übersichten der fortschreitenden Forschung. Daß und warum ich seinen Standpunkt für die Beurteilung nicht ganz teilen kann, ist oben gesagt.

5) Wdhl., s. oben S. 396. Dazu dann Wdspr., oben S. 370.

6) Pfudel auf S. 8 der früher (S. 387) angeführten Abhandlung.

οὐ γὰρ δὴ τοῦτον μὲν ἐβούλευσας νόον αὐτή,
ὡς ἦ τοι κείνους Ὀδυσεὺς ἀποτίσεται ἐλθών;

seien in ω mit größerem Geschicke verwendet als in ε, und daß Wilamowitz (HU. 71) geradezu den Vers ω 308 für das Vorbild von α 185 erklärt hat. Rothe war der erste, der aus dem geschilderten Tatbestande den richtigen Schluß zog: wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der andern nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem ererbten Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zu nutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser glückte.

Ganz unbeachtet war diese Möglichkeit auch früher nicht geblieben. Rothe selbst erinnert daran, daß Lehrs (Arist.[2] 466) in der Reise der Götter zu den Äthiopen, die in A weniger geschickt als in α und ganz bedeutungslos in Ψ 206 angebracht ist, ein konventionelles Kunstmittel erkannt hat. Im ganzen handelte es sich hier doch um eine neu gewonnene Erkenntnis, die ausgebaut und nutzbar gemacht werden sollte; daß sie alsbald auch übertrieben wurde, war menschlich. Schon Pfudel (S. 7 seines Programmes) sah sich veranlaßt zu warnen: aus dem bisherigen Gange der Untersuchung folge noch nicht, daß die Vergleichung wiederkehrender Verse und Versgruppen aus dem Beweismaterial für eine Analyse des Epos ganz zu streichen sei, sondern nur, daß man dieses Mittel mit größerer Vorsicht gebrauchen müsse. Wenn die unhöfliche Frage, ob die Fremden Seeräuber seien, in der Rede des Kyklopen (ι 254) glaubhafter klingt als in der Nestors (γ 73), so liegt doch sehr nahe zu folgern, das γ aus ι borge; oder sollen wir mit Thukydides (I 5, 2) anerkennen, es sei Sitte gewesen τὰς πύστεις τῶν καταπλεόντων πανταχοῦ ὁμοίως ἐρωτᾶν, εἰ λῃσταί εἰσιν? Vollends wo sich bei genauer Prüfung für irgend einen Abschnitt herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während umgekehrt in einem anderen Abschnitt die überwiegende Menge der Parallelstellen die er bietet den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so sind wir nach wie vor berechtigt und verpflichtet den

einen für relativ alt, den anderen für relativ jung zu halten. Rothe meinte (Wdhl. 158) sogar die offenkundig zusammengestoppelte Einleitung von ε als einen Teil der ursprünglichen Dichtung retten zu können. (Vgl. unten S. 491.)

Seitdem hat er sich in dem Mißtrauen gegen die analytische Kritik immer mehr befestigt. Er zitiert (Wdspr. 6) mit lebhafter Zustimmung Oskar Jäger, der mit seinen Homerischen Aphorismen[7]) »durchaus« auf dem Standpunkt stehe, den auch er, Rothe, für den richtigen halte. Nun kann man gern sich des liebenswürdigen Humors freuen, mit welchem Jäger manche Ausartungen der Gelehrsamkeit verspottete und für einen unbefangenen Genuß der Dichtung, wie sie einmal ist, eintrat; aber daß man deshalb all die Arbeit, die Wolf, Lachmann, Grote, Kirchhoff, Wilamowitz und viele andere seit Generationen getan haben, für verfehlt halten und die Hoffnung, etwas von der Geschichte des griechischen Epos zu erkennen, aufgeben solle, war wohl selbst Jägers Meinung nicht. Auch Rothe würde sich scheuen solch Urteil auszusprechen; aber viel anders ist es doch nicht, wenn er z. B. Hedwig Jordan vorhält, daß sie, »der gewöhnlichen Auffassung folgend, stets von den Dichtern der Ilias (im Plural) spreche«. Und dabei handelt es sich nicht bloß um einen Unterschied der Redeweise. Hedwig Jordan hat Wege gezeigt, um von den Schilderungen des Epos aus zu einer Anschauung von persönlichem dichterischen Wollen und Können durchzudringen; die Fortschritte der epischen Technik, eine Steigerung auch der Aufgaben, welche die Dichter angreifen und bewältigen konnten, sichtbar zu machen, war ihr Hauptaugenmerk[8]). Rothe dagegen meint, ihre Untersuchung habe »nicht »wenig dazu beigetragen, den Glauben an den e i n e n Dichter der »Ilias zu stärken und seine Kunst von der Darstellungsweise von »Nachdichtern und Interpolatoren zu unterscheiden«. So verschieben sich ihm die Dinge, weil er seinen Standpunkt ganz auf

7) Jäger in der Schrift Pro domo (1894) S. 177—233. In ähnlichem Sinne später sein Buch »Homer und Horaz im Gymnasialunterricht« (1905), in dessen Besprechung (Monatschr. für höhere Schulen 4 [1905] S. 417 ff.) ich versucht habe zu zeigen, daß und wie Probleme der homerischen Forschung für die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken fruchtbar gemacht werden können.

8) Über die Arbeit von Hedwig Jordan s. oben S. 400 ff. Vgl. Rothe, Jb. d. philol. Vereins 32 (1906) S. 252 f.

der einen Seite, fast schon außerhalb der weitergehenden Forschung genommen hat. Daß unter solchen Umständen die Arbeiten von Dietrich Mülder bei ihm keine Würdigung finden, versteht sich von selbst. Er geht scharf mit ihnen ins Gericht; das können sie vertragen, und das dient der Sache. Aber er behandelt den Verfasser wie einen Mann, der eigentlich keinen Anspruch habe gehört zu werden[9]; und das ist ungerecht. So gärend und überschäumend auch Mülders Gedanken hervortreten, es steckt doch Kraft darin. Keine seiner Ansichten kann man widerlegen, ohne sich durch die Beziehungen, die er gefunden, durch die Schlüsse, die er gewagt hat, nachhaltig gefördert zu sehen. Ἀεί τοι λόγους τινὰς ἀνερευνᾷ. Rothes Haltung gegen Mülder ist rein negativ; er sieht bei ihm nur Karikatur, ja Entartung, und wendet sich um so entschiedener von der ganzen Richtung ab. Und doch werden die Übertreibungen einer zersetzenden Kritik nicht dadurch überwunden, daß man zur entgegengesetzten Übertreibung, dem grundsätzlichen Verzicht auf Kritik, zurückkehrt.

II. Zusammentreffen mehrerer Gründe.

»Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten«: so lautet das vorletzte der Zehngebote, die Lehrs und Ritschl gemeinsam für klassische Philologen aufgestellt hatten. Gewiß ein wahres und steter Beherzigung wertes Wort. Mit ihm verträgt sich aber recht wohl der Grundsatz, daß es gut ist, einen Punkt von mehreren Seiten zugleich unter Feuer zu nehmen. Es gibt Probleme — und zu ihnen gehören die meisten der sogenannten höheren Kritik —, für deren Lösung absolut entscheidende Gründe der Natur der Sache nach nicht zu finden sind; und es gibt Gelehrte, die sich deshalb von der Beschäftigung mit solchen Problemen fernhalten. Wer ihnen doch beizukommen versuchen will, muß sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen und, um diese zu erlangen, mannigfache Beziehungen gegeneinander abwägen. Je enger diese unter sich verwandt sind, desto größer ist die Gefahr des Irrtums; je mehr sie von getrennten Gesichtspunkten ausgehen, desto eher ist zu hoffen, daß sie sich wechselseitig sei

---

9) Jb. d. philol. Vereins 33 (1907) S. 305, im Anschluß an eine Besprechung von Mülders Programm »Homer und die altionische Elegie« Vgl. unten Abschnitt 5.

es berichtigen oder unterstützen. Dem Grundsatz, den wir für die Behandlung des homerischen Textes abgeleitet und befolgt haben (S. 95), entspricht ein ähnlicher für die Analyse im großen. Schon von der Länge der Zeit, durch die hin das Epos erwachsen ist, weiter von der Art dieses Anwachsens eine richtige Vorstellung zu gewinnen ist mit den alleinigen Mitteln einer Kritik, die den Kompositionsfugen nachgeht, nicht möglich. Ergänzend muß hinzutreten eine Prüfung des historischen und geographischen Hintergrundes, der von den Dichtern vorausgesetzten Kulturverhältnisse, der religiösen Anschauungen; den festesten Anhalt aber für die Untersuchung bildet, ebenfalls geschichtlich betrachtet, der sprachliche und stilistische Charakter des Epos mit seinen auffallenden Unterschieden und Abstufungen. Wo nicht wenigstens von einer dieser Seiten her der Beweisführung eine Hilfe kommt, da wird die Kompositionskritik in der Regel auf ein entscheidendes Urteil verzichten müssen; wo aber mehrere Schlußfolgerungen zusammentreffen, da ist dann das Ergebnis um so gesicherter.

Die drei Würfe nach Odysseus forderten zu kritischer Vergleichung heraus; bald einer bald ein anderer unter ihnen wurde für das Werk eines ungeschickten Nachahmers erklärt. Die Abstufung der Anlässe wie dessen, was geschieht, besonders die Vergröberung in ρ wo Antinoos wirft gegen die Eurymachos-Szene in σ, hat Wilamowitz dargelegt (HU. I 2). Aber die psychologische Motivierung ist auch in ρ nicht schlecht, und in υ, wo Wilamowitz nur »geringhaltige Flickpoesie« sieht (S. 43), könnte doch etwas mehr stecken. Während die Freier sonst durchaus als Adlige geschildert werden — ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἔπι κρατέουσιν ἄριστοι α 245, τῶν ἀνδρῶν φίλοι υἷες, οἳ ἐνθάδε γ' εἰσὶν ἄριστοι β 51 —, heißt es über Ktesippos von Same, daß er »im Vertrauen auf den Reichtum seines Vaters« um die Königin freite (υ 289). Indem der Erzähler diesen Grund erwähnt, läßt er erkennen, daß die Geburt diesem Burschen kein Recht gegeben hätte sich unter die Junker zu mischen. Es ist ein reicher Bauernsohn; durch den Namen Κτήσιππος wird das angedeutet (vgl. S. 408), und sein ganzes Auftreten ist das eines Protzen. Er hat gesehen, wie erst Antinoos, dann Eurymachos nach dem fremden Bettler warf, und macht es ihnen nun mit plumper Übertreibung nach. Jene beiden waren durch die selbstbewußten Worte des verkappten Königs immerhin gereizt (ρ 462, σ 394); Ktesippos greift ohne jede Veranlassung an (υ 299):

er meint nur, das gehöre hier so zum guten Tone, und will hinter der vornehmen Art nicht zurückbleiben. Die Vergröberung war hier also vom Dichter beabsichtigt, als etwas für diesen antiken Meier Helmbrecht Charakteristisches. Wer darauf einmal geachtet hat, wird in dem Bestande unsrer Odyssee auch diese Szene nicht vermissen wollen. Und nun darf man doch fragen: wäre es undenkbar, daß ein und derselbe Dichter, bei wiederholtem Vortrag vor einem Publikum das an so derben Späßen Gefallen fand, selber das Thema variiert hätte? Ob wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, stehe dahin; wie man die Möglichkeit bestreiten will, vermag ich nicht zu sehen.

Ganz anders steht es um die beiden Götterversammlungen in α und ε. Zielinski hat versucht, beide aus einheitlichem Plane zu verstehen (oben S. 398); und das wäre an sich nicht unmöglich, wenn sie nur hinsichtlich des Stiles und der Sprache einigermaßen sich gleich stünden. Aber das ist keineswegs der Fall. Auch die ersten hundert Verse von α sind nicht ursprünglichste Poesie; daraus erklären sich die Anstöße, die Immanuel Bekker in ihnen gefunden hat (Hom. Bl. I 99 ff). Und doch wie weit ist der Abstand von hier bis zu dem »mechanisch aus schon dagewesenen Versen zusammengesetzten Cento«, als welchen Kirchhoff den Abschnitt ε 1—27 erkannt hat (Od.² 197; vgl. oben S. 488)! Hier hat also wirklich eine zweite Hand eingegriffen, um eine Lücke zu füllen; und daraus folgt weiter, daß der Text des Gedichtes Wandlungen durchgemacht haben muß, die zur Unterbrechung des Zusammenhanges führten. Das Gleiche haben wir früher (S. 350 f.) im Eingang von ο gefunden, wo mit der chronologischen Unklarheit, die auch wohl einem einzelnen beim eignen Werke hätte mit unterlaufen können, sprachliche Unselbständigkeit und eine den oberflächlichen Fortsetzer verratende Anwendung des Götterapparates zusammentreffen, beide von Kirchhoff unbestreitbar dargetan (Od.² 504 f.). Wenn Blaß mit ein paar größeren Athetesen den Zusammenhang im ganzen retten zu können meinte (Interpol. der. Od. 156 ff.), so entsprach das seiner Grundanschauung, die durchweg sich der Tatsache verschloß, daß seit Aristophanes und Aristarch die philologische Kritik neue Gesichtspunkte gewonnen, neue Fragen zu stellen gelernt hat.

In Λ hat Zielinski, mit etwas verändertem Sinne, die Vermutung von Friedländer wieder aufgenommen, daß die Reise der

Götter zu den Äthiopen erfunden worden sei, um für den Bericht über die Rückführung der Chryseis Raum zu schaffen. Dies war eine Weiterbildung der Ansicht Lachmanns, der von den beiden Fortsetzungen seines ersten Liedes (430—492 Erzählung, wie Odysseus die Chryseis zurückbringt; 348—429 und 493—611, Thetis bei Achill und auf dem Olymp) die von der Chryseis handelnde für die ältere gehalten hatte[10]). Friedländer glaubte zu erkennen, daß beide Fortsetzungen ein untrennbares Stück seien, das in diesem Zusammenhange von einem Dichter herrühre. Ein Zeugnis für dessen wohlüberlegtes Arbeiten sah er eben in dem als Hilfsmittel hier erfundenen Motiv der Götterreise. Und aufs glücklichste, so scheint es, eröffnet uns Zielinski einen Blick in die Werkstätte des Dichters: dieser sei zu solcher Erfindung genötigt gewesen, um es erträglich zu machen, daß er Ereignisse, die eigentlich gleichzeitig waren, doch nacheinander erzählte. Das wäre nun alles sehr schön, wenn nicht die Chryseis-Episode durch ihren poetischen Charakter aus dem Rahmen, in den sie gefügt ist, herausfiele. Fast alle Verse dieser Partie kommen ganz oder stückweise auch anderwärts vor, und zwar vielfach dort passender als hier; so z. B. das ὣς εἰπὼν ἐν χερσὶ τίθει (446), das, von der Rückgabe eines erwachsenen Mädchens gesagt, allzu sehr καταχρηστικῶς gesprochen ist. Die Beschreibung der Abfahrt (479 ff.) ist nur aus Odyssee-Versen zusammengeschweißt, unter besonders starker Benutzung des Ausgangs von β. Diesen Tatbestand haben Koechly und abschließend Gustav Hinrichs erwiesen[11]). Danach ist die Chryseis-Episode von dem ganzen A der jüngste Teil, übrigens auch dieser nicht als »Interpolation« auszuscheiden, sondern immer noch ein Stück Dichtung, bloß das zuletzt hinzugewachsene Stück. Für späte Entstehung spricht ja auch das mißgebildete ἀπηύρων 430 (s. oben S. 155). So behält Lachmann schließlich wieder recht mit dem Anstoß, den er an der Beziehungslosigkeit des ἐκ τοῖο 493 nahm; denn dieser Mangel ist dadurch entstanden, daß der Bericht über die Fahrt nach Chryse, bei der es Nacht und wieder Morgen

10) Lachmann, Betrachtungen[3] 4 ff.; Friedländer, Die homerische Kritik von Wolf bis Grote (1853) S. 74 f.; Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse, S. 438 (vgl. oben S. 398).

11) Koechly, De Iliadis carminibus dissertatio tertia. Ind. lect. Zürich 1857. — Hinrichs, Die homerische Chryseisepisode. Herm. 17 (1882) S. 59—123.

wird (475 ff.), eingeschoben wurde. Doch nicht minder behält Friedländer recht: »daß die Heimführung der Chryseis nie eine »andere Stelle gehabt hat als zwischen dem Gespräch der Thetis »mit Achill und ihrem Gang auf den Olymp«. Für diesen Platz ist sie nachträglich gedichtet. Und dabei kann ein enger Bezug auf die zwölftägige Reise der Götter, den Friedländer annahm, in der Tat mitgewirkt haben, nur in umgekehrter Richtung. Dieser Umstand, sei es daß er aus alten Göttergeschichten mit übernommen war, die ihn erzeugt und sinnvoll verwertet hatten (oben S. 487), sei es daß er hier dem Zwecke dienen sollte, dem Hörer die Vorstellung zu geben, daß der Zorn bei Achill nicht schnell verraucht sondern anhält[12]), er hatte immer etwas Auffallendes und mochte in einem Nachkömmling den Gedanken wecken, einen Vorgang zu erfinden der den leeren Zeitraum ausfüllte. Mag man diese Erklärung billigen oder nicht, jedenfalls bietet das A mit seinen Problemen ein besonders deutliches Beispiel des Grundverhältnisses, an das wir schon wiederholt erinnert wurden: daß Gedanken von selbständiger Kraft und lebendigem Scharfsinn, auch wenn die Theorien, innerhalb deren sie zuerst auftraten, sich als unhaltbar erweisen, doch nicht verloren gehen, sondern in veränderter Umgebung und neuer Verwertung weiter wirken.

Was uns in diesem Kapitel in erster Linie beschäftigen sollte, war jedoch etwas anderes: die Unzulänglichkeit einer bloß von den Kompositionsfugen ausgehenden Kritik. Daß diese der Ergänzung durch andere Gedankenreihen auch da bedarf, wo das Ergebnis klar und sicher erscheint, soll noch an einem Falle gezeigt werden, in dem ich Gelegenheit habe eine von mir selbst früher vorgelegte Beweisführung zu berichtigen.

Daß der Kampf zwischen Paris und Menelaos in Γ und der zwischen Hektor und Aias in H nicht unabhängig voneinander gedichtet seien, möchte man im voraus vermuten. Welcher der ältere sei, ließ Niese zweifelhaft, Leaf in seiner Ausgabe (1886) entschied sich für den in H, ist aber in der neuen Auflage (1900) davon zurückgekommen. Auch Erhardt (Entstehung der homerischen Gedichte, S. 94) zog es vor, auf eine organische Beziehung zwischen beiden Gesängen zu verzichten. Ähnlichkeiten in der Darstellung

12) So Heimreich, Das erste Buch der Ilias und die Liedertheorie (Progr. Ploen 1883) S. 7.

kann man in der Tat nach beiden Richtungen verwerten; es kommt darauf an zu vergleichen, wie jede der beiden Szenen nach vorwärts und nach rückwärts in den Gang der Ereignisse eingefügt ist.

In Γ wird erzählt, wie die Heere gegeneinander anrücken, Menelaos und Paris sich sehen, dieser flieht. Von seinem Bruder gescholten, schlägt er den Zweikampf vor. Hektor spricht zu Troern und Achäern, Menelaos nimmt den Kampf an. Er verläuft in der bekannten Weise, der Ausgang ist unentschieden. Agamemnons Verlangen, daß jetzt Helena samt den Schätzen herausgegeben und obendrein Sühne geleistet werde, findet bei den Griechen lauten Beifall, von den Troern keine Antwort. Inzwischen steigt Pallas, von Zeus gereizt, zur Erde herab und verführt den Pandaros, daß er auf Menelaos schießt. Jener wird verwundet, der Vertrag ist gebrochen. Im Bewußtsein, daß die Götter den Eidbruch strafen werden, eröffnen die Griechen den Kampf aufs neue. Die Ὁρκίων σύγχυσις ist ohne die Ereignisse in Γ nicht verständlich; von Γ 1 bis tief in Δ hinein ist, wie wir gesehen haben (S. 455), ein tadelloser Verlauf, in dem immer ein Schritt den folgenden bedingt.

Nun in H, zunächst der Eingang! Hektor und Paris kehren auf das Schlachtfeld zurück und greifen sofort erfolgreich in den Kampf ein. Wie Athene sieht, daß sie den Argeern Schaden tun (18), steigt sie vom Olymp herab, aber nicht etwa um den Griechen zu helfen. Vielmehr haben sie und Apollon, der ihr begegnet, nur die Absicht eine Unterbrechung im Kampfe herbeizuführen (29. 34). Athene fragt, wie das geschehen könne, und Apollon schlägt vor, sie wollten Hektor veranlassen einen der Achäer zum Zweikampf herauszufordern. Dies Gespräch hört der Seher Helenos und teilt den Willen der Himmlischen seinem Bruder mit, der natürlich gehorcht. Seltsam ist hier zunächst der Wunsch eine Pause im Kampf eintreten zu lassen; keine der beiden Parteien ist so erschöpft, daß sie der Erholung notwendig bedürfte. Und wenn Apollon sagt, sie wollten dadurch einen Stillstand herbeiführen daß sie Hektor zum Zweikampf antrieben, so ist damit das wirkliche Verhältnis umgekehrt: der Zweikampf war der Zweck, um dessen willen der allgemeine Kampf unterbrochen werden mußte, und dieses Zusammenhanges ist sich der Dichter bewußt gewesen. Weiter entbehrt die Art, wie Hektor von dem Entschluß der Götter unterrichtet wird, jeder Anschaulichkeit. Helenos vernimmt auf wunderbare Weise den göttlichen Willen und sagt ihn dem Bruder.

Dabei fügt er die ermutigenden Worte hinzu (52): οὐ γάρ πώ τοι μοῖρα θανεῖν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Sollte wirklich Helenos diese Versicherung für nötig halten, so würde das dem Hektor wenig Ehre machen; sie stimmt aber auch nicht zu dem Inhalte des Göttergespräches, das Helenos belauscht hat.

Hektor »freut sich sehr« über den Vorschlag (54), was hier viel weniger verständlich ist als Γ 76, wo ihn die Regung des Ehrgefühls in Paris und der Gedanke, daß der unselige Krieg schnell beendet werden könne, freudig stimmte. Dann heißt es (55 ff.):

> καί ῥ' ἐς μέσσον ἰὼν Τρώων ἀνέεργε φάλαγγας
> μέσσου δουρὸς ἑλών, οἳ δ' ἱδρύνθησαν ἅπαντες·
> κὰδ δ' Ἀγαμέμνων εἷσεν ἐυκνήμιδας Ἀχαιούς.

Hier begreift man nicht recht, daß alle sogleich Bescheid wissen, nicht nur die Troer, sondern auch Agamemnon und die Griechen; in Γ war das anders, da flogen dem Hektor, als er reden wollte, Steine und Pfeile um den Kopf, und Agamemnon hatte alle Mühe ihm Gehör zu verschaffen. Vielleicht erinnerte man sich jetzt jener ersten Szene; aber dann hatten die Achäer erst recht keine Veranlassung sogleich auf Hektors Wünsche einzugehen. — Nun begründet er seinen neuen Vorschlag (69 ff.):

> ὅρκια μὲν Κρονίδης ὑψίζυγος οὐκ ἐτέλεσσεν,
> ἀλλὰ κακὰ φρονέων τεκμαίρεται ἀμφοτέροισιν,
> εἰς ὅ κεν ἢ ὑμεῖς Τροίην εὔπυργον ἕλητε,
> ἢ αὐτοὶ παρὰ νηυσὶ δαμήετε ποντοπόροισιν.

Die Verse werden von vielen für interpoliert gehalten, und von Hektors Standpunkt aus sind sie wirklich recht unpassend. Aber was hilft ihr Fortfall? Dann fehlt jede Einleitung und Anknüpfung seiner Rede. Ganz anders erscheint die Sache, wenn wir uns auf den Standpunkt des Dichters stellen. Angenommen einmal, für diesen habe der Anlaß zu der folgenden Neudichtung wirklich in Γ gelegen, so erklären sich unsere Verse sehr gut: sie verraten in naiver Weise den Plan, ein Gegenstück zu dem Kampfe des Paris und Menelaos zu schaffen. Jetzt wird nachträglich auch V. 52 verständlich: der Dichter hielt sich selbst im Bewußtsein, daß Hektor nicht fallen dürfe, und ließ diesen Hintergedanken durch Helenos ausplaudern, ähnlich wie vorher die beiden Götter

seinen Wunsch verraten haben, daß im Kampf eine Pause gemacht werde, in welcher der neue Zweikampf Platz finden könnte.

Sollte diese Vermutung richtig sein, so dürfen wir erwarten, daß auch nachher, wo Hektor durch Aias doch in Lebensgefahr kommt, der Dichter seine Autorenfürsorge für ihn betätigen werde. Um dies zu prüfen, betrachten wir den Ausgang, den der Streit nimmt.

Als beide die Speere verbraucht haben, Hektor gestürzt, aber durch Apollon wieder aufgerichtet ist, wollen sie zum Nahkampf die Schwerter erheben. Da treten die Herolde dazwischen, sowohl Talthybios wie Idäos, doch führt der troische das Wort (279 ff.):

μηκέτι, παῖδε φίλω, πολεμίζετε μηδὲ μάχεσθον·
ἀμφοτέρω γὰρ σφῶι φιλεῖ νεφεληγερέτα Ζεύς,
ἄμφω δ' αἰχμητά· τό γε δὴ καὶ ἴδμεν ἅπαντες.
νὺξ δ' ἤδη τελέθει· ἀγαθὸν καὶ νυκτὶ πιθέσθαι.

Der ernste Charakter des Streites war schon zu Anfang nur halb beachtet worden, wo zwar an den Tod eines der beiden Helden gedacht wurde, aber nicht wie in Γ an einen Siegespreis; hier tritt die Vorstellung, daß erbitterte Feinde miteinander ringen, ganz zurück. Die Herolde unterbrechen den Streit, als ob es ein Turnier wäre. Aias ist nicht abgeneigt ihnen nachzugeben, überläßt aber, wie billig, die Entscheidung dem Herausforderer, und dieser spricht nun vollends so, als habe es sich bloß um eine ritterliche Waffenprobe gehandelt. Er ist zufrieden konstatiert zu haben, daß Aias ein tüchtiger Kämpe ist, und schlägt zuletzt den Austausch von Geschenken vor, damit man auf achäischer wie troischer Seite sagen könne (301 f.):

ἠμὲν ἐμαρνάσθην ἔριδος πέρι θυμοβόροιο,
ἠδ' αὖτ' ἐν φιλότητι διέτμαγεν ἀρθμήσαντε.

Die Geschenke werden gegeben und empfangen, und auf beiden Seiten ist man mit dem Erfolg zufrieden. Der ganze Verlauf ist ebenso auffallend wie der umgekehrte in Ψ, wo der Speerkampf zwischen Aias und Diomedes eine tödliche Wendung zu nehmen droht. Dort erkannten wir (S. 394), wie der Dichter, dem ernsthafte Kämpfe so geläufig waren, mit seiner Phantasie von der vorausgesetzten Situation abglitt, und vergaß daß er ein Spiel schildern wollte. Und das war ein Beispiel unter vielen; zu der-

selben Art gehörte die Annahme der Teichoskopie, daß die griechischen Helden noch im zehnten Jahre den Troern unbekannt sind. In solchen Fällen kann man verfolgen, wie das Versehen des Dichters entsteht, gewissermaßen beobachten wie seine Gedanken abgelenkt werden; an jedem Punkte für sich ist die Motivierung einleuchtend, nur die voneinander getrennten Punkte widersprechen sich. Hier aber ist am Anfang wie am Ende des Zweikampfes der Zusammenhang gestört, und es sieht wirklich so aus, als ob er in seine jetzige Umgebung erst nachträglich hineingedichtet sei.

Nehmen wir dies, wie schon vorher, versuchsweise an, so erklärt sich alles vortrefflich; was wir als Versehen des ursprünglichen Dichters nicht begreifen konnten, verstehen wir nun als die Fehler des erweiternden Nachahmers. Der Kampf in Γ mit seiner klaren Begründung und Wirkung lag vor und regte die Phantasie zu einer ähnlichen Dichtung an. Da es aber einen zwingenden oder nur wahrscheinlichen Anlaß zu einer neuen Herausforderung nicht gab, so wurde das Göttergespräch am Anfang erfunden, das Helenos vernimmt. Der Anlehnung an Γ, die wir im einzelnen, wie sie in vielen Versen hervortritt, nicht verfolgt haben, war sich der Autor selbst bewußt; das erkannten wir aus den scheinbar taktlosen Worten, die er 69 ff. dem Hektor in den Mund legt. Den Kampf mußte er ohne ernste Folgen auslaufen lassen, um den vorgefundenen Zusammenhang der Handlung nicht zu stören; das hatte er sich in den Worten klar gemacht, mit denen in V. 52 Helenos seinen Bruder zu beruhigen scheint, und das hat ihn weiter zu dem seltsamen Abbruch durch die Herolde gezwungen. Eine ganz ähnliche Bewandtnis hat es im Nibelungenliede mit den beiden Szenen, in denen Hagen und Volker der streitlustigen, aber feigen Menge der Heunen gegenüberstehen; auch von ihnen ist die eine, nachahmende mit erkennbarer Willkür, ohne Motivierung am Anfang und ohne Wirkung am Ende, in einen geschlossenen Gang der Ereignisse eingeschoben, während die andere, die als Vorbild gedient hat, nach vorwärts wie nach rückwärts in der Gesamthandlung befestigt ist. Was ich über diese beiden Aventiuren (30 und 29) anderwärts gesagt habe, mag dem hier für Homer Gebotenen zur Bestätigung dienen[13].

13) Das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI. XVII. XIX. Zeitschrift für deutsches Altertum 34 (1890) S. 126 ff.

Diese Darlegung scheint mir so, wie sie vor 14 Jahren zuerst gegeben wurde, auch heute noch zutreffend. Aber sie betraf nur einen Teil des Problems: die Art und den Anlaß der Entstehung des zweiten Liedes von einem großen Einzelkampf; wer der Dichter gewesen sei, und woher er den Stoff genommen habe, diese Fragen blieben unberührt.

Sehr altertümliche Züge stehen neben unverkennbar jungen. Die »klassischen Worte«, mit denen Hektor 238 f. die Handhabung des großen, männerdeckenden — mykenischen — Schildes zeichnet:

οἶδ ἐπὶ δεξιά, οἶδ' ἐπ' ἀριστερὰ νωμῆσαι βῶν
ἀζαλέην, τό μοί ἐστι ταλαύρινον πολεμίζειν,

sind bereits von Reichel (Hom. Waff.[2] 28) gewürdigt worden. Ihnen entspricht die genaue Beschreibung des Schildes, den Aias trägt (219 ff.); und zu beidem stimmt in der Hauptsache der Verlauf des Kampfes, wie der Speer geworfen und aufgefangen wird, wie er in den Schild eindringt (245 ff.). Nur stört hier Vers 252, der einen Panzer erwähnt, wie vorher 193 f. 207, in denen vom Anlegen der Rüstung in einer Weise gesprochen wird, die sich nur auf den ionischen Brustharnisch deuten läßt. Diese Aporie ist von Robert (Stud. z. Il. 170 ff.) dargelegt, auch im wesentlichen richtig beurteilt: ein jüngerer Dichter hat hier ein altes Kampflied sich zunutze gemacht und in neuen Zusammenhang eingearbeitet. Daß die Begegnungen, in denen Aias und Hektor sich messen, zum ältesten Bestande der Heldensage, die in der Ilias fortlebt, gehören, haben wir ja gesehen (S. 198 f.); etwas Ähnliches meint auch Robert. Nur damit hat er nicht recht, daß er in dem Dichter dieser Partie des H einen Interpolator sieht, in seiner Vorlage einen Teil der »Urilias« zu erkennen glaubt. Das eine nötigt dazu, aus einem an sich tadellosen Verlauf einzelne Stellen auszuscheiden und so einen gegebenen guten Zusammenhang zu zerstören, das das andere führt zu haltlosen Vermutungen über den Platz, den dieser Zweikampf in der Urilias gehabt haben könnte (vgl. Robert S. 173. 291 f.). Vielmehr werden wir den Verfasser unsrer μονομαχία, dessen künstlerische Absichten und technische Erwägungen wir so genau verfolgen konnten, getrost für einen Dichter halten, wenn auch für keinen schöpferischen, und in dem Aufbau der Szene, den er gegeben hat, zwar gern ältere und jüngere Bausteine unterscheiden, ihn jedoch als Ganzes bestehen lassen.

Nun die andere Frage: könnte dies derselbe Mann gewesen sein, dem wir auch den ersten Einzelkampf, in Γ, verdanken? Absolut undenkbar wäre das wieder nicht. Wenn wir bedenken, wie manchmal in der neuern Auflage eines wissenschaftlichen Werkes — hoffentlich bietet das vorliegende keine allzu deutlichen Belege — sich die Stellen bemerkbar machen, an denen der Autor aus einem vorhandenen Gedankengang ausgebogen ist und dann wieder in ihn eingelenkt hat, um ein frisches Stück dazwischen zu setzen: so werden wir nachsichtig gestimmt gegen einen Dichter, der vor bald dreitausend Jahren seine Kunst übte. Aber wahrscheinlich ist die Einheit des Verfassers hier noch weniger als bei den drei Würfen nach Odysseus. Denn jene sind, bei manchen feineren Unterschieden, doch im ganzen auf gleiche Art in die Reihe der Ereignisse eingefügt; jede der drei Szenen ist verständlich motiviert, und aus jeder ergibt sich eine Folge. Zwischen den beiden Monomachien aber fanden wir gerade in diesem Punkte den schärfsten Gegensatz, der doch wohl auf einer Verschiedenheit nicht nur der Voraussetzungen, die gegeben waren, sondern auch des poetischen Könnens beruht.

Doch von anderer Seite her, aus unmittelbarer Nähe, scheint sich eine geistige Verwandtschaft für die Behandlung des Zweikampfes zwischen Hektor und Aias zu bieten. Durch den unschädlichen Verlauf, ja fast versöhnenden Ausgang ähnelt er der in sich verbundenen Reihe von freundlichen Szenen, die das Z umfaßt. Auch jene werden durch ein etwas unvermitteltes Eingreifen des Sehers Helenos in Gang gebracht, auch sie bleiben, zwar nicht ganz so wirkungslos wie dieser Zweikampf — denn dort bringt Hektor den Bruder mit auf das Schlachtfeld, wo die zwei sogleich in Tätigkeit treten, — doch ohne weiterreichende Folgen für den Gang der Haupthandlung. Daß deshalb beide Stücke denselben Verfasser haben müßten, möchte ich trotzdem nicht behaupten. Wichtiger ist eine andere Frage: ob auch in Z, wie in dem großen Waffengange des folgenden Gesanges, älteres Liedergut vom Dichter verarbeitet worden ist. Die Möglichkeit habe ich schon früher (S. 443) angedeutet; und in der Bestimmtheit, womit Theben als Andromaches Heimat und das Schicksal dieser Stadt und ihres Königs im Hintergrunde stehen, fand sich eine greifbare Spur ältester, noch in Thessalien erwachsener Sage (S. 463). Aber auch das wurde schon ausgesprochen, daß wir keinen Grund haben

anzunehmen, die Begegnung zwischen Hektor und Andromache habe in einer »Ilias« jemals eine andere Stelle gehabt, als an der sie jetzt steht (S. 470). Noch mehr als in H ist hier der Stoff, der etwa gegeben war, von selbständiger Dichterkraft bewältigt und in eine eigne Schöpfung eingeschmolzen worden. Der Versuch, der dort immerhin gemacht werden konnte, durch Annahme von Interpolationen Älteres und Jüngeres zu scheiden, wäre hier von vornherein aussichtslos. Auch Robert und Bechtel haben darauf verzichtet und mit der ionischen Sprachform, die wiederholt charakteristisch hervortritt, die relativ späte Entstehung dieser Partie anerkannt[14]). Es genüge auf μέγαν Ἰλίου 386, ἐπεὶ ἄν 412, Ἰλίου ἶφι 478, ἐπήν 489 hinzuweisen. Dieses sprachliche Merkmal ist für die Zeitbestimmung sicherer als jedes ästhetische. Wie wertvoll es ist dieselbe Stelle unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, wird dabei noch einmal recht deutlich.

III. Jüngste und jüngere Schichten.

Die Hypothese einer »Urilias« wurde schon gelegentlich berührt. Der Versuch, sie wenigstens in Gedanken wiederherzustellen, beruht auf der Voraussetzung, die doch erst geprüft werden muß, daß überhaupt am Anfang derjenigen Entwicklung, deren Ergebnis der Text unserer Ilias ist, ein in sich geschlossenes poetisches Kunstwerk, ἔχον ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τελευτήν, gestanden habe. Ein Urteil darüber werden wir nur so gewinnen können, daß wir uns den früheren Stufen des Heldengesanges allmählich nähern, nicht vom oberen Ende anfangend, indem wir das Epos frischweg in seine Urbestandteile zu zerlegen unternehmen, sondern vom unteren Ende her, da die zuletzt hinzugekommenen Schichten sich am besten glatt werden ablösen lassen.

Anerkanntermaßen eins der jüngsten Stücke der Ilias ist der Schiffskatalog, der die Bekanntschaft mit allen übrigen Teilen des

---

14) Robert, Studien zur Ilias, S. 198. Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer, S. 111. Allerdings glaubt Robert zu erkennen, daß die Episode schon der Urilias angehört und hier dazu gedient habe unmittelbar auf Hektors Tod vorzubereiten; denn der Schluß (»man klagte in seinem eigenen Hause um den Lebenden, weil man meinte, er werde nicht wiederkommen«, 500—502) »habe nur dann seine volle Bedeutung, wenn »Hektor wirklich nicht mehr zur Stadt zurückkehre«. Mir scheint in dem ἔφαντο 501 der entgegengesetzte Sinn zu liegen (oben S. 445).

Epos verrät und dabei seinerseits politische Zustände voraussetzt, wie sie diesem sonst fremd sind. Das ist mit Scharfsinn und im wesentlichen richtig von Niese dargelegt worden, wenn auch im einzelnen dessen Untersuchung (1873) sehr der Wiederaufnahme bedarf. Weiter gilt mit gutem Grunde als ein recht junger Gesang die Δολώνεια. Auch wenn die Angabe des Eustathios und der Townleyanischen Scholien (oben S. 133), daß erst Peisistratos diese Rhapsodie eingefügt habe, nicht wörtlich richtig sein sollte, so zeigt sie doch, daß sich ein Bewußtsein von der besonderen Stellung des K bis in die Zeit der gelehrten Bearbeitung hinein lebendig erhalten hatte. Und dazu stimmt auch der Stil des Buches, der eine gereifte Technik verrät (S. 440 f.), und die Art wie sein Inhalt in den Gang der Handlung eingeordnet ist: das Abenteuer des Diomedes und seines Gefährten Odysseus soll in derselben Nacht stattgefunden haben, in der bereits die Bittgesandtschaft an Achilleus gegangen und nach längerer Verhandlung zurückgekehrt war. Einen weiteren Beweis für spätern Ursprung der Dolonie, ihre vielfachen Beziehungen zur Odyssee, werden wir (in Abschnitt V) noch zu berühren haben. Während sich nun K ohne Schwierigkeiten und reinlich ausscheiden läßt, gilt dasselbe nicht mehr von zwei anderen, ebenfalls noch ziemlich jungen Büchern, Ψ und Ω. Daß die Ἕκτορος λύτρα nachträglich zugesetzt sind, bestreitet heute wohl kaum jemand. Sprache und Stil tragen alle Spuren des Verfalles; aber sie haben hier noch einmal einem wirklichen und großen Dichter als Werkzeug gedient[15]. Diesem ist es denn auch gelungen, nicht eine Episode zu schaffen oder einen Anhang, der ebensogut entbehrt werden könnte, sondern ein organisches Glied der Haupthandlung selbst, das nun wie ein notwendiger Abschluß empfunden wird. Man hat sich hierauf berufen, um zu versichern, daß es niemals eine Ilias ohne dies Ω gegeben haben könne; und vieles, was in diesem Sinne gesagt worden ist, könnten wir uns aneignen, nur daß wir darin nicht Beweise für die ursprüngliche Einheit des Planes, sondern Zeugnisse für die Genialität eben dieses Fortsetzers erkennen. Nicht auf der gleichen Höhe stehen die Ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ; aber auch sie sind doch viel fester in den allgemeinen Zusammenhang eingearbeitet als die Δολώνεια. Ihr Verfasser hat

15) Dies scheint Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 13, ganz zu verkennen.

an eines der ältesten Stücke der Achilleus-Dichtung, das Totenopfer für Patroklos, angeknüpft und es in so geschickter Weise weitergebildet, daß Ψ nun fast den Eindruck einer einheitlichen Schöpfung macht. Davon war schon früher (S. 319) kurz die Rede.

Die drei besprochenen Gesänge sind in gewissem Sinne »Einzellieder«, aber nicht von der Art wie sie Lachmann gedacht hatte; denn sie gehören nicht der Vorstufe vor einer zusammenhängenden epischen Dichtung an, sondern haben ihrerseits den Bestand einer solchen zur Voraussetzung. Dabei ist dann der Unterschied, daß zwei von ihnen von vorn herein auf eine bestimmte Stelle des Ganzen bezogen und im Anschluß an sie erfunden sind, während für K nur im allgemeinen die Kriegslage vorausgesetzt wird, die man aus den mittleren Büchern der Ilias kannte. Dieses Buch eignete sich also mehr als die beiden anderen zu isoliertem Vortrag.

Das Gleiche gilt von M, der τειχομαχία, die sich durch ihren klaren Abschluß und noch mehr durch die umständlich erklärende Einleitung von der Hauptmasse der Kampfszenen abhebt und, da sie auch im Innern einheitliche Anlage zeigt (oben S. 439), in der Tat den Eindruck macht, als sei sie eben für diese Stelle gedichtet worden. In dieser Vermutung Niese beizustimmen (EHP. 95) hindert uns auch der Umstand nicht, daß in den späteren Büchern mehrfach auf den Inhalt von M bezug genommen wird. Es geschieht z. B. Ξ 15. 66. O 311 summarisch genug, etwas genauer und anschaulicher N 679. Π 558, mittelbar auch O 1 (vgl. 344)[16]. Daß solche Erwähnungen sich einstellten, war ganz natürlich. Wenn einmal, wie wir annehmen, der Mauerkampf nachträglich hereingebracht war, so bildete er von der Zeit an eben einen Teil der ganzen Liederreihe und mußte auf die Gestalt, die deren spätere Stücke bei immer erneuter Wiederholung des Vortrages erhielten, mit seinen Einfluß üben.

Dürfen wir die Πρεσβεία als ferneres Beispiel anführen? Seit Grote pflegt angenommen zu werden, daß auch sie in einen fertigen Zusammenhang eingeschoben sei, und dafür macht man besonders die beiden Stellen in Λ und Π geltend, an denen der Versöhnungsversuch trotz naheliegender Veranlassung nicht erwähnt wird. Als

16) Hier ist allerdings nicht von einer Mauer die Rede, sondern nur von Pfählen und Graben; vielleicht eine ursprünglichere Vorstellung, was zu dem selbständigen Charakter des O gut passen würde (oben S. 435 ff.).

Achill seinen Freund abschickt, um sich zu erkundigen welchen Verwundeten Nestor vom Schlachtfelde wegführt, sagt er (Λ 609 ff.):

νῦν οἴω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς
λισσομένους, χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός.
ἀλλ' ἴθι νῦν, Πάτροκλε διίφιλε, κτλ.

Und als nachher Patroklos all das Unglück berichtet, von dem die Achäer betroffen sind, und dem Peliden seine Hartherzigkeit vorwirft, antwortet dieser (Π 54 ff.): er könne die Kränkung nicht vergessen, die ihm Agamemnon durch Wegnahme seines Ehrenpreises zugefügt habe; doch wolle er dem Gefährten erlauben in den Kampf einzutreten. Dann malt er sich mit innerer Befriedigung die Gefechtslage aus, wie sie jetzt ist (Π 69 ff.):

— — Τρώων δὲ πόλις ἐπὶ πᾶσα βέβηκεν
θάρσυνος, οὐ γὰρ ἐμῆς κόρυθος λεύσσουσι μέτωπον
ἐγγύθι λαμπομένης. τάχα κεν φεύγοντες ἐναύλους
πλήσειαν νεκύων, εἴ μοι κρείων Ἀγαμέμνων
ἤπια εἰδείη· νῦν δὲ στρατὸν ἀμφιμάχονται.

Man muß zugeben, daß es an beiden Stellen natürlich gewesen wäre eine vergebliche Bitte Agamemnons, wenn sie vorhergegangen war, zu erwähnen; aber begreifen lassen sie sich doch auch ohne das. Achill ist eben mit der gebotenen Genugtuung nicht zufrieden; es gibt für ihn keine Genugtuung, den Versuch dazu ignoriert er. Sehen wir nur, wie die Verhandlung in I verlaufen ist! Die Fürsprache des alten Phönix weist er mit der Begründung zurück, es gezieme sich nicht für einen Mann, der ihm so nahe stehe, dem Atriden zuliebe sich zu bemühen: καλόν τοι σὺν ἐμοὶ τὸν κηδέμεν, ὅς κ' ἐμὲ κήδῃ (I 615). Agamemnon gilt ihm also noch immer schlechthin als der Beleidiger, von seiner Abbitte ist gar nicht die Rede. Ebensowenig nachher in den letzten ablehnenden Worten an Aias (646 ff.):

ἀλλά μοι οἰδάνεται κραδίη χόλῳ, ὁππότ' ἐκείνων
μνήσομαι, ὥς μ' ἀσύφηλον ἐν Ἀργείοισιν ἔρεξεν
Ἀτρεΐδης, ὡς εἴ τιν' ἀτίμητον μετανάστην.

Das ist ganz dieselbe Gesinnung die er in Π äußert, in dem Schlußbilde (Π 59) sogar wörtlich übereinstimmend. »Die angetane Schmach ist zu einem Gespenst geworden, das ihm Tag »und Nacht vor den Augen steht«, sagt Herman Grimm mit

glücklichem Ausdruck. So ist es, meine ich, zu viel behauptet, daß der Verlauf der Darstellung in den auf I folgenden Büchern sich mit dem Inhalt von I nicht vertrage. Andrerseits reichen aber auch die Stellen, an denen später der Bittgesandtschaft gedacht wird, nicht aus um sie als ursprünglich zu erweisen; sie sind ähnlich zu beurteilen wie die Erwähnungen des Mauerkampfes in N, Ξ, O, Π. Nur spreche man dabei nicht von »Interpolation«. Der Bericht, den Thetis dem Hephästos gibt, erwies sich uns früher (S. 461 f.) als ein Beispiel bewußter und kunstvoller Charakteristik; aufs engste hängt er mit der Ὁπλοποιία zusammen, deren Platz in der Entstehungsgeschichte der Ilias nicht gegeben ist, sondern gesucht werden muß: dafür ist es dann ein Anhaltspunkt, daß der Verfasser den Versuch einer Versöhung in I bereits gekannt zu haben scheint (Σ 448 f.). Und was die Μήνιδος ἀπόρρησις betrifft, in der zweimal (141. 194) daran erinnert wird, daß die Geschenke, die Agamemnon geben will, schon gestern durch Odysseus dem Achill angeboten waren, so braucht man weder mit Niese (EHP. 65) zu glauben, daß die ganze Versöhnungszene »nach dem Vorgange der Gesandtschaft und mit ihrer Benutzung gedichtet« sei, noch mit Friedländer (Die homer. Kritik von Wolf bis Grote, S. 37) diese Anspielungen durch Athetese zu beseitigen. Es verstand sich ja von selbst, daß die Πρεσβεία, sobald sie einmal da war, für alle nachkommenden Sänger ein Stück der Situation ausmachte, die sie voraussetzten, wo dann unwillkürlich, in allmählicher Umbildung, die Versöhnung so dargestellt wurde, daß man dabei der vorhergegangenen vergeblichen Abbitte gedachte.

Das Entscheidende für die Stellung von I liegt in der inneren Beschaffenheit des Buches, und in der Art wie es vorbereitet ist. In ersterer Beziehung wird es wohl nur selten so gewürdigt, wie es verdient. Der Gedanke des Moralischen und Lehrhaften spukt immer noch in den Köpfen der Leute und schadet dem Verständnis hier ebenso wie etwa beim König Ödipus des Sophokles. Man meint frevelhafte Überhebung und Härte zu sehen, die bestraft werden müsse, wovon dem Sänger schwerlich etwas bewußt gewesen ist. Aber der gekränkte Stolz, der sich am Bewußtsein des eignen Wertes aufrichtet, der Unmut des Starken, der die eigentliche Arbeit tut, und sehen muß wie den Schwachen, den Bequemen derselbe, ja reicherer Lohn zu teil wird, sind in gewaltigen Zügen geschildert. Das konnte nur einem Dichter gelingen,

der selbst etwas vom Helden in sich hatte. Doch solche Erwägungen geben im Beweis keinen Ausschlag. Für diesen ist es wichtiger, daß die peloponnesische Heimat Agamemnons, die ja durch ionische Umdeutung des Namens Ἄργος erst in das Epos hineingekommen ist (vgl. S. 231), dem Dichter der Πρεσβεία schon deutlich bewußt gewesen sein muß: nicht nur läßt er Diomedes die Schiffe erwähnen, die dem Agamemnon von Mykene her gefolgt seien (44), sondern er nennt unter den Geschenken, die Agamemnon seinem Gegner anbietet, sieben messenische Städte einzeln mit Namen (150 ff.). — Gehen wir dann in der Reihe der Ereignisse rückwärts und fragen, wie die Situation entstanden ist, die den Agamemnon so nachgiebig macht, so gelangen wir zu der Κόλος μάχη, über deren poetischen Charakter so ziemlich Einstimmigkeit unter den Gelehrten herrscht; auch Kammer in seinem Ästhetischen Kommentar findet hier »größtenteils spätere Dichtung«. Uns selbst hat sich besonders aus der Rolle, die das Göttliche in Θ spielt, aus der Übertreibung älterer Motive worin der Dichter sich gefällt (S. 353), die Überzeugung ergeben, daß dieser Gesang in der Reihe der uns erhaltenen nach Alter und Wert einen der tiefsten Plätze einnimmt, wozu es denn nicht übel stimmt, daß er den besonderen Beifall von Herman Grimm (Homer, S. 223. 234) gefunden hat. Aber, wenn wir Θ wegdenken, so schwebt die Πρεσβεία in der Luft; denn das Ergebnis des ersten Schlachttages war für die Achäer keineswegs ungünstig gewesen, für die Troer ein so bedenkliches, daß sie von neuem einen gütlichen Vergleich vorschlugen. Als ihr Herold den versammelten griechischen Fürsten die Botschaft seines Königs ausgerichtet hat, schweigen erst alle lange Zeit; dann erklärt Diomedes, von friedlichem Ausgleich dürfe nicht mehr die Rede sein: das sehe ein jeder, καὶ ὃς μάλα νήπιός ἐστιν, ὡς ἤδη Τρώεσσιν ὀλέθρου πείρατ᾽ ἐφῆπται (H 401 f.). Diese Auffassung eignet sich Agamemnon (407) ausdrücklich an; er kann also nicht gleich darauf δάκρυ χέων ὥς τε κρήνη μελάνυδρος (I 14) in einer neuen Ratsversammlung auftreten und den Vorschlag machen, daß man den Kampf aufgeben und nach Hause fliehen wolle. Deshalb hat Karl Ludwig Kayser zweifellos richtig geurteilt, daß Θ gedichtet sei, um die Situation zu schaffen die für I notwendig war (Homer. Abhdlgn. 47 ff.). Daß beide Bücher von demselben Verfasser sein könnten, wird niemand behaupten. Also muß wirklich die Πρεσβεία vorher als einzelnes Gedicht bestanden

haben, dessen Autor nur ganz allgemein den Krieg um Troja und in ihm eine den Griechen ungünstige Wendung zum Ausgangspunkt nahm für das, was er frei erfinden wollte. Möglich sogar, daß gerade die Stellen in Π, die jetzt zu I nicht so recht zu stimmen scheinen, den Anlaß zu seiner Entstehung gegeben haben; außer den schon erwähnten auch 29 ff. 61 ff. 85 f. Denn das Unstimmige liegt doch darin, daß wir uns an den Wunsch der Griechen, Achill wieder zu gewinnen, und an seine Unversöhnlichkeit erinnert fühlen, ohne daß die getane und abgewiesene Bitte erwähnt oder auch nur klar vorausgesetzt würde. Ein Dichter, der sich in derselben Weise erinnert fühlte, mochte eben damit den Keim zu einer Neuschöpfung empfangen. Sein Lied gefiel, wurde weiter gegeben und später durch den Zusatz der Κόλος μάχη in den vorhandenen Rahmen einer großen Liederreihe, die denselben Gegenstand behandelte, eingefügt.

Ähnlich scheint es mit dem größeren Abschnitt zu stehen, den zuerst Düntzer und Grote in seiner Zusammengehörigkeit zugleich und Besonderheit erkannt haben. In den Büchern B—H ist zwar nicht Achilleus und sein Zorn, wohl aber der Entschluß des Zeus, um seinetwillen die Achäer zu schädigen, völlig vergessen. Man nahm deshalb an, daß diese Gesänge ein besonderes Epos gebildet hätten, das man als »Ilias« der »Achilleis« gegenüberstellte[17]. Bei genauerer Prüfung, wie sie besonders Niese vornahm, zeigte sich nun aber, daß dieser Komplex von Liedern als selbständige Dichtung nicht wohl existiert haben kann, hauptsächlich deshalb, weil jeder rechte Abschluß fehlt. Die Kämpfe, die hier geschildert werden, endigen zwar mit einem kleinen Vorteil für die Griechen, aber doch im wesentlichen unentschieden, so daß die Lage am Schluß kaum anders ist als zu Anfang. Was dazwischen liegt, sind wechselvolle, zum Teil höchst wirksam ausgeführte Szenen, darunter jene beiden ausführlich geschilderten Einzelkämpfe (vgl. S. 493 ff.), das Ganze *a splendid picture of the war generally*, wie Grote sagt, aber keine im Zusammenhang verlaufende und auf ein Resultat gerichtete Handlung. Das wird am besten deutlich, wenn man den Inhalt mit dem der übrigen Ilias, der es doch auch wahrhaftig an Abschweifungen und Wiederholungen nicht fehlt, in

---

17) Vgl. oben S. 212 und die schon zitierte Schrift von Friedländer (Die hom. Kritik von Wolf bis Grote). Dazu Niese EHP. 70 ff.

Vergleich stellt. Das einzige Bemerkenswerte, was am Schluß geschieht, ist der Mauerbau (H 337 ff. 436 ff.); aber dieser nimmt selbst einen geringen Platz ein, wird im vorhergehenden durch nichts vorbereitet und macht ganz den Eindruck, als ob er nur im Hinblick auf die τειχομαχία eingesetzt sei.

Auch der Anfang unseres Stückes sieht nicht so aus wie die Einleitung eines nach eigenem Plane angelegten Epos. Die ersten Verse von B mit dem Traum Agamemnons schließen sich so eng und natürlich an die Μῆνις an, daß man sich nicht gern dazu verstehen wird hier einen Schnitt zu machen; deshalb läßt Niese erst mit Γ die Eindichtung anfangen und rechnet ganz B, vom Schiffskatalog natürlich abgesehen, zum älteren Bestande. Aber das geht auch wieder nicht an. Zwischen der Rüstung zur Schlacht, die B 441—484 geschildert wird, und dem Ausrücken ins Feld, womit Γ 1 beginnt, ist keine Lücke und kein Absatz; die Erzählung verläuft in glattem Fluß und in bemerkenswerter Stetigkeit des Tones, dem hier wie dort Gleichnisse seine Färbung geben. Die einzige Stelle in B, an der etwas nicht ganz stimmt, ist da, wo Agamemnon, den Zeus im Traum ermuntert hat den Kampf neu zu beginnen, seinen Entschluß verkündigt, erst das Heer auf die Probe zu stellen (73), ἣ θέμις ἐστίν. »Wie es natürlich ist« — das pflegt man auch heute da zu sagen, wo man einen Gedanken oder Entschluß äußert, der in den Augen anderer recht sehr der Begründung bedürfte. In unserem Falle verrät sich hier die Empfindung des Dichters, daß er etwas erzähle, was nichts weniger als natürlich ist. Diese Bemerkung hat Finsler dazu benutzt, um einen guten Gedanken von Düntzer zu erneuern: daß hier ein ursprünglich selbständiges Gedicht zugrunde liege, in dem keine Versuchung stattfand, sondern Agamemnons Vorschlag ernst gemeint war [18]. Ein wie beliebtes Thema die Verzagtheit des obersten Anführers war, sehen wir noch aus den beiden Beispielen, die sich unverkleidet erhalten haben, I 26 ff. und Ξ 74 ff. Mag übrigens Düntzers Vermutung zutreffen oder nicht, in beiden Fällen ist das jetzige B zwar im Hinblick auf die folgenden Ereignisse aber zugleich mit Anpassung an die vorhergehenden gedichtet. Dieser

---

18) Düntzer, zuletzt Homer. Abhandlungen (1872) S. 45. Finsler, Die olymp. Szenen der Ilias (1906) S. 40. — Gegen meine Auffassung der Stelle wendet sich Rud. Hirzel: Themis, Dike und Verwandtes (1907) S. 42. Zu ihrer Begründung vgl. Kunst des Übersetzens (4. Aufl. 1909) II 2.

doppelten Beziehung scheint Nieses Ansicht gerecht zu werden, daß die Gesänge B—H als Erweiterung in das vorher vorhandene Hauptepos eingelegt seien, womit es sich ja durchaus vertragen würde, daß der, welcher sie formte und einfügte, nicht alles neu gedichtet, sondern manches ältere Stück mit mehr oder weniger freier Umgestaltung verwertet hätte. In dem Einzelkampf des H und in größerem Maßstabe in der Aristie des Diomedes (S. 346) haben wir sichere Beispiele solches Ursprungs schon kennen gelernt.

Denken wir die sechs Gesänge fort, so kommt, da Θ—K ohnehin einer jüngeren Schicht angehören, Λ gleich hinter A zu stehen, eine an sich tadellose Verbindung, die lange als festester Anhalt für die Rekonstruktion eines ursprünglichen Planes gegolten hat. Nur fast zu eng ist der Anschluß, gar zu geraden Weges geht es auf das los, was dem Achill erst Genugtuung verschafft, dann tiefen Schmerz, der ihn schnell zur Umkehr bringt. Was weggefallen ist, sind mit die schönsten Gesänge der Ilias, an Kraft der Erfindung und poetischem Gehalt den etwas ermüdenden Kampfszenen in Λ, N, Ξ, Π, P entschieden überlegen. Indem sie unsere Phantasie beschäftigten, unsere Teilnahme für einen erweiterten Kreis von Personen in Anspruch nahmen, ließen sie doch den Haupthelden nie vergessen. Wiederholt wurde an den Zwist der Könige (B 239. 377), an Achills Fernbleiben (Δ 512. E 788. Z 99. H 230) erinnert. Gerade erst dadurch befestigte sich in uns die Vorstellung, daß der Zorn des Peliden, so schnell er entflammt ist, doch lange anhält. Mit offenbarer Absicht hat der Dichter sich und den Hörern diese Voraussetzung im Bewußtsein gehalten; zugleich hat er sie klug benutzt, um auf der frei gewordenen Bühne Gestalten hervortreten zu lassen, die sonst durch den Vorzug des Peliden im Hintergrunde gehalten worden wären. Den Rahmen, der durch die μῆνις gegeben war, hat der Dichter der Gesänge B—H aufs wirksamste zu füllen gewußt. Nicht geschickter hätte er es machen können, wenn er selbst derjenige gewesen wäre, der auf den Einfall gekommen war solchen Rahmen zu schaffen.

Daß es wirklich so hergegangen sei, haben — unabhängig voneinander und mit kleinen Abweichungen — Rothe, Erhardt, Wecklein, Mülder vermutet [19]. Je genauer man den Gedanken

19) Rothe, Jahresber. d. philol. Vereins 13 (1887) S. 292. — Erhardt, Entstehung d. homer. Gedichte (1894) S. 177. — Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 59. — Mülder, Homer und die altion. Elegie (1906) S. 19 f.

prüft, desto einleuchtender wird er. Vor allem tritt nun Λ erst in das rechte Licht, dessen moderne Elemente sei es wegzuschaffen oder wegzudeuten, die Kritik sich vielfach bemüht hat (vgl. S. 304); der Anlaß dazu fällt nun weg. Die μῆνις ist dienendes Glied in einem Plane, der durchaus nicht uralt war, sondern, als er ersonnen wurde, von vornherein den klaren Zweck verfolgte, eine Fülle vorhandenen, zwar innerlich verwandten, doch mannigfaltigen und zum Teil disparaten Stoffes zu einer Einheit zusammenzufassen. Aus dem Sinne des Dichters, der dies vermocht hat, wird es vielleicht noch möglich werden, das Geschlinge von Beziehungen zu entwirren, die von den einleitenden Ereignissen des dritten — nach Ausscheidung des Θ zweiten — Kampftages zu seinem späteren Verlauf hinüberspielen, den Waffentausch und die Patroklie vorbereiten.

In Λ sieht Achill einen Verwundeten von Nestor aus dem Kampfe schaffen und schickt seinen Freund ab, um sich zu erkundigen wer es sei. Patroklos kommt in das Zelt, in dem Nestor und Machaon — das war der Verwundete — sich ausruhen, er will zurückeilen, um Antwort zu bringen. Nestor hält ihn noch fest und ermahnt ihn, er möge den Peliden bitten, daß er ihn am Kampfe teilnehmen lasse und ihm seine Rüstung leihe; dann würden die Feinde ihn für Achill selber halten und vom Kampf ablassen (Λ 799. Diese Begründung wird nachher vergessen; der Dichter will nur den Verlust der Rüstung und damit die Ὁπλοποιία vorbereiten). Patroklos eilt jetzt zum Achill, wird aber unterwegs durch den verwundeten Eurypylos aufgehalten und bleibt ohne Not lange bei ihm; erst in O (399 ff.) fällt ihm wieder ein, daß er zum Achill müsse, nicht um ihm über jenen Verwundeten Bescheid zu bringen, sondern um ihn nach Nestors Wunsche zum Kampfe zu bewegen. (Niese EHP. 87 hat richtig erkannt, daß der Dichter die Rückkehr des Patroklos zu Achilleus deshalb so lange verzögert, damit inzwischen erst die Wendung im Kampfe eintreten kann, die nachher seiner Bitte Nachdruck verleihen wird.) Endlich Π 2 ist der Bote zurückgekehrt; er bittet den Freund mit Nestors Worten, daß er in die Schlacht eingreife oder wenigstens ihm dies zu tun erlaube und ihm dazu seine Rüstung gebe. Weder von dem Verwundeten, nach dem Achill sich erkundigen wollte, noch überhaupt von seinem Gange sagt Patroklos irgend etwas. Für die Folge aber ist es eben wichtig, daß seine Bitte nicht

früher ausgesprochen wird; denn jetzt erst sind die Achäer in so große Bedrängnis gekommen, daß Achill selbst es nicht über sich gewinnt alle Hilfe zu versagen (Π 64). Nach mannigfaltigen Schwankungen hat sich der Kampf dahin entwickelt, daß Aias dem Hektor kaum noch standhält und die Anzündung der Schiffe ganz nahe ist, die dann Π 112 ff. wirklich erfolgt und den Peliden veranlaßt, Patroklos sogar zur Eile anzutreiben. Aus dieser ganzen Sachlage hat man nun geschlossen, wie dies bei Niese scharfsinnig durchgeführt ist, daß in einen vorher fertigen und glatten Zusammenhang die Ὁπλοποιία, der Waffentausch, die Aufforderung Nestors an Patroklos und dessen ganzer Botengang später eingedichtet seien; trotz sorgfältiger Motivierung und Anknüpfung stimme dabei vieles einzelne nicht, weil der Dichter »durch die schon vorhandene Handlung in seiner Freiheit beschränkt« war.

Das ist, von einer geänderten Grundanschauung aus und dadurch in einigen Teilen modifiziert, doch im wesentlichen die Konstruktion, die einst, an Lachmann und Gottfried Hermann anknüpfend, mein Vater in einer eigenen kleinen Schrift aufgestellt hatte[20]: Λ und Π ihrem Hauptinhalt nach alte und selbständige Stücke, die ein Bearbeiter dadurch zusammenfügte, daß er Nestors Gespräch mit Patroklos durch Achills Auftrag und Nachfrage nach dem Verwundeten veranlaßt werden ließ. Ich vermag solcher Hypothese nicht mehr zuversichtlich beizustimmen. Die Erfindung von Patroklos' Botengang, und die Art wie sie nachher verwertet wird, zeugen ja gewiß nicht von vollendeter Technik. Eine Motivierung wird überall versucht, aber jedesmal nur für den nächst vorliegenden Zweck ergriffen, dann wieder aufgegeben; auch Nestors Hervortreten aus dem Zelte (Ξ 1—26) trägt diesen Charakter. Wir sind immer geneigt, dergleichen der Vergeßlichkeit und Inkonsequenz eines oberflächlichen Redaktors zuzurechnen. Inzwischen haben wir gesehen, daß auch ein wirklicher Dichter es mit der äußeren Wahrscheinlichkeit nicht streng nimmt, wenn er nur irgendwie die Situationen herbeiführt, deren er bedarf (Kap. 4, IV). Der Mangel an Sorgfalt oder an Geschick, der ihm in diesem Falle zugetraut werden müßte, ist im Grunde nicht

20) Eduard Cauer, Über die Urform einiger Rhapsodien der Ilias, 1853.

verschieden von dem, den wir noch heute bei manchem dramatischen Dichter beobachten, wenn er das Kommen oder Gehen einer Person so motiviert, daß man seine Absicht durchmerkt, eine Nachlässigkeit, die Lessing (Hamb. Dram. 45,4) an Voltaire tadelt, die jedoch auch Skakespeare sich erlaubt hat. So könnte für Λ und Π Kammer recht haben, der die Verschlingung der Fäden ähnlich wie Niese darlegt, dann aber schließt: »Man gewahrt »überall des Dichters eigenste Veranstaltungen, um nach seinem »Geiste den Knoten zu schürzen« (Ästhet. Komm.³ 255). Nur die Stellung der Ὁπλοποιία bleibt dunkel: sie wird in Λ und Π vorbereitet, und zeigte sich uns doch jünger als die Πρεσβεία (S. 94). Oder sollte die Erwähnung vergeblicher Bitten in Σ (448 f.) mit den Andeutungen in Π (oben S. 507) auf einer Linie stehen und ihrerseits zur Erfindung der Πρεσβεία mit Anlaß gegeben haben? Die scheinbare Ungenauigkeit, die uns früher zu schaffen machte (S. 461 f.), würde dadurch vollends alles Auffallende verlieren. Hier mag weitere Forschung Licht bringen. —

In der Odyssee scheinen die Lieder, in denen Telemach der eigentliche Held ist, eine ablösbare Schicht darzustellen. Sowohl in β wie in ο wird zu diesem Teil der Handlung in einer Weise übergeleitet, die unbestreitbar den Nacharbeiter verrät, der Gegebenes zu vermitteln hatte (s. S. 357. 491). Ein weiteres Zeugnis alter Selbständigkeit glaubte Kirchhoff π 27 ff. zu erkennen, wo Eumäos den aus Pylos Heimgekehrten begrüßt und zuerst zwar der Gefahren gedenkt, denen er auf so kühner Fahrt glücklich entgangen ist, dann aber so spricht, als freue er sich »einfach darüber, daß der »Herrensohn endlich einmal wider seine Gewohnheit sich auf dem »Lande bei seinem treuen Diener sehen läßt, wo er sonst so selten »zu finden war, daß dieser schon die Hoffnung aufgegeben hatte, »es überhaupt noch zu erleben« (Od.² 510). Dieser Argumentation, der sich Wilamowitz angeschlossen hat (HU. 89. 102), habe ich schon früher widersprochen[21]; der Dichter hat eben wieder die einzelne Szene mit möglichst wirksamen Zügen ausgestattet, ohne zu fragen, ob und wie sie in den großen Zusammenhang der Handlung hineinpaßten. Es bleibt dabei, daß auch die zweite

21) Noch weiter in kühnen Folgerungen über das allmähliche Hereinwachsen der Telemachie geht an dieser Stelle Heinr. Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee (Progr. Fürth 1907 und 1908) S. 58.

Hälfte der Odyssee Telemachs Rückkehr von Pylos voraussetzt. Und seine Person ist mit den späteren Ereignissen viel enger verknüpft als mit den früheren: von hier aus muß also der Tatbestand einer sichtbar nachträglichen Einfügung in α und ο erklärt werden. Dieses Verhältnis hat Niese (EHP. 150) völlig verkannt, während sich die Lösung gerade mit Hilfe seiner Theorie ergibt. Wenn es von Athene wenig Klugheit verriet, den Jüngling in dem Augenblick auf Reisen zu schicken, wo sie selbst die Heimkehr seines Vaters herbeizuführen im Begriffe war, so ist es dagegen ein sehr natürlicher Zug sei es der Sage oder irgend einer alten Erfindung, daß der eben erwachsene Sohn nach Kunde von dem verlorenen Vater ausgezogen war in dem Augenblick, als jener zu Hause eintraf. Dies war von jeher, soviel wir sehen können, die in der Odyssee angenommene Situation. Von hier aus hat die Phantasie eines jüngeren Dichters die drei Gesänge geschaffen, die Telemachs Schicksale ausführlich behandeln: sein Auftreten in der Volksversammlung, die Abreise, den Besuch bei Nestor und Menelaos. Dies Gedicht war weder ein selbständiges Epos, noch genau für die Umgebung bestimmt in der es jetzt steht, sondern nahm zu der Odyssee eine ähnliche Stellung ein wie die Bittgesandtschaft oder der Mauerkampf zur Ilias. Man muß sich nur immer gegenwärtig halten, daß die Zeit, in der all diese Bildungen sich vollzogen, keine literarische war. Die Stücke, die sich zur Einheit eines werdenden Epos zusammenschlossen, konnten leicht so beschaffen sein, daß sie mit ihrem Inhalt streckenweise nebeneinander hergingen; denn sie wurden ja nicht an einem Tage, in einer Folge vorgetragen. Erst als man die chronologische Ordnung der Rezitation zur Vorschrift machte und eine abschließende Redaktion unternahm, traten die Widersprüche hervor, die nun, so gut es ging, ausgeglichen werden mußten. Derjenige Bearbeiter, der die Telemachie einfügte, hat zwar manches gemacht worüber wir jetzt lächeln; aber wir sollen nicht vergessen, daß es damals ein bequemes Hantieren mit Papier und Schere nicht gab. Und alle Anerkennung verdient der poetische Sinn, mit dem er nach einer rückdeutenden Erwähnung in β (262) den Besuch der Athene bei Telemach gestaltet hat (s. S. 357). Diese Erwähnung selbst aber braucht uns nicht zu stören noch zu der Forderung zu veranlassen, daß vor β 1 ein Stück der ursprünglichen Dichtung verloren sei; sie ist nicht anders zu beurteilen als so mancher ähnliche Zug, mit

dem ein Dichter, der *in medias res* führen will, sich einen Hintergrund schafft[22]).

Die größte Schwierigkeit für eine klare Auseinandersetzung zwischen Telemachie und Odyssee liegt da, wo am bewußtesten der Dichter aus der einen in die andere hinüberdeutet, in λ. Was Antikleia ihrem Sohn über die Zustände daheim berichtet (vgl. S. 323. 409 f.), klingt so, als herrsche auf Ithaka tiefer Frieden. Sie spricht erst von Penelope, dann von Telemach (181 ff.):

καὶ λίην κείνη γε μένει τετληότι θυμῷ
σοῖσιν ἐνὶ μεγάροισιν· ὀιζυραὶ δέ οἱ αἰεὶ
φθίνουσιν νύκτες τε καὶ ἤματα δάκρυ χεούσῃ.
σὸν δ' οὔ πώ τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἕκηλος
Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐίσας
δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἄνδρ' ἀλεγύνειν·
πάντες γὰρ καλέουσι. πατὴρ δὲ σὸς κτλ.

Daß und warum wir an eine ältere Gestalt der Sage von Odysseus, ohne Freiermord und Freierübermut, wie man sie aus τ zu erschließen gemeint hat, nicht glauben können, ist früher gezeigt worden (S. 473). Die hier vorliegende Schilderung bietet jedenfalls auch keinen Anhalt dafür. Der Besuch im Hades fand ja vor dem Aufenthalt bei Kalypso statt, also in einer Zeit, in der Penelope noch nicht bedrängt war. Denn die Bemühungen der Freier begannen nicht gleich im Jahre nach Trojas Fall, sondern erst drei bis vier Jahre vor der Rückkehr des Odysseus; das erfahren wir aus β 89. τ 152. Der Verfasser der Verse in λ hat danach einen ganz respektablen Versuch gemacht, die Szene mit der Mutter chronologisch in den Gang der Ereignisse einzuordnen. Freilich ist ihm das nur halb gelungen. Denn während er die sieben Jahre bei Kalypso und die erst vierjährige Dauer des Treibens der Freier richtig beachtet zu haben scheint, ist er im ganzen bei den Vorstellungen geblieben, die ihm aus der Haupthandlung des Epos geläufig waren: er macht den Sohn des Odysseus schon zum Erwachsenen und läßt (187 ff.) das trostlose Dasein des Laertes so beschreiben, wie es doch bei Lebzeiten seiner Gattin, der die Beschreibung in den Mund gelegt ist, noch nicht gewesen sein kann. Die Macht der Gewohnheit zeigt sich in dieser Inkonsequenz.

---

22) Vgl. zuletzt die in bezug auf das Verhältnis von Σ und I angedeutete Möglichkeit, S. 511.

Und dabei war es doch eine ganz verständige Überlegung (vgl. S. 459 f.), die hier mit der genaueren Beachtung des Zeitverhältnisses zusammenwirkte. Hätte Odysseus die Nachricht über die Not von Frau und Sohn aus dem Hades mitgebracht, sieben Jahre hindurch dieses Bewußtsein getragen, das würde der ganzen Erzählung einen anderen, gewaltsameren Grundton gegeben haben. Und auf diesen mochte der Dichter sein Lied nicht stimmen. Ob er sich freilich dies alles so klar gemacht oder unwillkürlich danach gehandelt hat, wer wollte das entscheiden?

IV. Ältere Vorlagen.

Die Betrachtung hat uns von den Außenwerken mehr und mehr ins Innere geführt, von späten Zusätzen, die ohne Störung für das Ganze wieder abgetrennt werden können, zu solchen Teilen, bei denen zwar die nachträgliche Einfügung oder Zusammenfügung noch erkennbar ist, die aber mit der Umgebung, in die sie nun gebracht waren, schon längere Zeit weiter gelebt und dabei ihrerseits Wirkungen ausgeübt haben, so daß die Schichtungsverhältnisse kein klares Bild geben, sondern mehrere Arten der Zerlegung erwogen werden müssen. Immerhin blieb dies in den bisherigen Beispielen eine mögliche Aufgabe, den ursprünglichen Bestand, die Richtung des Anwachsens, die Stufen der Erweiterung und Bearbeitung deutlich zu sondern. Aber es es gibt Fälle, in denen dies nicht nur nicht gelungen ist, sondern der Versuch, indem er scharfsinnig durchgeführt wurde, das erstrebte Ziel als ein an sich unerreichbares hat erkennen lassen.

Als eines der gesichertsten Ergebnisse der Kritik galt es lange Zeit, daß die Erzählungen in κ μ ursprünglich in dritter Person abgefaßt gewesen seien und dann erst, um sich der Κυκλώπεια anzupassen, in die erste umgesetzt worden seien. Odysseus fällt mehrmals stark aus der Rolle; der Dichter läßt ihn Dinge berichten, die der Held entweder überhaupt nicht wissen kann (wie das Gespräch der Gefährten über die Gabe des Äolos κ 34 ff., während dessen Odysseus schläft), oder die er naturgemäß in anderem Ausdruck und in anderer Anordnung gegeben haben würde (wie die Verwandlung der Gefährten κ 210 ff., bei der der König nicht zugegen war, und die Begegnung mit Hermes κ 275 ff., von dem gar nicht gesagt wird woher Odysseus ihn erkennt). Übrigens fehlt es auch in ι an ähnlichen Anstößen keineswegs. Dahin

gehört der auffallende Wechsel, durch den beim Kikonen-Abenteuer plötzlich einmal die dritte Person eintritt (ἐμάχοντο, βάλλον 54. 55), weshalb die beiden Verse von Kirchhoff (Od.² 312) u. a. für interpoliert (aus Σ 533 f.) gehalten wurden. Weiter haben wir einen doppelten Wechsel des Subjektes ι 85 ff., bei der Landung im Gebiete der Lotophagen:

ἔνθα δ᾽ ἐπ᾽ ἠπείρου βῆμεν καὶ ἀφυσσάμεθ᾽ ὕδωρ·
αἶψα δὲ δεῖπνον ἕλοντο θοῇς παρὰ νηυσὶν ἑταῖροι.
αὐτὰρ ἐπεὶ σίτοιό τ᾽ ἐπασσάμεθ᾽ ἠδὲ ποτῆτος,
δὴ τότ᾽ ἐγὼν ἑτάρους προΐην κτλ.

»Beim Wasserholen schließt er sich mit ein, das Mahl aber läßt »er die Gefährten allein nehmen, dagegen wird er mit satt (σίτοιο »ἐπασσάμεθα)«: so schrieb im Jahre 1890 Rothe (Wdhl. 162), und meinte ganz konsequent, daß ι dieselbe Umwandlung wie die beiden andern Bücher erfahren haben müsse. Auch die Erzählung des Eumäos in ο berichtet (424 ff.) über Vorgänge, von denen er nur die Folgen kennt, die er sich aber — ὡς ὅτ᾽ ἀοιδός — ausmalt und dem Zuhörer schildert.

Die Kraft der Folgerung, die zuerst Kirchhoff (Od.² 287) aus den für κ μ beobachteten Tatsachen gezogen hat, ruht auf zwei Sätzen: daß »der Dichter, der in poetischer Fiktion seine Rolle »einem erzählenden Helden abtrete, verpflichtet sei, den Anfor»derungen an die Darstellung, welche aus dieser Fiktion sich mit »Notwendigkeit ergeben, Rechnung zu tragen« (Od.² 303), und dem anderen, der nicht ausgesprochen wurde, daß auch ein Dichter der homerischen Zeit schon die Fähigkeit gehabt haben müsse dieser Pflicht zu genügen. Das zweite ist gerade mit bezug auf die hier vorliegende Frage vielfach bestritten worden, zuletzt auch von Wilamowitz, der (HU. S. 123 ff.) sehr einleuchtend auseinandersetzt, wie bei der Verwendung direkter Rede für ganze lange Gedichte notwendigerweise Mißverhältnisse sich ergeben mußten, wenn der vom Dichter einem Erzähler in den Mund gelegte Stoff Elemente enthielt, welche dem als Berichterstatter gewählten Individuum gar nicht bekannt sein konnten. Danach kommt Wilamowitz zu dem Resultat, daß mit einer einzigen Ausnahme alles, was Kirchhoff anstößig findet, »durchaus erträglich oder vielmehr untadelig ist«. Daß der altertümlichen Sprache die Festhaltung wie des Kasus und Modus so der grammatischen Person schwer fiel,

sehen wir mehrfach (P 250. 681; vgl. auch S. 468 f.); und selbst der Meister des vollendeten römischen Stiles konnte schreiben (ad fam. III 11): *M. Cicero Ap. Pulchro, ut spero, censori s. d.* Aber wie steht es mit der einen von Wilamowitz zugestandenen Ausnahme?

Sie betrifft die schon (S. 394 f.) berührten Verse, in denen die Meldung des Rinderfrevels an Helios und das Gespräch zwischen diesem und Zeus enthalten ist. Wenn Aristarch diesen Abschnitt (μ 374—390) athetierte, so hat Kirchhoff ihn zu einem Hauptpfeiler für den Bau seines Beweises gemacht (Od.[2] 302); und Wilamowitz, der alle übrigen Stützen wegräumt, hält diese eine für feststehend und ausreichend. »Hier gibt es«, so erklärt er (HU. 126), »keine Rettung vor Kirchhoffs bündigen Schlüssen; hier hilft allein »die Annahme einer poetischen Vorlage, die nicht den Odysseus »reden ließ.« Ihm scheint diese Szene von den anderen, in welchen der Erzählende aus der Rolle fällt, zunächst qualitativ verschieden zu sein, weil »nur hier der Dichter sich veranlaßt fühlt, die »Kenntnis des Odysseus durch die dürftige und mit ε [79. 88] »unvereinbare Bemerkung zu erklären, daß er sie von Kalypso, »diese von Hermes hätte.« Dies ist in der Tat wichtig. Die beiden abschließenden Verse μ 389 f.:

ταῦτα δ' ἐγὼν ἤκουσα Καλυψόος ἠυκόμοιο·
ἡ δ' ἔφη Ἑρμείαο διακτόρου αὐτὴ ἀκοῦσαι —

sehen wohl so aus, als wären sie von einem Bearbeiter hinzugefügt, der die Erzählung aus der dritten Person in die erste umsetzte und ein dadurch entstehendes Bedenken im voraus beseitigen wollte. Jedenfalls können sie der vorausgesetzten älteren Form, dem Berichte in dritter Person, nicht mit angehört haben. Wenn sie denn aber doch einmal interpoliert sein sollen, so zwingt uns nichts zu glauben, daß sie gerade von demjenigen interpoliert seien, der den vorhergehenden Anstoß geschaffen hatte. Nehmen wir an, dieser sei ursprünglich vorhanden gewesen, die ganze Erzählung also von vornherein in erster Person gedichtet worden, so läßt sich auch in diesem Falle ein pedantischer Bearbeiter denken, der sich über die Kenntnis des Odysseus von dem Göttergespräch wunderte und dem Dichter zu helfen glaubte, wenn er den seltsamen Umstand erklärte. Und dieser zweiten Möglichkeit werden wir geneigt sein den Vorzug zu geben, wenn wir daran denken, daß vielfach kurze Interpolationen aus dem übertriebenen Eifer entstanden sind, eine

sachliche oder sprachliche Unklarheit, die im Texte vorzuliegen schien, aufzuhellen. Wenn dies anderwärts geschehen ist, ohne daß der Interpolator selbst es gewesen war der durch eine Umgestaltung des Textes die Unklarheit verursacht hatte, so haben wir keinen Grund gerade nur für unseren Fall dies zu behaupten. — Danach bleibt von Kirchhoffs Argumenten nur noch eines übrig: daß der Platz, an welchem das Gespräch der Götter eingeschoben ist, unzweckmäßig gewählt sei. Ohne Zweifel würde der Dichter geschickter verfahren sein, wenn er den Odysseus das Gespräch an der Stelle hätte anbringen lassen, wo er von seinem unheilvollen Schlafe berichten muß. Aber trotz allem, was Kirchhoff (Od.[2] 296 f.) über diesen Punkt gesagt hat, muß ich Niese (EHP. 183) und Ove Jörgensen (Herm. 39 [1904] S. 376) recht geben, daß dieser letzte Vorwurf eine Erzählung in dritter Person ebenso sehr treffen würde wie die uns vorliegende in erster. Auch der Anstoß, den Gercke (NJb. 7 [1901] S. 98 f.) an dem τοῖσιν in Vers 394 nimmt, ist unbegründet; Odysseus sagt nicht ἡμῖν, weil er die sichtbare Prophezeiung, entsprechend der früher gehörten (λ 113 = μ 140), nur auf die Schuldigen bezieht, von deren törichtem Gezänke er obendrein soeben gesprochen hat. Es gibt wirklich keinen anderen Ausweg: Kirchhoffs Ansicht von der Umformung der Bücher κ μ, so vortrefflich sie erdacht ist und so fest sie begründet schien, bleibt zwar an sich möglich — doch bewiesen ist sie nicht.

Über dieses so zu sagen defensive Ergebnis ist Ove Jörgensen hinausgegangen mit seiner Untersuchung über »die Götter in ι—μ der Odyssee« (s. oben S. 334). Er glaubte umgekehrt zeigen zu können, daß die Stilisierung für die erste Person auch in κ und μ tadellos durchgeführt sei; denn auch hier, wie in ι, vermeide der Dichter bestimmte Götternamen, lasse vielmehr, wo über göttliches Wirken zu berichten ist, den erzählenden Odysseus nur von θεός (κ 141. 157. μ 419) oder δαίμων (μ 169. 295) sprechen oder, was im Grunde dasselbe sei, den höchsten der Götter nennen, Zeus, als Vertreter der weltregierenden Macht (μ 313. 445; vgl. 371). Eine feine Beobachtung. Nur bleiben zwei wichtige Ausnahmen: Hermes in κ und das Gespräch zwischen Zeus und Helios in μ. Dieses hält Jörgensen für interpoliert, teils aus denselben Gründen, durch die Kirchhoff und Wilamowitz bestimmt worden sind hier ein vom Redaktor eingesetztes Zwischenglied anzunehmen, teils deshalb, weil man sich nicht denken könne, daß ein Dichter, der im

übrigen streng darauf Rücksicht nehme, daß »die unbestimmte »Gottheit für die direkte Rede das Korrektere war, dann auf ein»mal, ohne jede zwingende Not, einen so ganz widersprechenden »Zug einführen sollte« (Herm. 39 S. 378). Das ist aber kein Beweis, sondern eine Vorwegnahme dessen, was bewiesen werden soll, eine Anwendung des Majoritätsprinzipes, die auch dann ihr Bedenkliches haben würde, wenn der Fall, der überstimmt werden soll, wirklich der einzige wäre. Nun steht aber noch Hermes da, dessen Auftreten in κ nicht nur überhaupt die Regel stört, sondern vollends dadurch Anstoß gibt, daß Odysseus es wie etwas Selbstverständliches erwähnt und nicht einmal für nötig hält zu sagen, woran er ihn erkannt habe (oben S. 348. 514). Jörgensen meint die Ausnahme mit der Bemerkung zu rechtfertigen, daß im ganzen Verlauf der Apologe »nur hier das persönliche Auftreten eines »Gottes, nur hier die Rede eines Gottes von der Handlung gefordert« werde (S. 375). Das wäre denn also die einzige Stelle, an der das Stilgefühl des Dichters auf eine ernsthafte Probe gestellt wurde, und da hätte er sie nicht bestanden. Übrigens war die Handlung ja von ihm erfunden; wenn er also mit Bewußtsein ausnahmsweise einen Gott hereinzog, so hinderte ihn nichts, dessen Verkleidung und Erkanntwerden ebenso poetisch darzustellen, wie dies in Ω geschehen ist. Jörgensen weist selbst auf den Unterschied hin (S. 374) und gibt damit doch eigentlich zu, daß der Verfasser des κ nicht auf der höchsten Stufe persönlichen Könnens gestanden hat. Die Art, wie er den Götterboten erscheinen läßt, ohne ein Wort der Einführung, kann man doch nur so erklären, daß er hier mit einem überlieferten Motiv arbeitete, dessen volle Bedeutung er nicht mehr empfand, bei dem er deshalb nicht bemerkte, wie es von der Behandlung des Götterwesens, an die er sich sonst gehalten hatte, abwich (vgl. unten S. 526).

Diesen Charakter des Übernommenen und Abgeleiteten trägt nun das ganze Buch κ. Es ist nicht das Werk eines großen und originalen Dichters, sondern das eines Nachahmers, dem gute Vorbilder den Mangel an eigner Gestaltungskraft ersetzen mußten: das hat Max Groeger in einem Aufsatz über »die Kirke-Dichtung in der Odyssee« (Philol. 59 [1900] S. 206 ff.) scharfsinnig nachgewiesen. Stellenweise allzu scharfsinnig. Weil die genealogischen Angaben über Kirke denen über Äolos ähnlich sehen (1 ff. 135 ff.), so meint er, das könne nur an einer der beiden Stellen original

sein. Muß es das überhaupt? Daß eine auffallende Übereinstimmung nicht auf gegenseitiger Abhängigkeit zu beruhen braucht, sondern durch Benutzung einer gemeinsamen Vorlage entstanden sein kann, haben wir, Rothe folgend, schon anerkannt (S. 487). So mag auch die in κ beobachtete Art, ein neues Abenteuer einzuführen, längst formelhaft gewesen sein, ehe die Erzählung von Kirke oder von Äolos gedichtet wurde. Mit dieser Möglichkeit, die Groeger im Prinzip zugibt (S. 211. 215), müssen wir doch ernsthaft rechnen und dürfen nicht mit zu großer Zuversicht solche Züge, die den Eindruck des Nachgeahmten machen, auf bestimmte Muster innerhalb unsrer Odyssee und Ilias zurückführen. Gerade für manche Wunderlichkeiten des κ versagt diese Erklärung entschieden. Über den Ursprung der Form oder Formel, in der 190 f. das Verirrtsein beschrieben wird, habe ich gelegentlich (S. 245, Anm.) eine Vermutung geäußert. Eine andere gibt Richard Heinzel in seiner schönen, aus dem Nachlaß veröffentlichten Studie »Mißverständnisse bei Homer«. Er sieht hier, wie schon andere κ 86 und λ 14 getan haben, eine Erinnerung an die langen Tage der hohen Breiten, in denen die Sonne beinahe im Norden aufgeht und untergeht, so daß man nicht, wie bei uns und am Mittelmeer, Osten und Westen nach ihr bestimmen kann (Kleine Schriften [1907] S. 178 f.). Auch für den ungeheuren Hirsch, den Odysseus auf der Insel der Kirke erlegt, für den Schlauch des Äolos, die menschenfressenden Lästrygonen glaubt Heinzel nordische Herkunft zu erkennen. Und soweit jedenfalls hat er recht, daß hier Züge aus den märchenhaften Erzählungen kühner Seefahrer vorliegen, die nur durch lange Überlieferung dem Verfasser des κ zugekommen sein können. Dieser aber schaltete mit ihnen nun doch als selbständiger Erzähler, nicht als Redaktor, dessen Kompilation wir in ihre Teile zerlegen könnten. Durch das Ganze geht ein einheitlicher Ton, den Groeger (S. 231) richtig erkannt hat, eine Neigung zum Larmoyanten an Stelle des frischen Humors, der dem Dichter der Κυκλώπεια eigen ist.

Der Vergleich zwischen beiden Partien ist überhaupt lohnend. Wie dem ι die Beziehung des Berichtes auf die Person des Sprechenden besser gelungen ist, so zeigt es auch sonst im Psychologischen größere Kraft zugleich und Feinheit. Aber Spuren der Einarbeitung überlieferten Stoffes entgehen dem schärfer Blickenden auch hier nicht. Dietrich Mülder hat sie aufs genaueste verfolgt

mit einer Untersuchung, deren Wert auch der dankbar anerkennen muß, der das Resultat wesentlich anders formuliert[23]. Er selbst glaubt, daß das Ganze ursprünglich eine viel einfachere, rohere Gestalt gehabt habe, in der es weder ein Volk der Kyklopen gab neben dem einen Unhold, noch die Beziehung zu Poseidon, noch den Scherz mit dem Namen Οὖτις. Dieses heitere Element stamme aus einem besonderen Gedicht, in dem eine viel menschlichere Vorstellung von Polyphem herrschte (er kennt den Wein, hat Nachbarn usw.; S. 420). Ein erweiternder Bearbeiter habe das Οὖτις-Gedicht aus fremdem Zusammenhang herübergenommen und mit dem alten Kyklopenmärchen verschmolzen; und das sei kein anderer gewesen als der Schluß-Redaktor der ganzen Odyssee, zugleich der Erfinder des Poseidonzornes (S. 439). — Nehmen wir versuchsweise an, dies alles sei richtig. Dann wäre das Gespräch zwischen Odysseus und dem Kyklopen (252—287) kein altes Stück, sondern erst mit Rücksicht auf das Οὖτις-Gedicht gebildet (S. 423). Die Frage, ob die Fremden Seeräuber seien (253 ff.), fiele weg; Mülder streicht sie ausdrücklich (S. 451), einen so überaus charakteristischen Zug! Polyphems Ansprache an den Widder ist an zwei Stellen mit der Οὖτις-Episode verknüpft, müßte also auch dem alten Gedichte fremd gewesen sein. Und dies wird mit voller Zuversicht gefordert (S. 430): »Die Sentimentalität paßt gar »nicht, sie verwirrt auch das Gefühl, indem sie Mitleid für den »Geblendeten erweckt. Das paßt nicht auf den Schrecklichen in »der Höhle, das paßt zu Polyphem, der mehr die Züge eines »harmlosen Hirtentölpels als die des entsetzlichen Menschenfressers »trägt«. Sollen wir dem beistimmen und dieses Prachtstück von Ethopoiie einem unverständigen Redaktor zuschreiben? Sicher, nein. Und doch meldet sich hier etwas Richtiges, wie in so manchen der Beobachtungen, durch die Mülder kleine Inkonsequenzen und Widersprüche in dem Bilde des Kyklopen aufgespürt hat. In der Tat sind es stellenweise gröbere und wildere Züge, die uns daraus anblicken; nur wird es nimmermehr gelingen, Übermalung und Grundlage voneinander zu lösen. Denn, der die

23) Mülder, Das Kyklopengedicht. Herm. 38 (1903) S. 414 ff. Gegen ihn O. Wilder, Zum Kyklopengedicht in der Odyssee. Wiener Studien 28 (1906) S. 84 ff., der aber die positiven Gedanken Mülders zu wenig zu erkennen scheint.

frischeren Farben aufgetragen hat, war kein Handwerker, sondern ein Künstler.

Auch dem Künstler, ja ihm erst recht, steht eine gewisse Sorglosigkeit wohl an — die sich hier u. a. darin geäußert hat, daß er es unterließ den Namen Κύκλωψ zu erklären; er setzt die Bekanntschaft mit solcher Fabelgestalt bei seinen Zuhörern voraus. Diese unscheinbare Tatsache liefert zugleich den sichersten Beweis dafür, daß es Kyklopengedichte schon lange vor dem unsrigen gegeben hat. Daß wir uns von ihrer Art und ihrem Inhalt eine etwas greifbarere Vorstellung machen können, ist Mülders Verdienst; nur daß darin auch schon Odysseus der Held gewesen sei, scheint mir nicht bewiesen.

So haben wir aufs neue und, wie ich meine, besonders anschaulich das Verhältnis erkannt, das u. a. der Zweikampf in H, die Versuchung des Heeres durch Agamemnon, in der Odyssee die Phäakengeschichten boten (S. 481): eine älteste Vorlage durch die jetzige Darstellung hindurchscheinend, auch hier und da faßbar, doch nicht als Ganzes herzustellen, weil wir, um sie zu erreichen, nicht bloß äußerlich verbundene Bestandteile trennen, sondern eine Dichtung in ihre Elemente auflösen müßten. Ein weiteres Beispiel bietet Mülders Behandlung der Ἕκτορος ἀναίρεσις (Rhein. Mus. 59 [1904] S. 257 ff.), auf die einzugehen ich mir jedoch versage, damit, was wichtiger ist, Raum bleibe die Beziehung zu prüfen, in die er eben diesen Gesang zu einem Stück außerhomerischer Poesie gebracht hat.

V. Πρόσσω ἢ ὀπίσσω;

Bei Betrachtung der Kulturverhältnisse, der Göttererscheinungen, auch auf sprachlichem Gebiete ist es uns vorgekommen, daß derselbe irgendwie vom Gewöhnlichen abweichende Zug von einigen für altertümlich, von anderen für das Zeugnis einer späten Entwicklungsstufe gehalten wurde[24]. Fälle dieser Art gibt es natürlich auch in der Kompositionskritik, ja hier zahlreicher und schwieriger zu entscheiden als irgendwo sonst, weil beim Abwägen der gegenseitigen Beziehung zwischen poetischen Motiven oder Stücken der Erzählung immer das ästhetische Moment mit ins Gewicht fällt. Aber die Schwierigkeit darf uns vom Versuch der Lösung nicht

24) Beispiele s. S. 269. 280. 307. 318. 351. 385 f.

abschrecken. Wenn Ἀργὼ πᾶσι μέλουσα (κ 70) von Benedictus Niese (EHP. 244 f.) für eine jener improvisierten Erfindungen gehalten wird, mit denen die Sänger ihr Publikum zu fesseln wußten und die zu allmählicher Weiterbildung und Neubildung von Sagen Anlaß gaben, während Wilamowitz (HU. 26. 165) die Erwähnung darauf zurückführt, daß eine bereits bestehende, also im Vergleich zu μ ältere Sage dem Dichter bekannt war, so wäre es ja das bequemste, zu sagen: Die Gelehrten streiten; zu wissen gibt es hier nichts. Aber solche unfruchtbare Skepsis wollen wir denen überlassen, die den Wert einer historischen Wissenschaft nach den festgelegten Resultaten schätzen, anstatt nach den lebendig fortwirkenden Problemen. Wer sich fürchtet zu irren, wird nicht viel Wahrheiten finden. In bezug auf Argo hat sich Niese geirrt, indem er ein an sich berechtigtes Erklärungsprinzip (vgl. oben S. 209. 332. 410) auf einen Fall anwandte, in dem der eine Hinweis so durch eine Reihe ähnlicher bestärkt wird, daß man deutlich — in κμ — die Argonautensage als Hintergrund der Dichtung erkennt.

Unter Umständen könnte es sich fügen, daß jede der beiden entgegengesetzten Ansichten etwas recht hätte: wenn ein in den Zusammenhang der Dichtung nachträglich eingesetztes Stück mit Benutzung einer älteren Vorlage gedichtet ist. Beispiele dieses Verhältnisses boten die Aias-Lieder, im besonderen der große Zweikampf in H (S. 198 f. 498), die Διὸς ἀπάτη (S. 346), die πεῖρα in B (S. 507), vielleicht auch die νίπτρα in τ (S. 475). Verwickelter gestalten sich die Beziehungen da, wo zwei Bearbeitungen desselben Motivs uns erhalten sind. Denn da wäre es an sich denkbar, daß das innerhalb der Komposition ältere Stück stofflich jünger wäre, gebildet nach einem älteren, das dann aber erst später, mit Benutzung der Nachbildung nun seinerseits umgestaltet, in das Epos eingegangen wäre. Für ein Paar einander ähnlicher Erzählungen in der Odyssee ist dies geradezu behauptet worden.

In dem Aufenthalt bei Kalypso sieht Eduard Meyer eine alte Variante der Hadesfahrt, Wilamowitz eine durch das Kirkeabenteuer angeregte dichterische Neuschöpfung (GA. II § 67 Anm., dazu oben S. 325; HU. I 2). Wer recht habe, unterliegt hier vollends keinem Zweifel. Ed. Meyer selber fügt hinzu: daß der irrende Held bei seiner Rückkehr die Gattin in äußerster Bedrängnis findet, sei schwerlich ein mythischer Zug, sondern ein weitverbreitetes Märchen, das erst später an Odysseus angeknüpft wurde. Dies

letzte stimmt zu der Ansicht, die sich auch uns, bei Betrachtung des τ, ergeben hat. Wie der Hausherr nach zwanzig Jahren, durch Alter und Leiden unkenntlich gemacht, zu den Seinen heimkehrt, eben noch rechtzeitig, um eine neue Vermählung der Frau zu hindern: das war eine oft gehörte und beliebte Geschichte. Um sie auf Odysseus übertragen zu können, erfand ein Dichter die Verwandlung durch Athene (S. 468); damit war für Alter und Unkenntlichkeit gesorgt. Aber nun mußte noch die Zeit der Irrfahrten verlängert werden; denn auch ein wenig kritischer Hörer konnte, wenn er ein Jahr bei Kirke, einen Monat bei Äolos usw. zusammendachte, Anstoß daran nehmen, daß von der Abfahrt von Troja bis zur Heimkehr zehn Jahre vergangen sein sollten. Und die lange Dauer war hier doch von größter Bedeutung. Deshalb wurde die »Verhüllerin« erfunden, die den zu ihr Verschlagenen sieben Jahre festhält. Diese Auffassung des ε, die von Niese (EHP. 185) gegeben, dann von mir in einer Kritik von Wilamowitz' Untersuchungen genauer begründet worden ist (WklPh. 1885 Sp. 522), paßt aufs natürlichste zu dem, was auch Eduard Meyer anerkennt, daß die Erzählung von dem spät und unerkannt heimkehrenden Herrn erst nachträglich auf Odysseus angewendet worden ist. Voraussetzung aber für Nieses Kombination war und ist seine, auch von Wilamowitz vertretene Ansicht, daß Kalypso keine echte Sagengestalt, sondern von der Phantasie eines Dichters frei erschaffen ist.

Der Beweis hierfür in dem schon zitierten Kapitel der »Homerischen Untersuchungen« beruht zum guten Teil auf einem Vergleich zwischen Kirke und Kalypso. Die Heliostochter, genealogisch und örtlich und nach der Art ihres Wirkens in der Sage befestigt; die Nymphe auf entlegener Insel, nach all diesen Beziehungen ohne Anhalt: »wer den Abstand zwischen Sage und Fiktion nicht zu verstehen vermag, der ermesse ihn an diesem Verhältnis«. So sagt Wilamowitz durchaus richtig. Doch mit unerwarteter Wendung will er auch hier einen Teil seiner eigenen Beweisführung wieder ausstreichen: Kalypso soll zwar eine Nachbildung von Kirke, aber unser Lied von Kirke (κμ) eine Nachbildung unseres Liedes von Kalypso sein. Das ist die Behauptung, auf die hingedeutet wurde und um derentwillen ich hier auf diese ganze Frage eingegangen bin. Die Gründe, mit denen eine so kühne Konstruktion gestützt werden sollte, scheinen mir noch heute so

hinfällig[25]) wie vor 24 Jahren (WklPh. 1885 Sp. 517). Einer, auf den Wilamowitz (S. 119—121) besonders starkes Gewicht legte, wirkt geradezu in entgegengesetzter Richtung: in dem Verse μή τί μοι αὐτῷ πῆμα κακὸν βουλευσέμεν ἄλλο (ε 179 = κ 344) hat das αὐτῷ der Kalypso gegenüber keinen erkennbaren Sinn, während es bei Kirke als Hinweis auf das, was sie den Gefährten des Odysseus angetan hat, vollkommen verständlich ist. Nach erneuter Prüfung aller Umstände kann ich jene an sich unwahrscheinliche Doppelbeziehung von Original und Nachahmung auch hier nicht gelten lassen, sondern muß daran festhalten, daß Kalypso, wie sie der Erfindung nach jünger ist, so auch im Zusammenhang unsrer Odyssee ein späteres Glied als jene.

Das Beispiel zeigt wieder, worauf schon (S. 486 f.) hingewiesen wurde, daß die Vergleichung einzelner Züge oder Szenen ein zweischneidiges Werkzeug der Kritik ist. Zuverlässiger wirkt die gleiche Betrachtungsweise da, wo man ein umfangreicheres Material ins Auge faßt, weil dann durch überwiegende Mehrheit der Fälle ein bestimmtes Verhältnis gesichert werden kann. So hat Albert Gemoll durch sorgfältig gesammelte und scharfsinnig geprüfte Parallelstellen gezeigt, daß die Δολώνεια von der Odyssee mehrfach beeinflußt ist, während im übrigen auch die jüngsten Partien der Ilias immer noch älter seien als die Odyssee in ihrem heutigen Bestande[26]). Allerdings bleiben einige Ausnahmen, die Erklärung verlangen. In drei Fällen sieht sich Gemoll genötigt, weil das Original offenbar auf seiten der Odyssee ist, für die Ilias einen späten Einschub anzunehmen (Υ 235 = ο 251; Ψ 92 nach ω 73 f.; Ψ 813 nach θ 192). Anderwärts ist seine Interpretation anfechtbar. Daß der Dichter von π in den Worten des Eumäos (17 ff.) die des Phönix (I 480 ff.) habe überbieten wollen, scheint mir willkürlich gedeutet; der Gedanke ist in π zwar kräftiger ausgeführt, aber auch klarer.

---

25) Vielleicht inzwischen auch ihrem Urheber, dem ich nicht dadurch unrecht tun möchte, daß ich — trotz HU. 198 — alles, was er damals geschrieben hat, ihm heute noch zurechne. Aber andre haben seine Gedanken und Gedankengänge, auch Gedankensprünge, übernommen, im vorliegenden Falle, selbständiger als andere, Dietrich Mülder, »Analyse des 12. und 10. Buches der Odyssee«, Philol. 65 (1906) S. 193 ff.

26) Alb. Gemoll, »Das Verhältnis des 10. Buches der Ilias zur Odyssee«. Herm. 15 (1880) S. 557 ff.; »Zur Dolonie« ebd. 18 (1883) S. 308 ff.; »Die Beziehungen zwischen Ilias und Odyssee« ebd. 18 S. 34 ff.

Dasselbe gilt für θ 408 f. neben Δ 362 f.; zumal, wenn wir das in der Überlieferung verdunkelte δεννόν wieder einsetzen (oben S. 120), macht die Odysseestelle den Eindruck größerer Ursprünglichkeit. Ist dies aber erst in ein paar Fällen anerkannt[27]), so kommen wir mit dem Hilfsmittel der Athetese der entsprechenden Iliasverse nicht mehr aus. Vielleicht ist die Möglichkeit, daß ein formelhafter Gedanke an einer Stelle der Odyssee passender verwendet sei als in der Ilias, öfter anzuerkennen, als von Gemoll geschieht, der z. B. Ω 673 = δ 302 so erklärt und für ταρπώμεσθα in Ω 636 = ψ 255 das gleiche vermutet, umso glaublicher weil derselbe Vers δ 295 noch einmal vorkommt. Durch das Zusammentreffen von mehr als zwei ähnlichen Stellen wird natürlich die Entscheidung gefördert, weil dann eine zwischen den andern vermitteln kann; Φ 20 f. mit K 483 f., χ 308 f. (= ω 184 f.) und Ψ 62 neben υ 56 f. ψ 344 sind Beispiele hierfür, die Gemoll wohl zu benutzen weiß. Aber dies führt nun zu einer geänderten, grundsätzlichen Fassung der ganzen Aufgabe. Wenn die Odyssee »in ihrem heutigen Bestande« jünger ist als die Ilias, auch als recht junge Teile der Ilias, so bleibt doch zu fragen, ob die Odyssee durch die bereits abgeschlossene Ilias beeinflußt sei oder durch die noch im Fluß befindliche. Wäre das zweite der Fall, so würde es sich damit sehr wohl vertragen, daß das ältere Epos, ehe es endgültig fixiert wurde, auch von dem jüngeren her Einwirkungen erfuhr. Die Stellung des K wäre dann keine ganz einzigartige. Vielmehr hätten wir eine Übergangszeit anzunehmen, in der die letzten Ausläufer des Wachstums der Ilias und das beginnende Wachstum der Odyssee nebeneinander hergingen.

In der Tat glaube ich, daß es so gewesen ist, und werde in dieser Ansicht bestärkt durch das Ergebnis der neuesten, umsich-

27) Weitere Stellen, an denen ich Gemoll nicht beistimmen kann, sind: A 430 ἀπηύρων neben ἀπηύρα δ 646; A 460 ff. gegen γ 457 ff. (Opfer des Chryses, des Nestor); A 481 ff. und β 427 ff. (Abfahrt); B 58 = ξ 152; E 214 = π 102; E 688 gegen ν 44; I 440 f. neben δ 818 (die alte Form ἀγοράων in der Odyssee, in der Ilias die junge Kontraktion ἀγορέων); Λ 705 neben ι 42; P 568 neben γ 52; P 695 f. = δ 704 f. (in der Odyssee mindestens ebenso gut passend wie in der Ilias); Σ 363 = υ 46 (ebenso); Σ 440 f. = τ 257 f. (in der Odyssee besser). In bezug auf die Δολώνεια macht Wilamowitz, während er das Hauptresultat anerkennt, doch einzelne Einwendungen (HU. 14 f. 231).

tigen und eindringenden Untersuchung, die das Verhältnis beider Epen, im besonderen »der Einfluß des Ω auf die Komposition der Odyssee« erfahren hat (Rhein. Mus. 59 [1904] S. 1 ff.). Max Groeger geht dabei von der Beobachtung aus, daß die Handlung des α in ihren Grundzügen der des Ω ähnlich ist: in einer Versammlung der Olympier wird beraten über die Hilfe, die einem vom Unglück Bedrängten gebracht werden soll; eine Gottheit steigt zur Erde hinab, um den Zaghaften zu kühnem Unternehmen zu ermutigen, bei dem sie dann selber ihn geleitet. Und dieser Typus göttlichen Eingreifens wiederholt sich noch mehrmals: Hermes bei Kalypso und auf der Kirkeinsel, Athene in Scheria dem Odysseus den Weg weisend sind Umbildungen der alten Grundform. Ja auch in ν haben wir Ähnliches: Athene erscheint dem Heimgekehrten erst verwandelt, dann sich enthüllend, und bringt ihm Rat und Hilfe. Daß die θεῶν ἀγορά in Ω mehr Inhalt hat als in α, daß Priamos, wenn er ins Lager der Griechen gehen soll, eher des Schutzes bedarf als Telemach auf einer Reise nach Pylos und Sparta, ist sicher, und dabei die Übereinstimmung zwischen Ω und α so groß, daß Groegers Vermutung einleuchtet, Athenens Besuch auf Ithaka sei dem Gange des Hermes zu Priamos nachgebildet. Auch in bezug auf das Auftreten dieses Gottes in κ möchte ich ihm jetzt, anders als früher, beistimmen, nachdem durch die Untersuchung von Jörgensen ein wichtiges Merkmal hinzugekommen ist, in dem sich innerhalb der Apologe das Eingreifen des Hermes von der sonstigen Mitwirkung der Götter abhebt und zugleich als ein fertig übernommenes Motiv darstellt (s. oben S. 518). In den späteren Teilen der Odyssee sind die Anklänge an Ω doch sehr viel geringer; und wer immer noch auf den einen Ton das Ohr gespannt hält, ist in Gefahr andere zu überhören[28]). So wird Groeger hier

28) Auch sonst hätte ich hier und da etwas einzuwenden. Daß in Ω mehr innere Übereinstimmung herrscht als in α, ist richtig; aber Groeger dehnt (S. 10) dieses Urteil auf die ganze Reise des Telemach aus, wo es weniger zutrifft. Den zweiten Teil des β stellt er dem α gleich, über den ersten Teil von β und dessen Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Odyssee will er sich einer Mutmaßung enthalten (S. 19). Das ist denn aber, gegenüber dem was Kirchhoff hier nachgewiesen hat, eine bedenkliche Lücke der neuen Theorie. Auch daß die Säulenhalle in Ω natürlicher sei als in γ (Groeger S. 15) kann ich nicht zugeben; vgl. oben S. 274.

der künstlerischen Leistung des Dichters — die wir im dritten Kapitel zu würdigen gesucht haben — nicht ganz gerecht und zeichnet von seiner Individualität (S. 31 f.) ein zu wenig günstiges Bild. In der Hauptsache ist doch durch diese Abhandlung unsere Einsicht wesentlich gefördert, ein enger Zusammenhang zwischen Ω und der Odyssee überzeugend nachgewiesen. Aus der Art, wie dieselbe Quelle wiederholt benutzt, das aus ihr Geschöpfte an mehrere Stellen verteilt, den Umständen gemäß immer wieder irgendwie modifiziert wird, ist Groeger geneigt auf eine Einheit des Autors zu schließen. Was er darüber sagt, kommt unserer eignen Auffassung nahe. Wenn sich denn aber die Kunst dieses Dichters darin betätigt, daß er ein fruchtbares Motiv mannigfaltig zu entwickeln und umzugestalten weiß, liegt da nicht der Gedanke nahe, daß es kein äußerlich angeeignetes, sondern ein selbstgeschaffenes Motiv gewesen sei? Die Gemeinsamkeit des Ursprungs würde dann das Ω mit umfassen, das ja von der Hauptmasse der Ilias als etwas Besonderes sich abhebt. Es bliebe doch auch wunderbar, daß der Odysseedichter gerade diesen einen, in der Ilias selber isoliert stehenden Gesang zum Ausgangspunkt einer neuen Produktion genommen hat, wenn hier nicht ein bestimmter, lebendiger Zusammenhang bestanden hätte; nicht gerade eine Einheit der Person, aber eine Gemeinschaft der Schule, der Kunstübung. Damit haben wir, wie zuvor angedeutet, einen neuen Anhalt für die Anschauung, daß die Ilias mit ihren jüngsten Teilen doch in die Periode herabreicht, in der die Odyssee entstanden ist.

Noch tiefer herab führt uns Mülder mit seiner Studie »Homer und die altionische Elegie« (Progr. Hildesheim, 1906). Den militärisch und politisch lehrhaften Charakter der Elegie findet er an mehreren Stellen der Ilias wieder, und zwar so, daß ein Stück solches Inhaltes manchmal inmitten einer Szene steht, aus der seine Gedanken nicht erwachsen sein können, weil sie, genau betrachtet, nicht dazu passen, so daß man umgekehrt annehmen muß, die Szene sei »als Illustration und epischer Rahmen« für eine schon vorhandene Mahnrede gedichtet worden (S. 25). Beispiele sind N 108—123 (Diatribe gegen die μεθημοσύνη), N 237 (συμφερτὴ δ' ἀρετὴ πέλει ἀνδρῶν καὶ μάλα λυγρῶν) in einer Ansprache des als Thoas auftretenden Poseidon an Idomeneus. Mehr taktische Regeln als moralische Anforderungen spricht Nestor aus: die Kämpfenden sollen sich nicht damit aufhalten, daß sie einzeln

Beute machen, sondern die erschlagenen Feinde liegen lassen bis der Kampf beendet ist (Z 68 ff.); der einzelne soll sich nicht, sei es vorstürmend oder zurückweichend, von der Masse trennen (Δ 303 ff.); dies wird leichter durchzusetzen sein, wenn überall die Verwandten zusammenstehen (B 362 f.). Wenn solche Ratschläge dem greisen Nestor in den Mund gelegt sind, der sich sogar, um stärkeren Eindruck zu machen, auf die bewährte Praxis früherer Geschlechter beruft (Δ 307 f.), so ändert dies nichts an der Tatsache, daß es in der Ilias in Wirklichkeit ganz anders gehalten wird. Einzelkampf und Einzelberaubung war die Regel[29]. Das A beweist auch dadurch seine späte Entstehung, daß es ein Verfahren voraussetzt, wonach die Beute zusammengehalten und dann verteilt wurde (Mülder S. 33). Irgendwann muß dies eingeführt worden sein. Daß es nicht mit einem Schlage gelang, würden wir, auch ohne das Zeugnis das in Nestors Warnung liegt, annehmen müssen; und es konnte nur gelingen, wenn gleichzeitig von der zerstreuten Kampfart zu einer geschlossenen übergegangen wurde, wie Nestor sie empfahl und wie sie Δ 428 ff. beschrieben wird. Auch Γ 8 f. ist es so: schweigend gehen die Scharen der Achäer in den Kampf, ἐν θυμῷ μεμαῶτες ἀλεξέμεν ἀλλήλοισιν. Nicht kühnes Vor- und schnelles Zurückspringen, sondern das Ausharren in Reihe und Glied ist jetzt die Aufgabe. Vor Abschluß der Ilias, das sehen wir, ist die neue Form des Gefechtes durchgedrungen; und eben diese ist es, auf welche sich die Mahnungen bei Tyrtäos beziehen: Ὦ νέοι, ἀλλὰ μάχεσθε παρ' ἀλλήλοισι μένοντες (10, 15; ähnlich 11, 11). Ἀλλά τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισιν στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών (11,21 f.). Τοὺς δὲ παλαιοτέρους, ὧν οὐκέτι γούνατ' ἐλαφρά, μὴ καταλείποντες φεύγετε τοὺς γεραιούς (10,19 f.). Von der Ilias gehören also nicht nur einzelne Teile, sondern der Plan, der das ganze Gedicht aufgebaut hat — ohne μῆνις ist er ja nicht denkbar[30] —, einer Periode an,

---

29) Das bedarf keines Nachweises. Ich will aber doch dafür, daß die Gefallenen mitten im Gefechte beraubt wurden, ein paar Beispiele hersetzen: Δ 465 f. E 48. 164. 618. Z 28. Λ 110. 334. M 195. N 202. 510. P 83. 60. 125. Vom προμαχίζειν und ἀναχάζεσθαι der einzelnen gibt die zusammenhängende Kampfschilderung, die wir in O gefunden haben, ein anschauliches Bild (oben S. 435 ff.).

30) Wie das Streben, den Achill an Kraft und Schönheit und jeglichem Verdienst allen anderen Helden überzuordnen, an verschiedenen

deren Kampfesweise von der des ritterlichen Zeitalters, das einst den Heldengesang erzeugt hatte, wesentlich verschieden war, dagegen mit derjenigen übereinstimmte, die in der ionischen Elegie vorausgesetzt wird.

Ist dies aber so — und durch Mülder scheint es mir unwiderleglich bewiesen — so dürfen wir uns nicht wundern, auch sonst in der Ilias Gedanken zu begegnen die uns in den Vorstellungskreis der Elegie versetzen. Eine Situation, zu der Poseidons Strafrede in N passen würde, findet Mülder bei Kallinos: Μέχρις τεῦ κατάκεισθε; κτλ. Von größter Wichtigkeit aber ist die Beziehung zwischen den Worten, mit denen Priamos den Sohn vom Kampfe zurückzuhalten sucht, und denen, durch die Tyrtäos das Heer zum Kampfe anspornt. Jener schildert in steigender Erregung, wie, wenn Hektor den übermächtigen Feind zu bestehen wage und ihm erliege, auch die Stadt bald fallen werde, wie ihn, den greisen Herrscher, die Hunde zerfleischen werden. Mit grausiger Phantasie malt er das Bild aus (X 71 ff.):

— — — νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν
ἀρηικταμένῳ, δεδαιγμένῳ ὀξέι χαλκῷ
κεῖσθαι· πάντα δὲ καλὰ θανόντι περ, ὅττι φανήῃ.
ἀλλ᾽ ὅτε δὴ πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον
αἰδῶ τ᾽ αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος,
τοῦτο δὴ οἴκτιστον πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Daß er in der Verwirrung etwas sagt, was den Sohn eher vorwärtstreiben müßte — νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν ἀρηικταμένῳ — dürfen wir dem Geängsteten zu gute halten. Überlegte Ethopoiie ist der Ilias überhaupt und vollends dem X nicht fremd (S. 446. 482). So könnte es des Dichters Absicht gewesen sein, den Seelenzustand des Unglücklichen zu malen, der in der Verzweiflung, da er sieht daß alle Vorstellungen nichts fruchten, zu Motiven greift, die nicht recht passen, die in andrer Lage erdacht und erprobt sind. Irgendwo erdacht und erprobt müssen sie doch sein. Und eine Situation, in der das geschehen sein kann, bietet Tyrtäos (10, 21 ff.):

Stellen hervortritt, hat Müller (S. 21 f.) gut dargetan; auch dies in der ganzen Entwicklung des Heldengesanges wohl etwas Sekundäres, in der Ilias ein Zubehör des für sie grundlegenden Gedankens.

αἰσχρὸν γὰρ δὴ τοῦτο, μετὰ προμάχοισι πεσόντα
κεῖσθαι πρόσθε νέων ἄνδρα παλαιότερον,
ἤδη λευκὸν ἔχοντα κάρη πολιόν τε γένειον,
θυμὸν ἀποπνείοντ᾽ ἄλκιμον ἐν κονίῃ,
αἱματόεντ᾽ αἰδοῖα φίλαις ἐν χερσὶν ἔχοντα —
αἰσχρὰ τά γ᾽ ὀφθαλμοῖς καὶ νεμεσητὸν ἰδεῖν —
καὶ χρόα γυμνωθέντα· νέοισι δὲ πάντ᾽ ἐπέοικεν,
ὄφρ᾽ ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ·
ἀνδράσι μὲν θηητὸς ἰδεῖν, ἐρατὸς δὲ γυναιξίν,
ζωὸς ἐών, καλὸς δ᾽ ἐν προμάχοισι πεσών.

Also wäre die Elegie des Tyrtäos eine Quelle für Homer gewesen? Mülder hat diese Folgerung gezogen, Carl Rothe bekämpft sie mit Lebhaftigkeit, ja mit Entrüstung[31]. Dasselbe wird vollends jeder tun, der für die Hypothese von Eduard Schwartz gewonnen ist, daß die Gedichte des »Tyrtäos« in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges entstanden und einem Spartiaten nur in den Mund gelegt seien. In der Tat zeigen sie, zumal mit denen Solons verglichen, einen auffallenden Mangel an bestimmtem historischem Hintergrund, so daß die Vermutung, das Ganze sei nur eine Fiktion, wohl nahe gelegt wird. Daß bei einer solchen auch alter Bestand ionischer Poesie verwertet sei, würde man doch annehmen müssen. Und nun hat Wilamowitz, von einer Darstellung der historischen Verhältnisse im 7. Jahrhundert ausgehend, alles, was unter Tyrtäos' Namen überliefert ist, mit scharfem zugleich und empfänglichem Blicke durchmustert, und erkannt: daß darin zwar vielfache Erweiterung und Nachdichtung, ähnlich wie bei Theognis, aber auch ein älterer Kern enthalten ist, und daß dieser zu der politischen und militärischen Lage Spartas um 650 aufs beste paßt[32]. »Die Philologie stellt her, indem sie zu zerstören scheint«, sagt Wilamowitz mit Recht. In folgerichtiger Durchführung der von Schwartz begonnenen kritischen Betrachtung wird Tyrtäos erst eine recht greifbare Gestalt, der Dorer, der spartanische Krieger zum Kampfe

31) Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin, 33 (1907) S. 294 ff.; vgl. oben S. 489.

32) Ed. Schwartz, Tyrtäos. Hermes 34 (1899) S. 428 ff. — Wilamowitz in den Untersuchungen über »die Textgeschichte der griechischen Lyriker« (Abhandlungen der Göttinger Gesellsch. der Wiss., philol.-hist., N. F. IV Nr. 3, 1900) S. 97 ff.

gegen die abgefallenen Messenier führte und sich für die Lieder, mit denen er sie ermunterte, der Formen ionischer Dichtung bediente.

Zu den echten Stücken rechnet allerdings Wilamowitz gerade die Elegie (Τεθνάμεναι γὰρ καλόν), die mit X in Vergleichung steht, nicht; dagegen in einer anderen (Ἀλλ' Ἡρακλῆος γὰρ ἀνικήτου γένος ἐστέ, bei Bergk 11) findet er unter anderen Merkmalen des Alters auch eins, das durch eine innere Beziehung zu Homer wichtig ist. Eine Stelle scheint den Gebrauch des mykenischen Schildes, wie Aias ihn führte, vorauszusetzen — deutlich 24: ἀσπίδος εὐρείης γαστρὶ καλυψάμενος —, während freilich gleich darauf (31 ff.) die geschlossene Stellung der Phalanx beschrieben wird, die im Zusammenhang mit der späteren Bewaffnung aufkam. Wir haben also hier innerhalb des einen Gedichtes dieselbe Mischung verschiedener, zeitlich getrennter Kampfarten, die im großen die Ilias zeigt, und die dort für Mülder ein Hauptanlaß gewesen ist, von Homer zur altionischen Elegie eine Brücke zu schlagen. Auch der Wortlaut bei Tyrtäos (καὶ πόδα πὰρ ποδὶ θεὶς καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας, ἐν δὲ λόφον τε λόφῳ καὶ κυνέην κυνέῃ) erinnert an eine bekannte homerische Schilderung (Π 212 ff.). Wilamowitz nimmt an (S. 114), der dorische Anführer habe — um 650 — sein Gedicht »noch unter den Sitten der [mykenischen] Bewaffnung verfaßt, die in Athen schon im 8. Jahrhundert überwunden war«. Das glaube ich doch nicht; dazu ist die Hindeutung auf den Turmschild gar zu vereinzelt, die Beschreibung modernerer Ausrüstung und Aufstellung zu sehr überwiegend. Wahrscheinlich deshalb, daß Tyrtäos diese Beschreibung aus der Sitte der eignen Zeit geschöpft, jenen altertümlichen Zug von seinen poetischen Vorbildern übernommen hat. Solche muß er doch gehabt haben; die Dichtweise der ionischen Elegie muß längst ausgebildet und befestigt gewesen sein, ehe ein Dorer im Peloponnes sie anwenden konnte. Daß dadurch der Ursprung dieser Dichtungsgattung weiter hinauf gerückt wird, hebt auch Wilamowitz hervor (S. 117). Um so weniger darf es befremden, wenn wir ein Stück ionischer Elegie, das Lykurg in der Leokratea dem Tyrtäos zuschreibt, mit einem Gesange der Ilias in der Absicht vergleichen, nur aus der Art der gegenseitigen Beziehungen das Altersverhältnis zu bestimmen.

Rothe meint, die Übereinstimmungen im Wortlaut sprächen bei genauer Prüfung eher für Abhängigkeit auf seiten der Elegie:

der dort häßlich vergröberte und dabei ganz individuelle Zug, daß der Tote αἱματόεντ᾽ αἰδοῖα in Händen hält; die durch das Metrum notwendig gewordene Zerstörung des schönen und natürlichen Gleichklanges πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον (X 74); der harte Wechsel des Numerus in νέοισι und dem was von ἔχῃ an folgt (Tyrt. 27 ff.). Was den ersten Punkt betrifft, so ist gerade das Individuelle dieses Zuges ein Zeichen von Selbständigkeit; daß darin zugleich etwas sehr Altertümliches liegt, ein Versuch, die Seele des Toten, die als Erinys Rache üben könnte, zu schwächen und dabei zu täuschen, als habe er selber die Verstümmlung vollzogen, scheint aus Bemerkungen von Weicker (Der Seelenvogel, S. 3) hervorzugehen. Ob die Wiederholung desselben Attributes oder der Wechsel λευκόν—πολιόν schöner und echter sei, ist Sache subjektiven Empfindens. Der Plural νέοισι endlich stört in der Tat etwas. Aber das beweist nichts für eine Entlehnung aus dem X. Dort steht ja der Singular, und diesen hätte der Verfasser der Elegie ohne Schwierigkeit beibehalten können: νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν. Wenn er also überhaupt nachgeahmt hat, so ist wohl nicht die Homerstelle das Original gewesen.

Damit ist eine Möglichkeit berührt, die vielleicht auch hier der Wahrheit näher kommt. Beide Dichter hätten ein gemeinsames Vorbild gehabt, der Verfasser des X hätte den Wortlaut etwas geschickter benutzt, Tyrtäos wäre dem Sinn treuer geblieben; die Verwendung, die er dem Hauptgedanken gegeben hat, entspräche dem Zusammenhang, aus dem dieser anderswo erwachsen war, besser, als die Umgebung in die Homer ihn gebracht hat. Ob man aber so das Verhältnis fassen will oder direkte Entlehnung — in X, aus der Elegie — annehmen, macht für das Endergebnis diesmal keinen großen Unterschied. Bestehen bleibt, was sich aus der Untersuchung von Mülder und aus der älteren von Wilamowitz unausweichlich ergeben hat: fast mit Augen sehen wir, wie die Ilias noch wird in einer Zeit, in der schon die Elegie wurde.

Ein wichtiges Resultat, das uns noch zu denken geben soll. Nicht ohne weiteres läßt es sich in die herrschenden Vorstellungen einordnen; ja es kann verlangen, daß diese Vorstellungen von ihm aus neu geordnet werden. Daß der in ihrem Hauptbestande geschlossenen Ilias immer noch neue Glieder hinzugewachsen sind, die nun als »Interpolationen« empfunden werden, wußten wir

wohl. Von dieser Art sind, in kleinstem Maßstabe, die Verse Ω 614—617, die das Felsenbild einer weinenden Frau am Sipylos-Berge beschreiben, oder, in etwas größerem Umfang, die Abschnitte in Π und Ρ, die Panthoos' Sohn Euphorbos, den Heldenjüngling, einführen, wie er zum Falle des Patroklos mitwirkt und gleich darauf selber dem Speere des Menelaos erliegt. Robert hat glücklich vermutet, daß die Panthoiden ein historisches Fürstengeschlecht waren, dessen Ruhm der Sänger zum Dank für freundliche Aufnahme, ähnlich wie den der Antenoriden, dadurch verherrlichen wollte, daß er von den Vorfahren Großes erzählte (Stud. z. Il. 392. 387). Das war dieselbe Rücksichtnahme auf einen vermuteten — oder gar ausgesprochenen? — Wunsch der Zuhörer, wie sie Radloff bei den Karakirgisen erlebt hat[33]. Idomeneus und die Kreter waren nicht mit vor Ilios; erst nachträglich sind sie in diesen Sagenkreis und in die Handlung unseres Epos eingefügt worden (vgl. oben S. 196). Dazu stimmt es denn gut, daß jene der Elegie verwandten kriegerischen Mahnreden sich besonders reichlich im Ν finden, das man nicht mit Unrecht eine Aristie des Idomeneus genannt hat[34]. Aber in der Ἕκτορος ἀναίρεσις haben wir ein Kernstück, wenn auch wohl nicht der troischen Sage, doch der Ilias, wie sie sich auf deren Grunde gebildet hat; und in diesem Stücke tritt neben ionischer Bewaffnung (oben S. 272) nun auch ein Gedankenelement hervor, das in einer für nachhomerisch geltenden Dichtung sei es einen älteren Seitenzweig oder gar seinen Ursprung hat.

Von solcher Erkenntnis ist immer noch ein weiter Weg bis zu der Ansicht, die Michel Bréal in einem etwas allzu phantasiereichen

33) Radloff (in dem oben S. 433 zitierten Werke) S. XIV berichtet: in der Schilderung der Kämpfe, die er zu hören bekam, sei Manas durchweg als Freund des Weißen Zaren (des russischen Kaisers) dargestellt worden. »Der Zar greift überall in den Gang der Ereignisse als han- »delnde Persönlichkeit ein. Diese Einflechtung des Zaren ist nur durch »meine Anwesenheit veranlaßt; der Sänger meinte, der russische Beamte »könnte es übel nehmen, daß Manas auch die Russen besiegt habe, und »sorgte also für eine für mich angenehme Abänderung.«

34) Etwas anders urteilt Mülder S. 15, der auch hier nicht eine Erweiterung, sondern ein Stück in dem Plane des einen und eigentlichen Dichters der Ilias zu sehen glaubt. Nach dem, was für Κ, Ι, Θ, Ω klar zutage liegt (oben S. 501 ff.), kann ich mich dieser Auffassung nicht anschließen.

Buche[35]) vertritt: noch im Anfang des 6. Jahrhunderts, kurz vor Peisistratos, habe die Ilias ihre letzten Erweiterungen erfahren; geschaffen aber sei sie — *l'ensemble des oeuvres placées sous le nom d'Homère* — frühestens im Beginn des 7. Jahrhunderts, ja vielleicht erst zur Zeit des Alyattes oder Krösos. Eine längere Dauer mündlicher Überlieferung könne man für ein so umfangreiches und dabei im wesentlichen gut erhaltenes Werk nicht annehmen. Maurice Croiset hat dem lebhaft widersprochen und als untere Grenze sogar für das jüngere der beiden Epen die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. nachzuweisen gesucht[36]). Die Argumente, deren er sich bedient — das Fehlen gewisser sittlicher und religiöser Anschauungen in der Odyssee, Beziehungen auf sie wie auf die Ilias bei Archilochos, Alkman, Alkäos — haben ihr Gewicht, obwohl die genannten Dichter an Homer erinnern und ihn zitieren konnten, auch wenn seine Werke noch nicht den letzten Abschluß erreicht hatten. Andrerseits enthalten doch auch Bréals Ansätze etwas Wahres. Eine Einigung wird dadurch erschwert, daß man denselben Namen in ganz verschiedenem Sinne gebraucht. »Homers Werke« sind unsere Ilias und unsere Odyssee; »homerische Poesie« aber war schon die, welche den homerischen Stil geschaffen hat, zu einer Zeit da die Äoler noch in Thessalien wohnten und den Olymp vor Augen hatten. Über Jahrhunderte erstreckt sich die Entwicklung, aus der ein Niederschlag zuletzt festgelegt wurde. Weder die Ilias, die wir lesen, noch auch wohl ein in der Anlage ihr ähnliches Werk hat je bestanden ohne den Gegensatz der beiden Fürsten, Achill und Agamemnon; Lieder aber, in denen jeder von ihnen für sich einst verherrlicht wurde, muß es vorher gegeben haben (oben S. 212. 214). Denn der Plan, sie durch die μῆνις zusammenzufassen, ist jung. Wie er entstanden sein mag, darüber hat Croiset (p. 611), Gedanken von Paul Girard frei verwertend, mit feinem Sinn und psychologischem Verständnis eine Reihe von Vermutungen aufgestellt. Bréal dagegen hält von jenen frühen Zeiten poetischen Schaffens die Betrachtung mit Bewußtsein fern (p. 85). Er weiß zwar, daß die Ilias einen kollektiven Charakter trägt,

---

35) Bréal, Pour mieux connaître Homère (Paris, Hachette, 1906), p. 63. 84. 36 s.

36) Croiset, La Question homérique au début du XX. siècle. Rev. des deux mondes 41 (1907) p. 605 s.

daß in sie auch altertümliche Stücke eingegangen sind (p. 46. 48); das aber was ihn beschäftigt, die Ilias, die zu verstehen er seinen Lesern helfen will, deren Alter er feststellen zu können meint, ist eben das Sammelwerk selbst, die grundlegende Tat einer bedeutenden Dichterkraft. Daß bei ungleicher Fragestellung die Antworten nicht übereinstimmend ausfallen, ist natürlich. Und das gilt nicht nur für die Meinungsverschiedenheit der beiden französischen Gelehrten. Die Wissenschaft aber muß nach allen Richtungen und von allen gegebenen Punkten aus weiter zu dringen suchen.

SCHLUSZ.

Fassen wir denn noch einmal das Gesamtproblem ins Auge! Wie die vorher gewonnenen Ergebnisse über die erste Niederschrift, die Dialektmischung, den historischen Hintergrund der Ereignisse, über Kulturstufen und Götterwesen, epischen Stil, alle in den Untersuchungen der beiden letzten Kapitel zusammengewirkt haben, ist deutlich. In fast all diesen Beziehungen haben die vierzehn Jahre, die zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Buches liegen, wertvolle Arbeiten gebracht. Indem ich diese, wie früher, aufmerksam prüfend begleitete, zugleich aber, erst mit meinen Schülern, dann mit Studenten, den Homer immer wieder las und zu erklären suchte, glaube ich in der Erkenntnis dessen, was in ihm lebt, in der Anschauung der Schichten und Stufen seines Wachstums ein Stück vorwärts gekommen zu sein. Trotzdem, oder eben deshalb, möchte ich es nicht wieder unternehmen, zum Schluß für jedes der beiden Epen den Aufbau in seinen Grundzügen darzustellen. Solches Ziel ist ferner gerückt, je mehr ich mich ihm zu nähern suchte. Deshalb habe ich den Inhalt des ehemaligen letzten Kapitels, »Ilias und Odyssee«, aus dem Rahmen, den der Zusammenhang der Dichtung geboten hatte, herausgenommen, und in die prinzipiellen Erörterungen verarbeitet, die erweitert und vertieft worden sind. In ihnen liegt, noch mehr als das erste Mal, doch dem ursprünglichen Grundgedanken des Buches umso mehr entsprechend, die eigentliche Absicht meiner Arbeit. Daß nach diesem Verfahren oft dasselbe Stück der Dichtung an verschiedenen Stellen besprochen ist, mag äußerlich unbequem sein; für eine gleichmäßige Würdigung der mannigfaltigen Gesichtspunkte, die überall in Betracht kommen, liegt darin eher ein Vorteil.

Buch I und II sind auf der alten Grundlage weitergeführt, das dritte ist fast ganz neu hinzugekommen. Hier galt es, bei dem Mißtrauen gegen die Kompositionskritik, zu dem ich in ähn-

lichem Sinne wie Rothe gelangt war, nicht stehen zu bleiben, sondern Merkmale zu suchen, nach denen sich eine berechtigte, mit der Wirklichkeit Fühlung haltende Analyse von subjektiven, den Dichter und sein Werk meisternden Hypothesen unterscheiden ließe. Zu diesem Zweck ist der Stil des Epos im ganzen, die stilistische Eigenart der Odyssee, der Ilias eingehender gewürdigt, dann aber die Kritik der Kritik so geführt worden, daß es immer darauf ankam, zu erkennen: wie müssen wir die Frage stellen?

Die Hauptfrage — Vielheit oder Einheit? — trägt heute gegen einst ein völlig verändertes Gesicht. Darf ich noch einmal auf die Jugendarbeit meines Vaters, deren an gegebener Stelle gedacht wurde, zurückkommen? »Die Verschiedenheit der Ansichten«, so schrieb er, »bezieht sich offenbar nicht auf das Vorhandensein »oder Nichtvorhandensein einheitlicher Elemente in der Ilias, son»dern auf die Frage, wie ihr Vorhandensein zu erklären ist«. Nach dieser Erklärung suchen wir immer noch. Und dabei hat sich mehr und mehr die Grundansicht befestigt, die am klarsten wohl von Erwin Rohde ausgesprochen war: die Einheit des Planes steht weder am Anfang, so daß wir nur Überarbeitung und Interpolationen abzulösen brauchten um zur Urilias zu gelangen, noch am Ende, so daß disparate Elemente zuletzt erst und nachträglich in eine innere Beziehung gebracht wären, sondern, schon auf ionischem Boden, in der Mitte des Verlaufes. Zu erkennen, was nachher hinzugekommen ist, was für Schicksale und Wandlungen die Gesamtmasse noch durchgemacht hat, ehe sie zum ersten Mal aufgeschrieben wurde, welchen Anteil etwa an ihrer endgültigen Gestalt die Männer gehabt haben, denen — in Athen — das Geschäft des Ordnens und Aufschreibens übertragen war: das ist der eine Teil der großen Aufgabe. Der andere ist schwieriger und freilich auch bedeutender: den spürenden Blick weiter rückwärts zu lenken zu den ältesten Anfängen des äolischen Heldengesanges in Thessalien und, wenn es gelingen mag, eine Anschauung davon zu gewinnen, wie die zunächst im Munde des Volkes, dann in dem der Sänger fortlebenden Erinnerungen der Heldenzeit von den ersten kindlichen Versuchen dichterischer Gestaltung an durch gesteigerte Kunstübung sich allmählich so weit entwickelt haben, daß ein kühner Geist den schöpferischen Gedanken fassen konnte, eine Mannigfaltigkeit von Personen und Ereignissen um ein beherrschendes poetisches Motiv zu gruppieren.

Wenn diese beiden, zeitlich und sachlich getrennten Aufgaben klar auseinander gehalten werden, so wird der Begriff »Volkspoesie« weder, wo er nicht hingehört, Verwirrung stiften, noch in Gefahr sein da verkannt zu werden, wo er in seinem Rechte ist. Daß wir von der Art solcher Dichtung und von ihrem Übergang in die Tätigkeit eines berufsmäßigen Sängerstandes uns einigermaßen eine Vorstellung machen können, danken wir den feinen und reichen Beobachtungen, die Radloff aus lebender Heldensage gesammelt hat. Die Periode des Volksgesanges, so führt er aus, kann weder dichterische Individualitäten noch eine größere Komposition hervorbringen. Eins ist durch das andre bedingt. »Zur Schöpfung eines Gesamtepos bedarf es einer Individualität, »die in sich den Gesamtstoff der epischen Periode zu einem Ganzen »verarbeiten kann, und solche Individualitäten vermag nur die »Kultur zu schaffen. Der Kulturmensch kann aber nur dann das »Fühlen und Denken des Volkes zu einem solchen Gesamtbilde »vereinigen, wenn dem ganzen Volke dieses Gesamtbild in Teil»bildern noch vorschwebt, d. h. wenn er als wirklicher Aöde noch »an der Schöpfung der Episode mitzuarbeiten vermag«. — Also auf der Scheide zweier Zeitalter müßte der stehen, der ein Gesamtepos schaffen sollte. Und so, auf der Scheide zweier Perioden, aus der versinkenden die Fülle des noch lebenden Stoffes schöpfend, von der aufsteigenden mit hellerem Bewußtsein und geschulter Kraft des Bildens ausgerüstet, so stand Homer, wenn wir dem diesen Namen geben, in dessen Geiste der Gedanke einer Ilias erwacht ist. Eben deshalb aber, weil er mit seinem Denken noch in die frühere Periode hineinreicht, können wir durch ihn eine Ahnung auch davon noch gewinnen, wie sich auf den vorhergehenden Stufen die Einheit vorbereitet hat.

Denn sehr allmählich ist es dahin gekommen, daß eine Zusammenfassung möglich wurde. Eine wie schwere Errungenschaft das war, davon legt eben der eigentümliche Zustand der Epen noch Zeugnis ab: unverkennbar beabsichtigter Zusammenhang im großen wie im kleinen und daneben eine Fülle kleiner und großer Widersprüche. Unser Befremden hierüber rührt daher, daß wir gewohnt sind den bewußten und beabsichtigten Zusammenhang uns wie den eines Buches zu denken, das nach klarem Plane ausgearbeitet ist. So gab es für Kirchhoff und für die, welche seine Methode auf die Ilias übertrugen, gar keinen Zweifel, daß

die gesonderten Bestandteile, deren nachträglicher Zusammenschluß erwiesen werden sollte, selber schon gerundete Dichtungen gewesen seien, die Anfang Mitte und Ende hatten. Statt dessen müssen wir versuchen uns Gruppen von Liedern vorzustellen — K, I, M, auch β, sind noch Beispiele solcher Lieder —, die zwar der festen Umrahmung und der lückenlosen Übergänge entbehrten, aber durch Gemeinsamkeit des Inhaltes verbunden waren und ungefähr auch den Stufen einer fortlaufenden Handlung entsprachen. Wir empfinden diesen Gedanken, den am deutlichsten Maurice Croiset erkannt hat, zunächst wie eine Aufforderung zur Unklarheit. Aber das ist dann keine unklare Vorstellung, sondern die Vorstellung von etwas Unklarem, das wirklich existiert hat. Aristoteles (Poet. 8) rühmt an Homers Werken die Einheit des Planes, und mit Recht, mit allergrößtem Rechte. Das beweisen gerade die Unvollkommenheiten, mit denen die Ausführung noch behaftet ist — gegen die wir nicht die Augen verschließen wollen; denn sie sind Zeugnisse geistiger Arbeit, ja einer geistigen Tat, die hier zum ersten Mal für das Kulturleben, das mit den Griechen beginnt, vollbracht worden ist. Wie die Einheit der Ilias entstanden sei, fragt man immer; aber das ist nicht genug. Es muß gefragt werden, wie an ihr und mit ihr der Gedanke der Einheit eines poetischen Kunstwerkes überall erst erwachsen ist.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 19 Z. 8 Komma am Ende zu tilgen.
Z. 5 v. u. ein »der« zu tilgen.
S. 25 Z. 5 f. ein »sein« zu tilgen.
S. 177 Z. 8 lies ϑ 304 statt 104.
S. 212 Z. 5 v. u. lies »unsrer« für »unsres«.
S. 287 Z. 14 lies »Agamemnon«.
S. 410 Z. 4 lies »V 3« statt »V 5«.

Zu S. 12 ff. Agar, »Homerica. Emendations and elucidations of the Odyssey«, Oxford 1908, ist für meine Arbeit noch nicht benutzt worden.

Zu S. 79 ff. Bechtels Buch über die Vokalkontraktion habe ich inzwischen WklPh. 1909 S. 57 ff. eingehender gewürdigt, Richtiges und Falsches darin zu scheiden gesucht.

Zu S. 94. 97. Diese Abschnitte waren bereits gedruckt, als die Abhandlung von Ferdinand Sommer, »Zur Griechischen Prosodie«, Glotta I (1908) S. 145—240, erschien. Auf Grund derselben werden meine Ausführungen revidiert werden müssen, besonders in bezug auf die Beurteilung der Kontraktion in der Thesis des vierten Fußes.

Zu S. 195 ff. Gegen Dümmler und Bethe wendet sich Crusius in seinem Aufsatz über »Sagenverschiebungen« (1895) S. 761 ff. 771 ff., der mir leider erst bekannt geworden ist, als der Druck dieses Buches zum größten Teile vollendet war. Nur auf die mich unmittelbar betreffenden Abschnitte bin ich hier (zu S. 223 ff.) nachträglich eingegangen.

Zu S. 196 f. Daß in dem, was Andromache von ihrer Vaterstadt erzählt, eine alte Sage benutzt ist, die aus dem phthiotischen Theben stammte, hat in sorgfältiger Untersuchung Friedrich Staehlin genauer begründet und in ein Gesamtbild von der Entwicklung des Heldengesanges eingeordnet: »Das Hypoplakische Theben. Eine Sagenverschiebung bei Homer.« Progr. des K. Wilhelms-Gymn. in München, 1907.

Zu S. 223 ff. Es war immer mein Wunsch gewesen, daß die Bedenken, welche gegen die Argos-Hypothese vielfach gehegt werden, einmal im Zusammenhange dargelegt würden, damit ich mich mit ihnen auseinandersetzen könnte. Erst nachträglich sehe ich, daß dies geschehen ist durch Otto Crusius in einem Aufsatz über »Sagenverschiebungen« (Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. [1905]; S. 752 ff.). Ich

bespreche seine Einwendungen nach der Reihenfolge der vier Argumente, gegen die sie gerichtet sind.

1. Meine ganze Schlußreihe, meint Crusius (S. 753), hänge in der Luft, weil sich ihr Ausgangspunkt, »die sagengeschichtliche Untrennbar-»keit des Feindespaares Achilleus und Agamemnon, auf den ersten Blick »als ganz und gar hypothetisch erweise«. Mag sein; aber wer nötigte den Beurteiler, bei einem ersten Blicke stehen zu bleiben? Solange er meine Behandlung dieses Verhältnisses nicht genauer ansieht und das, was ich wirklich gesagt habe, nicht mit Gründen widerlegt, sondern sich begnügt, Forscher zu nennen die darüber anders denken, könnte ich ein Eingehen auf diesen Punkt eigentlich ersparen. Ich will aber einmal annehmen, die Ansicht von Eduard Meyer, der Crusius sich anschließt (S. 789), wäre richtig und Agamemnon hätte in der troischen Sage einen ursprünglicheren Platz als Achill (vgl. vorn S. 528. 533): dann müßten die Lieder, in denen er zuerst besungen worden war, ja erst recht äolische gewesen sein. Denn der ganze Heldengesang der Griechen ist, soweit wir ihn zurückverfolgen können, äolischen Ursprungs. Wer eine voräolische Entwicklungstufe der troischen Sage behauptet, muß, wenn er für das was er sagt Beachtung verlangt, irgend welche Spuren dieser Entwicklung in der Ilias nachweisen. Das hat Eduard Meyer unterlassen (s. vorn S. 203. 206. 212) und Crusius nicht nachgeholt.

2. Mit bezug auf Aulis fügt er noch die Nachricht bei Strabon IX p. 401 hinzu, daß gerade von dort der äolische Kolonistenzug ausgegangen sei, erklärt dann aber, dies alles bedeute nichts, weil ja Aulis gar nicht in der Präsumptivheimat Agamemnons liege (S. 754). Allerdings nicht; aber es liegt in altäolischem Sprachgebiet, gibt also einen weiteren Anhalt dafür, daß die Agamemnon-Sage, in der es eine wichtige Stelle einnimmt, äolischer Herkunft ist. Daß nicht nur Thessalien sondern auch die mittelgriechischen Landschaften an den Liedern, welche die äolischen Eroberer nach Asien mitbrachten, einen beträchtlichen Anteil gehabt haben, ist — für solche, die daran etwa zweifeln — in meiner zweiten Auflage (S. 195 ff.) gezeigt. Crusius findet es »bedeutsam, daß wir hier [in Aulis] an der Brücke zur ionischen Welt stehen«. Wenn er sich bei »bedeutsam« etwas Bestimmtes gedacht hat, so kann es nur bedeuten, daß die Erzählung von der Zusammenkunft und dem Opfer in Aulis zu denjenigen Stücken der Sage gehöre, in denen ein Anteil der Ionier hervortritt. Sie würde also entweder in die ionische Periode des Epos oder in die Zeit des Überganges zu ihr gesetzt werden müssen — von demselben Gelehrten, der sich als Anhänger der »konservativen Gesamtauffassung« Eduard Meyers bekennt, nach welcher das Bild der großen Heerfahrt, die der mykenische Herrscher von Aulis aus unternahm, ein Erbstück aus voräolischer Zeit sein soll.

3. Meine Verwertung des Beiwortes ἱππόβοτον bekämpft Crusius mit dem Nachweis, daß es auch in Argolis Pferde gegeben habe. Warum nicht? Ob sie aber in dem wirtschaftlichen und kriegerischen Leben der Bewohner eine solche Rolle gespielt haben, daß danach die Landschaft

benannt werden konnte, darauf kommt es an. Außer »Argos« und dem thessalischen Trike (Δ 202) führt noch Elis (φ 347) dasselbe Epitheton. Daß die »physikalisch-geologischen Verhältnisse« dieser Landschaft — von der Landschaft, nicht von der Stadt spricht Homer — »von denen der Inachos-Stadt nicht sonderlich verschieden gewesen sein werden«, vermutet Crusius (S. 756); da er aber nicht das Geringste anführt, um solche Vermutung zu stützen, so können wir sie auf sich beruhen lassen. Daß die breite Küstenebene von Elis (εὐρύχορος bei Homer) zur Rossezucht und zum Rossetummeln vorzugsweise geeignet war, dafür spricht das Gestüt, das ein Ithakesier dort hatte (δ 635 f.), dafür die Sage von Önomaos, dafür die Einrichtung der olympischen Spiele. Auch als Heimat der Kentauren galt ein eleisches Gebirge neben dem thessalischen (u. a. Apollodor II 91). So können wir uns nicht wundern, wenn Elis ἱππόβοτος genannt wird. Dagegen über Ἄργος ἱππόβοτον haben sich schon die alten Homer-Erklärer gewundert, und haben vergebens versucht den Sprachgebrauch ins klare zu bringen. Schol. *A* zu Z 152 will den Beinamen durchweg auf das peloponnesische Argos beschränken; Schol. *B* zu Γ 258 (= 75: Ἄργος ἐς ἱππόβοτον καὶ Ἀχαιΐδα καλλιγύναικα) hält es an dieser Stelle für richtiger, unter Ἄργος Thessalien zu verstehen. Strabon hat auf eine Scheidung verzichtet; die von mir schon früher zitierte Auseinandersetzung, in der er die Epitheta auf die beiden Argos zu verteilen sucht, schließt mit der rein tatsächlichen Feststellung: ἱππόβοτον δὲ καὶ ἵππιον κοινῶς εἴρηκε (VIII p. 370). Sollen auch wir uns dabei beruhigen? Vielmehr müssen wir fragen, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß dasselbe Beiwort den beiden ihrer Beschaffenheit nach so verschiedenen Argos gleich ursprünglich und selbständig zugehörte; und, wenn das höchst unwahrscheinlich ist, weiter: in welchem der beiden es auf natürlichere Art entstehen konnte? Die Antwort findet Crusius nun wohl selber. Übrigens scheint sich auch eine ausdrückliche Erinnerung daran, daß der Beiname ἱππόβοτον im peloponnesischen Argos eigentlich nicht heimatberechtigt war, erhalten zu haben, durch Hellanikos: τελευτησάντων αὐτῶν (Iasos und Pelasgos) ὁ νεώτατος ἀδελφὸς Ἀγήνωρ ἐπεστράτευσε τῇ χώρᾳ, πολλὴν ἵππον ἐπαγόμενος, ὅθεν ἐκλήθη ἱππόβοτον μὲν τὸ Ἄργος ἀπὸ τῆς Ἀγήνορος ἵππου, ἀπὸ δὲ Ἰάσου Ἴασον (Schol. *A* zu Γ 75).

4. Damit ist im Grunde schon der letzte Punkt berührt, der, den Crusius (S. 753) von vornherein ausschalten zu können gemeint hat, weil der »Zweifel über die Korrektheit des Gebrauches von Ἄργος in einigen homerischen Versformeln besten Falls nur eine stützende Analogie« biete. Hätte er sich nicht auch hier mit dem ersten Blicke begnügt, so würde er erkannt haben, daß es sich nicht um Zweifel an der Korrektheit des homerischen Sprachgebrauches handelt, sondern um die Tatsache, daß dieser Sprachgebrauch einen Wandel durchgemacht hat, der Erklärung fordert, und der in einem Falle, in der Formel καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος, ganz sicher auf einem Mißverständnis beruht. Um dieser Formel willen hielt Aristarch (zu I 395) die Verse α 344. δ 726. 816 für eingeschoben, weil der echte Homer als Hellas nur das thessalische

kenne, das hier nicht gemeint sein könne. Die Athetese lassen wir nicht mehr gelten, da wir gelernt haben, wie weit sich noch innerhalb der lebendigen Pflege des Epos die Epigonen mit ihrem Bewußtsein von dem ursprünglichen Sinn der Worte entfernen konnten; Aristarchs Beobachtung aber behält ihren Wert. Sie stimmt zu dem, was Thukydides (I 3, 3) lehrte, daß Homer unter »Hellenen« immer nur τοὺς μετ' Ἀχιλλέως ἐκ τῆς Φθιώτιδος verstand. War also, als in der Frühzeit epischer Poesie die Formel καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος geprägt wurde, Ἑλλάς darin die Landschaft von Phthia, so war daneben Ἄργος das thessalische; beide Namen hat der Odyssee-Dichter (auch ο 80) in anderem Sinne verstanden, als in dem sie einst verbunden worden waren: damit ist für Ἄργος ein Fall irrtümlicher Anwendung festgestellt, und zugleich ein sicherer Anhalt gegeben, um die scheinbare Verwirrung des homerischen Sprachgebrauches als Entwicklung zu begreifen. Von den Ausführungen, in denen ich dies versucht habe, sagt Crusius, sie könnten »selbständiges Interesse beanspruchen«, und meint sie damit abgetan zu haben (S. 753). Er mochte sie berichtigen oder widerlegen, oder anerkennen. Da er nichts von dem allen tut und doch über das Ergebnis urteilt, so muß wohl die Selbständigkeit seines eignen Interesses nicht sehr groß gewesen sein.

Dies zeigt sich besonders deutlich zum Schluß, wo er mir vorwirft, ich hätte »die zahlreichen Stellen, in denen Agamemnon König von Mykene heißt, als 'sekundär' beiseite geschoben« (S. 757). Sechs Stellen in der Ilias sind es, für deren Erklärung ich jetzt auf S. 231 dieses Buches verweisen darf. Sie gehören sämtlich den jüngeren Schichten des Epos an, auch Λ 45, der Schlußvers einer Szene, die durch den ausführlich beschriebenen Panzer Agamemnons und durch ionische Sprachformen deutlich charakterisiert ist (vgl. Reichel, Hom. Waff.[2] 75 f.; Robert, Stud. z. Il. 43. 162; Bechtel, Vokalkontraktion 118. 203 f.); τιμῶσαι βασιλῆα πολυχρύσοιο Μυκήνης, lautet ja der Vers selber. Crusius meint wohl, ein Stück edler Poesie werde dadurch herabgewürdigt, daß man es einer relativ späten — und damit doch auch reiferen — Periode der epischen Kunst zuweist; und solches Schicksal von denjenigen Liedern abzuwehren, welche *principibus placuere viris*, erscheint ihm wie eine Pflicht aller Gutgesinnten. Er operiert wieder mit Autoritäten statt mit Gründen, wenn er sagt: »Das Hauptzeugnis (Λ 45) bietet die Aristeia Agamemnons, »die den Faden von Λ wieder aufnimmt (V. 319) und von trefflichen »Kennern als kernhaftes, hochaltertümliches Stück eingeschätzt wird — »*divinum carmen* nennt sie Gottfried Hermann —: aber das scheint Cauer »nicht irre zu machen.« — In der Tat, das macht mich nicht irre.

In keinem der besprochenen Punkte hat Otto Crusius sich die Mühe enommen, auch nur seine eigne Ansicht klar durchzudenken, geschweige denn die, welche er bekämpfte, zu verstehen. So ist der sachliche Teil seiner Polemik völlig verunglückt. Daß meine Ansicht der ergänzenden, auch berichtigenden Weiterbildung bedarf, glaube ich gern; bloße Negation bleibt immer unfruchtbar.

Zu S. 227. Nach den Darlegungen von Staehlin (in dem zu S. 196 f.) erwähnten Programm, S. 24 f.) kann kein Zweifel sein, daß Z 457 die beiden Quellen in der Nähe von Pharsalos gemeint waren, also auch hier ein Zeugnis für die thessalische Herkunft der Andromache vorliegt.

Zu S. 274 f. Eine Parallele zu Noacks Auffassung der Verse Ω 650 ff. scheinen die Worte zu bieten, in denen Elektra bei Euripides (55—59) erklärt, weshalb sie, ohne eigentlich dazu genötigt zu sein, den Wasserkrug selber trage. Daß sie, als Königstochter, von Dienerinnen begleitet ist, zeigt V. 140; das war, wie Bethe (Proleg. zur Gesch. des Theaters [1896] S. 336) erkannt hat, ein konventioneller Zug, den der Dichter nicht aufgeben mochte. Aber er empfand den Widerspruch zwischen solchem Auftreten iund dem niedrigen Dienste, den die Jungfrau leisten muß, und suchte deshalb durch besondre Gründe, die er sie aussprechen läßt, der Verwunderung des Zuschauers vorzubeugen. Auch diesen Beitrag verdanke ich Radermacher, zugleich mit der Erlaubnis, vor seiner eignen Veröffentlichung (in der Einleitung zum Ödipus Koloneus S. 15 f.) hier davon Gebrauch zu machen.

Zu S. 326 Z. 18 ff. Auf eine Parallele zu dem Schlauche des Äolos, aus der sich vielleicht ein Fingerzeig für die Deutung ergeben könnte, weist Heinzel hin in seinem Aufsatz »Mißverständnisse bei Homer«, Kl. Schr. 182.

Zu S. 504 f. Über das Ethos in dem Verhalten des Peliden in I urteilt wesentlich anders Rud. Hirzel (Themis, Dike und Verwandtes [1907] S. 237 f.), der Achill mit Thersites zusammenstellt. In beiden sieht er, weil sie »die Ungleichheit nicht ertragen, die sie Agamemnon fühlen läßt, »die Vorboten einer Zeit, die nicht bloß tatsächlich die Unterschiede der »Menschen ausglich, sondern auch die Gleichheit aller mehr und mehr »zu einem anerkannten Recht zu erheben suchte«.

Abkürzungen.

Beloch GrG. = Griechische Geschichte. Erster Band, 1893.

BphW. = Berliner philologische Wochenschrift.

BPt. = Bulletin de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg.

Busolt GrG. I^2 = Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia. Band I: bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. 2. Aufl. 1893.

Bzb. Btr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausg. von Dr. Adalbert Bezzenberger. Göttingen 1876 ff.

Cobet MCr. = Miscellanea critica. Lugduni Batavorum 1876.

Fick Il. = Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick. Göttingen 1886.

Fick Od. = Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick. Göttingen 1883.

GDI. = Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften. Herausgegeben von H. Collitz und F. Bechtel. 1884 ff.

Helbig HED. = Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Archäologische Untersuchungen. 1884. Zweite Auflage, 1887.

IF. = Indogermanische Forschungen, hrsg. von Brugmann und Streitberg

JbA. = Jahresbericht über die Fortschritte der Altertumswissenschaft, begründet von Bursian, hrsg. von W. Kroll.

Kirchhoff Od.^{2} = Die homerische Odyssee, von A. Kirchhoff. Zweite, umgearbeitete Auflage von »Die homerische Odyssee und ihre Entstehung« und »Die Composition der Odyssee«. 1879.

KZ. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, begründet von Adalbert Kuhn.

La Roche HTk. = Die homerische Textkritik im Altertum. 1866.

La Roche HU. = Homerische Untersuchungen. 1869.

Lehrs Ar.^{2} = De Aristarchi studiis Homericis, Editio secunda, 1865. (Tertia 1882.)

Ludwich AHT. = Aristarchs homerische Textkritik nach den Fragmenten des Didymos dargestellt und beurteilt von Arthur Ludwich. Erster Teil, Leipzig 1884. — Zweiter Teil, 1885.

Ed. Meyer GA. = Geschichte des Altertums. Erster Band, 1884. — Zweiter Band, 1893.

Niese EHP. = Die Entwicklung der Homerischen Poesie. 1882.

NJb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik.

Schulze Qe. = Quaestiones epicae. Scripsit Guilelmus Schulze. 1892.

Wilamowitz HU. = Homerische Untersuchungen. 1884.

WklPh. = Wochenschrift für klassische Philologie.

Register.

I.

II.

III.



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig